Amerika's Kinder der Hölle

und

die finsteren Geister Europa's,

oder

Kampf um Menschenrechte.

Illustrirter historischer Roman der Neuzeit

von

Retcliffe III.

Dritter Theil.

Berlin.
Im Selbstverlage des Herausgebers Friedrich Scherl.

Inhalts-Verzeichniß.

Dritter Theil.

Dritter Theil.

I.

Blut um Blut.

Ein gewaltiges Bild rollt sich vor unseren Augen auf. Wir stehen an der Mississippi-Mündung.

Vor uns liegt die starke Festung Vicksburg, das Gibraltar des Mississippi mit seinen wohl verwahrten Mauern. Weit dehnt sich das riesige Stromgebiet auf einer Strecke von 300 Meilen aus. Mit der Einnahme von New-Orleans von Seiten der Nord-Amerikaner war der Mississippi noch nicht vollständig frei geworden. Vicksburg bildete gewissermaßen den Schlüssel zu dem großen Stromgebiete und war deshalb auf's Aeußerste von den Conföderirten befestigt worden. Von den achtzig Fuß hohen Hügeln der Wasserseite, drohten Achtung gebietende Batterien den Untergang. Auf der Landseite war der Platz in einem Umkreise von acht englischen Meilen mit Vertheidigungswerken aller Art umgeben; dazu der natürliche Schutz ausgebreiteter Sümpfe und anderer Vortheile des Terrains, welche die Conföderirten berechtigten, Vicksburg, ein Gibraltar des Mississippi zu nennen. Einen gleich Achtung gebietenden Vertheidigungszustand bot das weiter stromabwärts liegende Port Hudson dar. Es war in der That ein gewaltiges Stückchen Arbeit, eine Flotte zwischen zwei solchen Verderben drohenden Plätzen durchzubringen und damit dem Feinde die Verbindung abzuschneiden.

Nachdem General Sherman bereits vergebliche Versuche zur Einnahme von Vicksburg unternommen hatte, setzte sich die Expedition

unter General Grant in Bewegung. Beide Generale operirten jetzt gemeinschaftlich zu Lande. Oberhalb Vicksburg führte Commodore Porter seine Schiffe, unterhalb Port Hudson Admiral David Ferragut seine Escadre heran. Erst durch Vereinigung aller dieser Kräfte hatte man Aussicht, das „Gibraltar des Mississippi" zu Falle zu bringen. Der löwenmuthige Ferragut unternahm es, die Verbindung zwischen Vicksburg und Port Hudson zu brechen. Eine furchtbare Kanonade begann, mehrere Schiffe wurden in den Grund gebohrt, aber die Durchfahrt wurde erzwungen.

Am 19. Mai 1862 versuchte General Grant den ersten Sturm gegen die drei Linien, welche die Stadt von der Südseite vertheidigten. Er wurde aber zurückgeschlagen. Unter einem furchtbaren Hagel von Kartätschen, Bombensplittern und Gewehrsalven ging es einen zerklüfteten Hügel hinab und eine dann steile Anhöhe hinauf, die fast mit undurchdringlichen Verhauen bedeckt, und von zehn starken Batterien bestrichen war. Oben befand sich ein breiter Graben. Dann ein Verhau, dessen Doppelschießscharten unablässig Verderben herabsandten; auf den Höhen jenseits ein festes Fort mit zahlreichen Batterien, die wieder den Graben bestrichen — hier war jede Tapferkeit vergeblich. General Grant zog sich mit einem Verluste von 2500 Mann zurück. In gleicher Weise wurde ein Sturm der Truppen des Generals Bank auf Port Hudson zurückgewiesen.

Zwei Tage waren nach dem Sturme auf Vicksburg verflossen, als sich gegen Mittag die Thür des Militairlazareths in Brashear, eine mit reichen Depots versehene Stadt auf dem rechten Ufer des Mississippi, öffnete und eine, wahrscheinlich durch starken Blutverlust schrecklich aussehende Gestalt heraustrat.

Es war ein junger Mann mit harten Zügen und von kräftiger, untersetzter Figur. Das braune Haar bedeckte eine blaue Tuchmütze, wie sie die Unteroffiziere der unionistischen Artillerie trugen, und unter dem von Regen und Märschen fadenscheinig gewordenen Mantel, in dem viele Brandmale die verschiedenen Kämpfe verriethen, die er durchgemacht hatte, hing ein Reitersäbel hervor.

Knarrend fiel die Todespforte wieder in ihre Angeln, und allein stand der Soldat in der menschenleeren Straße, in welche die Mittagssonne herabbrannte. Die Glockenthürme verkündeten in lauten Schlägen die Mittagsstunde. Da zog die abgezehrte Hand des rauhen Kriegers die Mütze vom Haupte, und das matte, dunkle Auge zum Himmel emporgerichtet, stammelte er im leisen Tone:

„Herr, mein Gott, ich danke Dir!"

So blieb er einige Augenblicke, hingerissen von der Macht der überströmenden Gefühle des Dankes für die so ziemlich erreichte Heilung eines Streifschusses am Kopfe, mit nach oben gerichtetem Blicke und entblößtem Haupte stehen.

Zu heiß aber fielen die Sonnenstrahlen herab, und erweckten den Krieger aus seinen Betrachtungen. Er bedeckte wieder sein Haupt und schickte sich an, längs der Gartenmauer, welche die eine Seite der Straße bildete, weiter zu gehen. Doch nach wenigen Schritten schon versagten die abgespannten Sehnen ihre Dienste, und kaum erhielt er sich noch auf den Beinen, ohne zusammenzusinken.

„O, mein Gott!" flüsterte er mit bebender Lippe, indem er sich erschöpft an die Mauer lehnte, „es geht noch nicht, ich bin zu schwach."

Nach wenigen Minuten der Erholung, löste er den Säbel von der Koppel, um sich seiner als Stütze zu bedienen. So mit der einen Hand sich an die Mauer haltend, während die andere ihn mit dem Säbel unterstützte, half sich der Arme, so gut es ging, langsam weiter. Mit unsäglicher Mühe und allen Anstrengungen, und nachdem er schon allmälig die wenige Kraft seines entnervten Körpers schwinden fühlte, gelang es ihm, das erste Haus der breiten Hauptstraße zu erreichen, doch hier angelangt, vermochte er nicht mehr weiter zu gehen Die Kräfte verließen ihn, es flimmerte ihm vor den Augen, Alles drehte sich im Kreise herum. Der Boden schwand unter seinen Füßen, die Kniee wankten, und im Sinken begriffen, klammerte er sich, gleich wie der Ertrinkende an einem Rettungsseile, an den Griff des Glockenzuges, der an der Thür des Hauses herabhing. Noch hörte er im Innern des Gebäudes den hellen Ton einer Glocke erschallen — dann brach er bewußtlos zusammen.

Das Hausthor öffnete sich wenige Sekunden darauf, und ein ältlicher Mann in einem einfachen Hauskleide trat heraus, der, als er den auf der Erde liegenden Soldaten erblickte, erschrocken zurückprallte.

„Sams! Sams! schnell herbei!" rief er einem im Hofe beschäftigten Neger zu, und begab sich dann zu dem Ohnmächtigen, um ihn aufzurichten.

In dem Gesicht des Mannes sprach sich tiefer Schmerz und unbeschreiblicher Kummer aus, als er unter dem Mantel die Uniform eines Artilleristen erblickte. Eine Thräne trat in sein Auge, und tief aufseufzend, sagte er leise vor sich.

„Diese Montur trug mein Sohn — mein lieber Eugen!"

Inzwischen war der Neger auf den Ruf seines Gebieters herbei-

geeilt. Der Leidende wurde sanft aufgerichtet, und mit sorgfältiger Behutsamkeit in das Haus getragen.

Ein Militärarzt wurde herbeigeschafft, der den Bewußtlosen bald wieder zu sich brachte.

Als dieser die Augen aufschlug, blickte er verwundert um sich und versuchte einige Worte zu sprechen.

„Seien Sie ruhig, mein Freund!" sagte im freundlichen Tone der Arzt, „Sie müssen sich jeder Aufregung enthalten. Es wird uns gelingen, Ihnen die fehlenden Kräfte bald wieder zu geben, und dann können Sie diesem Herrn Ihren Dank aussprechen."

Mit diesen Worten zeigte er auf den lächelnden Samariter, der hinzugetreten war, um die Hände des Verwundeten theilnahmvoll zu drücken.

In diesem Augenblicke begann der Körper des Soldaten zu zittern, Todtenblässe überzog sein Gesicht, und von einer neuen Ohnmacht übermannt, sank er in die Kissen zurück.

Nach zwei Tagen hatte sich der Fieberanfall gehoben. In dem Zimmer des Kranken herrschte trauliche Stille. Er war so eben aus einem erquickenden Schlafe erwacht, der sein Gehirn von den fieberhaften Paroxismen gänzlich befreit hatte. Die heitere Morgensonne lächelte durch die Falten der Gardinen herein — ruhig war noch die Straße, nur dann und wann zogen Militärcolonnen vorüber und unterbrachen die feierliche Ruhe der frühen Morgenstunde.

Der Erwachte richtete sich hastig auf und warf fragende Blicke um sich. — Die Hände zusammenfaltend, überließ er sich dem Nachdenken, und versuchte herauszugrübeln, wie er an diesen freundlichen Aufenthaltsort, der auf so unendlich wohlthuende Weise von den düstern Gemächern des Lazareths verschieden war, gekommen sei. — Doch seine Erinnerungen reichten nur bis zu dem Augenblicke, als er erschöpft durch den Gang aus dem Lazareth, an der Thür eines fremden Hauses, ohnmächtig zusammengesunken war. Der Ton einer Glocke war das Letzte, was durch die Fibern seines Gedächtnisses zog.

Da öffnete sich plötzlich leise die Thür und das einnehmende Gesicht des Hausherrn schaute vorsichtig hinein. Als er den Kranken wachend fand, trat er gänzlich in das Gemach, und schritt mit einem so freundlichen Ausdrucke in dem gutmüthigen Gesicht auf das Lager zu, daß der junge Krieger unwillkürlich die Arme ausstreckte, und mit dem Ausrufe: „Ach, mein Herr, wie vermag ich Ihnen für Ihre Güte zu danken!" dem Nähernden sich entgegen neigte.

Doch dieser hob väterlich verweisend den Zeigefinger empor und rief lächelnd:

„Ruhig — ruhig, mein junger Freund! Nicht so viel gesprochen!“

Und als er wahrnahm, daß der Leidende die Absicht hatte, das Lager zu verlassen, fügte er eindringlich hinzu:

„O, bleiben Sie nur noch im Bett, Ihre Kräfte sind auf das Aeußerste erschöpft, Sie bedürfen noch der Ruhe und Pflege. Ich werde mich zu Ihnen setzen, und während Sie eine Tasse kräftigen Thee's trinken, Ihnen mittheilen, an welchem Orte Sie sich befinden; denn ich glaube zu errathen, daß dies der Gegenstand Ihres Sinnens bei meinem Eintreten war.“

Er rief hierauf den Neger, befahl Thee und einige weiche Eier zu bringen, rückte dann einen Stuhl an das Krankenlager, und indem er seine Augen mit Theilnahme auf das blasse Antlitz des Verwundeten richtete, begann er seine Mittheilungen, ohne den tiefen Kummer verbergen zu können, der ihm bei seinen Worten im Herzen brannte.

„Wenn Sie,“ sagte er, „vor etwa vier Wochen in mein Haus gekommen wären, so würden Sie statt des traurigen Alten, der jetzt zu Ihnen spricht, einen glücklichen Vater gefunden haben, der sich seiner Tage und seiner Kinder erfreute, und dem Schöpfer mit bewegtem Herzen dankte, der ihn so alt werden ließ. Doch des Allmächtigen Wille hat mich meines Sohnes — meiner Hoffnungen, auf eine entsetzliche Art beraubt.“

Der Alte schwieg einige Augenblicke, da ihn der Schmerz zu übermannen drohte, sammelte sich aber bald wieder und fuhr dann im klagenden Tone fort:

„Es sind nun bereits sieben Jahre verflossen, als der Kaufherr Jerôme Dufrois aus Frankreich, dessen Name sich in der Handelswelt eines geachteten Rufes erfreut, und den Sie in meiner Person vor sich sehen, von Toulon, wo er mit seiner Tochter Victorine und seinem Sohne Eugen gelebt, hierher nach Brashear übersiedelte. Sehr wichtige und vortheilhafte Beweggründe bewogen mich zu diesem Schritte, zu dem ich mich um so leichter entschließen konnte, als ich in meinem Haushalte allein war, denn die gute Mutter meiner Kinder ruht schon seit sieben Jahren im Grabe.“

Bei dem Namen Dufrois hatte der Kranke einer leichten Bewegung der Ueberraschung sich nicht erwehren können, die dem trostlosen Vater in seinem Schmerze entgangen war.

„Eugen Dufrois war Ihr Sohn?“ fragte der junge Krieger endlich in einem verwunderten Tone.

„Ja, mein junger Freund," versetzte der alte Kaufherr, „so hieß die Hoffnung und der Stolz meines Alters.

„O, sagen Sie mir, Herr Dufrois," fuhr der Kranke freudig fort, „stand Ihr Sohn etwa bei dem 18. Corps und gehörte seine Batterie zu der Brigade Butler?"

„Ja wohl, mein lieber Freund!" antwortete der Alte, indem er schwer aufseufzte. „Sein feuriger, unruhiger Geist und die Verhältnisse seines neuen Vaterlandes veranlaßten ihn, in die Reihen der tapfern Streiter des Sternenbanners zu treten. Vermöge seiner Kenntnisse wurde er sogleich als Unteroffizier in einer der damals vor Fredricksburg in Aktivität stehenden Batterien eingestellt. — Doch, wie soll ich Ihre Frage deuten? — Kannten Sie meinen Sohn vielleicht?"

„Gewiß, kannte ich ihn," antwortete der Verwundete herzlich, „außer ihm habe ich nur noch einen bewährten Freund. — Vor etwa vierzehn Tagen wurde ich bei der Einnahme von New-Orleans, wo ich mit Eugen zum letzten Male beisammen war, durch einen Bombensplitter am Kopfe schwer verwundet. Man brachte die Kranken hier in's Feldlazareth, und seit dieser Zeit habe ich nichts mehr von Eugen gehört. Wie geht es ihm? — Steht er mit vor Vicksburg?"

Der alte Dufrois war bewegt aufgestanden und zum Fenster getreten, wo er sich mit den Gardinen etwas zu schaffen machte, und vergebens den Schmerz zu unterdrücken suchte, der ihm bei den Worten des Artilleristen, welcher ihm verwundert mit den Blicken folgte, brennend in die Augen stieg. Der junge Soldat hatte wahrscheinlich die Mittheilungen des Alten nicht ganz begriffen.

Gewaltsam faßte sich endlich Dufrois, trat dann beinahe schwankend wieder an das Krankenlager seines Gastes und sagte mit zitternder Stimme:

„Haben Sie von der furchtbaren Katastrophe gehört, welche sich auf der Eisenbahn, welche von Madison nach Memphis führt, und den Mississippi mittelst einer sogenannten Drehbrücke überschreitet, in grausenerregender Weise ereignet hat?"

„Ja wohl! — Doch um Gotteswillen, was wollen Sie damit sagen?" rief der Kranke erregt.

„Nach jenem Treffen bei New-Orleans, welches Sie bereits erwähnten, wurde Eugen in eine andere Batterie als Offizier versetzt. Er kam zu der Cumberlands-Armee, welche mit der Einnahme von Chattanooga betraut war.

In der Nacht vom zweiten zum dritten April sollten die Verstärkungen, welche General Grant erwartete, den Mississippi bei Ma-

dison überschreiten. Die Eisenbahnbrücke hat nun in der Mitte des Stromes eine Abtheilung, die zur Durchlassung der Schiffe geöffnet wird. In dem Augenblicke nun, als ein riesiger Dampfer unter der Brücke durchpassirte, kam der Zug, worauf sich die Verstärkung für General Grant befand — unter dieser Eugen — in rasender Schnelligkeit dahergebraust. Die Nacht war dunkel, kalt und regnerig. Der Zugführer hatte entweder das Signal übersehen, oder es war keines gegeben worden, man wird diesen räthselhaften Punkt niemals aufklären können, jedenfalls hat der Feind seine verruchte Hand bei dem herzzerreißenden Unglücke mit im grausigen Spiele gehabt."

Bei diesen Worten des trostlosen Vaters wurde die Stimme noch tiefer als bisher, so daß es klang, als ob das Herz mit seinen innersten Pulsschlägen spräche.

„Die Lokomotive stürzte mit allen nachfolgenden Waggons, mit Geschützen, Pferden und Menschen beladen, auf das Hintertheil des Kriegsdampfers," fuhr er nach einer kleinen Weile mit dumpfer Stimme fort. „Das Vordertheil stand plötzlich senkrecht — die Dampfkessel zersprangen — ein furchtbarer Knall — ein tausendfaches herzzerreißendes Geschrei ertönte durch die Nacht — die Wasser thürmten sich hoch auf in weißem Schaume — und als sie wieder sanken, da hatten sie Alles in die schauerliche Tiefe des wilden Stromes für immer begraben. Zehntausend muthige Söhne des Sternenbanners fanden in den blauen Fluthen des Mississippi ihr feuchtes Grab. — Eugen ruht auf kaltem Meeresgrunde, er war einer der Unglücklichen, die im Augenblicke des Sturzes sich in einem der Waggons befanden."

„O, mein Gott, mein Gott!" stöhnte der jugendliche Krieger, „Deine Vaterhand trifft mich hart! So habe ich denn Alles verloren, was mir das Leben werth machte! — Keinen Freund, keine Seele mehr, die sich meiner zu Zeiten erinnert! — Und doch," flüsterte er mit weichem Blicke, „habe ich nicht noch eine Schwester, die meine ganze Liebe fordert?"

Ermattet von dem vielen Sprechen, und ergriffen von dem furchtbaren Tod seines herzinnigen Freundes, sank er stöhnend in die Kissen zurück.

Der arme Vater bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, und tief auf die Brust herab neigte sich sein graues Haupt unter dem Drucke seiner wehmuthsvollen Erinnerung.

Lautloses Schweigen herrschte in dem Gemache. Auf dem Boden spielte ein Sonnenstrahl über das Bild des schönen Teppichs hin, das

einen Schwan vorstellte, wie er sich in aufopfernder Liebe für seine Jungen die eigene Brust aufritzt.

Einige Minuten blieb es still, dann aber entriß sich der Alte den schwarzen Banden, welche die Erinnerung um sein Herz geschlagen.

„Sammeln Sie sich, mein junger Freund!“ rief er im herzlichen Tone. „Unerklärlich sind oft die Absichten des Ewigen! — Wir Alle wandeln diejenige Bahn, die uns der eherne Finger des Schicksals anweist, ohne zu wissen, wann es dem Herrn gefallen wird, unserm irdischen Dasein ein Ende zu machen. — Doch weshalb murre, weshalb klage ich,“ fügte er mit ergebenen Blicken sanft hinzu, „noch ist mir ein liebes, herziges Kind geblieben, die nun mein ganzes Sein und Denken ausmachen soll. Vor einigen Wochen ist Victorine nach New-Orleans gereist, wo die Schwester ihrer Mutter, eine liebenswürdige Matrone, lebt, die in ihrem Alter, und bei den unruhigen Zeiten, gern Jemanden um sich haben will, von dessen treuer Ergebenheit sie überzeugt sein kann, und der gern mit ihr von dem geliebten Frankreich und der zu früh verstorbenen Schwester spricht. — Doch,“ unterbrach er sich plötzlich, „Sie scheinen mir auch kein Sohn dieses Landes zu sein, wo der Bruderkrieg nun schon so lange in blutigen Zügen spielt, und wo der Mensch in seinem Grimme ärger hauset, als die gefährlichste Bestie des Urwaldes. Was trieb Sie, junger Mann, von der Scholle Ihrer Geburt? — Theilen Sie mir Einiges aus Ihrer Vergangenheit mit; denn obgleich Eugen in seinen Briefen an mich öfters eines treuen, liebgewonnenen Freundes, den er in seiner Abtheilung zu finden so glücklich war, erwähnte, so hat er mir doch niemals den Namen genannt, oder etwas Näheres über ihn mitgetheilt. Ich möchte wohl erfahren, wen ich in meinem Hause aufgenommen habe, wenn auch Ihre Uniform genügt, mein bisheriges Verfahren zur heiligsten Pflicht zu machen, denn Amerika bot mir eine neue Heimath, die mit dem Blute meines Kindes besiegelt wurde.“

„Ach,“ antwortete auf diese Aufforderung der Verwundete, der sich nur langsam von dem Eindrucke erholte, den die Mittheilung über die entsetzliche Todesart seines Freundes auf ihn gemacht hatte, „meine Vergangenheit ist trübe und nicht für jede Menschenbrust geeignet. Düstere Bilder des Leichtsinns, des Jammers und des Elendes zogen an meiner Seele vorüber. — Ich bin ein aus dem Vaterhause Verstoßener! Gebrandmarkt von dem eigenen Vater — dessen Namen ich nicht mehr führe,“ sagte der Kranke tonlos. „Man nennt mich in der Brigade schlechtweg Bloom!“

„Und wollen Sie mir nicht Ihren wahren Namen nennen?“ ver-

setzte der alte Kaufherr im herzgewinnenden Tone. „Ich kann unmöglich glauben, daß mein Sohn mit einem Verworfenen, wie Sie sich in so harter Weise hinstellen, Freundschaft geschlossen hat. Ihre Züge, Ihr ganzes Wesen zeigen von Offenheit und Herzensgüte, und nur eine falsche Auffassung irgend eines leichtsinnigen Jugendstreiches mag Ihrem Vater zu der ungerechtfertigten Härte gegen Sie Veranlassung gegeben haben. Unter der rauhen Außenseite eines Mannes verbirgt sich gewöhnlich ein weiches, fühlendes Herz. Deshalb fassen Sie Vertrauen zu dem Vater Eugens, der doch, wie Sie selbst sagen, Ihr wahrer Freund war. — Glauben Sie mir, mein junger Freund," fügte der Alte mit zuversichtlicher Stimme hinzu, „Ihr Vater bereut in stiller Stunde gewiß das Geschehene, denn wenn man Etwas verloren hat, da erkennt man gewöhnlich erst den Werth."

„Nun denn, sei es darum!" sagte der Kranke offenbar mit innerem Kampfe, welcher sich auf seinem bleichen Gesicht wiederspiegelte. „Ich will noch einmal den Namen des Mannes in den Mund nehmen, der mich einst Sohn nannte, denn Vertrauen bin ich dem Vater Eugens und meinem hochherzigen Retter schuldig. — Ich bin der Sohn des Commerzienraths Heiduck in Dresden und heiße Conrad Heiduck..."

„Heiduck? — Heiduck? — wie ist mir denn?" erwiderte Dufrois sinnend vor sich hinblickend. „Die Stiefschwester meiner Frau heirathete einen Gildekaufmann Namens Ivanof Heiduck in Moskau."

„So heißt mein Vater mit Vornamen," entgegnete Conrad aufhorchend. „Er war bis vor etwa zehn oder zwölf Jahren in Moskau ansässig, und siedelte von dort, wie so viele reiche und unabhängige Privaten, nach Dresden über. Können Sie mir vielleicht auch den Vornamen und die Geburtsstätte Ihrer Anverwandten angeben?" fügte er forschend hinzu.

„O, Ja!" rief Dufrois lachend. „Sie hieß Adelheid und war, wie meine Frau auf der Insel San Domingo geboren. Wenn ich mich nicht irre, so war Adelheid schon einmal verheirathet und zwar an einen reichen Mulatten auf der Insel Jamaica, welcher nach etwa einer fünfjährigen Ehe aber plötzlich verstarb."

„Das war meine Mutter!" versetzte Conrad düstern Blickes. „Aus ihrer erstern Ehe existirt ein Sohn, Namens Oldar, der um sechs Jahre älter ist, als ich. Meine Mutter, eine lebhafte Kreolin, hatte das Feuer und den raschen Lauf ihres Blutes auf Oldar vererbt. Seine wilden, phantastischen Streiche, gaben häufig Veranlassung zum Unfrieden im Hause, und um diese zu beseitigen, kam er vor etwa fünf-

zehn oder sechszehn Jahren nach London zu einem Anverwandten meines Vaters in die Lehre..."

„Können Sie mir vielleicht den Namen dieses Anverwandten in London nennen?" unterbrach ihn der alte Dufrois plötzlich.

„Nein," antwortete Conrad, „er wurde mir nie genannt."

„Verzeihen Sie meine Unterbrechung. Bitte fahren Sie fort."

„Ich weiß nur noch zu sagen, daß Oldar seinem Prinzipal mit einer bedeutenden Summe Geldes entlief und später wegen eines schweren Verbrechens zur Deportation nach Neu-Süd-Wales verurtheilt wurde. Seit jener Zeit haben wir nichts mehr von ihm erfahren. Die Mutter liebte diesen unbändigen Knaben mehr, als mich und meine Schwester Anna. Sie zog sich das harte Loos ihres Lieblings tief zu Herzen, fing plötzlich an zu kränkeln und starb vor etwa zwölf Jahren an der Schwindsucht. Mein Vater wandte uns nun seine ganze Liebe, aber auch seinen ganzen grenzenlosen Stolz zu, wir wurden fürstlich erzogen und lebten in den Tag hinein, ohne den Werth des Lebens und die Genüsse des Reichthums groß schätzen zu lernen."

Da dem Leser die Lebensgeschichte Conrad's bereits bekannt ist, so wollen wir nur den Schluß dieses Gespräches anführen.

„Ueber ein Jahr führe ich nun schon unter dem Sternenbanner als Unteroffizier ein Geschütz. Ich ließ mich zu der Artillerie aus dem Grunde versetzen, weil ich in dem Reiterregimente, wo ich bisher diente, einen unersetzlichen Freund mit Namen August Graf verloren habe, der in der Schlacht bei Sommerset an meiner Seite fiel," schloß Conrad wehmüthigen Blickes seine Erzählung. „Ich kam zu der Batterie, wo ich Eugen kennen und lieben lernte. — Die Gleichheit unserer Ansichten, noch mehr aber seine Herzensgüte, nahmen mich sehr bald für ihn ein, und ich habe in ihm wenigstens, so weit es möglich war, den Ersatz meines Verlustes gefunden, der mir durch den Tod meines liebsten Freundes vom grausamsten Schicksale zugefügt worden war. Im Felde schlingt die Freundschaft stärkere Banden um die Herzen, und bis zum letztem Athemzuge gehört der Freund dem Freunde mit ganzer Seele an! O, warum vernichtet mit unbarmherziger Hand die Vorsehung alle Herzen, die sich mir in Liebe und Zuneigung nahen!" rief Conrad im bittern Tone. „Sagen Sie selbst, Herr Dufrois," fuhr er nach einer Pause zagend fort. „Ist es nicht der Fluch des Vaters, der das grausige Verhängniß über mein Haupt heraufbeschwört? Bin ich nicht ein..."

Er konnte den Satz nicht vollenden, denn in diesem Augenblicke trat eiligen Schrittes der Arzt ein.

„Nun, mein tapferer Patient!" rief dieser heiter, „Sie befinden sich ja schon recht wohl! — Aber mir scheint, Sie thun des Guten zu viel. — Ihr Puls ist erregt; es wird erforderlich sein, wenn Sie eine Tasse Milch zu sich zu nehmen, und durch einige Stunden ruhigen Schlafes neue Kräfte zu gewinnen suchen. Kommen Sie, Herr Dufrois," sagte er zu dem auf Conrad mit freundlicher und herzlicher Miene blickenden Hausherrn, „lassen wir den Erschöpften allein!"

Dieser nickte zustimmend mit dem Kopfe, reichte dem Kranken noch ein Mal theilnehmend die Hand, und einen väterlich — wohlwollenden Blick auf ihn zurückwerfend, schritt er mit dem Arzte leise aufseufzend aus dem Gemache.

Nicht mehr weiter durch schmerzliche Erinnerungen angeregt, stärkten sich Conrad's gereizte Nerven allmälig.

Ein süßes, wohlthuendes Gefühl — seiner beengten Brust durch Mittheilung Luft gemacht zu haben, seinen Kummer in der fühlenden Seele eines Ehrenmannes zu wissen, der ihn nicht verdammte oder verachtete, waren Momente des höchsten Glückes für den aus dem Vaterhause gejagten Sohn. Langsam ließ er das Haupt zurücksinken — unwillkürlich schlossen sich die matten Augen, und bald war das gleichmäßige Athemholen eines ruhigen Herzens das Einzige, was die heimliche Stille des Gemaches in leisen Zügen unterbrach.

. . . .

. . . .

Wenn man in westlicher Richtung um die mit Plantanen umgürtete Stadt Brashear herumgeht, so gelangt man am äußersten Ende derselben zu einer Bucht des Mississippi, wo in der Nähe eines Felsens eine aus rohen Steinen erbaute, aber fast verfallene Hütte stand. Dieselbe galt allgemein als unbewohnt, obwohl einige Wachtposten vom Gipfel des Felsens, dann und wann zur Nachtzeit Licht in ihr bemerkt haben wollten. Man legte auf die Meldungen der Posten wenig Werth, denn niemals sah man Jemand aus- noch eingehen.

Die Nacht des sechsten Mai 1862 war hereingebrochen. Schweigen lag über der Stadt, und die Nacht war nur schwach erhellt von dem ungewissen Lichte, das die Myriaden funkelnder Sterne auf die Erde herabsandten.

Auf dem Thurme der Citadelle schlug es so eben die zwölfte Stunde, als aus der Dunkelheit, dicht an der Hütte, ein Mann auftauchte, der unter seinem Mantel, den er trug, einen Schlüssel hervorzog und die Thür vorsichtig öffnete.

Nachdem er eingetreten, schloß er die Thür wieder, machte einige

Schritte vorwärts, wandte sich dann links, und sich bückend, hob er etwas vom Boden auf, womit er das nach der Citadelle liegende Fenster verdeckte. Ein zweites Fenster lag nach der Wasserseite zu, und gewährte bei strahlendem Tageslichte einen überraschenden Anblick der stolzen Fluthen des Mississippi.

Nicht lange herrschte mehr die dichte Finsterniß in dem Raume, denn der Mann zog eine kleine Laterne mit Scheiben von rothem Glas hervor, die er anzündete und sodann auf die Brüstung jenes unverhüllten Fensters stellte.

Das umherfallende röthliche Licht beleuchtete nun die Gegenstände, die sich in diesem unheimlichen Aufenthaltsorte befanden. Die Mitte nahm ein schlechter Tisch ein, und daneben standen zwei rohgearbeitete Schemel. In einer Ecke lag eine Schicht Reisstroh und darüber ausgebreitet eine wollene Decke.

Der eingetretene Mann war ein Neger, von hoher robuster Gestalt, mit schwarzwolligem Haar auf dem dicken Schädel. Die Züge des breiten Gesichtes sprachen Rohheit und Gewinnsucht aus, und das dunkle schwarze Auge rollte unstät unter den zuckenden Augenlidern. Er trug die gewöhnliche Kleidung der freien Neger.

Er hatte den Mantel abgelegt und stand nun in einem braunen Kittel da, der ihm etwas über die Hüfte reichte, und in kurzen Beinkleidern von derselben Farbe. An den Füßen trug er mit Riemen befestigte Schuhe.

Nachdem er schweigend, mit auf den Rücken gekreuzten Armen einige Male um den Tisch herumgegangen, warf er sich auf das Lager hin, faltete die Hände über dem Kopfe zusammen und starrte an die Decke der elenden Hütte.

„Es ist doch schon zwölf Uhr vorüber, und er ist noch nicht da," murmelte der Neger endlich mürrisch vor sich hin. „Wie oft werde ich wohl noch in diesem Hundeloche auf ihn warten müssen? — Nun, was thut's," fügte er grinsend hinzu, „er bezahlt meine Dienste gut, und da muß ich schon ein Auge zudrücken. — Ja, wenn das nicht wäre!" und dabei griff er mit einem unheimlichen Lachen an den Ledergurt, den er unter den Kleidern auf dem Leibe trug, „da könnte sich dieser verdammte Mulatte einen Andern suchen. Doch der Lohn ist gut und die Arbeit leicht. Beim Vater im Himmel! — wie der Kerl nur meine Hütte mag aufgefunden haben?"

Vor einiger Zeit, als der Neger sein Tagewerk beendet und eben in seine Hütte treten wollte, klopfte ihn Jemand von hinten auf die Schulter. Erschrocken wandte er sich um und blickte in die, wie zwei

glühende Kohlen ihn anstarrenden Augen eines Unbekannten, welcher ihm winkte weiter zu gehen. Der Neger, durch das seltsame Wesen des Fremden eingeschüchtert, trat in ein ärmliches Gemach, wo ihn sein Weib, eine noch jugendliche Negerin mit dem Abendessen zu erwarten schien, denn die zehnte Stunde war bereits vorüber und die Straßen von Brashear menschenleer.

„Willst Du Geld — viel Geld verdienen, Sams?" fragte der Fremde, mit durchbohrendem Blick den Diener des Handelsherrn Dufrois betrachtend.

Geld war nun aber die schwache Seite des Negers, sein Gesicht verzog sich zu einem teuflischen Grinsen und er antwortete im kurzen Tone:

„Dumme Frage! Sams will immer verdienen — viel Geld verdienen, Sir! Aber wodurch kann ich das verdienen?" fügte er hastig fragend hinzu.

„Gieb genau Acht," versetzte der Fremde im flüsternden Tone, „was im Hause Deines Herrn geschieht, und suche so bald als möglich zu erfahren, wo sich Victorine, die Tochter Deines Gebieters aufhält. Ich erwarte Deine Nachrichten in der alten verfallenen Hütte, zunächst der Bucht. Ein Zeichen mit dieser Laterne genügt, ich werde nicht fern sein. Dies die Hälfte Deines Lohnes."

Mit diesen Worten überreichte der Unbekannte dem Neger eine ansehnliche Summe in Banknoten, einige Schlüssel, und die bereits erwähnte Laterne, worauf er das Gemach verließ.

„Wie lange soll ich hier denn noch in diesem Loche liegen?" murmelte der Neger wieder. „Gestern und vorgestern habe ich schon umsonst das Zeichen gegeben, wenn er heute nicht kommt, dann . . . Horch! Was war das?" unterbrach er sich plötzlich, indem er von dem Lager aufsprang. „Einmal! — Zweimal! — Dreimal! — Das ist er!"

Ein langgezogener Ruf, welcher wie das heisere Geschrei eines Wasservogels klang, ließ sich in drei verschiedenen Tempos durch die Stille der Nacht hören. Bald darauf trat eine verhüllte Gestalt in die Hütte. Der Neger nahm die Laterne vom Fenster, stellte sie auf den Tisch, und während er grinsend seine wollene Mütze zog, sagte er im vertraulichen Tone:

„Guten Abend, Sir!"

„Doch dieser schien ihn nicht zu hören. Mit schnellen Schritten ging er, oft Athem holend, in dem matterleuchteten Raume auf und ab. Es war, als ob er sich nicht entschließen könne, eine Frage an

den Neger zu richten, der mit spähenden Blicken jeder seiner Bewegungen folgte. Plötzlich blieb er vor Sams stehen, warf sein dunkles Auge forschend auf ihn und stieß in hastiger Weise die Worte heraus.

„Wo ist Dein junger Gebieter, Eugen Dufrois?"

„Wenn Ihr die zerschmetterten Glieder auf dem Meeresgrunde bei Madison suchen wollt, Sir, dort werdet Ihr sie wohl in Gesellschaft von unzähligen Würmern und Meeresungethümen finden. Das furchtbare Unglück auf der Eisenbahnstrecke von Madison nach Memphis wird Euch wohl nicht unbekannt sein, Sir?"

„Es ist mir bekannt," versetzte der Fremde dumpf. „Setze Dich, Sams," fügte er gleich darauf heiter hinzu, „und erzähle mir, wie der alte Dufrois die Nachricht aufnahm, als er erfuhr, daß sein Liebling auf dem Grunde des Mississippi sein Grab gefunden.

„Wie soll ich Euch das beschreiben, Sir? erwiderte der Neger rohauflachend. „Haltet Euren Kopf her, ich werde Euch ein Auge ausreißen, und Euch dann später erzählen, wie Ihr vor Freude gejubelt habt. Ich war gerade im Zimmer mit dem Reinigen der Fenster beschäftigt, als die Nachricht sich zunächst auf den Straßen verbreitete. Alles lief zusammen, um die schauerliche Geschichte genau zu erfahren. Auch Herr Dufrois stürzte aus dem Hause.

„Was ist geschehen?" fragte er einen vorübereilenden Offizier von der Citadelle.

Der Zug auf der Eisenbahn von Madison nach Memphis ist an der Drehbrücke mit sämmtlichen Waggons in den Mississippi auf einen Kriegsdampfer gestürzt. Ueber zehntausend Soldaten sind verunglückt!" antwortete der Offizier mit bleichem Gesicht und eilte weiter.

„Gott im Himmel! mein Sohn!" schrie der Alte und stürzte bewußtlos zu Boden.

„Ich rief Morley, den Hausdiener herbei, wir faßten den Herrn kräftig an und trugen ihn in's Haus. — Da ich mich um die Familienangelegenheiten meines Gebieters niemals bekümmerte, so verstand ich eigentlich die ganze Sache nicht. Morley erklärte mir aber die ganze Geschichte. — Als wir nun aber die Bestätigung erhielten, daß der junge Herr Eugen Dufrois mit unter den Verunglückten sei, da wollte der Jammer des Alten kein Ende nehmen. Mir selbst stand das Herzblut still, und mein Hals wurde so enge, als würde ich erdrosselt. — Aber habt Ihr kein Herz im Leibe, Sir, daß Ihr zu dieser Unglücksgeschichte so entsetzlich lachen könnt?"

Mit gräßlicher Bosheit hatte der Fremde, in welchem wir Oldar

den Mulatten erkennen, bei der zwar rohen aber herzlichen Schilderung des Negers laut aufgelacht.

„Greife auf Deinen Ledergürtel, Sams, und frage nicht nach Sachen, die Dich nicht kümmern!" sagte der Mulatte in einem herrischen Tone. „Was geschah nun weiter?"

„Weiter geschah nichts," versetzte der Neger mürrisch. „Der Alte erholte sich wieder, und als er die Gewißheit von dem furchtbaren Tode seines Sohnes erhielt, wurde er ruhig und sprach nicht mehr von dem Unglücke. Aber man sieht's ihm an, daß ihm der schwarze Wurm am blutenden Herzen nagt. Ich beklage den armen, trostlosen Vater, der . . ."

„Und wo ist Victorine?" unterbrach ihn Oldar kalt.

„Die ist bald darauf nach New-Orleans gekommen. Dort ist sie jetzt noch bei einer alten Tante."

Nach dieser kurzen Antwort herrschte lautlose Stille in dem unwohnlichen Raume. Man hörte nur zeitweise das Knistern des Lichtes, das düster in der Laterne brannte. Ein rother Schein fiel auf die Gesichter der beiden Männer. Das eine braungelb und verstört, war nachdenkend auf die Brust herabgesunken. Auf der andern Seite des Tisches beugte Sams auf seinem Schemel etwas zurück, um aus dem Beleuchtungskreise der Laterne zu kommen und so besser das Gesicht Oldar's betrachten zu können. Der entsetzliche Mulatte, der sich über den namenlosen Schmerz eines Vaters, dem der einzige Sohn gemordet wurde, so teuflisch freuen konnte, war selbst dem Herzen des rohen, unwissenden Negers ein Gegenstand des tiefsten Abscheues und mit lauernden Blicken suchte er aus den Mienen dieses Teufels die Gründe eines so herzlosen Benehmens zu errathen.

Plötzlich richtete Oldar sich auf, griff in die Brusttasche seines Rockes und zog einen kleinen Lederbeutel heraus, dessen Inhalt er auf dem Tische ausleerte.

Der rothe Glanz von Goldstücken fuhr dem Neger blendend in die lüsternen Augen, denn in jenen Kriegstagen war das Gold selten geworden. Die Habgier erwachte von Neuem bei ihm, und wie ein hungriges Raubthier, dem man die Fütterung vorhält, sprang er auf und fuhr hastig mit den Händen nach dem Goldhaufen. Seine stechenden, schwarzen Augen auf den Mulatten richtend, fragte er mit heiserer, unterdrückter Stimme:

„Alles mein, Sir — Alles mein?"

„Ja, Sams, Alles Dein!" antwortete Oldar mit einem seltsamen Blick auf den Neger. „Aber nur gegen eine Bedingung!"

„Sprecht, Sir, sprecht!“ rief Sams im wilden Eifer, indem sich seine Augen vor Gier bei dem Anblicke der Goldstücke mächtig erweiterten, die im blutrothen Scheine des schon tief herabgebrannten Lichtes funkelten.

„Kannst Du Dich auf etwa acht Tage bei Deinem Herrn dienstfrei machen?“ fragte Oldar forschend.

Der Neger sann einen Augenblick nach und antwortete dann hastig:

„Ja, Sir, das wird sich machen lassen! — Melissa, mein Weib, kann die Arbeit bei Dufrois verrichten!“

„Nun, denn, willst Du mich nach New-Orleans begleiten?“

„Ja, Sir, aber wann?“

„Morgen, um diese Zeit erwarte mich wieder hier. Ich werde pünktlich erscheinen, vergiß aber nicht, das Zeichen zu geben, ob Alles in Sicherheit ist. — Ich bedarf eines ergebenen Dieners, auf den ich bauen kann.“

„Sams wird Euren Willen treu befolgen, Sir.“

Oldar erhob sich von seinem Schemel und schickte sich an zu gehen. Der Neger strich vergnügt die Goldstücke ein, warf seinen Mantel über; dann betrachtete er den Mulatten auf einen Augenblick in einer Weise, als ob er eine Frage noch an ihn richten wollte, wozu ihm der Muth fehlte.

„Sir!“ sagte er endlich im unsichern Tone. „Habt Ihr vielleicht bestimmte Kunde, wer die Schuld an dem fürchterlichen Unglücke bei Madison trägt? Man spricht viel in der Stadt davon, aber Niemand weiß etwas Gewisses darüber, außer das zehn- bis zwölftausend Menschen dabei zu Grunde gegangen sind, von den Pferden, Geschützen und den übrigen Sachen will ich gar nicht sprechen.“

Der Neger hatte inzwischen die Laterne ergriffen und stand bei den letzten Worten mit Oldar bereits auf der Schwelle. Durch die offene Thür leuchtete die Mitternacht mit tausend und abermal tausend funkelnden Sternen herein. Da der Mulatte die Frage Sams' nicht gleich beantwortete, so fügte dieser noch die Worte hinzu:

„Habt Ihr darüber nichts erfahren, Sir?“

„Was kümmert's Dich, wer die Schuld trägt, Sams!“ erwiderte Oldar im rauhen Tone. „Vielleicht habe ich selbst einigen Antheil daran!“ fügte er mit satanischem Lachen hinzu.

Bei diesen mit einem fürchterlichen Blick begleiteten Worten des geheimnißvollen Mulatten, prallte der Neger wie vom Blitz getroffen in das Innere der Hütte zurück, und blieb dort mit aufgerissenen

Augen und Munde wie versteinert stehen. Während dieser Scene des größten Erstaunens verschwand Oldar im Dunkel der Nacht.

„Vater im Himmel!“ rief Sams nach einigen Augenblicken, und nachdem er sich von seinem Schrecken einigermaßen erholt hatte. „Dieses Scheusal ist der Teufel selber! — Aber was kümmert's mich!“ fügte er mit einem Griffe nach den Goldstücken hinzu. „Er zahlt gut, und ich thue ja nichts Schlechtes!“

Sams blies nach diesen Worten das Licht in der Laterne aus, verschloß die Hütte und richtete seine Schritte der Stadt zu.

Langsam glitt inzwischen ein kleines Fahrzeug aus der Bucht des Mississippi, und als dasselbe aus dem Bereiche der Geschütze des Forts gelangt war, richtete sich in ihm eine Gestalt auf, erhob drohend den Arm gegen die Stadt und rief mit vor Haß zitternder Stimme:

„Ja, ja, alter Dufrois! Die Stunde der Abrechnung hat geschlagen. Die Scene bei Madison war der Anfang! — Oldar Valori zahlt die Schmach mit Blut ab, die Du ihm in Deinem Hochmuth angethan!“ . . . .

. . . .

. . . .

Wir dürften die passende Stelle in unserer Erzählung erreicht haben, um dem Leser über einzelne Dunkelheiten in derselben Aufschluß zu geben.

Als die Plünderung Roms geschehen, und die rothe Fahne der Republik vom Vatican wehte, erwachte ganz Italien zum Kampfe um seine Selbständigkeit. Der Marquis, des ferneren Umganges mit den Gefährten aus Neu-Süd-Wales müde, ließ durch Randal die gemachte Beute vertheilen, und verkaufte die Schiffe, die ihm in seinem spätern Wirken für Menschenwohl nur hinderlich sein konnten. Die Deportirten von Sidney waren jetzt, wie der Marquis auf der Corvette versprochen, durch sein Genie zu Reichthum gelangt. Jeder von ihnen zog seine Straße, um ein Leben der Ruhe und des Genusses nach seinem Sinne zu führen. Aber das alte Sprichwort: „wie gewonnen, so zerronnen,“ bewährte sich auch bei diesen Abenteurern. Wir werden sie sämmtlich in ihrer früheren vagabundirenden Lebensweise auf dem mit blutgedüngten Boden Amerika's wiederfinden. Loof Payne ging schon als Lootse und Strandräuber auf dem Felsen-Eilande bei New-York an unsern Blicken vorüber und selbst von Oldar haben wir in New-Orleans im Hause des Kaufherrn Leontin Dobbes eine Scene erlebt, die uns erkennen ließ, daß er ein abhängiges Leben führte.

Verfolgen wir nun die Abenteuer dieses entmenschten Mulatten vom Tage seiner Abreise von Rom ab, wo er nach dem Kampfe, und nachdem das von ihm befehligte Schiff verkauft worden war, eintraf. Oldar ging zunächst nach Paris, um in dieser Metropole sich zu vergnügen. Seine Besitzthümer waren bedeutend zu nennen. Seinen Namen, Oldar Valori, vertauschte er mit dem eines Sir Humphrey. Durch die Bekanntschaft eines Abenteurers vom Range, wurde er im Hause des Kaufherrn Francois Dufrois eingeführt und lernte dort dessen schöne Tochter Victorine kennen.

Man mußte dieses reizende Mädchen gesehen haben, um es natürlich zu finden, daß ihre blendende Schönheit in dem Herzen Oldar's die Glut einer Leidenschaft anfachte, die sein ganzes wildes Wesen erfüllte.

Das herrliche Oval des Gesichtes, gleich jenen der Madonnen Raphael's, umflossen die glänzenden Wellen eines herrlichen, kastanienbraunen Haares. Das zarte Roth — der Hauch der Liebesgöttin auf den sammtnen Wangen — und die blendende Weiße ihres reinen Teints, ließen das holde Antlitz wie einen vom Rosenschimmer umdufteten Tempel der Liebe umscheinen, in welchem aus dem dunkelblauen Auge das sanfte Feuer einer edlen, engelsreinen Seele brannte. Ein milder Ernst drückte sich in dem feinen Schnitt der blühenden Lippen aus. Sprach Victorine, so war es gleichsam, als hätten die Pforten des Wohlklanges sich geöffnet, und die weichen Töne der Stimme ließen das, was sie in holder Freundlichkeit und Güte gesprochen, tief in das Herz eindringen. Kein Wunder daher, daß sie beim ersten Blicke die heftigste Liebe in Oldar's Herzen anfachte. — Er hatte keine Ahnung, daß er halb und halb mit dem Hause Dufrois durch seine Mutter verwandt sei. Es ist nun aber eine unbestrittene Wahrheit, daß in dem Herzen der Menschen, wie sie im Leben sich begegnen, Sympathien und Antipathien gegen einander lebendig werden, von denen man sich unwillkürlich beherrscht fühlt, und die sich aus dem Gemüthe nicht mehr verdrängen lassen.

So erging es der schönen Tochter des Kaufherrn mit Oldar.

Abgesehen von seiner dunklen Gesichtsfarbe, die man in Paris bei Fremden aus den bessern Ständen sehr häufig findet, lag doch noch Etwas in seinem Wesen, daß dem lieblichen Mädchen Schaudern machte.

Als sein glänzendes, schwarzes Auge sich in verzehrender Glut auf sie richtete, da mußte Victorine willenlos den Blick senken; es war ihr, als ob von seinem Auge ein finsterer Strahl des Unglücks

in ihr Herz sich bohrte; ein Schauder, ein beängstigendes Gefühl bemächtigte sich ihrer, so daß sie vor ihm entsetzt zurückwich, wie vor der zischenden Zunge einer giftigen Schlange.

Aber einmal in das Haus Dufrois' eingeführt, wo man Oldar, als einem reichen Insulaner, mit aller Zuvorkommenheit begegnete, suchte er jede Gelegenheit auf, Victorine, deren Bild mit Flammenzügen in seiner unbändigen Seele brannte, zu sehen und zu sprechen. Doch mit der ängstlichen Besorgniß der Taube, die den immer kleiner werdenden Kreisen des Habichts zu entgehen sucht, floh sie jede Gelegenheit, allein in seine Nähe zu kommen, und so gelang es ihm nur sehr selten, Victorinen die Leidenschaft, mit der er sie liebte, ausdrücken zu können. — Kalt, doch nicht unfreundlich, erwiderte sie seine Worte, so wie er aber auch nur im Entferntesten das Gespräch auf den Punkt seiner heißen Wünsche lenkte, brach sie kurz ab, und brachte einen Grund vor, um sich schicklicherweise entfernen zu können.

Oldar, bei dem die Liebe zum ersten Male mit all' ihren süßen Hoffnungen und grausigen Enttäuschungen erwachte, litt unaussprechlich.

Die Nacht war seine einzige Vertraute, ihr allein konnte und durfte der unbändige Mann die Leiden seines gefolterten Herzens klagen, und so fand ihn oft der dämmernde Morgen noch schlaflos auf seinem weichen Lager, von welchem die Mitternacht die leidenschaftlichen Worte gehört, mit denen er in seinen wachen Träumen zu dem bezaubernden Wesen sprach, das in Victorinens Bild vor seinen Augen schwebte.

So waren in namenloser Pein einige Monate verstrichen, und Oldar stand noch so fern von seinem Ziel, als im ersten Augenblicke seines Erscheinens im Hause Dufrois.

Da plötzlich traf Eugen Dufrois, welcher sich bisher zu seiner Ausbildung in Gesellschaft eines Lehrers auf Reisen befunden hatte, im Hause seines Vaters ein. Es wurde ein Fest gegeben. Die Freunde Dufrois', und auch Oldar, waren dazu geladen worden. Nach der Tafel begann in einem Gartenpavillon der Ball. — Man scherzte und lachte von allen Seiten, denn eine herrliche Sommernacht mit ihren lauen Lüften erhöhte ungemein das Vergnügen der Gesellschaft. Der klare Schein des Mondes zitterte auf den grünen Blättern und zeichnete durch die Baumgruppen hindurch groteske silberne Figuren auf den Kies der Alleen des prächtigen Parks.

Oldar hatte das unaussprechliche Glück gehabt mehrmals mit Victorinen zu tanzen. Er ließ ihre zierliche Gestalt nicht mehr aus den Augen.

Sie ging so eben am Arme ihres Bruders, als sie sich plötzlich

vom Tanze und der Hitze des Saales erschöpft und unwohl fühlte, und ihn bat, sie hinaus in die frische Luft zu führen, eine Seiten-Allee des Parks entlang. Nach wenigen Minuten führte sie der zärtlich besorgte Bruder in eine Laube und eilte in den Saal zurück, um Victorinen einige Erfrischungen zu holen, die ihre schwindenden Lebensgeister wieder kräftigen sollten.

Oldar war ihnen mit den leisen Schritten eines Beute suchenden Raubthieres in gemessener Entfernung gefolgt. Als er nun Eugen sich wieder von der Schwester entfernen sah, hielt er den Augenblick für günstig, dem lieblichen Mädchen seine verzehrende Liebe zu gestehen. Er stürzte nun aus seinem Versteck hervor, warf sich zu Victorinens Füßen und sprach in hastiger Weise unzusammenhängende Worte, welche jetzt die Glut seiner heftigen Leidenschaft hinlänglich bekundeten.

Erschrocken sprang Victorine auf und wich scheu zurück; Oldar erfaßte aber ihre Hand und hielt sie zurück. Das Mädchen stieß einen lauten Schrei der Angst und der Entrüstung aus, der bis in den Saal gehört wurde.

Der Mulatte, kaum seiner Sinne mehr mächtig, hörte in seiner Leidenschaft nicht auf den Angstruf Victorinens. Er kniete noch vor ihr, indem er sie mit glühenden Worten beschwor, seiner Liebe Gehör zu schenken.

In diesem Augenblicke trat Eugen mit dem alten Dufrois in die Laube, und indem der beleidigte Hausherr den Knieenden bei der Hand emporriß, rief er im heftigen Tone ihm zu:

„Verschonen Sie die Ruhe meiner Familie, Sir, und entfernen Sie sich aus meinem Hause."

Oldar, der unangenehm durch das Erscheinen der Beiden überrascht wurde, blieb vor Wuth und Scham wie eingewurzelt stehen, und schoß bei den Worten Dufrois einen Blick des tiefsten Hasses auf Victorinens Vater.

Dieses nicht zu entschuldigende Gebahren des Gastes seines Hauses empörte den Alten, und indem er seine Stimme zur Drohung erhob, sagte er im strengen Tone:

„Entfernen Sie sich augenblicklich, Sir, oder ich würde mich gezwungen sehen, durch meine Diener das Haus von einem Unverschämten zu befreien, der in unwübiger Weise das geheiligte Gastrecht verletzt!"

Den finstern Blick zur Erde senkend, und ohne ein Wort zu erwidern, wandte sich Oldar und verließ, vor Wuth fast vergehend, das

Haus, welches den einzigen Gegenstand barg, der ihm das Leben angenehm und fesselnd erscheinen ließ.

Seit jener Nacht sah man Oldar nicht mehr. Er schien aus Paris verschwunden zu sein. Würde man aber zur Nachzeit in den Park des Handelsherrn geblickt haben, in den die Fenster von Victorinens Zimmer gingen, so hätte man dort eine männliche Gestalt gefunden, die mit der glühendsten Sehnsucht zu den Fenstern der schönen Tochter Dufrois emporsah, und in den Alleen mit den Geberden der größten Trostlosigkeit auf- und abging, bis der Morgen hereinbrach, wo er sich unbemerkt wieder entfernte.

Charaktere, wie die des Mulatten, lassen sich nun aber durch Schwierigkeiten nicht abschrecken, sondern werden durch sie noch mehr angespornt, den Besitz des ersehnten Gegenstandes zu erringen. Wenn gleich Oldar im Taumel seiner Leidenschaft, in der nächsten Zeit die unsinnigsten Streiche beging, und um sich zu betäuben, ungeheure Summen am Spieltische verlor oder in kostspieligen Orgien planlos vergeudete, so sann er doch unaufhörlich darauf, ein Mittel ausfindig zu machen, um noch einmal Victorine sprechen zu können. Er hoffte sie durch seine Worte zu rühren und ihr sanftes Herz zu Mitleid zu bewegen, denn er wußte wohl, Mitleid ist im weiblichen Herzen der erste Schritt zur Liebe.

Da machte Oldar eines Abends am Roulettische die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der in der Nähe von Paris ein Landgut besaß. Diesem klagte er in geeigneter Stunde sein tiefes Wehe und in beider Brust reifte ein Plan, dessen Ausführung der von Leidenschaft und Grimm verblendete Oldar nicht lange aufschieben konnte.

. . . .

Der alte Dufrois hatte mit seinen Kindern einige Tage nach dem Erzählten so eben das Nachtmahl beendet. Eugen und Victorine erhoben sich, um ihre Gemächer aufzusuchen.

In gewohnter, liebreicher Weise wünschte der Vater seinen geliebten Kindern einen gesunden Schlaf. Als Eugen die Schwelle des Speisezimmers betrat, während die Schwester diese bereits überschritten hatte, blieb er plötzlich, wie sich auf Etwas besinnend, stehen und sagte im heitern Tone zu Dufrois:

„Bald hätte ich einen wichtigen Gegenstand vergessen, lieber Vater, den ich allein mit Dir noch heute besprechen wollte. — Nun, gehe nur einstweilen voran, Victorine," wandte er sich lächelnd an die ihn fragend anblickende Schwester, „ich muß schon allein mit dem Vater sprechen, es ist ein großes Geheimniß, das wir mit einander zu ver-

handeln haben. Ich werde im Vorbeigehen an Deine Thür klopfen und Dir gute Nacht wünschen, Du schüchterne Taube!"

„Ja, ja, Du Schelm!" erwiderte fröhlich Victorine, „ich gehe schon, Ihr Männer habt ja seit einiger Zeit nur wichtige Geheimnisse vor, die ich mit all' meinem Scharfsinn nicht ergründen kann. — — Bleibe nur nicht zu lange hier, Eugen, sonst störst Du den Vater, und mich selbst im Schlafe!"

Mit diesen Worten entfernte sie sich freundlich nickend aus dem Gemache.

Vater und Sohn besprachen die damals unsichern politischen Verhältnisse Frankreichs in verständiger Weise. Der zweite December — jener denkwürdige Bluttag für die Geschichte der großen Nation — stand vor der Thür. Alle Anhänger des vertriebenen Königsstammes Louis Philipp's beeilten sich aus dem Bereiche der drohenden Gefahr zu kommen, und viele Personen, der besitzenden Klasse angehörend, verließen Paris. Dufrois, der schon lange dem Plan einer Uebersiedelung nach Brashear huldigte, um Victorine unter den mütterlichen Schutz der Schwester seiner verstorbenen Frau zu stellen, erkannte das drohende Ungewitter, das sich am politischen Horizonte in nächster Zeit entladen würde. Beide beschlossen, Alles so schnell wie möglich zu veräußern, und die neue Welt zu ihrer ferneren Heimath zu erwählen. Das Zwiegespräch hatte lange gewährt, es war bereits zwölf Uhr geworden, als sich Vater und Sohn trennten. Eugen betrat den dunklen Corridor und wollte so eben scherzhaft an Victorinens Thür klopfen, als er plötzlich einen durchdringenden Schrei der Angst und des Entsetzens in ihrem Zimmer ausstoßen hörte. Mit gewaltiger Kraft schlug der junge Mann die Füllung der Thür ein und stürzte in das vom Mondschein schwach erhellte Gemach. Er sah einen Fremden, der die halbentkleidete Schwester am Schreien hindern und sie vom Lager emporreißen wollte.

Ohne sich zu besinnen, warf sich Eugen mit aller Gewalt auf den Mann und riß ihn rückwärts zu Boden.

„Vater! — Vater! zur Hülfe!" schrie Victorine inzwischen mit gellendem Angstrufe.

Mit der verzweifeltsten Anstrengung rang der Ueberraschte mit Eugen, welcher ihn festumschlungen hielt. Da stürzte plötzlich der alte Dufrois mit zwei Dienern, die brennende Kerzen trugen, herein. Augenblicklich befreiten sie Eugen aus den Händen des Fremden, dem es schon gelungen war, einen Dolch hervorzuziehen, um dem Unberufe-

nen den Todesstoß zu versetzen. Dieser sprang hastig auf und verbarg eiligst den Mordstahl.

Das Licht fiel auf die Züge des Fremden, und vor den Augen des entsetzten Vaters stand — Oldar der Mulatte mit funkelnden Blicken.

Der Alte wußte im ersten Augenblicke nicht, ob er wache oder träume, endlich aber brach der Zorn aus seiner Brust mächtig hervor.

„Niederträchtiger Bube!“ rief er mit bebender Stimme. „Du hast es gewagt, noch einmal und zwar gewaltthätig dieses engelreine Mädchen, meine Tochter, anzutasten? — Was haben wir Dir gethan, daß Du wie ein böses Gespenst uns verfolgst? — Den Gerichten sollte ich den elenden Verbrecher überliefern, aber ich will mein Haus nicht beflecken. Was ich Dir schon früher angedroht, werde Dir zu Theil! — Hinaus mit dem Schurken!“

Er gab den Dienern einen Wink, diese ergriffen den Niedergeschmetterten — die Hausthür flog auf — nnd Oldar — der stolze, reiche Insulaner Sir Humphrey, — wie er sich gern nennen hörte, — wurde aus dem Hause der Geliebten, durch Dieners Hand, hinausgeworfen.

Könnte die Finsterniß erbleichen, so wäre es in dieser schwarzen Nacht vor dem gräßlichen Racheschwur gewiß geschehen, den Oldar mit knirschenden Zähnen zum Himmel sandte. Er eilte zu dem Wagen, den er mit sich gebracht und in welchem er Victorine, im Falle des Gelingens seines ruchlosen Planes, auf das Landgut seines neuen Bekannten geführt hätte.

Dieser verstand es meisterhaft, den tiefverletzten Freund zu trösten, und ihn halbunbewußt aus einem Rausche des Vergnügens und der Ausschweifungen in den andern zu verlocken. Bedeutende Verluste am grünen Tisch brachten Oldar sehr bald an den Rand des Verderbens und ehe ein Jahr vergangen war, stand der reiche Insulaner Sir Humphrey, als Bettler, in Lumpen gehüllt auf dem Straßenpflaster von Paris, seine Leichtgläubigkeit und die Menschen verfluchend. Spottend über den eingebildeten Thoren, den sie wie eine Gans bis auf die letzte Feder gerupft hatten, wandten sich seine Freunde von ihm. Er wäre dem Hungertode verfallen, oder hätte seine Zuflucht zu einem Verbrechen nehmen müssen, wäre es ihm nicht durch Zufall gelungen, eine Stelle als Diener bei einem reichen russischen Fürsten, der sich damals in Paris aufhielt, zu erhalten. Mit diesem ging er nach New-York. Hier lernte er zufällig den Schauspieler Wilkes Booth*)

*) Mörder des Präsidenten Abraham Lincoln.

kennen, und durch diesen wurde er mit dem Doktor Mudd und seiner edlen Gattin bekannt. Oldar erstaunte nicht wenig, als er in der Doktorin Julie Lablanche, die ehemalige Gefährtin von Sidney, die Frau Randal Stanton erkannte. Doch kein Blick — keine Miene verrieth den Andern, daß sich diese beiden Wesen so genau kannten.

Bei passender Gelegenheit erfuhr die Doktorin die Schicksale Randal's, des Marquis und der übrigen Deportirten. Auch Oldar verschwieg seine Abenteuer nicht. Als er auf die letzten Ereignisse in Paris zu sprechen kam, und in bittern Worten die Thorheiten seines Lebenswandels, seinen Ruin, und seine jetzige abhängige Lage schilderte, da wußte das ränkevolle Weib ihn so mit Fragen zu umgarnen, daß er gar nicht bemerkte, wie sie nur darauf ausging, die Vermögenslage seines Herrn zu erfahren. Nach und nach leitete sie mit geschickter Hand Oldar auf die Bahn ihres Planes, und ehe sie sich trennten, wurden sie darüber einig, den Fürsten in das öffentliche Haus zu verlocken, ihn dort zu ermorden und sich in den Besitz des Geldes zu setzen, welches das Opfer ihres teuflischen Planes bei sich führen würde.

Daß diese fluchwürdige That gelang, wissen wir bereits, doch ist dem Leser noch unbekannt, daß Oldar bei dem Raube fast leer ausging. Der Doktor Mudd und Wilkes Booth vollführten den Mord an dem Fürsten, und Oldar mußte froh sein, mit dem Leben davon zu kommen, denn die beiden Mörder hatten die Absicht, den Mitwisser ihrer blutigen That auch aus der Welt zu schaffen. Nur der Doktorin gelang es durch List, den früheren Gefährten, aus alter Zuneigung zu retten.

Oldar entkam glücklich den Nachstellungen der beiden Mörder, ein Schiff brachte ihn wieder auf Frankreichs Boden und in Paris angekommen, machte er die Bekanntschaft eines Dieners der Maitresse des Herzogs von Braunschweig. Dieser brachte ihn in den Dienst der schönen Florinde Orsini, deren Bekanntschaft wir in New-Orleans im Hause Leontin Dobbes gemacht haben.

Dem Herzog — einer der größten Juwelensammler Europa's — war das Verhältniß mit diesem schönen Weibe lästig. Er entledigte sich ihrer und nach wenigen Wochen wanderte die reizende Sirene in die Hände Leontin Dobbes.

Wir wissen, in welchem Verhältnisse Oldar zu Florinden stand.*) Wir wissen ferner, welche Rache der teuflische Mulatte an Wilkes Booth

*) Siehe Seite 276.

und an seiner Gebieterin nahm. Die weiteren Schicksale dieser beiden Personen werden wir noch erfahren.

Der Zufall, welcher oft so seltsam im Leben der Menschen spielt, brachte Oldar auf die Spur seines Todfeindes Dufrois. Er sah und erkannte den alten Kaufherrn eines Tages auf den Straßen von New-Orleans, als dieser von einem Besuche bei seiner Schwägerin heimkehrend, eben im Begriff stand, den Dampfer nach Brashear zu benutzen.

Seine nur oberflächlich schlummernden Rachegedanken erwachten von Neuem. Ohne von dem Alten bemerkt zu werden, folgte er ihm auf denselben Dampfer, und erfuhr so Dufrois' Aufenthaltsort. Mit dem Instinkte, und dem Wesen eines Indianers, forschte er nach den Verhältnissen seines Feindes und dessen Kinder. Er erfuhr, daß Eugen als Artillerist damals bei der Potomac-Armee stand, er schwur diesen zunächst zu vernichten, um dem alten Dufrois dadurch einen tödtlichen Streich zu versetzen. . . . .

. . . .

. . . .

Die Treppe hinauf zum Palaste des Präsidenten Jefferson Davis in Richmond stieg wenige Tage darauf mit tief gesenktem Haupte ein anscheinend noch junger Mann von brauner Gesichtsfarbe. Von Zeit zu Zeit knirschte er mit den Zähnen, und in solchen Augenblicken zogen sich seine dichten Brauen wie Sturmeswolken eines nahen Gewitters verderbenkündend zusammen. Blitze schossen aus den unheimlich funkelnden Augen. — Plötzlich blieb er stehen, einen Augenblick fuhr er mit der Hand über die gefaltene Stirn, als wollte er mit sich selbst über Etwas einig werden. Dann aber ging er schnell und entschlossen den Rest der Treppe hinauf.

Dieser Mann war Oldar, der Mulatte. Er bot dem Präsidenten seine Dienste an. Ein gewagtes Unternehmen, bei dem ohne Zweifel das Leben auf dem Spiele stand, war in seiner Brust zur That gereift. Oldar wollte die Artillerie der Potomac-Armee vernichten, weil Eugen Dufrois zu ihr gehörte.

Wie gräßlich ihn das Verhängniß in Ausführung seines Planes unterstützte, ist uns bekannt. Der Anschlag gelang, aber Eugen wurde nicht vernichtet, denn er befand sich nicht bei diesem Corps der Nordstaaten.

Oldar begab sich also zu Jefferson Davis und theilte diesem sein Vorhaben mit. Dieser wies ihn an die geheime Gesellschaft, welche unter dem Namen „Ritter vom goldenen Banner" ihr teuflisches Vernichtungswerk im Finstern führten. Mit Freuden nahm

man das Werkzeug ihrer Pläne auf. Unter Bourquet's Leitung erhielt Oldar genaue Nachrichten über den Stand des Feindes und umfassende Verhaltungsmaßregeln zum Gelingen des grausigen Planes.

Mit welchem Wuthgeschrei der entsetzliche Mulatte die Nachricht aufnahm, als er erfuhr, daß Eugen seiner Rache entgangen war, vermögen wir nicht genügend zu schildern. Genug, er brütete und sann ohne Ruhe und Rast auf einen neuen Plan.

Ein finsteres Geschick lieferte ihm die Gelegenheit. Oldar war mit dem Entwurfe zu seiner schwarzen That schnell zur Hand. Das gräßliche Eisenbahnunglück war sein Werk. Das Leben Eugen's war ihm verfallen, er fragte nicht nach den Uebrigen, welche dem gleichen entsetzlichen Loose verfielen. Der von seiner Wuth erfüllte Unhold zog nichts in Betrachtung; er hatte nur seinen Zweck vor Augen; alles Uebrige galt ihm gleich. . . . .

. . . .

. . . .

In dem Garten eines der lieblichen Landhäuser in New-Orleans, die eine Viertelstunde vor der Stadt freundlich durch das frische Grün der Bäume blickten, von denen sie umgeben sind, gingen an einem Nachmittage zwei Frauengestalten in langsamen Schritten durch eine dichte Allee.

Die etwas gebeugte Haltung des Kopfes der Einen verrieth die hohe Zahl der Jahre, die über den Scheitel der Matrone hingegangen. Der Inhalt eines Briefes schien sie gänzlich in Anspruch zu nehmen.

An ihrer Seite schritt die schlanke, gazellenartige Gestalt eines reizenden Mädchens, das höchstens zwanzig Sommer zählen konnte. Wellenförmig gescheiteltes Haar von dem üppigsten Braun umrahmten dunkel und glänzend die reinen Züge des jugendlichen Antlitzes. Die zartgerötheten Wangen boten das Bild der Centifolie, die man auf Lilien gebettet. Das schöne dunkelblaue Auge, von des Schmerzes heißem Hauche durchglüht, blickte traurig unter dem Schatten der seidnen Wimpern zu Boden. Die zartgeformten Hände der Jungfrau, die mit gesenktem Kopfe neben der alten Dame ging, spielten mechanisch mit dem goldenen Griffe eines mit Perlmutterfiguren eingelegten Sonnenschirmes, doch die Gedanken, die sich in der hochgewölbten Stirn kreuzten, schienen mit ernsten Dingen beschäftigt zu sein.

Dieses nachdenkende Mädchen war Victorine, die Tochter des Handelsherrn Jerôme Dufrois, die alte Dame ihre Tante. — So in Schweigen versunken, waren Beide bis zu einer schattigen Laube ge-

langt. — Die Matrone verbarg den Brief in ihrer Kleidertasche, und wandte sich plötzlich nach Victorinen um, die ganz verloren in ihren schmerzlichen Erinnerungen am Eingange der Laube stehen geblieben war und mit einem Tuche die thränenfeuchten Augen bedeckt hatte.

Theilnahmsvoll faßte die Tante das Mädchen bei der Hand und zog sie sanft zu sich in die Laube.

„Komm, mein gutes Kind! setze Dich zu mir und stille Deine Thränen des Kummers um den verlorenen Bruder," sagte die Matrone zärtlich. „Es ist wahr, sein trauriges Schicksal ist zu beklagen, aber siehst Du, er ist nun einmal Soldat geworden, und da mußten wir in diesen Zeiten des unheilvollen Krieges immer auf seinen Tod gefaßt sein. — Mir geht gewiß sein schreckliches Ende nahe genug, um mit Dir den grenzenlosen Schmerz zu fühlen, aber wir müssen uns zu beherrschen wissen, und nicht den ganzen Tag mit Weinen zubringen. — Geschehene Dinge sind nun einmal nicht zu ändern. Es war des Herrn Wille und wir müssen dem allmächtigen Gebote gehorchen, das den Einen auf diese, den Andern auf jene Art trifft. Du scheinst auch ganz die Trostworte Deines guten Vaters, die er Dir in seinem Briefe an Dich an's Herz gelegt, zu vergessen. — Aber die Trauer um Eugen allein scheint es mir nicht zu sein, die Dich so sehr ergreift, Victorine," sagte die alte Tante forschend in das Antlitz des Mädchens blickend, „denn seit einigen Tagen glaube ich bemerkt zu haben, wie Du oft erschreckt zusammenfährst und scheue Blicke um Dich wirfst, als sähest Du etwas Furchtbares in Deiner Nähe. — Sage mir, Victorine, warum zitterst Du bei meinen Worten?" rief die Matrone erschreckt. „Was ist Dir geschehen? — Sprich, mein gutes Kind!"

Victorine schwieg und starrte bleichen Antlitzes vor sich hin.

„Du willst seit Kurzem nicht mehr mit der Dienerin in die Kirche gehen," fuhr die alte Dame sich immer mehr besinnend fort, „ist man Dir unzart auf der Straße begegnet? — O, sprich doch, mein süßes Engelskind! — Dein Schweigen erfüllt mich mit Angst und Schrecken! Ist Dir Uebles widerfahren?"

„Ja, theure Tante," antwortete Victorine endlich, die sich indessen gesammelt hatte, „mir ist etwas sehr Beunruhigendes widerfahren, und wenn Sie mich ruhig anhören wollen, so werden Sie mir gewiß Recht geben, daß ich alle Ursache habe, traurig und ängstlich zu sein."

„O, sprich doch, Kind! — sprich!" rief die Matrone die Hände krampfhaft zusammenlegend.

„Sie wissen, liebe Tante,“ fuhr Victorine fort, „was sich in unserer Familie einige Zeit vor unserer Abreise von Paris zugetragen. Der Name Humphrey ist Ihnen gewiß noch aus unseren Briefen bekannt. Ich selbst erzählte Ihnen später, auf welche Art mein Vater diesen Menschen für seine verbrecherischen Absichten bestrafte. — Ich kann es Ihnen übrigens nicht erklären, welch' eine namenlose Angst, welcher Abscheu beinahe mich bei dem ersten Erblicken dieses Sir Humphrey, mit seinem finstern, unheimlichen Gesicht erfaßt hat. — Meine Bitte um Ruhe, mein zurückweisendes Benehmen, sogar die Drohungen meines Vaters, haben diesen Menschen nicht abschrecken können — und Sie wissen, Tante, was er gethan. — Eine mit Gewalt sich mir aufdrängende Meinung sagte mir stets, daß dieser Humphrey Unglück über unser Haus bringen werde. — Doch mehr als zwei Jahre sind seitdem verflossen, und ich dachte nicht mehr an den Elenden, wenn auch manchmal das düstere Antlitz mit seiner braunen Farbe und mit den glänzenden Augen in meinen Träumen mich erschreckte. — Solche beängstigenden Traumbilder hatte auch die Nacht des verflossenen Sonnabends vor meine Seele geführt. — Mit beklommenem Herzen erwachte ich am Sonntag früh, kleidete mich an, und begab mich allein, da die gute Tante leidend war und der Unterstützung der Dienerin dringend bedurfte, in die Kirche, um von dem Erlöser der Menschen mir Beruhigung für meine Angst um den alten Vater und Trost für meinen tiefen Seelenschmerz zu erflehen. — Mit erleichtertem Herzen verließ ich das Gotteshaus — ich fühlte mich gestärkt durch das Gebet und erhoben durch den heiligen Gesang — meine Seele war ruhiger geworden, nur die Trauer um Eugen war der düstere Schleier, der auf ihr lag.

In stille Betrachtungen versunken, war ich eben am Ende des Platzes Port Sumter angekommen, als ich plötzlich dicht hinter mir meinen Namen, Victorine, in einem zärtlichen Tone aussprechen hörte. — Wie ein Dolchstich fuhr mir der Klang dieser Stimme in's Herz. Ich wagte es nicht, mich umzusehen, sondern eilte, so schnell ich es nur vermochte, weiter. — Doch feste, männliche Schritte schienen mich zu verfolgen. Von Furcht, Anstrengung und Entsetzen erschöpft, mußte ich bald meine Flucht einstellen und meinen eiligen Schritt mäßigen, in wenigen Sekunden befand sich mein Verfolger denn auch an meiner Seite, und indem er mich abermals beim Namen nannte, legte er seine brennende Hand auf die meine. — O, mein Gott! dieser Augenblick war für mich fürchterlich! — Ich vermochte nicht aufzublicken,

und doch sagte mir das qualvolle Gefühl meines Herzens, wer vor mir stand. — Es war der entsetzliche Mulatte, Sir Humphrey!"

„Ich versuchte endlich meine Erstarrung zu bekämpfen und mich der Fessel zu entziehen, doch er ließ mich nicht los, und kein Mensch war in der Nähe zu erblicken."

„Sie erinnern sich wohl des schmählich Hinausgeworfenen nicht mehr, mein schönes Fräulein," sagte er in einem eisigen Tone, und ich empfand, wie sein durchbohrender Blick bei diesen bittern Worten auf mir lastete. — Doch eben der giftige Haß, der in dem Tone seiner Stimme sich deutlich erkennen ließ, gab mir meine Besonnenheit wieder. Ich entriß mich gewaltsam dem Drucke seiner Hand, und indem ich mich stolz emporrichtete, sagte ich mit Entschlossenheit zu ihm:

„Die Nichtswürdigkeit Ihrer Handlung ist Ihnen treu im Gedächtniß geblieben. Wagen Sie aber nicht, Sir, durch Ihre Annäherung Andere der Ehre zu berauben, die Sie selbst nicht mehr besitzen!"

Und darauf eilte ich schnell davon.

„Ich weiß wahrlich nicht," fuhr Victorine nach einer kleinen Pause fort, „woher ich den Muth nahm, diese Worte, die ihn, den Uebermüthigen, auf's Tiefste verletzen mußten, herauszubringen, aber die Aufregung, die in meinem Innern tobte, gab mir Entschlossenheit und Kraft; ich befürchtete, er werde mir folgen, aber er blieb wie vom Blitze getroffen stehen. Nach einigen Augenblicken rief er mir mit boshaftem Lachen nach:

„Bist Du erst mein, stolze Spröde, dann wirst Du anders sprechen!"

„Diese Worte haben mich so mit Schrecken erfüllt, daß ich seit jener Stunde keinen ruhigen Augenblick mehr habe. — O, rathen Sie, helfen Sie mir, gute Tante, denn ich weiß nicht, was ich thun soll!" fügte Victorine schluchzend hinzu, indem sie an den Hals der Matrone sank.

Diese, selbst ergriffen von diesem sonderbaren, unheilverkündenden Zusammentreffen, aus dem sie mehr zu fürchten glaubte, als sie ihrer Nichte merken lassen wollte, schwieg einige Sekunden, dann aber faßte sie liebreich die Hand des weinenden Mädchens, und indem sie einen zärtlichen Kuß auf die reine Stirn drückte, sagte sie in dem Tone einer liebenden Mutter:

„Du legst den Worten jenes bösen Menschen, den Du doch schon

als Phantasten kennst, vielleicht eine zu große Deutung bei. Er hat Dich mit jenen Worten nur erschrecken wollen, Victorine!"

„O nein, Tante!" rief das Mädchen mit innerer Ueberzeugung, „dieser Mensch ist zu Allem fähig! — Sie beurtheilen ihn zu milde!"

„Nun beruhige Dich nur, mein süßes Kind!" versetzte die alte Dame, tröstend die bleichen Wangen Victorinens mit den Händen streichelnd. „Ich habe da eine Idee, deren Ausführung mich zwar dessen beraubt, was ich am Liebsten in dieser Welt besitze; aber die innige Liebe, die ich für Dich fühle, läßt mich dieses Opfer willig bringen. — Du mußt fort von hier, Victorine!"

„Fort von hier!" wiederholte das geängstigte Mädchen mit einem Blicke, aus dem der Gedanke an die schmerzliche Trennung deutlich sprach, in das freundlich lächelnde Antlitz der Tante emporschauend.

„Ja, ja, ich muß Dich verlieren, mein Engelskind!" erwiderte die Matrone klagend, „so schwer es mir auch fällt. Du bist vielleicht hier nicht sicher vor den Nachstellungen dieses Elenden, und ich vermag Dir leider nicht den nöthigen Schutz zu gewähren. Ich werde sogleich an Deinen Vater schreiben, daß er herüber komme, um Dich von hier abzuholen. Der jetzige Stand der kriegerischen Operationen der Südstaaten läßt auf eine völlige Niederlage schließen. Sind erst diese stolzen Sklavenhalter gedemüthigt, und ihre Macht vernichtet, ist Ruhe, Ordnung und Frieden wieder hergestellt, dann kannst Du ja immer wieder, wenn es Dich nicht zu sehr langweilt, ein wenig zu der alten Tante herüberkommen."

„Meine gute, liebe Tante!" rief Victorine im herzlichen Tone. „Ich bliebe am Liebsten bei Ihnen, denn Sie kennen den Schmerz nicht, den der Gedanke, Sie in Ihren alten Tagen allein lassen zu müssen, in mir erregt."

„Nun, nun, lassen wir das jetzt, mein Kind. Die Freude des Wiedersehens ist um so angenehmer, je länger wir uns nicht gesehen und gesprochen haben; wir werden dann mit ruhigem Gemüth an diese schweren Zeiten zurückdenken. „Komm, Victorine," fügte sie ernst hinzu, indem sie sich von ihrem Platze erhob, „wir wollen auf mein Zimmer gehen und dann gleich an Deinen Vater schreiben. In einigen Tagen kann er dann hier sein."

Eine Stunde später befand sich der Brief am Bord des Postdampfers, der die Verbindung zwischen New-Orleans und Brashear unterhielt.

Diese Begebenheit ereignete sich um etwa vierzehn Tage später, als aus der einsamen Hütte, an der Bucht des Mississippi, zwei

Männer im Dunkel der Nacht in ein kleines Küstenfahrzeug stiegen, und auf Schleichwegen nach New-Orleans fuhren. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

„Die Herren von Vicksburg scheinen uns heute wieder einen recht vergnügten Abend machen zu wollen," sagte der Unteroffizier Bloom zu seinen Kanonieren, als in das Erdwerk der Batterie schnell aufeinander folgend, mehrere Kugeln sich hineingegraben hatten.

Er trat zu einem der Geschütze, und sich darüber hinbeugend, sah er eine Weile scharfen Blickes nach der feindlichen Redoute hinüber. — Indem er nun dem Rohre die nöthige Richtung nach einem starken Blockhause gab, wandte er sich lachend zu den Kanonieren und sagte im vertraulichen Tone:

„Bringt mir doch eine ordentliche Granate her, ich will den Rebellen da drüben für die Nacht eine anständige Beleuchtung verschaffen."

Schnell sprang einer der Leute fröhlich lachend davon, und bald sah man ihn wieder zurückkehren, das gefährliche Projectil auf dem Arme tragend, das den Brand im Fluge hinüber, in die Redoute tragen sollte.

Das Geschütz wurde sorgfältig geladen, und unbekümmert um die Kugeln, die um ihn herumpfeifend in die Erde schlugen, oder brausend über seinem Kopfe hinflogen, sprang Bloom, — wie wir Conrad Heiduck auf einige Zeit nennen müssen, — auf den Theil der Schanze, wo das Geschütz stand, um besser die Wirkung seines beabsichtigten Schusses beobachten zu können.

Mit der rechten Hand das Auge vor dem Glanze des glühenden westlichen Himmels schützend, blickte er scharf nach der feindlichen Redoute hinüber.

„Feuer!" ertönte endlich das Kommandowort, und mit einem klingenden Schlage entlud sich der Verderben bringende Feuerschlund.

Alles war von den nebenstehenden Geschützen auf die Brustwehr der Schanze getreten, um zu sehen, ob sich die Zusage des bei den Kanonieren beliebten Unteroffiziers erfüllen würde.

Die Sonne war hinabgesunken. Lange Schatten lagerten sich auf die Erde, nur hoch oben am blauen Himmelszelte schwammen noch einzelne Wolken, in Seligkeit erglühend, von der Wonne des letzten Scheidekusses, den das flammende Gestirn auf die kleinen Wanderer warf, die mit ihm die Himmelsbahn durchzogen. Am Horizonte aber

schlugen die dunklen Falten des Mantels herauf, den die Nacht vor dem Strahlenkleide des schimmernden Tages ausbreitet.

So waren einige Minuten verflossen, als aus dem Dache des Blockhauses, auf welches das Geschoß gerichtet gewesen war, eine dunkle Wolke sich mit Macht drängte — doch im nächsten Augenblicke wurde sie größer — qualmend stieß der Rauch hervor — immer dichter — immer schneller — und jetzt — jetzt schlug plötzlich lodernd die helle Flamme empor. Der Meisterschuß war gelungen.

Der Unteroffizier schwang sich zufrieden lächelnd von seinem Standpunkte herab und sagte:

„So, nun werden wir wohl Ruhe haben, da drüben sind die Herren jetzt mit Löschen beschäftigt, und werden uns vor morgen früh wohl nicht wieder mit ihren Kugeln beehren."

Hierauf ertheilte er den Wachtposten noch einige Befehle für die Nacht und ging sodann zu dem Bivouakfeuer, das die Bedeckungsmannschaft der Batterie, welche aus einer Abtheilung Scharfschützen bestand, hinter dem für sie errichteten Erdwalle fleißig unterhielt.

Als Bloom hinzutrat, fand eben ein lebhaftes Treiben statt, denn die Ablösung war angekommen. Die Posten wurden von der neuen Mannschaft bezogen. Die bisherige Besatzung zog ab, und nach einer Viertelstunde, während welcher Bloom sinnend beim Feuer gesessen hatte, trat wieder die frühere Ruhe ein.

Der Offizier der Ablösung war ein Deutscher, ein Mann von mittlerer Größe, mit einem dichten schwarzen Barte, aus dessen Zügen eine offene, natürliche Freundlichkeit sprach, die sich auch in seinem ganzen Wesen kund gab.

Indem er den ganz in seine Gedanken vertieften Unteroffizier treuherzig auf die Achsel klopfte, sagte er im heitern Tone:

„Guten Abend, mein tapferer Artillerist. — Wir werden heute Nacht wieder zusammen bivouakiren!"

Bloom war aufgesprungen, und wollte die übliche militairische Ehrenbezeugung leisten. Doch der Offizier fiel ihm lachend in den Arm:

„Ach, lassen Sie das!" rief er. „Wir sind ja alte Bekannte, denke ich! Waren wir nicht schon einige Male mit einander am Lagerfeuer?"

„Ja wohl, mein Offizier," antwortete Bloom treuherzig. „Es sind kaum erst zwei Monate her, als wir zusammen vor Fredericksburg standen.

„Richtig, richtig!" entgegnete der Lieutenant, dem Unteroffizier freundlich die Hand drückend. „Wir sind ja alte Waffengefährten.

Die Lokomotive stürzte mit allen nachfolgenden Waggons, mit Geschützen, Pferden und Menschen beladen, auf das Hintertheil des Kriegsdampfers. (S. 791.)

Dieser Posten hier, würde auf mich nicht gefallen sein, wenn nicht heute Abend noch eine starke Besatzung nach Breshear abmarschirt wäre. Wie ich höre, beabsichtigen die Rebellen einen Handstreich auf diese Stadt mit ihren ansehnlichen Depots auszuführen. Aber sagen Sie mir doch, Unteroffizier," unterbrach sich plötzlich der Lieutenant, „welche Veranlassung trieb Sie heute gegen Mittag in's Hauptquartier? Ich ging eben durch die Lagergassen, als ich Sie in das Haus des Ober-Generals eintreten sah. Ich wollte Sie eigentlich erwarten, um zu erfahren, welche besondere Bewandtniß es mit Ihrem seltsamen Erscheinen im Hauptquartier habe, aber es dauerte mir zu lange, ich ging zu meiner Compagnie zurück, und kurz darauf wurde ich zur Ablösung der Bedeckung dieser Batterie kommandirt. Ich freute mich darauf, denn ich erfuhr, daß Sie Kommandant der Batterie seien, und dachte besondere Neuigkeiten von Ihnen zu erfahren, denn ohne jede Veranlassung hat Sie doch der Ober-General nicht kommen lassen. Also, heraus damit, Herr Unteroffizier!" rief der Lieutenant in fröhlichem Tone. „Was war's? Haben wir bald einen neuen Sturmangriff auf Vicksburg zu erwarten? — Oder gab's vielleicht geheime Befehle, weil Sie so verlegen in die Flamme blicken?"

„Ja, mein Lieutenannt, das Letztere ist's," erwiderte Bloom zögernd, „und es thut mir sehr leid, Ihnen darüber nichts mittheilen zu können, da mir von dem Ober-General Grant jede weitere Mittheilung streng untersagt worden ist. — Nur das Wenige kann ich Ihnen eröffnen, daß ich in Folge der erhaltenen Befehle morgen mit Tagesanbruch die Batterie verlasse, und mein Kommando an einen meiner Kameraden übergebe."

Der Offizier erwiderte nach diesen Worten nichts weiter, sondern sah nachdenkend vor sich hin. Nach einer Weile rief er seinen Burschen und ließ sich seine Provianttasche bringen. Er öffnete diese, nahm ein tüchtiges Stück kaltes Fleisch, welches er mit einem Messer in zwei Hälften theilte, Weißbrod und eine Flasche Rum heraus. Das Papier, in welches das Fleisch eingepackt war, vor sich ausbreitend, wandte er sich mit einem wohlwollenden Blick an Bloom und rief:

„Nun, Unteroffizier, tapfer zugegriffen!"

„O, ich werde mich wahrlich nicht lange nöthigen lassen, Herr Lieutenant!" antwortete Bloom lachend. „Ich nehme Ihre freundliche Einladung an, bei uns in den Schanzen giebt es schmale Bissen.

Sie dürfen sich nur hier ein wenig umsehen, so werden Sie sehr bald den ganzen Inhalt unseres Küchenzettels kennen."

Während dieses Gespräches waren einige Artilleristen zum Feuer hinzugetreten, welche die erhaltene Ration Fleisch in Stücke schnitten, diese an lange Stöcke spießten, und auf den Knien liegend, sie langsam am Feuer brieten.

Mit dem Ausdrucke sehnsuchtsvoller Erwartung in den abgehärteten, pulvergeschwärzten Gesichtern, sahen Alle dem Garwerden ihrer Stücke zu, und drehten mit der Sorgfalt englischer Köche die Fleischstücke bald auf diese, bald auf jene Seite.

„Nun, mein lieber Unteroffizier," versetzte der Lieutenant, tapfer einhauend, „so ein Zigeunerbraten ist gar nicht schlecht, aber dies gehört dazu!" und dabei hob er die Flasche mit Rum empor, sie Bloom hinreichend. Nachdem dieser herzhaft getrunken, that er selbst einen tüchtigen Schluck daraus, und indem er mit der Hand über den dichten Schnurrbart fuhr, sagte er:

„Sie sind mir eigentlich noch schuldig zu erzählen, wie es Ihnen bisher erging. So viel ich erfuhr, wurden Sie vor Fredericksburg verwundet. Erzählen Sie schnell Ihre Abenteuer, Unteroffizier Bloom, sonst wird's späte Nacht, und ein wenig beim Feuer nicken, wird uns gut thun, besonders Ihnen, da Sie heute so viele Wege zu machen hatten."

„Wenig ist's, was ich zu erzählen habe," erwiderte Bloom traurig, „und ich glaube nicht, daß es Ihr Interesse so erregen und belohnen wird, daß Sie darüber den Schlummer entbehren möchten. — Die heiteren und trüben Tage werden wohl Niemanden in grelleren Abwechselungen zu Theil, als dem Soldaten im Felde. Heute mißt uns die Noth mit karger Hand die wenigen Bissen zu, und morgen freuen wir uns vielleicht des augenblicklichen Wohllebens, das uns irgendwo getroffen, und gute und böse Tage schwimmen dann, denken wir an Alles zurück, in ein buntgefärbtes Ganze zusammen. Erinnerung frischt die Rosen, die uns ein freundliches Geschick an den Weg gestreut, von Neuem wieder auf und bricht den Dornen die harten Spitzen mit freundlicher Hand ab."

Nachdenkend schlug Bloom mit der Spitze der Säbelscheide an eine große Holzkohle, daß knisternd aus dem schwarzen Körper die Funken aufflogen, als wollte er aus der Vergangenheit, die ihm bei

seinen Worten durch die Seele zog, noch einmal lichte, freundliche Punkte wachrufen.

Nach einigen Augenblicken, deren Stille nur vom Knistern des Feuers und dem Schnarchen der eingenickten Artilleristen dann und wann unterbrochen wurde, fuhr Bloom hastig aus seiner Träumerei auf und sagte:

„Verzeihen sie mir, Herr Lieutenant, daß ich so vom Ziele abirrte, aber wenn man an die vergangenen Tage zurückdenkt, steigen einem sonderbare Gedanken in den Kopf.“

„Bitte, bitte, mein wackerer Kamerad!“ rief der Offizier weichgestimmt. „Was Sie da gesagt, ist mir gleichsam aus der Seele gesprochen. Doch sprechen Sie ruhig in gewohnter Weise fort, ich höre es gern, wenn der Mensch noch Gefühle zu äußern vermag, die einem das Herz rühren.“

„Ich wurde bei der Belagerung vor Fredericksburg durch einen Streifschuß verwundet, kam in das Lazareth von Brashear und wurde nach drei Wochen wieder entlassen. Meine Kräfte hatte ich aber überschätzt, ich verlor vor Schwäche bei meinem ersten Gange auf die Straße die Besinnung, stürzte zu Boden und wurde von einem Kaufherrn Namens Dufrois in sein Haus aufgenommen. Wie menschenfreundlich man mich, den Fremden, behandelte und pflegte, vermag ich nicht zu schildern. Der alte Herr hatte einen harten Schlag erlitten, sein Sohn Eugen ist bei dem furchtbaren Eisenbahnunglücke zu Madison mit zu Grunde gegangen, und verlor ich selbst in ihm einen lieben Freund und entfernten Verwandten. Der sorgfältigsten Behandlung, die man theilnahmsvoll auf mich verwendete, gelang es, mich in einigen Tagen wieder zu kräftigen und diensttauglich zu machen. Mit dankerfülltem Herzen schied ich aus dem Hause des gütigen Mannes, der mir in dieser Zeit alle Erlebnisse seiner Familie erzählt hatte, so daß ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine ganz entfernte Verwandtschaft von mütterlicher Seite entdeckte. Ich wurde zunächst als Schreiber in der Kanzlei des Ober-Generals beschäftigt, wo mich dieser persönlich kennen lernte. — Dann kam ich hierher, wo ich das Kommando dieser Batterie übernehmen mußte. Aber wie ich sehe, beginnt die Nachtluft Ihnen unangenehm zu werden,“ unterbrach sich Bloom, als er wahrnahm, daß der Offizier seinen Mantel ergriff.

„Es ist wahr,“ versetzte dieser, sich in den Mantel einwickelnd, „ich werde mich ein wenig ausstrecken und von der Flamme erwär-

men lassen. Ich hoffe Sie noch vor Ihrem Scheiden zu sehen, Unteroffizier."

Er ergriff ein Stück Holz, daß in der Nähe lag, legte es unter seinen Kopf und bald umgab gänzliche Stille das Feuer; nur von der Ferne drangen durch die Nacht die eintönigen Wacherufe der Vorposten des Rebellenlagers herüber.

Bloom ließ sich nun ebenfalls am Feuer nieder, und blickte träumerisch in die Flamme. Zu schlafen vermochte er nicht, denn seine Seele war müde und krank, nur von Zeit zu Zeit erfüllte sie ein seltsames Wagestück, daß alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

Am Morgen dieses verflossenen Tages kam ein Ordonanz-Offizier des Ober-Generals Ulysses Grant bis an die Schanzen geritten, und übergab dem Unteroffizier Bloom ein Schreiben des Höchstkommandirenden, das ihn sogleich zu ihm berief. Bloom machte sich ungesäumt auf den Weg und traf gegen Mittag im Hauptquartier ein. Er ließ sich anmelden und wurde sogleich vorgelassen. Vor einem Tische stehend, auf dem eine große Spezialkarte der Südstaaten ausgebreitet lag, fand er den berühmten Heerführer. Nadeln mit farbigen Köpfen an verschiedenen Punkten eingesteckt, markirten die gegenseitigen Stellungen der verschiedenen Armeen. Sich plötzlich umwendend, betrachtete er eine Weile mit seinen lebhaften, dunklen Augen den ihn unerschrocken anblickenden Unteroffizier, der in militairischer Haltung vor ihm stand, dann zog der Ober-General, wahrscheinlich mit seiner Musterung zufrieden, unter verschiedenen Papieren ein versiegeltes Schreiben hervor und trat an Bloom näher heran. Das Schreiben hielt er verdeckt hinter seinem Rücken.

„Sie sprechen englisch, französisch, spanisch und deutsch, wie ich höre?" sagte er im freundlichen Tone.

„Ja, Herr Ober-General!" antwortete Bloom ehrfurchtsvoll.

„Unternehmen Sie, Unteroffizier, das Wagestück, in eine von den Rebellen besetzte Stadt zu gehen und mir sodann Nachricht zurückzubringen, wie stark die dortige Besatzung ist, welche Maßregeln man dort zur Vertheidigung getroffen hat, und wodurch die Verbindung mit dem Armeekorps des General Steele nördlich hinter Brownsville hergestellt werden kann?"

Ueberrascht durch diesen ebenso unerwartet als unumwunden gemachten Antrag, zögerte Bloom mit der Antwort.

„Es ist für mich von großer Wichtigkeit, dies Alles genau zu

wissen," fuhr der Oberbefehlshaber fort, ohne die Verlegenheit des Unteroffiziers zu bemerken. „Sie sind mir als tüchtig und unerschrocken empfohlen worden, kennen angeblich das Terrain des Südens, indem Sie früher im Solde der Rebellen als Seemann gestanden haben sollen. Der Auftrag, den Sie von mir hier erhalten, ist dadurch, daß er die Rolle eines Spions zu fordern scheint, durchaus nicht minder ehrenvoll in seiner Ausführung, als jede andere kühne Waffenthat. Und nehmen Sie meine Versicherung, Unteroffizier Bloom, daß der Lohn dem Muthe und der Umsicht, die beide dazu erforderlich sind, nicht nachstehen wird."

Bloom beeilte sich, in offener Weise zu antworten:

„Die Aussicht auf Belohnung ist es nicht, die mich antreibt, das gefährliche Unternehmen zu wagen; — ich befürchte nur, daß ich demselben nicht gewachsen bin. Gleichwohl werde ich Alles aufbieten, um mich des hohen Vertrauens, womit Sie mich beehren, Herr Ober-General, würdig zu machen. Ich werde den Auftrag übernehmen."

„Gut denn," versetzte General Ulysses Grant mit heiterer Miene. „Morgen mit Tagesanbruch übergeben Sie das Kommando einem Ihrer Kameraden, der zur Uebernahme bestimmt werden wird und gehen von dort an diese Adresse." Der Ober-General übergab ihm bei diesen Worten das Schreiben. „In New-Orleans werden Sie in dem Hause, das auf dem Briefe bemerkt ist, bei Abgabe desselben, das Weitere erfahren und die Mittel zur Ausführung Ihres Auftrags erhalten. — Kehren Sie binnen sechs Tagen nicht zurück," fuhr der General fort, „so werde ich wissen, daß das Unternehmen gescheitert ist, und daß ein muthiger Soldat sich dem Dienste geopfert hat."

Hierauf reichte er freundlich grüßend Bloom die Hand und sagte in herzgewinnender Weise:

„Gehen Sie mit Gott, Unteroffizier! — Er möge Ihre Schritte zum Besten lenken. Leben Sie wohl!"

Bloom war entlassen. Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und verließ das Gemach. Sein Herz hob sich vor Stolz bei dem Gedanken, daß er, der Namenlose — der Geächtete — von dem berühmten Heerführer, so unaussprechlich geehrt worden war. Nie hätte er gedacht, daß sein Geschick ihn auf eine solche Bahn bringen würde.

Seine kurze Lagerpfeife rauchend, ging Bloom am Feuer bis zum Grauen des Morgens langsam hin und her. Dann übergab er sein

Kommando dem sich Meldenden, und nahm beinahe wehmüthig gestimmt Abschied von dem Offizier und seinen Kameraden.

Als sich die ersten Strahlen der Sonne im Osten zeigten, befand sich Bloom auf dem Wege nach Brashear, um von dort mit dem Dampfer nach New-Orleans zu gehen.

. . . .

Sengend war der Mittag heraufgestiegen. Die Luft, durchglüht von den aus wolkenlosem Himmel beinahe senkrecht fallenden Sonnenstrahlen, lastete drückend auf der Stadt Donaldsonville, wo der Dampfer bis zum nächsten Morgen liegen blieb, da ein Kreuzer die Nachricht brachte, daß ein feindliches Panzerschiff kaum drei englische Meilen von Donaldsonville und Baton-Rouge sich habe blicken lassen.

In einem Stübchen des Gasthauses zum „Banner" aber wehte erfrischende Kühle. Der Boden war mit Rohrgeflechte bedeckt, das ein Aufwärter soeben wieder mit frischem Wasser angefeuchtet hatte.

An dem Fenster standen zwei prächtige Granatbäume in großen, blaugestrichenen Kübeln. Die prangenden rothen Blüthen schienen sich von der wohlthuenden Feuchtigkeit auf's Neue zu beleben.

Auf dem Ledertuche des Schreibtisches zur Seite des Fensters lag ein offener Brief und vor demselben, in einem Sessel, saß der alte Kaufherr Jerôme Dufrois. Das graue Haupt ruhte in der linken Hand, die sich auf die Lehne des Sessels stützte, und sein Auge war, wie in tiefes Nachdenken versunken, auf einen der Granatbäume gerichtet. — Plötzlich löste sich eine der schönsten, vollsten Blüthen von ihrem Stengel los, und langsam schwebte sie, in der Luft sich schaukelnd, auf die dunkle Erde hernieder. —

Bei diesem Anblicke schüttelte der alte Herr den Kopf und sagte leise vor sich hin:

„Ja, ja, mein alter Granatbaum, — wir haben gleiches Schicksal! — Auch dir sank die schönste Blüthe zur Erde herab. — Doch du bist unendlich reicher als ich! Du hast noch Hunderte von prächtigen Blüthen, und kommt ein neuer Sommer, so freust du dich in frischer Pracht der neuen Sprossen! — Doch ich, — ich, mir blieb nur eine Blüthe noch — und selbst diese will ein giftiger Wurm mir vernichten!"

Und von einem edlen Zorne ergriffen sprang der rüstige, alte Mann empor und ging in schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Aber ich werde ihn packen, diesen elenden Wurm, und mag er sich auch noch so winden und drehen! — Schonungslos werde ich ihn zertreten!"

Mit diesen Worten war Dufrois zum Fenster getreten und verwünschte die Rebellen im Stillen, die ihn zwangen, hier in dem kleinen Städtchen zwecklos liegen bleiben zu müssen. Er blickte gelangweilt hinaus — da — mit einem Male erheiterte sich sein ehrwürdiges Gesicht und mit freudiger Stimme rief er:

„Conrad — Conrad Heiduck!"

Der Gerufene fuhr heftig zusammen, als er seinen Namen nennen hörte, den er in seinem Gedächtniß für immer zu löschen so eifrig bemüht war. Doch wurde er freudig überrascht, als er das lächelnde Antlitz Dufrois sah.

Mit dem Ausrufe:

„Herr Dufrois! mein Retter, mein Wohlthäter — Sie hier?!" stürzte er in das Haus und preßte mit freudigem Ungestüm den Alten in einer Weise an seine Brust, daß ihm fast Hören und Sehen vergingen.

„Aber um des Himmels willen, mein junger Freund, Sie erdrücken mich ja!" rief der alte Handelsherr keuchend. Losgelassen von der jugendlichen Kraft, erfaßte er Conrads Hände und schüttelte sie mit unverkennbarer Herzlichkeit.

„Seien Sie mir tausend Mal willkommen, mein lieber Conrad! — Aber wie kommen Sie denn hierher, Herr Unteroffizier?" fügte er verwundert, den Artilleristen anblickend, hinzu. „Ich glaubte Sie in den Schanzen vor Vicksburg im lebhaftesten Kanonendiskurse mit dem Feinde?"

„Von dort komme ich direct her," antwortete Conrad lächelnd.

„Nun, und wohin gehen Sie denn?" fragte Dufrois, indem er geschäftig Conrad den abgeschnallten Säbel aus der Hand nahm und ihn zur Seite stellte. „Oder bleiben Sie vielleicht hier, um das Kommando einer Stadtbatterie zu übernehmen?"

„Das nun eben nicht," erwiderte etwas verlegen der Unteroffizier. „Ein Befehl des Ober-Generals . . ." hier stockte er und blickte betroffen zur Erde, als ob er zu dem, was er sagen wollte nicht die passenden Worte fände, oder sie nicht auszusprechen wage.

Eine kleine Weile betrachtete ihn der alte Herr verwundert und als er Conrads Verwirrung bemerkte, sagte er heiter:

„Nun, was ist denn wieder im Werke, mein junger Freund? — So sprechen Sie doch!“

Dieser aber suchte auszuweichen und erwiderte zögernd:

„Es befremdet mich wirklich, Sie, Herr Dufrois, hier zu treffen, und begreife nicht, was Sie bewegen konnte, sich mitten in die Gefahren des Krieges zu begeben? — Wie es den Anschein hat, wird sich in dieser Gegend sehr bald ein sehr hartnäckiger Kampf entwickeln.“

„Ja, mein lieber Heiduck, ich befürchtete es schon lange,“ sagte Dufrois, indem er einen schmerzlichen Blick auf Conrad richtete. „Ich mußte aber diese Reise unternehmen, denn ich habe schon wieder eine traurige Mission zu erfüllen, und hielte mich nicht die Warnung vor dem feindlichen Kreuzer, welcher in der Nähe dieses Küstenstriches Beute suchend umherschleichen soll, hier zurück, so wäre ich gewiß schon in New-Orleans.“

Bei den Worten des bekümmerten Vaters überlief der Ausdruck des Erschreckens und der Besorgniß das die innigste Theilnahme verrathende Antlitz Conrads.

„Sie staunen, mein junger Freund,“ fuhr der alte Kaufherr wehmüthig fort, doch Sie werden die schmerzliche Wahrheit meiner Worte sogleich begreifen, wenn Sie den Brief gelesen haben, der dort auf dem Schreibtische liegt.“

Conrad war zu dem bezeichneten Orte getreten und las flüsternd das verhängnißvolle Schreiben, wobei das immer hastiger werdende Lesen die Aufregung verrieth, die in seiner Brust heftig tobte.

Der Brief lautete:

Lieber Schwager!

„Sie werden sich gewiß noch jenes Menschen erinnern, dem Sie in Paris auf eindringliche Weise die Thür Ihres Hauses weisen ließen. Dieser Mann scheint nun seine verbrecherischen Absichten auf Victorine noch nicht aufgegeben zu haben. Er ist hier in New-Orleans, und hat vor einigen Tagen Victorinen auf der Straße angehalten.

Als sie ihm mit der Aeußerung ihrer Verachtung entfloh, rief der Elende ihr drohend nach: „Bist Du erst mein, dann wirst Du anders sprechen!“ — Wenn ich auch, nicht nur das arme, gequälte Mädchen, sondern mich selbst überreden will, daß diese Worte nicht mehr, als eine boshafte Drohung dieses Menschen gewesen sind, um das zaghafte Mädchen zu erschrecken, so erregt

doch der Umstand, daß dieser mulattenartige Fremdling aus fernem Lande, schon in Paris sich nicht durch Hindernisse zurückschrecken ließ, sicher gegründetes Bedenken. Sie wissen, lieber Schwager, daß ich unserer geliebten Victorine für einen solchen Fall, als alte Frau, den erforderlichen Schutz nicht gewähren kann. So schmerzlich mich auch der Verlust des lieben Mädchens trifft, so erachte ich es dennoch für nothwendig, daß Sie sogleich hierher kommen, um Victorine abzuholen, und in Ihre Obhut zu nehmen. Sollten Sie einen bessern Ausweg in dieser Sache wissen, so theilen Sie mir Ihre Entschließungen unverzüglich mit. Herzliche Grüße von Victorinen. Es erwartet Sie

Ihre Schwägerin

Fernande Harrisson."

„Und Sie bleiben hier ruhig liegen?" rief Conrad vorwurfsvoll, nachdem er das Schreiben bis zum Ende gelesen. „Sie verzögern Ihre Reise, Herr Dufrois, während die Ehre Ihrer Tochter vielleicht in größter Gefahr schwebt? — Leben Sie wohl, mein theurer Wohlthäter!"

Und einen herzlichen Kuß auf des betroffenen Alten Lippen drückend, umarmte er ihn innig, ergriff seinen Säbel und stürzte zur Thür hinaus.

Der Kaufherr rief dem Davoneilenden zwar einige Worte in seiner Bestürzung nach, die dieser aber nicht mehr hörte, denn er war bereits aus dem Gasthause verschwunden.

. . . .

Im Westen erstarben die letzten Strahlen der Sonne und gossen ihre Glut über die üppigen Fluren von Louisiana aus. Drückende Schwüle lastete in der Luft — still war's in den Gipfeln der Bäume, kein Blatt schien sich zu regen, nur von Zeit zu Zeit erhoben die ängstlich hin und her fliegenden Vögel ihren gellenden Warnungsruf für die junge Brut.

Es war ein heißer Juni-Abend.

Ueber den Platz Port Sumter in New-Orleans jagte eine leichter Wagen. Ein Mann, in halbmilitairischer Kleidung, führte mit kräftiger Faust die Zügel der dahin rasenden Rosse. Hinter ihm, auf einem kleinen Sitze, befand sich ein Neger, dessen seltsame, fast zusammengesuchte, reiche Kleidung durchaus nicht zu dem dunkeln Gesicht und dem Typus dieses Menschen paßte. Die feurigen Rappen

flogen schnaubend dahin, und scheu flüchteten die wenigen Menschen auf dem Platze zur Seite, um nicht von dem Gespanne übergefahren zu werden.

In eine enge Seitenstraße einbiegend, hemmte plötzlich mit einem kräftigen Rucke der Mann den Lauf der Rosse, daß sie vor Schmerz sich hochauf bäumten.

Der Wagen hielt vor einem einstöckigen, armselig aussehenden Hause still, dessen geschlossene Fensterladen die Abwesenheit des Besitzers verriethen.

Der Neger sprang von seinem Sitze und übernahm die Zügel der Pferde. Der Mann öffnete die Thür dieses Hauses, stieg eiligst die Stufen der halbverfallenen Treppe hinab, und trat in ein Gemach, worin sich Sams, der Neger des Kaufherrn Dufrois befand, der anscheinend Jemand ungeduldig erwartend, im Zimmer auf- und abging.

Als der Eintretende den Neger erblickte, grüßte er nachlässig, stand dann einen Augenblick nachdenkend vor sich hinblickend still, dann ging er auf ihn zu, und indem er seine durchdringenden schwarzen Augen auf ihn richtete, sagte er im kalten Tone:

„Weißt Du noch, Sams, wie viel Geld Du in der Hütte von Brashear von mir erhieltest?“

„Gewiß, Sir,“ antwortete Sams, lachend seine weißen Zähne zeigend. „Wie sollte ich das nicht mehr wissen?“ — Es war ein ein schöner Haufen Goldstücke!“

„Nun, heute kannst Du das Doppelte verdienen, Sams! rief Oldar, denn dieser war der Fremde.

Bei diesen Worten des Mulatten, streckte sich unwillkürlich der unförmige Kopf des Negers nach vorwärts, und mit dem Ausdrucke der gespanntesten Erwartung und der größten Habgier, starrten die umheimlich funkelnden Augen Oldar an, der inzwischen zu einem Tische getreten und eine Lampe angezündet hatte.

Doch die Gier nach dem Lohne ließ den Neger nicht lange stumm. Er wollte den Zweck erfahren, wie er ihn verdienen könne. Zögernd fragte er:

„Ja, verdienen, das wäre wohl ganz gut, aber wie?

„Das sollst Du sogleich erfahren!“ antwortete Oldar düster. „Zunächst schaffe. aber ein kühlendes Getränk herbei, denn meine trockenen Lippen brennen wie vom höllischen Feuer erfüllt!“

Sams nickte grinsend mit dem Kopfe und entfernte sich aus dem Gemache, um das Verlangte herbeizuholen. Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als der Mulatte in dem Ausbruche des Sturmes, der in seinem Innern tobte, die Hände heftig zusammenschlug, und mit vor Wuth zitternder Stimme die Worte ausstieß:

Endlich — endlich ist die Stunde gekommen! — O, ich habe nicht vergebens die langen, entsetzlichen Nächte auf der Folter der Verzweiflung gelegen! Die finsteren Stunden, in denen mit doppelter Qual die verzehrenden Flammen der Liebe zu diesem Mädchen, und die Erinnerung an die mir angethane Schmach am Herzen nagten und mein Gehirn im Fieberwahnsinn glühte! — O, nicht vergebens habe ich die Jahre gelitten! — Mein, mein! wirst Du werden, Victorine! — Nicht mehr wird dieser Bube mir in den Weg treten! — Steige herauf aus dem feuchten Grabe, Eugen Dufrois!" fügte er mit erhöhter Stimme hohnlachend hinzu, „und verhindere mit Deinen zerschmetterten Gliedern, daß ich Deine Schwester umarme! — Du wirst mich nicht daran verhindern können! Mein werden diese himmlischen Reize sein! Schwelgen werde ich in ihnen — schwelgen . . ."

Und betäubt von dem Taumel der Leidenschaft, sank er auf einen Stuhl nieder, bedeckte das erglühte Antlitz mit beiden Händen und stöhnte heftig. Doch bald sprang er wieder auf.

„Die spröde Blüthe!" rief er wüthend. Schwelgen? — Ja, bis zum Ekel! — Zurück, du Sturm in meiner Brust! — Nicht das berauschende Gefühl der Liebe darf mich leiten! — Nein, nur abtragen will ich, was man mir angethan! — Ich werde Sie pflücken, diese holdselige Blume, und wenn ich sie gebrochen, wenn sie vernichtet ist von der Glut meines Herzens, und wenn," fügte er langsam hinzu, „wenn auf der weißen Brust das Mal der Schande haftet, dann werde ich sie dem alten Graukopf in teuflischer Lust mit Verachtung zurücksenden. Er wird dann genugsam erfahren, wie Schande im Herzen eines Menschen vernichtend wirkt!"

In diesem Augenblicke trat Sams mit einer Flasche Fruchtwein und Wasser ein. Er stellte Alles vor Oldar auf den Tisch und blieb dann in einiger Entfernung lauernd stehen.

Der Mulatte schenkte sich ein großes Glas voll und stürzte den Inhalt ohne Wasser in einem Zuge hinunter. Nach wenigen Sekunden der Erholung sagte er zu dem Neger herrisch.

„Setze Dich, Sams."

Der Neger warf sich ungenirt auf den Stuhl. Eine unheimliche Stille herrschte in dem Gemach. Nach einer Weile unterbrach Oldar das drückende Schweigen:

„Du kennst das Haus, das ich Dir in der letzten Nacht gezeigt habe, doch wieder?"

„Ganz genau, Sir!" rief Sams lachend. „Die Vorderseite mit den Fenstern geht auf die Fahrstraße, die Gartenmauer reicht auf einer Seite bis an das Wasser, und auf der andern bildet sie zwischen dem Nachbargrundstücke einen schmalen Gang."

„Du hast gut aufgepaßt, Sams!" sagte der Mulatte zufrieden ihn anblickend.

„O, Ihr wißt, Sir, ich begreife leicht!" versetzte der Neger grinsend, indem er sich von dem Lobe geschmeichelt fühlte.

„Ja, wenn man Dich gut bezahlt!" erwiderte Oldar verächtlich.

Der Neger biß sich auf die dicken Lippen und murmelte Etwas vor sich hin.

Der Mulatte fuhr in seiner düstern Weise fort. .

„Die Nacht wird finster werden . . ."

In demselben Augenblicke durchzuckte ein Blitz die schwüle Luft und unterbrach Oldar. Das dumpfe Grollen des fernen Donners folgte wenige Sekunden darauf.

„Es wird ein schweres Gewitter geben," meinte Sams, nach Art der Neger im ängstlichen Tone.

„Um so besser," erwiderte Oldar heiter, „wir werden dann um so sicherer unsern Plan ausführen können! — Doch gieb jetzt Acht auf meine Worte," fügte er im flüsternden Tone hinzu. „In jenem Hause lebt die alte Tante der Tochter Deines Herrn. Victorine ist, wie Du weißt, bei ihr. Männliches Personal ist nicht zu fürchten, nur ein alter Diener und eine Negerin bilden den Haushalt der alten Frau. Diese wohnen entfernt von dem Schlafzimmer des Mädchens. Victorine ist allein, denn die Tante hat ihr Gemach auf dem andern Flügel des Hauses. — Es ist jetzt zehn Uhr. In zwei Stunden führt Dich mein Wagen in die Nähe des Landhauses. Dort erwartest Du mich. — Victorine ist unbewacht, ihr Schlafzimmer nicht hoch von der Erde belegen. Mit diesem Diamantring schneidest Du eine Scheibe heraus und öffnest das Fenster von Innen. Ich werde nicht fern sein. Den Widerstand des Mädchens wird meine Kraft, ihr Geschrei aber dieses Instrument überflüssig machen."

Bei diesen Worten zog der Mulatte aus der Brusttasche eine Kugel von Kork, deren innen angebrachte Feder sich dem leisesten Drucke öffnete, und die Theile derselben in gehöriger Spannkraft auseinander trieb. Nachdem er dieses Hülfsmittel seiner schändlichen Absichten wieder zu sich gesteckt hatte, fuhr er im eindringlichen Tone fort:

„Ich bringe das Mädchen in den Wagen, und dann fort im Fluge nach New-Orleans. Du kennst das Haus, in dem wir vorgestern gewesen. Ist die Arbeit vollbracht, dann ist der versprochene Lohn Dein, und ruhig kannst Du entweder zu Deinem Herrn zurückkehren, oder nach Gefallen Deine Tage in Unthätigkeit verbringen. Dein Verdienst schützt Dich auf lange Zeit vor Mangel. — Von Seiten des Mädchens hast Du keinen Verrath zu befürchten, selbst wenn sie Dich in der Dunkelheit erkennen sollte, denn sie bleibt in meinem Gewahrsam. Hast Du Alles begriffen, was ich Dir gesagt?"

„Alles, Sir," erwiderte der bestürzte Neger, der sich bemühte, sein Staunen über das Vorhaben des Mulatten zu verbergen.

„Nun, so halte Dich bereit!"

Ohne noch ein weiteres Wort an den Neger zu richten, verließ Oldar das Gemach und trat auf die Straße, wo er dem Diener einige Worte leise zuflüsterte und dann in der Dunkelheit verschwand. — Das Gewitter war näher heraufgezogen, und schnell aufeinander folgende Blitze erhellten zeitweise die Finsterniß der Nacht.

Es schlug endlich elf Uhr von dem Thurme des Forts Sumter. Sams bestieg den, vor dem unscheinbaren Hause haltenden Wagen, und dahin flogen die von dem Unwetter unruhig gewordenen Rosse.

. . . .

Am Abend des vorhergehenden Tages, wo sich das soeben Erzählte ereignete, herrschte in einer geräumigen Taverne zu Brownsville ein reges Leben. Die Offiziere der verschiedenen Truppen des Armee-Corps von General Lee, das sich in und um Brownsville concentrirt hatte, befanden sich bei einbrechender Dunkelheit in dem für sie reservirten Saale. Man sah hier die kleidsamen Uniformen der Reiterei von Ohio, den grauen Rock der mexikanischen Jäger, die grün und roth gekleideten Artilleristen, sowie den aufgeputzten, schweigsamen Indianer-Häuptling des Rebellen-Heeres. „Wein her! — Hierher Punsch! — Kaffee! Guten Abend, Kameraden! — Wie geht's Freund? Profit, Ober-Lieutenant! Kameraden nehmt Platz! — und hundert

andere der verschiedenartigsten Ausrufungen schallten verworren durch= einander.

An einigen Tischen wurde gespielt. Klingend flog Gold, Silber und Papiergeld zwischen den Spielern hin und her. In einer Nische saßen zwei Artillerie=Offiziere, wie es schien in ein ernstes Gespräch vertieft. — Der Eine war schon in den Jahren vorgerückt, und die stark hervortretenden Augen, sowie das in leichter Kupferröthe glän= zende Gesicht bewiesen, daß er dem Glase, wie die meisten Offiziere der Conföderirten, nichts weniger als abhold sei, und sich gern bei einer Flasche edlen Rebensaftes stillen Betrachtungen hingebe.

Der Andere zählte vielleicht kaum zwanzig Jahre, und wenn man aus den weichen Linien seines Mundes, aus der glatten Stirn und den hell und freundlich um sich blickenden Augen schließen wollte, so hatte er des Lebens Kern noch wenig kennen gelernt; Offenheit und Gutmüthigkeit mußten die Grundzüge seines Charakters sein.

Der Tumult hatte in diesem Augenblicke den höchsten Grad er= reicht. Die Gesichter der Anwesenden strahlten in einem Rausche des Frohsinns und der heitersten Laune, die durch den reichlichen Genuß der feurigen Getränke noch mehr erhöht wurde. Da näherte sich plötz= lich ein unbekannter Offizier der Nische und setzte sich, leicht grüßend, an den Tisch der beiden Waffengefährten. Vergeblich hatte sein Auge ein ihm passend scheinendes Plätzchen gesucht. Mehrfach hatte sein forschender Blick die beiden alleinsitzenden Zecher betrachtet. Diese blickten sich fast zugleich fragend an.

Der Hinzugetretene war ein junger Mann mit zwar harten, aber doch einnehmenden Zügen. Die Uniform stand ihm vortrefflich und unter der leichten Kopfbedeckung quoll schönes schwarzes Haar hervor, das den dunklen Augen einen sinnigen Ausdruck gab. Von Zeit zu Zeit ließ er den Blick prüfend über die fröhliche Menge schweifen, deren schallendes Gelächter ihm nicht zu gefallen schien.

Kaum hatte er die Verwunderung bemerkt, die seine Anwesenheit bei den beiden Offizieren erregte, als er sogleich aufstand und im höflichen Tone zu ihnen sagte:

„Entschuldigt, Kameraden, wenn ich vielleicht störe, aber ich komme soeben von Vicksburg herüber und bin wirklich todt müde. Man sagte mir in meinem Quartier, daß ich hier fast alle Kameraden treffen würde, und da ich nun einen kräftigen Trunk in heiterer Gesellschaft liebe, so konnte ich es nicht unterlassen, hierher zu kommen, um auch

gleichzeitig zu sehen, ob ich nicht einen meiner Bekannten aus Mexiko hier finden würde.“

Die offene und einnehmende Sprache des jungen Offiziers schien den Beiden nicht zu mißfallen. Sie erwiderten seinen Händedruck und ließen sogleich ein Glas herbeibringen, daß der Aeltere von ihnen voll goß.

„Nun, was giebt's Neues in Vicksburg, Kamerad?“ fragte der Jüngere im herzlichen Tone.

„Noch steht das Gibraltar des Mississippi wie eine keusche, unentweihte Jungfrau in drohender Gestalt vor den Augen der Unionisten, die Alles anwenden um sie zum Falle zu bringen. Doch die Lust wird ihnen wohl zuletzt vergehen, denn vor wenigen Tagen warfen wir ihre sämmtlichen Schanzen durch ein mörderisches Feuer über den Haufen.“

„Bravo! Bravo!“ riefen Beide bei dieser guten Nachricht.

„Ja, man sprach in der Festung sogar von einem Ausfalle,“ sagte der fremde Offizier wieder, „und vielleicht liegt in diesem Augenblicke das Sternenbanner im Staube vor der Macht unserer Geschütze.“

„Nun, es wäre aber auch Zeit, wenn die übermüthigen Unionisten endlich einmal wieder eine tüchtige Lehre bekämen,“ versetzte der Aeltere, indem er dem Aufwärter durch einen Wink bedeutete, eine neue Bowle herbeizuschaffen.

„Ich glaubte nicht,“ fuhr der Fremde fort, als der heiße Dampf, vermischt mit dem kräftigen Aroma des Getränkes aus den Gläsern emporstieg, und die Geruchsorgane lieblich kitzelte, „hier so viel Aufregung zu finden. Doch es ist am Ende erklärlich, wenn man den Muth und die Ausdauer bedenkt, von denen wir Alle beseelt sind. — Hoch! Süd-Amerika!

„Hoch! Hoch! die Conföderation!“ erwiderten jubelnd die beiden Offiziere, und klingend stießen die Gläser aneinander.

„Aber,“ nahm der Aeltere das Wort: „wir sitzen jetzt schon eine Weile beisammen und kennen uns noch nicht einmal. Ich will den Anfang machen, ohne vieles Ceremoniell. — Ich bin der Ober-Lieutenant James Blount!“

„Und ich bin der Lieutenant van der Laaken, Beide von der 9. Artillerie-Brigade des General Lee's!“ sagte der Jüngere.

„Es freut mich herzlich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Kameraden,“ erwiderte der Fremde, indem er Beiden die dargebotene Hand

kräftig schüttelte. „Mein Name ist Janso Peracos, Lieutenant und Adjutant des General Hill bei der Feldartillerie des fünften Corps. — Aber, Kameraden, Ihr trinkt ja nicht! — Hoch General Lee!"

„Hoch! General Hill!" riefen Blount und Laaken zugleich, stießen dann mit den Gläsern an, und stürzten den heißen und berauschenden Grog hinunter. Schnell füllte Peracos die Gläser wieder, und das Seinige mit lustigem Lachen ergreifend, rief er:

„Wir Alle dienen einem Herrn und einer Sache, darum: Hoch! dem Präsidenten Jefferson Davis!"

Und hingerissen von dem Feuer Peracos, erhoben sich die Beiden und:

Hoch! Hoch! ertönten ihre Stimmen durch den Saal.

„Erlaubt," sagte Blount dann stotternd. „Ich trinke dieses Glas auf eine gute Kameradschaft!"

„Sie lebe hoch!" riefen Laaken und Peracos gleichzeitig.

In diesem Augenblicke würde ein aufmerksamer Beobachter dieser Gruppe bemerkt haben, wie sich Peracos' Augenbraunen blitzschnell in die Höhe zogen, als folgten sie unwillkürlich einer inneren freudigen Bewegung. Doch schnell war dieses seltsame Zeichen einer versteckten Meinung wieder erstorben, und als er nun eine neue Bowle herbeizubringen befahl und abermals die Gläser füllte, leuchtete aus seinen dunklen Augen nur das erhebende Feuer des begeisterten Soldaten. Nachdem sie ihre Plätze wieder eingenommen hatten, sagte Blount im flüsternden Tone zu dem neuen liebgewonnenen Freunde:

„Sage mir, Peracos, was denkst Du von unserer augenblicklichen Lage?"

„Sie ist sehr bedenklich, Kamerad," entgegnete der junge Artillerie-Offizier, indem er sich vertraulich über den Tisch beugte. „Ich glaube nicht, daß wir Vicksburg werden lange noch halten können, denn seit der Erstürmung des Fort Jackson ist Vicksburg völlig isolirt, und was die Bravour der Belagerer nicht bisher erreichen konnte, das wird der Hunger von uns erzwingen. Wir werden kapituliren und uns auf Gnade oder Ungnade dem Sieger ergeben müssen.

„Oho! Kamerad! steht es so schlimm mit Euch?" fragte van der Laaken erstaunt.

„Ja, unsere Lage ist keine beneidenswerthe. Ist einmal Vicks-

burg gefallen, so ist Port Hudson auch nicht mehr zu halten, denn Grant wird unzweifelhaft General Banks Verstärkung senden."

Diesen Fall müssen wir doch erst abwarten, Freund Peracos," versetzte der Ober-Lieutenant mit geheimnißvoller Miene. „Es ist eine abgemachte Sache, daß wir Banks im Rücken angreifen und dadurch Orleans bedrohen werden. Ein Handstreich auf Brashear, wird, wenn er gelingt, uns in den Besitz der mit reichen Depots versehenen Stadt setzen. Wir werden Donaldsonville und Baton-Rouge nehmen und somit das rechte Ufer des Mississippi beherrschen. Du siehst, Kamerad, daß wir zu operiren verstehen!" fügte Blount wohlgefällig vor sich hinlächelnd hinzu. So lange übrigens nicht Brownsvills von den Unionisten genommen ist, bleibt uns noch immer ein wichtiger Punkt, um neue Zufuhren an Lebensbedarf und Kriegsmaterial zu beziehen."

„Schon recht, Ober-Lieutenant," erwiderte Peracos mit dem Kopfe schüttelnd. „Ich glaube nur, daß der Feind uns nicht nur diesen Weg abschneiden, sondern auch Charleston, von wo aus nur noch der Verkehr mit England und Frankreich unterhalten werden kann, belagern wird. Wenn ich recht unterrichtet bin, so zieht Admiral Dupont mit acht Panzerschiffen und Monitors gegen die Forts Moultrie und Sumter von der Ostküste Süd-Carolina heran."

„Nun, nun," fiel van der Laaken im erregten Tone ein, „sie werden sich dort die Eisenzähne ausbeißen. Denn zahlreiche Pfahlreihen, die zehn Fuß aus dem Wasser hervorragen, ungeheure Netzwerke von Tauen und fürchterliche Höllenmaschinen, im Verein mit den dahinter liegenden Panzerschiffen versperren nicht nur den Weg, sondern versprechen den sichern Untergang des Feindes."

„Ich fürchte nur," unterbrach ihn Peracos, „daß der Feind die Forts durch ein Bombardement zur Uebergabe zwingen wird."

„Das glaube ich nicht, Kamerad," entgegnete Blount zuversichtlich, „denn General Lee wird, wenn unser Operationsplan fehlschlägt, über Chambersburg nach Hagerstown zurückgehen, und den Potomac zu überschreiten versuchen, um die Landarmee des Feindes zu beschädigen. Ich bin der Meinung, daß es bei Culpepper-Courthouse zu einer entscheidenden Schlacht kommen muß. Ob wir siegen werden, steht dahin, denn das Glück scheint unsere Fahnen fast gänzlich verlassen zu haben. Wir fühlen schon den Strick, den uns der Feind um den Hals gelegt hat. Gelingt es ihm, Tennesse zu

nehmen und für uns den Lauf des Mississippi zu verschließen, dann erhalten wir einen tödlichen Streich, von dem wir uns nimmermehr erholen werden."

„Ganz recht, Kamerad!" rief Peracos anscheinend in verbissenem Grimme. „Der Teufel muß uns zu Hülfe kommen, oder wir sind verloren! — Von Kentucky sind wir so gut wie abgeschnitten. Ich denke, es war ein arger Mißgriff, General Miles mit einem Oberbefehl zu betrauen. Er wird fast immer durch strategische Bewegungen des Feindes geschlagen, und versäumt es stets, den Feind im rechten Zeitpunkte anzugreifen. Wenn nur nicht dahinter Verrath der guten Sache steckt?"

„Richtig, Peracos! Uns ganz aus der Seele gesprochen!" erwiderten mit den Köpfen nickend die Offiziere," das ist auch unsere Ansicht, und wenn nicht bald eine Veränderung eintritt, so ist unsere linke Flanke von Memphis bis zum Golf von Mexiko bedroht und zur Offensive lahm gelegt, wogegen die rechte Flanke durch die feindliche Potomac-Armee in Schach gehalten wird."

„Das verhüte der Himmel!" rief Peracos, verstohlen mit den Augen blinzelnd. „So weit ist es, Gott sei Dank, noch nicht! Wie es scheint," fuhr er vertraulich fort, „ist die Hauptarmee General Lee's, wie die Anzahl der hier versammelten Offiziere vermuthen läßt, so ziemlich um Brownsville konzentrirt. Ist dies der Fall, so könnten die nächsten Tage für den Feind sehr entscheidend werden."

„Ach Gott, nein!" erwiderte van der Laaken finster, „leider ist's nicht so. Kaum fünfzehntausend Mann hat General Lee verfügbar, wogegen ihm fast ganz die Artillerie fehlt. Kann der Feind eine Verbindung mit seiner nördlich hinter Brownsville stehenden Armee bewerkstelligen, was ganz leicht geschehen kann, wenn er uns augenblicklich von der Land- und Wasserseite zugleich angreift, so sitzen wir hier factisch in einem Mauseloche, denn wir gerathen, ohne ausreichende Artillerie zu besitzen, zwischen zwei Feuer. Ich glaube nicht, daß wir uns in diesem Falle vorgesehen haben."

„So, so!" sagte Peracos, einen forschenden Blick um sich werfend. „Doch was sprechen wir von solchen Geschichten, die uns im Grund genommen nicht kümmern," fügte er fröhlich lachend hinzu. „Mag der Oberfeldherr seine Haut zu Markte tragen, wir werden dem Feind schon die Zähne zeigen, wenn es ihm gelüsten sollte, einen Angriff auf Brownsville zu wagen, was ich nicht glaube, denn

der hat jetzt mit Vicksburg genug zu thun. Wir sitzen hier gemüthlich im Trockenen und freuen uns des vortrefflichen Trankes. — Doch denke ich, Freunde, eine kleine Abwechselung sei nicht übel. Trinken wir ein Glas guten Madeira!"

„Aber Bruder!" rief lautlachend der Ober-Lieutenant, „Du hast wirklich scharmante Einfälle! Du triffst da gerade die schwächste Seite meines Herzens. — Aber erzähle mir doch, Peracos, wie Ihr die Nachricht von dem Vorfalle auf der Eisenbahn von Memphis nach Madison in Vicksburg aufgenommen habt? — Was? das war ein Schlag für den Feind! — Zehntausend Mannschaften, mit Geschützen, Munition und Bespannung in einem Augenblicke zu verlieren!"

„Madeira!" rief Peracos dem Aufwärter in einem Tone zu, daß die beiden Offiziere erschrocken aufblickten, aber eingedenk seiner gefährlichen Lage, mäßigte er schnell seine Erregung und sagte unbefangen:

„Wir in Vicksburg haben von dem grausigen Unglücke nur so Oberflächliches erfahren, man vermuthete, daß eine Nachlässigkeit von Seiten der Bahnwärter stattgefunden habe, denn sonst..."

„Nun, da habt Ihr Alle weit vom Ziele geschossen," lachte Blount höhnisch auf. „Ich kann da am Besten Auskunft geben, denn ich stand in jenem nächtlichen Augenblicke am Ufer bei Madison an der Seite des muthvollen, verwegenen Mannes, durch dessen Gewandtheit dem Feinde dieser empfindliche Schlag beigebracht worden ist. Ich hatte den Befehl erhalten, den Rückzug des kühnen Mannes mit meinem Zuge möglichst zu decken."

Sprachlos im ersten Augenblicke, starrte Peracos den Ober-Lieutenant in das von den schweren und berauschenden Getränken glühende Antlitz, dann sprang er hastig auf, packte Blount am Arme und sagte im unterdrückten Tone, indem seine Augen Feuer zu sprühen schienen:

„Was sagst Du da, Kamerad? — diese Höllenthat wurde von einem Menschen vollbracht?"

„Natürlich!" rief der Ober-Lieutenannt vergnügt lachend, indem er die Erregtheit Peracos' für gerechtes Erstaunen hielt. Es ist ein junger, muthiger Agent, unserer Sache mit seltener Treue und Ausdauer ergeben."

„Und wie nennt sich dieser — — Mann?" fragte Peracos mit verbissenem Grimme.

„Er lebt gegenwärtig in New-Orleans mitten unter den Feinden," versetzte Blount ausweichend.

„Sein Name! — Sein Name!" drängte Peracos, kaum mehr im Stande seine Wuth zu verbergen. Ich muß doch den Vollbringer einer solchen heroischen That kennen lernen!" fügte er in einem zweideutigen Sinne hinzu, indem er halb unbewußt noch immer den Arm des Ober-Lieutenants festhielt.

„Wir kennen ihn nur unter dem Namen „Oldar" — es scheint ein Mulatte zu sein!"

Peracos ließ Blount's Arm los und sank, wie vom Schlage getroffen auf seinen Stuhl zurück. Seine Brust schien unter dem Drucke eines tiefen Kummers mächtig zu arbeiten. Todtenbläße bedeckte sein Antlitz, während der Blick seines finstern Auges den Ober-Lieutenant vernichten zu wollen schien. Doch nur wenige Minuten ließ er sich von der Bewegung beherrschen, dann sich wieder aufrichtend, sagte er zu den beiden Offizieren:

„Ihr müßt mich schon entschuldigen, Kameraden, daß mich der Name jenes verwegenen Mannes so tief ergriffen, denn ich stehe ihm näher, als Ihr vermuthen konntet. — Es ist mein Stiefbruder, der ..."

In diesem Augenblick setzte der Wärter eine Anzahl Flaschen auf den Tisch, denn van der Laaken hatte Portwein bestellt, und unterbrach dadurch Peracos in seiner weiteren Eröffnung.

Den Sturm in seiner Brust gewaltsam bezwingend, schenkte er ruhig und gelassen die Gläser voll, und bald hatte bei den beiden Offizieren der schwere Wein vollendet, was das heiße Getränk vorher begonnen. Geschickt führte Peracos, — in welchem wir den Unteroffizier Bloom erkannt haben, — das Gespräch wieder auf militairische Gegenstände und ließ, als ob nichts vorgefallen wäre, seiner Laune die Zügel schießen.

Bald verrieth ihm das stotternde Sprechen der Beiden, daß sie die Sicherheit der Sinne zu verlassen begannen.

Der wüste Lärm in dem Saale herrschte inzwischen fort. Die Trunkenheit der Menge nahm von Minute zu Minute zu.

Blount und van der Laaken hatten sich, fortwährend lachend und immer erregter werdend, in einen Wettkampf vertieft, wer von ihnen mehr zu trinken im Stande wäre.

Schnell und unbemerkt stand Bloom auf, bezahlte in einem Vorzimmer die ganze Zeche und verließ eiligen Schrittes das Gasthaus.

In dem Augenblicke, wo er die finstere Straße betrat, fuhr ein zündender Blitz durch die dunkle Nacht und blendete fast sein Auge. Erschrocken richtete er den Blick zum Himmel empor, der schwarz und drohend herabhing.

„Die schwere Pflicht des Soldaten ist erfüllt," flüsterte er leise vor sich hin. „Nun hält mich nichts mehr hier zurück. Mein Ziel ist jetzt New-Orleans! — Wehe Dir, Oldar, wenn sich unsere Wege kreuzen sollten!" fügte er mit bitterer Stimme drohend hinzu.

Er wandte seine Schritte und ging in stolzer Haltung den Hafen von Brownsville zu. Die Uniform eines conföderirten Artillerie-Lieutenants schützte ihn vor allen Anfechtungen von Seiten der zahlreichen Wachtposten.

. . . .

„So höre doch nur endlich auf zu lesen," sagte am nächsten Abend die alte Tante zu Victorinen im gütlichen Tone. „Du wirst Dir noch die Augen verderben."

Das schöne Mädchen saß bei der hereinbrechenden Dämmerung ganz vertieft in das Lesen eines Gedichtes am Fenster, das sie geöffnet hatte, um besser sehen zu können.

„O, beste Tante! rief Victorine, hingerissen von der poetischen Tiefe des herrlichen Gedichtes, „hören Sie nur diese himmlisch schöne Stelle:

„Das Auge sieht den Himmel offen!
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!"

Und als ob sie die unendliche Wonne, welche die Worte des unsterblichen deutschen Dichters durchglühte, im eigenen Herzen fühlte, hauchte sie mit seelenvoller Stimme noch den nächstfolgenden Vers hinzu:

„O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Langsam glitten die Hände, die das Buch hielten herab; das holde Antlitz in unbewußter Sehnsucht erröthend, neigte sich nieder zum jungfräulichen Busen — und diese herrliche Gestalt beleuchteten die Strahlen der untergehenden Sonne, die wie Himmelsbrand zwischen dem tiefblauen Horizonte und einem schwarzen Wolkenstreifen hervorglichen, der sich darüber hinzog.

Liebevoll war die alte Dame zu dem Mädchen getreten, und es sanft umschlingend, sagte sie in wehmüthigem Tone:

„Ach, Victorine, Du ahnst die Seligkeit einer reinen, edlen Liebe; aber Du ahnst nicht den Schmerz, der mit der Wonne unbemerkt in Dein Herz schleicht!"

„O, lassen Sie mir den schönen Traum, theuerste Tante!" rief Victorine mit leuchtenden Augen, in denen eine Thräne des Entzückens perlte. „Sprechen Sie nicht von Schmerz, wo nur namenloses — unendliches Glück sein kann! — Nein! Nein! — Es ist nicht denkbar — nicht möglich, daß ein Gefühl, das des Himmels Seligkeit in unser Herz trägt, mit rauher Hand tief verwunden könne. Es ist gar nicht denkbar, daß im Lichte — lichtlose Stellen sein können."

„Wie glücklich bist Du, harmloses Kind!" versetzte theilnahmsvoll die Tante. „Daß Dein jugendliches Herz noch völlig frei, daß nur die freundlichen Bilder Deiner Träume aus ihm sprechen, und nicht das kalte Wort der Erfahrung. — Glaube nicht," fuhr sie nach einer kleinen Pause wieder fort: „daß ich hinausgekommen über die Jahre der Leidenschaft, nun herzlos geworden sei und Dir die Blüthen der Liebe zum schwarzen Schreckensbilde machen wollte. — O, nein, es wäre auch vergebliches Mühen! Liebe ist der zündende Funke, der eine Frauenbrust belebt. — Ein Blick — ein Wort — ein Händedruck, — und all' die Wonne, von der Du träumst, und all' das Leid, von dem Du keine Ahnung hast, ist plötzlich in Deinem Herzen! — Doch es ist nicht Recht von mir," fügte sie sich unterbrechend hinzu," daß ich alte Frau solche Reden zu Dir führe. Es ist heute der letzte Abend, den wir zusammen zubringen. Morgen wird Dein Vater hier sein, um Dich zurück in sein Haus zu führen. — Nur um Eines bittet Dich, Victorine, die Schwester Deiner seligen Mutter: wenn das Gefühl, von dem ich zu Dir gesprochen, Dich und Dein Herz einst beherrschen wird, denke dann zurück an diesen Abend, denke zurück an meine Worte!"

Und im Innersten tief gerührt, drückte sie die Hände des traurig vor sich hin blickenden Mädchens.

„Schlafe wohl, mein gutes Kind'" fügte sie dann mit bewegter Stimme hinzu. „Der Himmel schenke Dir ein frohes, glückliches Leben an der Seite eines braven Mannes!"

Mit diesen Worten eilte die alte Dame aus dem Zimmer, um ihre Rührung, die sie zu übermannen drohte, zu verbergen.

„Gute Nacht, theuerste Tante!" rief ihr bewegt Victorine nach, und nachdenkenden Blickes begab sie sich in ihr Schlafgemach, wo die Götter der Keuschheit und der reinsten Tugend ihren Sitz aufgeschlagen hatten.

Dort angekommen, trat sie zum offenen Fenster, durch welches man in den prächtigen Garten mit seinen blühenden Gewächsen sah.

Die Luft war drückend und schwül; lautlos lagen die dichten Baumgruppen in Dunkelheit gehüllt; die befiederten Sänger, von denen sie bevölkert waren, schwiegen, und hatten unter dem schirmenden Laubdache ihre kleinen Wohnungen aufgesucht.

Aengstliche Stille herrschte in der Natur; nur da? eintönige Rauschen des nahegelegenen Wassers gelangte an Victorinens Ohr. Der Wolkenstreifen im Westen war breiter und schwärzer geworden.

„Ob ich wohl die Fenster schließe?" sagte sie zu sich selbst. „Doch nein!" fügte sie sich besinnend hinzu, „es scheint ein Gewitter am Horizont heraufzuziehen. Es ist so schwül im Zimmer."

Und sich vom Fenster wegwendend, ging sie zu dem im Hintergrunde des traulichen Zimmers stehenden Ruhebette und ließ sich dort halb unbewußt nieder. Das reizende Köpfchen in die Hand stützend, gab sie ihren Gedanken freien Lauf.

„Was wohl die Tante gemeint haben mag mit dem Schmerze der Liebe?" flüsterte sie mit zuckenden Lippen leise vor sich hin. „Ich kann Ihre Worte nicht verstehen. — Es ist doch sonderbar!" fügte sie hastig hinzu. „Ich erinnere mich erst vor einigen Tagen diese herrlichen Gedichte gelesen zu haben, und wenn sie von Liebe sprachen, verstand ich oft den dunklen Sinn nicht und warf sie bei Seite. — Und nun? — Nun vermag ich plötzlich ihren tiefen Sinn zu ahnen! Woher mag das kommen? — Ich fasse plötzlich mit klarem Geiste diese zauberhaften Dichtungen, welche mir sagen, was meine Seele ahnungsvoll durchbebt. Und doch ist ein banges Gefühl vorhanden, daß mich von Zeit zu Zeit ergreift! — Sollte die Tante dennoch Recht haben? — Sie sagte: Ein Blick — ein Wort — ein Händedruck! — Seltsam! — Wie ist das möglich?

Die Schwüle war inzwischen drückender, fast unerträglich geworden, so daß sich Victorinen unwillkürlich eine Mattigkeit bemächtigte, die, verbunden mit der durch nichts gestörten Einsamkeit und der hereingebrochenen Nacht, einschläfernd auf sie wirkte. — Beinahe willenslos ließ sie den schönen Kopf auf die Kissen des Ruhebettes zurück-

sinken; der halbentblößte Arm bog sich um das Haupt herum, und mit geschlossenen Augen überließ sie sich wieder ihren Gedanken.

„Wie unendlich selig muß der Gedanke machen, ein Wesen sein nennen zu können," flüsterte sie leise, „ein Wesen, das uns ganz angehört! — das mit uns denkt, mit uns fühlt, mit uns trauert in trüben Stunden, — dessen einziges Glück wir sind, so wie er der Einzige ist, an den wir mit Wonne denken — wir flüstern seinen Namen."

Die Lippen des jungen Mädchen bewegten sich kaum mehr.

„Wir sind berauscht, wenn wir seiner gedenken!" lispelte sie wieder. — „Das Auge sieht den Himmel offen — es schwelgt das Herz . ."

Die letzten Worte erstarben auf den schwellenden Lippen, noch einmal öffnete sich der Purpur des Mundes, wie die Rose sich öffnet, um Wohlgerüche auszuströmen:

„Und sagen zu können: ich bin Dein! . . . Ach, daß sie — ewig grünen — bliebe — die schöne Zeit, — der — jungen — Lie . . .

Sie war entschlummert. Das Schattenreich der Träume umfing ihre Sinne. Sie drang ein in das unendliche Reich der süßen Täuschung, das auch dem ärmsten Menschen seine weiten Thore willig öffnet.

Vom Thurme der Erlöser-Kirche zu New-Orleans ertönte in dumpfen Schlägen die Glocke. Sie verkündete den Wachenden die Mitternachtsstunde.

Die guten und bösen Geister beherrschten das nächtliche geheimnißvolle Walten der Urkraft.

. . . .

Durch die gewitterschwüle Nachtluft dröhnten langsam die schweren Glockenschläge. Einzelne Windstöße strichen wehklagend über die schlummernde Erde.

Vorsichtig stieg eine tiefverhüllte Gestalt über die Gartenmauer des uns bekannten Hauses. Kaum hörbar schlich sie den nächsten Weg wählend, über die Beete dahin, und so oft ein Blitz die Finsterniß erhellte, fuhr sie erschreckt zusammen, und stand einen Augenblick regungslos still.

Endlich war sie an Victorinens Fenster angelangt. Behutsam richtete sie sich in die Höhe, und als sie das Fenster offen fand, entfuhr ihr ein unterdrückter Ausruf freudiger Ueberraschung.

Ein Blitz durchzuckte mit seinem blendenden Lichte die Atmosphäre, die Gestalt bückte sich hastig zur Erde nieder. — Tiefe Finsterniß la-

gerte sich wieder rings umher. Langsam erhob sich die Gestalt wieder und mit der Lebendigkeit eines Indianers schwang sie sich auf die Brüstung empor, glitt dann unhörbar im Zimmer hinab, und blieb dort unbeweglich wie ein Raubthier zusammengekauert liegen, um einen neuen Blitz zu erwarten, der die im Zimmer befindlichen Gegenstände beleuchten, und sie orientiren sollte. — Dies geschah fast im nächsten Augenblick. — O, leuchte noch einmal, elektrisches Feuer — dort im Hintergrunde ein Ruhebett und darauf hingegossen Victorine, die blühende Jungfrau.

Dies zu erblicken, hatte die kurze Dauer eines Blitzes genügt — und wieder herrschte tiefe Finsterniß.

Nun begann sich der schwarze Knäul am Fenster zu bewegen — vorsichtig auftretend, schlich er langsam vorwärts — näher — immer näher rückte er dem Ruhebette. Nur noch zwei Schritte trennten ihn von dem Lager, auf dem sich jetzt schon die lichteren Umrisse des Kleides abzeichneten.

Da lag die keusche Jungfrau in den sanften Banden des Schlummers; an ihrer Seite stand der erbarmungslose Verbrecher, der Auswurf der Menschheit.

Die Gestalt zog plötzlich ihren Mantel von der Schulter, und mit beiden Händen ihn ausbreitend, trat sie noch einen Schritt näher an das Ruhebette — tief aus der Brust hörte man Athem schöpfen — ein Sprung erfolgte, ein kaum vernehmbarer Schrei des Entsetzens wurde vernehmbar — und Victorine war in den Falten des weiten Mantels verwickelt.

Entschlossen packte das Ungeheuer die reizende Beute mit seinen Händen, und mit der Schnelligkeit des Tigers eilte er wildlachend dem Fenster zu, schon griff die eine Hand nach der Brüstung, um sich mit seiner Bürde hinaufzuschwingen. — Da sprang plötzlich ein Mann von außen empor.

„Zurück, elender Schurke! — Zurück, nichtswürdiger Bube!“ donnerte eine tiefe Stimme und durch die Finsterniß schnitt der Lichtstrahl eines gezückten Säbels.

Nur eine Sekunde währte es, dann stand die unerwartete Erscheinung neben dem Entführer und packte ihn mit Riesenkraft an die Gurgel. —

Ueberrascht von diesem unverhoften Ueberfalle hatte dieser seine Beute zur Erde sinken lassen, und dem unwiderstehlichen Drucke der

Eisenfaust nachgebend, die ihm die Kehle zusammenpreßte, beugte er sich auf den Boden des Zimmers nieder, und suchte in der Dunkelheit seinem Angreifer den Säbel zu entwinden.

Diesen Moment benutzte Victorine, und befreite sich von dem, ihren Bewegungen hemmenden Mantel. Mit einem lauten Hülferuf stürzte sie aus dem Gemache. Einige Minuten später, eilte der alte Diener mit seiner Tochter, eine Lampe in seinen Händen tragend, herbei.

In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines schweren Wagens, der sich auf der Landstraße dem Hause zu nähern schien.

Der Schein der Lampe beleuchtete das Gesicht der beiden Ringenden. Da begegneten sich ihre Blicke und mit dem Tone der höchsten Ueberraschung rief der Eine:

„Conrad Heiduck!“

„Ja, Conrad Heiduck!“ antwortete Bloom, indem wir den Artillerie-Offizier Peracos erkennen. „Ja, Oldar Valori; Dein Stiefbruder ist es, der den Mörder so vieler Menschenleben, jenen Verruchten, der die Höllenthat bei Madison vollbrachte, an einer neuen Frevelthat hindert, der den zehnfachen Verbrecher nun in seiner Gewalt hat!“

Und noch fester packte er den Elenden um ihn in seiner Wuth zu erwürgen.

Oldar gab scheinbar nach, suchte aber mit der rechten Hand die linke Seite seines Rockes zu erreichen.

Plötzlich stieß Conrad einen lauten Schrei aus. Der Mulatte riß sich heftig empor, und mit einem verzweiflungsvollen Satze war er am Fenster.

„Wir sehen uns wieder, Verhaßter!“ rief er hohnlachend zurück und war verschwunden.

Er hatte geschickt sich seines Dolches zu bemächtigen gewußt und seines Stiefbruders Arm damit durchstoßen.

Dies Alles war das Werk weniger Minuten gewesen, und ehe noch der Diener hatte Hülfe leisten können.

Der Wagen, dessen Rollen man vor Kurzem vernommen, hielt vor dem Hause.

Blutend lag Conrad am Boden und vermochte sich erst mit Hülfe des Dieners emporzurichten.

Die Thür öffnete sich plötzlich und herein stürzte athemlos der alte Dufrois.

„Mein Gott, was ist hier geschehen?“ rief er mit angsterfüllter Stimme. „Conrad Heiduck! — Sie hier und in dieser Kleidung?“ fügte er entsetzt bei dem Anblicke, der sich ihm darbot, hastig hinzu, indem er auf den Verwundeten zueilte.

„Es ist nichts von Bedeutung, Herr Dufrois,“ antwortete Conrad lächelnd, und hielt dem Diener den entblößten Arm hin, um sich einigermaßen verbinden zu lassen.

Wiederum öffnete sich die Thür und Victorine von der alten Tante gefolgt betraten das Gemach. Nachdem sie ihren Vater mit einem Freudenschrei herzlich umarmt, eilte sie auf Conrad zu, und mit einem seelenvollen Blicke seine Hand ergreifend, stammelte sie unter Thränen:

„Dank! Gottes Dank! mein edelmüthiger Retter!“

Ein nie geahntes — nie empfundenes Gefühl durchströmte die Brust des rauhen Kriegers und übergoß sein wettergebräuntes Gesicht mit einer brennenden Röthe. Er fühlte sich durchbebt von der Wonne dieses Blickes, dieser Berührung. Doch beherrschte er sich und erwiderte so ruhig, als es ihm in dieser für ihn so bedeutungsvollen Situation nur möglich war:

„Nur der Vorsehung, mein Fräulein, gebührt der Dank, welche die Umstände in ihrem räthselhaften Walten so günstig fügte.“

Nachdem die übliche Vorstellung erfolgt war, und Victorine aus dem Munde ihres Vaters erfahren, daß sie in dem Retter ihrer jungfräulichen Ehre einen entfernten Verwandten gefunden, und daß dieser vor einiger Zeit Pflege und Stärkung in seinem Hause erfahren hatte, da blickte sie mit einem solchen bezaubernden Lächeln auf den jungen Krieger, daß dieser verwirrt die Augen niederschlug.

Kaum wissend, was er that, trat er auf den zufrieden lächelnden Vater hinzu und sagte im flüsternden Tone:

„Herr Dufrois, ich bitte Sie, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken.“

Und mit ihm auf die Seite tretend, flüsterte er ihm hastig zu:

„Geben Sie sich den Anschein von Ruhe bei meinen Worten. — Mein Stiefbruder, Oldar Valori, ist jener Nichtswürdige, welcher unter der Maske eines reichen Insulaners die Ehre Ihrer schönen Tochter anzutasten wagte. Er war es, der bei Madison in jener fürchterlichen Nacht den Tod so viel tausender Menschen herbeiführte.“

Der alte Mann zuckte heftig zusammen und stöhnte tief auf. Doch Conrad bat flehendlich:

„Ich beschwöre Sie, Herr Dufrois! bleiben Sie ruhig! damit das Fräulein den schrecklichen Zusammenhang dieser seltsamen Ereignisse nicht zu ahnen vermag. — Ich war in Brownsville, um die Stellung des Feindes, seine Hülfsmittel und seine Pläne auszukundschaften. Von dem Augenblicke an, wo ich hier, in dieser Kleidung erkannt werde, ist für mich keine Sicherheit mehr. Ich muß schleunigst zurück zu dem Feldherrn, der meiner harrt."

„Gottes Wege sind doch wahrhaft unerforschlich," sagte aufs Tiefste erschüttert der alte Kaufherr.

Dann drückte er Conrad stürmisch an seine Brust und weinte wie ein Kind.

„Es ist jetzt nicht die geeignete Zeit, Ihnen Alles zu sagen, was mein Herz in diesem Augenblicke bewegt," flüsterte er endlich unter Thränen lächelnd hinzu. „Die Zukunft wird mir hoffentlich Gelegenheit geben, Ihnen den Dank eines bekümmerten, alten Vaters zu bezeigen, dem Sie sein einziges Kind — sein Kleinod vor Schmach und Entehrung gerettet haben. — Doch nun eilen Sie, Conrad, die Pflicht sei dem Krieger am Heiligsten. Der Wagen, indem ich gekommen bin, hält noch vor dem Hause, benützen Sie ihn, so weit Sie es für gut befinden. Noch wirft die Nacht ihre dunklen Schatten über die Erde, und verbirgt dem lauernden Auge die verhaßte Uniform des Feindes, die Sie doch nur allein durch das Lager der Rebellen sicher geleiten kann. Gott lohne ihr muthvoll begonnenes Werk mit dem besten Erfolge. Leben Sie wohl, mein junger Freund!"

Mit diesen Worten drückte er Conrad noch einmal herzlich an das Vaterherz.

Dann trat der junge Krieger zu Victorinen, die bisher ihr seelenvolles Auge nicht von ihrem Retter gewandt hatte und sagte im gefühlreichen Tone zu ihr:

„Ein schrecklicher Augenblick war es, mein liebes Fräulein, in dem ich Sie zum ersten Mal gesehen! — Er wird mir unvergeßlich sein. — Nur kurze Zeit war es mir vergönnt, das Glück Ihrer bezaubernden Nähe zu genießen; aber ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, wo ich länger in Ihrer fesselnden Gegenwart verweilen darf. Die eiserne Pflicht des Soldaten treibt mich von hier. Leben Sie wohl, mein theures Fräulein, und gedenken Sie zuweilen des fernen Freundes!„

Bei diesen Worten ergriff er Victorinens Hand, und als er sie zitternd an seine Lippen drückte, durchzuckte ihn ein unaussprechliches Gefühl des Glückes. Er fühlte einen leichten Gegendruck! — Seiner vor Entzücken nicht mehr mächtig, vergaß der Berauschte Alles um sich her, und mit der stürmischen Gluth der erwachenden Leidenschaft, preßte er die warme, weiche Hand des verlegenen Mädchens an sein pochendes Herz, und stürzte Lebewohl rufend aus dem Gemache. —

Der Sturm der Natur war entfesselt. Der Regen fiel stromweise auf die Erde. Schlag auf Schlag rollte der Donner am dunklen Himmelszelt, und züngelnde Blitze fuhren zischend durch die Nacht, und erschütterten die Grundfesten. Auf der Heerstraße nach New-Orleans jagte ein Wagen, und von dem ununterbrochenen Feuer der Blitze gescheucht, flogen die geängstigten Pferde dahin.

. . . .

In der Ebene von Vicksburg waren die Massen des unionistischen Heeres in Schlachtordnung aufgestellt. Der linke Flügel lehnte an die westlichen Apalachen, während das Centrum des Heeres sich bis zu den Ufern des Missisippi erstreckte und der rechte Flügel von einem sumpfigen Terrain gedeckt wurde.

General Lee war mit einem ansehnlichen Heereshaufen den Belagerten zu Hilfe gezogen. Mit ihm hatten die kühnen Rebellen-Reiterführer Early und Fitz Hughoe Stellung genommen.

Endlich sollte es zur entscheidenden Schlacht kommen.

Der denkwürdige, furchtbare Morgen des blutigen Schlachttages brach an. Der Himmel war heiter, nur wenige Nebelstreifen lagen über den tiefgehöhlten Betten des Mississippi und den kleinen Bächen, die das unabsehbare Schlachtfeld durchströmten.

Ein frischer Morgenwind zertheilte diese Dunstgebilde in wenigen Minuten. Die langen Reihen der Bayonnette funkelten rothblitzend, die Waffen der Reiterschaaren strahlten, und in den blanken Geschützen glühte das volle Bild der Sonne, so daß es sich, zahllos aneinander gereiht, einer blutigen Schlange gleich, durch die Flur ringelte.

„Die Sonne ist uns günstig!“ rief General Ulysses Grant, der auf einer Anhöhe zur Linken der aufgestellten Cavallerie hielt, und deutete mit dem Finger auf das glänzende Gestirn.

„Die Strahlen fallen den Truppen zu blendend in's Auge,“ erwiderte General Shermann, der neben dem Oberfeldherrn hielt, „wir können den Feind nicht genau sehen, wogegen er unsere Stellung

desto deutlicher unterscheiden muß. Diese Sonne ist uns also wenigstens jetzt noch nicht günstig.

Der Oberfeldherr entgegnete nichts, er warf sein Auge prüfend in die Ebene. Ueberall herrschte das tiefste Schweigen.

Jetzt sah man die Batterien, welche in der Nacht ihre Stellung zu entfernt von der Linie des Feindes genommen hatten, vorrücken, um die näher gelegenen Höhen zu besetzen. General Lee benutzte diesen günstigen Augenblick nicht. Es schien, als wolle er in diesem Kampfe, wo er nur als Vertheidiger der bedrängten Festung gekommen war, nicht das erste Blut vergießen.

Da ertönte plötzlich vom linken Flügel her der dumpfe Donner des Geschützes; man sah Rauch und Staub bei den westlichen Apalachen aufsteigen. — Die heilige Stille war gebrochen, der schwarze Wolkenschleier des Verhängnisses zerrissen, der Blitz flammte verheerend herab.

Mit zermalmender Wuth entrollte das eherne Rad den Händen des Geschickes.

„Zertrümmere, wen es vermag!" rief der Feldherr mit blitzenden Augen. „Keine Gewalt greift jetzt mehr hemmend in deine Speichen."

Die Befehle des erfahrenen Ober-Generals flogen durch das Gefilde. Im nächsten Augenblick donnerte es von allen Höhen, die eben noch gleich schlummernden Ungeheuer in dumpfer Schreckensstille ruhten. Rauch und Flammen brachen aus ihren Gipfeln hervor, die Erde erbebte, die Lüfte zitterten in dem furchtbaren Getöse. Ein hereinbrechender Höllenstrom wälzte sich, eine breite, schwarze Fluth des Dampfes, wirbelnd über die Ebene; kaum das Blutauge der Sonne bringt durch die wogende Finsterniß durch.

Ueber die ganze Hügelebene verbreitete sich jetzt der Kampf. Unweit zur Rechten vor der Ebene, wo der Oberfeldherr hielt, doch außerhalb der Schußweite, lagen drei feindliche Redouten der Belagerten von Vicksburg, welche den eisernen Tod aus zahlreichen Feuerschlünden auf die anrückenden Truppen entsendeten. Fest geschlossen, doch mit reißender Schnelligkeit, drangen diese, durch die strenge Kriegszucht zu einem Körper, in dem nur eine Seele zu athmen schien, zusammengeschmiedeten Massen gegen den verschanzten Rebellenhaufen vor. Dreißig Geschütze begleiteten sie. Bald waren sie so in Staub und Dampf gehüllt, daß man nichts mehr von ihnen sah.

Mit Adlerblicken überflog der Feldherr das Schlachtfeld. Auf

dem rechten Flügel hatte General Burnside mit dem 9. Corps bereits den Angriff begonnen, er drängte, so schien es, den Feind mit entschiedenem Uebergewicht, doch nur langsam zurück.

Die Schlacht hatte sich jetzt schon allgemeiner entsponnen. Eben rückte General Siegel mit der Avantgarde vor, während General Shermann mit seinen Schaaren kampflustig gegen das feindliche Centrum drangen. Mit Blitzesschnelle sah man diese die Höhen hinanfliegen. Der Donner der Kanonen verdoppelte sich, die ganze Ebene war ein Meer von Rauch, Staub und Feuer. Man sah nicht, wer fiel, nicht, wer vordrang. Da verstummte plötzlich der Kanonendonner, ein lautes Jubelgeschrei theilte die Lüfte, die Höhen waren durch Shermann's und Siegel's tapfere Schaaren genommen. Die Rebellen wurden aus den Batterien verjagt und durch die von General Logan geführten Reiterschaaren auf dem Gefilde größtentheils zerstreut. —

Da vernahm man plötzlich den erneuten Donner des Geschützes, und im Augenblick darauf brach ein Strom von Kugeln und Kartätschen in die Reihen der Krieger ein. Zugleich sah man neue Corps in schwarzen Massen sich auf den Höhen linker Seits von Vicksburg entwickeln. Es war General Hardee, der, auf General Lee's Befehl, mit frischen Schaaren heranrückte, um dem geworfenen Corps zu Hülfe zu eilen. Rings auf allen Höhen war Artillerie aufgefahren, und fast auf allen Seiten zugleich schleuderten sie ihre verwüstenden Geschosse auf den anrückenden Feind.

Weite Lücken hatte das mörderische Geschoß in den Reihen der Unionisten gerissen; Menschen und Pferde stürzten über einander hin; lautes Wehgeschrei der Verwundeten, halb Zerschmetterten theilte die Lüfte und zerriß das Ohr.

Es war, als sei man in den Wirbel einer tobenden Windsbraut gerathen, so raste der Tod in den Reihen. Ein junger Offizier hielt den Säbel hoch empor und rief mit der Macht seiner Löwenstimmme den Seinen ein „Vorwärts" zu. Durch die Unerschrockenheit des Führers ermuthigt, drangen die schon stutzenden Reihen mit einem neuen, gewaltigen Anlauf vor. Doch in derselben Minute prasselte ihnen ein Kartätschenhagel entgegen, dessen Dichtigkeit fast die Luft verdüsterte. Des muthigen Offiziers Pferd wurde getroffen, es bäumte sich hoch auf, that einen Bogensatz und schleuderte den Reiter weit von sich. — Die Sonne, welche nur einen Augenblick durch Staub und Rauch hindurch blitzte, beleuchtete das bleiche Ge-

sicht des Offiziers und wir erkennen — Napoleon Buonaparte, genannt August Graf.

Der Sieg schwankte hin und her, wie die Wogen des gehobenen Meeres. Mit Haufen von Leichen erkaufte man jeden Schritt vorwärts, mit Leichen zeichnete sich die Bahn des Rückzuges.

Zwischen Vicksburg und der südwestlichen Seite des Mississippi hatte General Lee seine Stellung durch eine furchtbare Redoute gedeckt, aus der fünfzig Feuerschlünde unaufhörlich ihre Eisenmassen in die andringenden Regimenter schleuderten.

„Dort ist der Sieg!" rief General Grant, als er den Punkt in's Auge faßte, gegen welchen Siegel und Shermann alle ihre Massen heranführten. Langsam rückten sie von allen Seiten vor, bis sie in gleicher Höhe waren. Dann ertönte das Kommandowort. —

Die Trompeten schmetterten, die eiserne Brandung wogte pfeilschnell über die Gefilde. Der Donner der Geschütze wird übertäubt von dem tobenden Stampfen und Schnauben der Rosse, dem furchtbaren Schlachtruf der Krieger. Eine dichte Staubwolke hüllte sie in Nacht, nur die Blitze der feindlichen Geschosse zeigen ihnen noch den Weg. Mann an Mann geschlossen, rasseln sie dahin. Dieser ungeheuren Gewalt vermag nichts zu widerstehen. — Jetzt fällt der Wurf, auf dem Freiheit oder Sklaverei stehen: er entscheidet die Schlacht, die Herrschaft der neuen Welt.

Furchtbar brachen die anstürmenden Schaaren in die Linie des Rebellenheeres ein und warfen sie mit unwiderstehlicher Gewalt zurück in die Ebene. Mit Wuthgeschrei stürzten gewaltige Reitermassen in seine Reihen und zerschmetterten Tausende.

Die Erde ist ein strömendes Meer, rings herum brüllt die See — der Abgrund des Verderben gähnt tief auf. Noch einmal sprachen die ehernen Höllenpforten und schleudern Flammen und Erz gegen die Anstürmenden. — Ihre Reihen liegen gefällt! — Doch „Sieg, dem Sternenbanner!" rufen die Unversehrten und dringen vor. — — —

Da wird es plötzlich still auf der weiten Schlachtebene; der Donner verstummt. Der schwarze Vorhang des Rauches zerreißt, und ein strahlender Glanz dringt den tapfern Kriegern blendend ins Auge. —

„Wie?" rufen die Bestürzten. „Ist das die Göttin des Sieges? — Thürmt sich uns eine neue eherne Woge entgegen?" —

Nein! Sie vernehmen Freudenruf — Siegesjubel! — Es sind die kühnen deutschen Schaaren, des Brigade-Generals Schöpff, welche

die Redouten genommen, den Sieg errungen haben, und stolz spiegelte sich die Sonne des Tages in dem blanken Stahl ihrer Waffen, die deutsche Männer trugen, deren Herz von noch härterem Metall geformt sind, wenn es gilt zu sterben oder zu siegen!

In jenem Treffen verlangten, des ruhigen Ausharrens im feindlichen Kugelregen bald müde, die tapfern Deutschen von ihrem Befehlshaber das Kommando zur Bayonnetattacke. Mit lautem „Hurrah" bewegte sich die Colonne in festgeschlossenen Reihen über einen Raum von 600 Fuß, welcher die Regimenter vom Feinde trennte. Auf hundert Fuß unter heftigsten Geschützfeuer nahe gekommen, senkten sie die Bayonnette zum Angriff und rückten im Sturmschritt die Höhen hinan. Der Feind, über diesen noch nie gesehenen Anblick einer beweglichen Mauer von Bayonnetten wahrhaft entsetzt, feuerte aus allen Geschützen auf die todesmuthigen Schaaren. Doch das markige „Hurrah" der Deutschen jagte ihn den jähen Schreck in die Glieder, und die kühn herandringende Linie von Bayonnetten trieb den Feind aus den Redouten. So wurde der rechte Flügel der Rebellen durchbrochen und damit der Sieg entschieden. Die Ehre des Tages gebührt derselben Brigade, welche beim Ausbruch des Krieges aus deutschen Turnern und Arbeitern gebildet wurde und sich schon in den Schlachten bei Rich-Monntain und Laurelhill in West-Virginien ausgezeichnet hatte; ein Viertel ihrer Mannschaft bestand aus ehemaligen preußischen Landwehrmännern.*

Die feindlichen Geschütze sind erbeutet, der Gegner geworfen — doch Vicksburg, das „Gibraltar des Missisippi" trotz den Anstrengungen des Feindes. — Da plötzlich nehmen geordnete Schaaren General Lee's den Kampf wieder auf, er scheint den wüthenden Kampf nochmals erneuern zu wollen. — Allein er erkennt bald, daß die Stunde des Sieges für das Sternenbanner gekommen sei — er muß weichen, aber er will nicht fliehen. Das grimmige Antlitz gegen das Schlachtfeld gewendet, zieht er sich langsam zurück in neue, sichere Stellungen. Die Hügel, Flüsse, Sümpfe und Waldungen werden zu mächtigen Vertheidigern seines Rückzuges. Kein Bach, der nicht die steilausgespühlten Ufer den heimathlichen Söhnen des Südens zur Brustwehr darbietet, um sie gegen den nachdringenden Feind zu schirmen, kein Hügel, der sich nicht zur Veste gestaltet, um dem Verfolger aufs

*) historisch.

Neue einen Damm entgegenzustellen, an dem er seine erschöpfte Kraft vollends zerschellen sollte. So wurde es denn nicht die Aufgabe der leichten Reiterei des berühmten Reiterführers Grierson, in die flüchtigen Schaaren des beinahe vernichteten Rebellenheeres vollends Verwirrung und Verderben zu tragen; es folgte nachdem ernsten Spiel der Schlacht nicht das leichtere, dem Feinde reiche Beute abzunehmen, oder Schaaren von Gefangenen im Triumphe heimzuführen. Nur die ehernen Geschosse der Feldartillerie hefteten sich grimmig an die Fersen der Schritt vor Schritt Weichenden und sandten ihnen den Tod nach, bis die heilige Stille der Nacht den Jammer und das Entsetzen dieses Tages schauerlich in ihren dunklen Mantel verhüllte.

Geschützt von den furchtbaren Batterien der Südseite Vicksburgs, war General Lee mit den Trümmern seines Heeres auf einer nur halb vollendeten Schiffsbrücke über den Mississippi gegangen. Er marschirte in Eilmärschen auf Brashear los.

Nach dem furchtbaren Getöse des Tages war eine tiefe, schauerliche Stille eingetreten, die Geschütze der Belagerten schwiegen, denn jede Menschenbrust verlor den Drang nach Waffenruhm. Die Erschöpften sehnten sich nach Ruhe. Nur in den bewegten Kronen der Pfirsich und Feigenbaumwälder tönte ein helles Sausen und Rauschen, und flatternde Raubvögel, ihre Beute witternd, krächzten über den Häuptern der ermüdeten Krieger General Grant's.

Wie die Natur umher, so sah es in jeder Brust aus. Ein tiefes, düsteres Schweigen hielt die Lippen gefesselt.

„Ist dieser Zustand das Gefühl eines Sieges, mein Prinz?" sagte August Graf, welcher sich von dem Sturze erholt und neben einen jungen Ordonanzoffizier des Oberfeldherrn am Bivouakfeuer Platz genommen hatte.

„Ja," antwortete dieser, welcher unverkennbar die Züge der Orleans trug. „Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren."

Die Fügungen des Schicksals hatte in nächtlicher Stunde die vom Vaterlande verbannten beiden jungen Männer dicht aneinander geführt. Der Graf von Paris, — denn dieser war der junge Ordonanzoffizier, — ahnte nicht, daß neben ihm ein Wesen saß, in dessen Adern, freilich in zweiter Linie, das Blut Napoleon I. rollte.

Das Loos August Graf's erschien ihm selbst in diesem Augenblicke wie ein schwerer, düsterer Traum, aus dem er erwachen müsse. Staunend und bebend warf er einen Blick rückwärts auf die Bahn

seines jugendlichen Lebens. Er, der verbannte, verachtete Sohn des armen Lohndieners Napoleon Buonaparte genannt Ernst Graf, war jetzt ein geachteter Offizier im Heere des Sternenbanners von Nord-Amerika. Er dachte an Anna Heiduck und bauete im Geiste verlockende Luftschlösser.

Keine Ahnung beschlich sein krankes Gemüth, daß der Freund seiner Seele, Conrad Heiduck, in der Nähe des Feldherrn weilte, dessen Gnadensonne den todesmuthigen Artillerie-Offizier im vollen Glanze beschien. Beide Freunde hielten sich gegenseitig für todt, Einer hatte den Andern bei Fredericksburg in die Arme des Todes fallen sehen.

August Graf verließ seinen Posten als Arzt. Er griff zu der blanken Waffe seines Regiments und erwarb sich bei der Einnahme von New-Orleans den Offiziersrang. Erschöpft von der Blutarbeit hüllte er sich in seinen Mantel und lehnte sich zurück, mehr aber um seinen Schmerz um den verlorenen Freund und den alten, hülflos zurückgelassenen Vater*) zu verbergen, als um zu schlummern. — Doch die ungeheuren Anstrengungen des Tages, noch mehr aber das lange Seelenleiden, hatten den Körper bis zur äußersten Erschlaffung ermüdet, und sank auch er bald neben dem Abkömmling Louis Philipps, wie Alle, die ihn umgaben, in festem Schlaf.

Doch mitten in der Nacht trieben Unruhe und Sorge August Graf wieder auf. Er durchschritt, in seinen Mantel gehüllt, die Reihen der Krieger, die im schweren Schlafe um die Feuer ausgestreckt lagen. Nur die Feuerwachen saßen aufrecht, und schürten, indem sie starr in die Flammen blickten, gedankenvoll — oder gedankenlos in die Glut.

„Wie viel ist die Uhr?" fragte der junge Offizier vertraulich einen der Posten.

„Mitternacht vorüber!" war die Antwort.

„Habt Ihr nichts vernommen? Keinen Kanonenschuß in der Ferne, keine Signale?"

„Alles todtenstill!" lautete die Antwort wieder.

„Seltsam," murmelte Conrad düster vor sich hin," man sollte verfolgen — dem Feinde keine Ruhe gönnen. Aber die Sieger sind vielleicht noch ermatteter als die Besiegten.

---

*) Indem wir diese Zeilen niederschreiben, geht uns die verbürgte Nachricht zu, daß der alte Lohndiener Napoleon Buonaparte am 2. Mai 1866 sein kummervolles Leben durch einen Selbstmord in der Elbe bei Dresden ein Ende gemacht hat.

Er ging eine Anhöhe hinauf, die ihm einen weiten Ueberblick gestattete. Das Schlachtfeld lag finster und schweigend vor ihm, die Feuer glänzten düster im weiten Halbkreise, brannten aber nur spärlich auf dem Boden, wo das siegreiche Heer sich gelagert hatte.

„Also das ist die Frucht eines so entsetzvollen Kampfes?“ murmelte er wieder. „Der Feind unerschüttert hinter seinen unüberwindlichen Mauern, verspottet unsere Angriffe. Morgen geht vielleicht die Sonne zum zweiten Male so blutig auf. — Wahrlich, noch ein solcher Sieg, und wir müssen die Belagerung aufheben.“

Er ging langsam weiter und kam in die Gegend der Belagerungsbatterien. Ein verworrenes Geräusch von Stimmen drang an sein Ohr. Es war der wohlbekannte Ruf der feindlichen Wachen, der aus den Forts zu ihm herüberdrang.

„Sollten sie mitten in der Nacht einen Ausfall wagen?“ flüsterte Conrad aufmerksam dem Geräusch sein Ohr hinneigend.

Doch dem war nicht so, der wüthendste Feind aller fast unüberwindlich scheinenden Bollwerke — der Hunger, ließ die Belagerten keinen Schlaf finden.

Am nächsten Tage begann wiederum eine furchtbare Kanonade auf Vicksburg. Die Brigade Weitzel stürmte zwar mit gefälltem Bayonnet eine Batterie, aber ein furchtbares Feuer trieb die kühnen Angreifer zurück.

Während General Grant das Herannahen der Flotte erwartete, beorderte er General Louis Wallace, die mittlere Redoute mit Sturm zu nehmen. Drei Regimenter von Illinois wurden zu diesem Wagestücke ersehen. Trotz mörderischen Feuers drangen die tapfern Krieger bis an das Glacis der Werke vor, fanden aber die Brustwehr unübersteigbar, sie mußten den Rückzug antreten. Die Truppen lagerten innerhalb Schußweite vom Feinde auf nackter Erde. Es fing an zu regnen und heftige Windstöße vermehrten die Unannehmlichkeiten des Wetters.

Endlich erschien Admiral Dupont mit vier eisenbepanzerten Kanonenbooten. Diese gingen in mörderischem Feuer vorwärts. Das Flaggenschiff erhielt aber in kurzer Zeit nicht weniger als 59 Kugeln. Man mußte den Kampf aufgeben.

Jetzt kommandirte der Feldherr seine ganze Macht zum Sturm. Die Artillerie-Brigade Wood rasselte mit ihren zahlreichen Geschützen heran. Auf der Vorderseite der unüberwindlichen Feste war der Hügel

kahl und durch felsige Schichten zerklüftet, der Weg, den die erste Sturmkolonne wählte, aber mit dichtem Unterholz bedeckt. — Mit der Gewandheit der Indianer sprangen die tapfern Mannschaften des 57. Indiana-Regiments im heftigsten Kugelregen von Baum zu Baum und feuerten ihre Musketen auf die Bedeckung der feindlichen Batterien, sobald diese in Schußweite kamen.

Auf der andern Seite erklomm General Siegel mit den deutschen Schaaren die steile Seite des durch Wolfsgruben und gefällte Bäume fast unpassirbar gemachten Hügels. Ohne einen Schuß zu thun, still und schrecklich wie der finstere Tod, war ihr Marsch.

Niemals wohl drängten sich bravere deutsche Herzen an die Pforten des Todes, als an diesem Tage die vom Vaterlande verbannten deutschen Helden, welche Schritt vor Schritt die schlüpfrigen Höhen erklommen.

Grimmig und schweigsam wie das böse Geschick gewannen sie Zoll um Zoll, bis sie die drohende Höhe erreicht hatten und nun mit donnerndem „Hurrah" festen Fuß faßten. — Der Feind wich hinter die Schanzen zurück. — Das Sternenbanner bauschte sich, mit deutschem Heldenblut benetzt, wenige Zeit darauf auf der eroberten Schanze und die Töne des „Star spangled banner" erschollen jubelnd hinter den flüchtigen Rebellen her.

Die Nacht brachte nur kurze Ruhe, am frühen Morgen sollte der letzte gefährliche Sturm beginnen. Da am Morgen des 3. Juli zogen die Rebellen auf den Schanzen die Parlamentärflagge auf. Das Feuer wurde sofort eingestellt, General Pemberton wollte kapituliren und ließ sich nach den Bedingungen erkundigen. General Grant gab zur Antwort, daß er auf gar keine Bedingungen sich einlasse, man werde jedoch die Gefangenen als tapfere Soldaten zu achten wissen. In einem Haine von Pfirsich- und Feigenbäumen wurde die Uebergabe der Stadt mit allen Befestigungswerken auf Gnade und Ungnade festgesetzt. Am 4. Juli, Morgens 11 Uhr, rückte die Division Logan in Vicksburg ein, und am Mittag bauschte sich das stolze Sternenbanner siegreich vom Rathhause der Rebellen. Was die seltene Tapferkeit der Belagerer nicht erreichen konnte, das erzwang der Hunger von den Belagerten.

Die Früchte des Sieges waren außer der gewonnenen Position 31,000 Gefangene, 30 Belagerungs- und 102 Feldgeschütze, 50,000 Gewehre und eine Menge Munitionswagen.

Der Fall von Vicksburg brachte General Banks vor Port Hudson Rettung, denn die Trümmer des geschlagenen Rebellenheeres General Lee's, bedrohten seinen Rücken und gefährdeten die Sicherheiten von New-Orleans. Grant eilte zur Verstärkung herbei und zwang auch jenes Fort zur Uebergabe. Es fiel am 9. Juli mit 10,000 Gefangenen, 50 Geschützen und 10,000 Gewehren in des Siegers Hände.

Den Schluß der Kämpfe am Mississippi bildet die Einnahme der Stadt Brownsville durch General Banks, womit den Rebellen der letzte Punkt genommen war, durch welchen sie Zufuhren beziehen konnten. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Wir führen den Leser auf die Straße, welche Belmore, eine kleine Stadt in der Nähe von Fort Sumter, mit dem wohlbefestigten Hafenort Charleston verbindet.

Durch die einförmige Gegend, die von der Abendsonne beleuchtet ist, fährt ein Ansiedlerwagen, der unsere Blicke auf sich zieht.

Die Mitte desselben nimmt ein junger Mann in Ketten ein, der, finstern und niedergesenkten Blickes, wenig Interesse an den drei Soldaten des siebenten Connecticut-Regiments zu nehmen scheint, die seine Bedeckung bilden.

Das Gewehr in den Händen haltend, sitzt der Eine vor ihm, der Andere hinter seinem Rücken, und sie, sowie der Unteroffizier der Eskorte, der es sich auf dem Strohbündel neben dem Gefangenen so bequem als möglich zu machen sucht, haben ihre schweigende Aufmerksamkeit auf den jungen, finster blickenden Mann gerichtet, dessen ruhiges Benehmen aber durchaus kein Versuch zur Flucht befürchten ließ.

Auf einem an der Seite befestigten Brette sitzt ein Neger, der die ganze Kraft seiner Stimme und seines Armes auf das Antreiben der Pferde verwendet, die mühselig das wenig befrachtete Fuhrwerk vorwärts bringen.

So mochte etwa eine halbe Stunde verstrichen sein. Am Horizonte tauchte die Kirchthurmspitze eines in der Richtung der Straße liegenden Fleckens auf, als plötzlich Leichenblässe das Antlitz des Gefangenen entfärbte, dessen Blick seit einigen Minuten auf jenen fernen Punkt gerichtet gewesen war. Zugleich überfiel ihn ein so heftiges

Zittern, daß der neben ihm sitzende Unteroffizier sich erschreckt mit der Frage um den Grund dieses seltsamen Zustandes an ihn wendete.

„Es ist nichts!" erwiderte der Gefangene düster. „Lassen Sie nur etwas schneller fahren, damit wir jenes Städtchen dort bald erreichen."

Und wiederum herrschte Schweigen in der Gruppe der vier Männer. Aber nach einigen Minuten stellte sich das nervöse Zittern von Neuem und zwar noch heftiger als zuvor ein. Klappernd schlugen die Zähne des Gefangenen aneinander, und die Ketten klirrten leise von der erschütternden Bewegung der Hände. Zugleich krümmte er sich zusammen, als ob heftige Schmerzen seine Eingeweiden durchwühlten.

Die Soldaten hefteten ängstliche Blicke auf ihn, denn sie hatten mit ihrem Leben für den Gefangenen zu haften.

„Aber sagen Sie mir doch um des Himmelswillen, was Ihnen ist?" fragte der Unteroffizier abermals, indem er den Gefangenen erschreckt betrachtete.

Der Gefesselte schlug die großen, schwarzen Augen zu dem Eskortenführer auf, und seine Worte mit kurzen Ausrufungen unterbrechend, wie sie der Schmerz ihm entriß. antwortete er jammernd:

„Ich leide fürchterlich! — O, mein Gott! — Wie das schneidet! — gräßliche Schmerzen! — Ich weiß nicht, wie mir geschieht! — Ach! wie das Feuer mich durchwühlt! — Mein Gott, was ist das? — Vielleicht das gelbe Fieber!"

Bei diesen Worten sprangen die Soldaten wie von einer Feder geschnellt, empor. — Entsetzen prägte sich in ihren Zügen aus. Ein mit dem fürchterlichen gelben Fieber behafteter Kranker lag in ihrer Mitte, sie athmeten in seiner Nähe, sie berührten seine Kleidung, sie konnten unmöglich verschont bleiben. — Dieser Gedanke bemächtigte sich ihrer wie ein drohendes Schreckensgespenst.

Herrlich ist es für den Krieger, getroffen vom tödtlichen Blei hinzusinken, auf dem Felde der Ehre, während die siegenden Fahnen an ihn vorüber rauschen, und der Donner der Geschütze Himmel und Erde erzittern läßt! — Aber von einer tödtlichen Krankheit ergriffen, im namenlosen Schmerze dahinzusterben, geschieden und gemieden von Allen — der Gedanke ist fürchterlich für den Krieger!

Doch nur einen Augenblick ließen sich die Soldaten von der Angst beherrschen. Schnell sprang der Eine vor, entriß dem Neger die Peitsche, und ließ eine solche Tracht kräftiger Hiebe auf die ohne-

hin abgetriebenen Gaule fallen, daß sie ihre letzten Kräfte zusammenrafften und sich schneller zu bewegen begannen.

Nach etwa einer guten Viertelstunde erreichte die Eskorte das erwähnte Städtchen.

Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten das Kreuz des Kirchthurmes, als der Wagen vor einem der ersten Häuser hielt. Der Kranke stieg, anscheinend ganz erschöpft, herab. Die Bewohner, arme Ansiedler, beeilten sich, ihn so gut als sie nur vermochten, unterzubringen. Ein elendes Gemach am Ende eines dunklen Ganges nahm ihn auf.

Der Thür, durch die man aus diesem Gange eintrat, gegenüber, ging eine zweite in die Stube der alten Mutter des ackertreibenden Hausbesitzers. Von dort gelangte man in den Hof, und von da durch eine offene Scheune in einen andern Theil des Fleckens.

Ein großer, rohgezimmerter Tisch mit einigen Stühlen sowie ein ansehnlicher Schrank und ein armseliges Lager, waren die sämmtlichen Möbeln des niedrigen Gemaches.

Aechzend vor Schmerz wand sich der Kranke, dem man die Ketten abgenommen, auf dem Lager, unabläßig beobachtet von einem der Soldaten, der mit seinem geladenen Gewehre an der Thür stand.

Plötzlich wandte sich der Kranke mit den Worten an den ängstlich ihn anstarrenden Posten:

„Rufen Sie schnell den Unteroffizier!“

Der Soldat klopfte, ohne sich umzudrehen, drei Mal heftig mit dem Fuß gegen die Thür, um damit dem Unteroffizier, der sich mit seinen Leuten in einer nahgelegenen Stube befand, ein verabredetes Zeichen zu geben.

Dieser eilte sogleich herbei, und zu dem Lager des Gefangenen hintretend, fragte er:

„Was wünschen Sie von mir? Ich habe bereits nach einem Arzte geschickt, aber es findet sich im ganzen Städtchen keiner. Eine Stunde von hier soll ein gewisser Doktor Blackburn wohnen, den ich hierher beschieden habe.“

„Ich danke Ihnen,“ flüsterte der Kranke mit schwacher Stimme. „Ich glaube meine letzte Stunde ist nahe, mich wird kein Arzt zu helfen vermögen.“

Nach diesen Worten wandte sich der Gefangene gegen die Mauer und schien schlafen zu wollen.

In diesem Augenblicke schallten männliche Tritte in dem dunklen Gange. Ein Mann von hoher Gestalt, mit abschreckend häßlichen Gesichtszügen, betrat das Gemach.

Bei dem Geräusch, das der Eintretende verursachte, änderte der Kranke seine Lage, und als sich seine und des Arztes Blicke begegneten, entschlüpfte Beiden ein leiser Ausruf des Erkennens.

Der Unteroffizier hatte sich mit dem Posten in ein Gespräch eingelassen und bemerkte nichts von dem, was hinter seinem Rücken vorging.

Würdevoll schritt der Arzt dem Lager zu, und fragte mit liebreicher Stimme:

„Sie sind leidend, mein armer Freund?"

Der Unteroffizier sprach noch immer mit dem Soldaten. In diesem Augenblicke hob sich der Kranke halb empor und flüsterte schnell dem Doktor in einer unbekannten Sprache folgende Worte zu:

„Entferne die Beiden!"

Ein ausdrucksvoller Blick begleitete die Worte des Kranken.

Der Unteroffizier näherte sich jetzt dem Lager des Gefangenen und wollte an den Arzt einige Fragen richten, doch dieser kam ihm zuvor, indem er sagte:

„Der Kranke wünscht zu beichten, um ruhig und mit Ergebung sterben zu können, denn wenn Gott nicht hilft, menschliches Wissen vermag ihn nicht zu helfen. Ich bin Arzt und Seelsorger dieser Kolonie, und wünsche mit dem Kranken allein zu sein.

Der Unteroffizier schwieg verlegen. Doch der Arzt ließ ihn keine Zeit zur ruhigen Ueberlegung; er nahm ihn bei Seite und richtete einige eindringliche Worte an ihn, worauf dieser Bedenklichkeiten zu äußern schien. Doch gab er endlich den überzeugenden Worten des Doktors nach und entfernte sich mit dem Posten.

Die Thür hatte sich kaum geschlossen, als die beiden Zurückgebliebenen einander an die Brust sanken und mit unterdrückter Stimme ausriefen:

„Oldar! — Blackburn!"

Und beherrscht von den auf sie einstürmenden Gefühlen lagen sie sich sprachlos in den Armen. Endlich riß sich der Doktor los und sagte:

„Aber um des Teufels Willen, wie kommst Du in diese Lage? — Wozu diese Verstellung? Denn Dein Blick und Deine früheren Worte lassen mich errathen, daß Du nichts weniger als krank bist?"

„Wie Du siehst," antwortete lachend der Mulatte," bin ich Gefangener und Du kannst meiner Versicherung glauben, daß mich der Tod erwartet. — Außerordentliche Fälle rufen auch außerordentliche Mittel hervor. — Glücklich habe ich die Tölpel getäuscht, die froh sind, in meiner Nähe nicht weilen zu dürfen, denn sie fürchten den Todeshauch des gelben Fiebers, der die Luft verpestet. — Doch schnell, welches Mißgeschick, das jetzt mein Glück geworden ist, hat Dich in dieses elende Nest verschlagen? — Erzähle schnell, Blackburn, dann sollst Du auch meine Abenteuer erfahren."

„Unsere Augenblicke sind gezählt, Oldar," erwiderte der angebliche Arzt, „wir müssen uns kurz fassen. — Als ich im wilden Strudel der Leidenschaften meine Besitzthümer vergeudet, ging ich nach der Republik Chili, um mich dort als Arzt niederzulassen. Mit Hülfe einiger Handbücher vollbrachte ich einige Kuren, welche Aufsehen erregten und meinen wachsenden Ruf nicht wenig steigerten. Eines Tages wurde ich an das Krankenlager eines Mädchens gerufen, einer reichen Kaufmannstochter in Montevidio. Die Todesstunde, die sie herannahen zu fühlen glaubte, wurde für mich die Todesstunde meiner neuen, ruhigen und sichern Existenz — ich hatte das verbrecherische Nomadenleben satt, ich sehnte mich nach Ruhe. — Das schöne, bleiche Engelsgesicht mit dem treuen Auge schwebte stets vor meiner Seele. Vergebens war der Kampf der Vernnnft gegen den Sturm in meiner Brust. Die heftigste Liebe zu dem himmlischen Wesen hatte sich meiner bemächtigt, das Verhängniß heftete sich unabweislich an meine Ferse. — Das Mädchen genaß, und schöner als je blühte die Rose wieder auf. Wir sahen uns, wir sprachen uns," — Blackburn blickte düster vor sich hin und fügte leise hinzu, „wir vergaßen uns! — Die Folgen konnten nicht lange unentdeckt bleiben. — Der Vater war ein stolzer, hochmüthiger Mann, der nur den Werth des Mannes nach seinen Besitzthümern schätzte. Reuig sank die Tochter zu seinen Füßen — man wollte den Namen des Verführers aus ihrem Munde hören. Drohungen erschütterten das Mädchen nicht. Sie liebte ihren vermeinten Lebensretter mit der ganzen Glut der erwachenden ersten Liebe. — Sie blieb verschwiegen! Da verfluchte sie der unnatürliche Vater und stieß die Unglückliche zum Schimpf und zur Schande der Stadt aus dem Hause. — Tag's darauf fanden Fischer die Leiche des armen Mädchens am Meeresgestade."

Der Arzt hielt erschüttert inne und bedeckte mit den Händen das häßliche Gesicht.

Oldar betrachtete ihn eine Weile theilnamsvoll und sagte dann:

„Armer Freund!“

Doch dieser ermannte sich endlich wieder und fuhr fort:

„Der unnatürliche Haß des Vaters ging auf mich über, man verfolgte mich überall und untergrub meine mühsam aufgebaute Existenz. Ich verließ Montevidio und begab mich nach Richmond, wo ich als Militairarzt in die Dienste der Südstaaten trat. — Zwei Jahre sind seit jener Zeit verflossen, aber die peinigenden Vorwürfe meines Gewissens werden mich bis an mein Grab verfolgen. — Ich liebte dieses schöne Wesen mit einer Leidenschaft, die ich früher bei Andern verspottete, weil ich sie nicht für möglich hielt. — Mein Charakter, büster und verschlossen, artete in grausamer Weise aus. Ich fand daran nur Vergnügen die Menschen in teuflischer Lust zu quälen und zu vernichten. Oftmals schaudere ich vor mir selber, aber der Dämon in meiner Brust treibt mich unaufhaltsam vorwärts. Ich finde nur Ruhe in dem Blute menschlicher Creaturen, die ich im wilden Grimm vernichte. — O, Oldar, es ist schrecklich, so tief gefrevelt zu haben, daß selbst zeitweise Reue dem gequälten Herzen keinen Trost gewähren kann. Blackburn schwieg, niedergedrückt von dem Schmerze der düstern Erinnerung.

Nach einigen Minuten ergriff der Mulatte das Wort und sagte:

„Und doch, Blackburn, schimmert in Deiner Vergangenheit ein lichter Stern, das Andenken an die Zeit Deiner heimlichen Liebe. — Du wurdest geliebt, Dein Herz wurde nicht verzehrt von der Flamme einer rasenden, ungestillten Leidenschaft.“

Hierauf erzählte er dem frühern Genossen in kurzen Worten seine Abenteuer, und sprach mit unheimlichen Grimme von dem Zeitpunkte, wo er Victorinen kennen gelernt, bis zu dem mißlungenen Entführungsversuche in New-Orleans. Dann fuhr er nach einer Pause fort:

„Das plötzliche Erscheinen meines Stiefbruders war mir unerklärlich, denn er trug die Uniform eines südstaatlichen Artillerie-Offiziers, wiewohl er meines Wissens nicht in unserm Heere dient. Aber die unruhigen Zeiten mögen Manches geändert haben. — Da ich in New-Orleans das Schlimmste zu befürchten hatte, denn Conrad ist ein wilder, entschlossener Kerl, hielt ich mich dort keine Minute länger

auf, verabschiedete den Neger und schloß mich im Interesse der Südstaaten der Armee General Grants an. Ich suchte auf Gelegenheit Rache zu nehmen an den verhaßten Stiefbruder.

Nach der Schlacht bei Gettysburg blieb ich in Kelly-Furt zurück, um von hier aus General Lee durch Spione Nachricht von dem Vorhaben des Feindes auf Charleston zu geben. Vor einigen Tagen wurde ich in ganz seltsamer Weise ergriffen und zu General Meade, Kommandant der Besatzung von Kelly-Furt, geführt, der mich sogleich in Verhaft nehmen ließ. Jeder Widerstand war nutzlos, ich ergab mich in mein Schicksal. — Da ich in den angestellten Verhören keine genügende Antwort gab, so beschloß man, mich an den Oberfeldherrn zu senden, und wie Du siehst, befinde ich mich in guter Gesellschaft auf dem Wege zu ihm. Es ist mir unbegreiflich, durch wen ich verrathen worden bin; denn es handelt sich um die Eisenbahn Affaire bei Madison. Welches Urtheil mich in diesem Falle erwartet, liegt außer allem Zweifel — es ist der Tod, der meiner wartet.“

„Und wie gedenkst Du Dich zu retten?“ fragte Blackburn nachdenklich, indem er näher an das Lager rückte.

„Das sollst Du sogleich erfahren, alter Freund,“ versetzte der Mulatte lachend. „Jede Gewaltthat gegen die Eskorte wäre Wahnsinn gewesen, so auch jeder offene Fluchtversuch. — Nur List kann mich befreien. Die Krankenkomödie wurde von mir nur gespielt, um Zeit zu gewinnen und der Fesseln entledigt zu werden. — Ich hatte zwei Pläne. Der erste war, mich auf die Schildwacht zu werfen, ihr das Gewehr zu entreißen, sie zu durchbohren und zu entfliehen. Doch diesen Gedanken mußte ich sogleich aufgeben, als ich die Entfernung der Thür, wo der Posten stand, von meinem Lager bemerkte. — Mein zweiter Plan ging dahin, einen Geistlichen zu verlangen, durch die Beichte das Alleinsein zu bewirken, ihn dann unvermuthet zu überfallen, zu erwürgen, seiner Kleidung zu berauben, und von der Nacht begünstigt, zu entfliehen.“

Bei dieser offenen Auseinandersetzung des wild um sich blickenden Mulatten war Blackburn, die Ausführung dieses Planes fast befürchtend, unwillkürlich einige Schritte vom Lager des vermeinten Kranken zurückgewichen.

„Fürchte nichts, Blackburn!“ rief Oldar laut auflachend.“ Da Du der verlangte Arzt und Priester bist, so erleidet mein Plan eine

kleine Abänderung. Statt der Gewalt wird die alte Freundschaft zu Rathe gezogen."

„Ich sehe immer noch nicht klar," entgegnete Blackburn mit unsicherer Stimme, denn er fühlte, daß er der unheimlichen Gewalt dieses fürcherlichen zu Allem entschlossenen Menschen immer mehr und mehr unterlag.

„So höre denn!" fuhr dieser flüsternd fort. „Du begiebst Dich jetzt ruhig nach Hause, sagst aber dem Unteroffizier nur um das Nothwendigste zur Reichung des Sacramentes herbeizuholen. — Ich werde indessen meine letzte Stündleinsrolle fortspielen. Das Oeffnen und Schließen einer Thür, welches ich in dem Nebenzimmer vernahm, läßt mich vermuthen, daß dort ein zweiter Ausgang sei, und zwar muß dieser, der Richtung des Hauses nach, in den Hof führen."

„Du hast recht, Oldar," unterbrach ihn Blackburn aufathmend, „und vom Hofe gelangt man durch eine Scheune in einen andern Theil des Städtchens, durch welchen die Straße führt."

„Vortrefflich!" rief der Mulatte fröhlich, „meine Vermuthungen bestätigen sich also. Doch weiter — wer bewohnt diese Stube?"

„Wie ich höre, die alte Mutter des Ansiedlers," antwortete Blackburn.

„Dann mußt Du wieder zurückkehren und die Alte mit irgend einem Auftrage in Deine Wohnung schicken," sagte der Mulatte sinnend. „Es wird so der Durchgang frei, und diesen Weg benutze ich zu meiner Flucht. Du entfernst Dich dann später durch jene Thür dort, und veranlaßt den Unteroffizier, daß er den Posten nur außerhalb des Zimmers aufstellt. Ich gewinne dadurch Zeit, und Du wirst nicht compromittirt. Sollte es Dir übrigens schlecht gehen, so suche nach Charleston zu gelangen, dort kann ich Dir Deine Hülfe wirksam vergelten."

„Wir werden uns wohl nie wieder sehen, Oldar," erwiderte Blackburn weichgestimmt, indem er den alten Gefährten von Sidney die Hand drückte. „Ich werde ganz so verfahren, wie Du es wünschest."

Der Mulatte mahnte zur Eile. Es war inzwischen Nacht geworden und die Zeit mußte benutzt werden, wenn die Flucht gelingen sollte.

Blackburn entfernte sich und ließ den Gefangenen allein, der die Rolle des vom gelben Fieber Befallenen wieder zum Entsetzen

wahr spielte. Einer der Soldaten brachte Licht und verließ dann ängstlich um sich blickend, das gefährliche Gemach.

Als der angebliche Priester mit dem Sacramente zurückkehrte, ließ man ihn allein mit den Sterbenden, und als er nach etwa einer halben Stunde den Gang wieder betrat, fragte der Unteroffizier mit sorgenvoller Miene:

„Nun, Herr Doktor, wie steht es mit meinem Arrestanten?"

„Ach, mein lieber Herr Unteroffizier, betet für den Armen," versetzte Blackburn mit Salbung, „bald werdet Ihr ihn nicht mehr zu bewachen haben, denn er ist rettungslos verloren. Er ist jetzt aus Ermattung in einen Schlummer versunken. Gönnt ihm denselben und stört ihn nicht unnöthig. Es wird sein letzter Schlaf sein. Er leidet entsetzlich und eilt mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen. — Ich möchte Euch rathen, das Leben Eurer Leute nicht unnöthig auf's Spiel zu setzen, denn die Ausdünstung eines Fieberkranken ist ansteckend und todtbringend."

„Ich werde den Posten vor die Thür stellen," entgegnete der Unteroffizier verbindlich.

„Ja, thut das, Herr Unteroffizier, Vorsicht schadet niemals, und nun lebt wohl!"

Der Doktor spendete noch den Soldaten ein tröstendes Wort und schritt alsdann langsam von dannen.

Es war schon Mitternacht vorüber, als der Unteroffizier, von einer seltsamen Unruhe gequält, sich entschloß, trotz der Warnung des Doktors, das Zimmer des Gefangenen zu betreten, um sich zu versichern, daß dieser noch am Leben sei. Er öffnete leise die Thür; die Lampe war dem Erlöschen nahe und knisternd flackerte die Flamme hin und her. Es herrschte beinahe gänzliche Finsterniß in dem Gemache. Der Unteroffizier horchte. — Kein Athemzug war hörbar. — Er schauderte. — Die Luft dünkte ihm schwer und verpestet. — — „Sollte der Gefangene schon todt sein?" dachte er bei sich.

Er machte einige Schritte vorwärts. — Auge und Ohr anstrengend. — Doch die Dunkelheit ließ nichts erblicken, das Ohr vernahm keinen Laut.

Er trat an das armselige Lager — er griff auf die Decke.

„Himmel und Hölle!" schrie er heftig zusammenfahrend. „Was ist das?"

Er fühlte keinen Körper — er ergriff mit zitternder Hand die

Der junge Mann lebt noch — er ist nicht todt!

Lampe — der letzte Lichtstrahl zeigte ihm das leere Lager.

„Großer Gott! der Gefangene ist entflohen!" rief er entsetzt, indem er hinausstürzte, um den Soldaten die schreckliche Nachricht mitzutheilen. —

Jedes Suchen ist vergebens. — Die Nacht ist finster — seit der Entfernung des Doktors sind schon einige Stunden verflossen. Der unglückliche Unteroffizier läuft wie im Wahnsinn umher.

Durch seine Leichtgläubigkeit ist die Flucht des Gefangenen möglich gemacht worden. — Was erwartet ihn? — Das Kriegsgericht! — Schande und Entehrung vor den Waffenbrüdern! — Der Tod durch ein Urtheil. Diese entsetzliche Gedanken durchkreuzen sein Gehirn. — Da erfaßt ihn die Verzweiflung. — Die Morgendämmerung bricht heran, unbemerkt schleicht der arme Unteroffizier mit seinem Gewehr in den Hof — ein Schuß erschüttert das Gebäude — die beiden Soldaten eilen hinaus und erblicken ihren Vorgesetzten im Blute schwimmend mit zerschmettertem Haupte. —

Sein Ehrgefühl hatte ihn die Schande nicht überleben lassen. — Wer trug die Schuld dieses Mordes?

II.

Der kaiserliche Bastard.

Wir lassen einige Zeit vergehen und befinden uns im Monat Februar 1863. — Um diese Zeit belebt sich gewöhnlich das aristokratische Viertel von London. Die Fenster der prunkvollen Paläste in Westend öffnen sich, nachdem sie drei Viertel des Jahres verschlossen gewesen. Die Equipagen sind schon zahlreicher in James-Park; man spricht von der Ankunft vieler berühmter Künstler. Alle Theater schmücken sich, um die glänzenden Talente zu empfangen, welche Italien und Frankreich mit dem übrigen Europa herleihen. Die Saison beginnt. — Sie ist für den englischen Adel, der nach Außen hin so stolz und verschwenderisch, in den häuslichen Angelegenheiten aber so knauserig ist, der schmerzliche Augenblick, wo man in wenigen Wochen drei Viertel der jährlichen Rente verzehrt, und wo man des trügerischen Scheines wegen das Gold mit vollen Händen zum Fenster hinauswirft,

um dann die Sparsamkeit des Hauswesens, während der langen Monate, die man auf dem Lande zuzubringen hat, bis zu den fabelhaftesten Grenzen zu treiben.

Der 10. März 1863 war für London ein Festtag. Albert Eduard Prinz von Wales feierte in der Kapelle des St. James-Palastes seine Vermählung mit der Prinzessin Alexandra, Tochter des regierenden Dänenkönigs. Die Galerien funkelten von den mit Brillanten reich geschmückten Damen, die noch die Berühmtheit der Gestalt und der Züge behaupteten, welche von den frühesten Zeiten an dem großen englichen Volke zugestanden worden. Unten in ihren Gewändern und Fürstenkronen saßen die Ritter vom Hosenband-Orden. Männer, welche weder im Staat, noch im Felde ihren Vorfahren Schande gemacht haben. Unter Allen, sowohl in Bezug auf Natur als imposante Miene hervorragend, standen der Herzog von Cambrigde und Lord Russel. Aber ein noch größerer Gegenstand der Aufmerksamkeit waren die Adlerzüge des alten Helden von Waterloo und die majestätische Stirn des großen Staatsmannes Palmerston.

Außerhalb der Kapelle bewegte sich eine einzige dichte Masse. Die Häuser waren von Balkon zu Balkon, von Fenster zu Fenster angefüllt. Hin auf die lange Straße nach Whitehall sah das Auge der bessern Klasse der Zuschauer, eine Mauer von tausend und abermal tausend Köpfen, und der Blick wurde nur von dem Platz begrenzt, wo Carl I. aus dem Banketsaale nach dem Blutgerüst gewandert.

Die Ceremonie war vorüber, die Procession der Geistlichkeit und der hohen Würdenträger des Staats war langsam vorübergezogen und das letzte Lebehoch auf das Neuvermähltepaar verschollen. Die dicht gedrängten Massen eilten, um dem Regen zu entgehen, welcher jetzt gerade zur ungünstigen Zeit hereinbrach, nach Hause, und lösten sich in kleinere Massen oder lang gezogene Reihen auf.

In dem Theile Londons, von welchem man sagen kann, daß er die Grenze zwischen der alten und neuen Welt dieser Stadt bildet, auf welchem man einerseits nach Westminster oder durch die Prachtstraße des Strandes, welche an endlosen Reihen von Kaufläden hinführt, stand eine Person, deren unzufriedenes Gesicht zu der allgemeinen Heiterkeit und Belebung des Tages einen eigenthümlichen Contrast bildete. Diese Person — dieser mürrische, mißlaunige, unzufriedene Mensch — war auch ein Herrscher in seinem Bereich. Niemand konnte ihm das streitig machen. Er fürchtete kein Parlament, er regierte

ohne Minister. Werkzeuge hatte er allerdings — aber wenn sie abgenutzt waren, ersetzte er sie durch andere, ohne den erstern eine Pension oder ein Lebewohl nachzuschicken. Er lebte von Abgaben — aber es waren freiwillige, und seine Civilliste wurde ihm ohne den Wunsch um Abbestellung von Uebelständen gern gewährt. Dieser Mensch war nichtsdestoweniger für diesen feierlichen Tag, wenn auch nicht gerade abgesetzt, so doch von seiner Regentschaft suspendirt. — Er war bei Seite gestoßen und vergessen, er unterschied sich nicht mehr von der ihn umringenden Menge. Er hatte einen Tag verloren — sein Beruf war dahin. Diese wichtige Person war der Kehrer dieses Kreuzweges.

Er war ein Charakter, jung, und stand in der schönsten Blüthe der Jugend, aber es war das Gesicht eines alten Mannes auf jungen Schultern. Sein Haar war lang, dünn und vor der Zeit mit Grau vermischt, sein Gesicht bleich und tief gefurcht, seine Augen hohl und der Blick derselben schimmerte kalt und träge unter den herabgezogenen, zottigen Brauen hervor. Die Gestalt war gleichzeitig schwächlich und unansehnlich, und die schmalen Schultern bogen sich zu einer fortwährenden Verbeugung. Es war eine Person, die man, wenn man sie ein Mal bemerkt hatte, nicht leicht wieder vergessen konnte, und die einen unbestimmten, aber höchst peinlichen Eindruck macht. Das Benehmen dieses Menschen war bescheiden, aber nicht schüchtern, die Stimme leise und klagend. Sein Anblick hatte etwas Leidenschaftloses und Stumpfes, ob schon sein Wesen zuweilen in eine Art gieriger Schlauheit überging.

Niemand wußte, durch welche menschliche Elternschaft dieser Arme auf die Welt gekommen war. Sein kummervolles Dasein verdankte er der Wohlthätigkeit fremder Menschen, er hatte sich auf unbekannter Weise durch Kindheit, Elend und Lumpen unbemerkt hindurchgeschlichen, und war durch die Mildthätigkeit eines fremden Mannes, der Nachfolger eines alten Matrosen an dem einträglichen Kreuzwege oder Durchgange, an dem er augenblicklich stand, geworden. Alle Erziehung war ihm fremd — und ebenso kannte er die Liebe zu seinem Nebenmenschen nicht, und doch hatte dieses verkümmerte Wesen gute Eigenschaften. — Er war für jede Freundlichkeit und Güte empfänglich und dankbar, obgleich er davon so wenig in seinem jugendlichen Leben erfahren hatte, daß er keinen großen Werth darauf legen konnte.

Obschon er das Geld über Alles liebte, verschenkte er es doch

bisweilen, aber nicht an bedürftige Menschen, denn er hatte selbst zu viel Mangel und Entbehrung erduldet, und war gegen diese finstere Geister menschlichen Heimsuchungen zu abgestumpft geworden, um noch die Empfindung und den Sinn zu besitzen, welche zur Wohlthätigkeit anregen. Aber an jeden seiner Kameraden, der ihm einen Dienst geleistet, oder auch nur sein kaltes Herz durch ein freundliches Lächeln erwärmt hatte, gab er gern. Er war auch ehrlich — ehrlich bis auf's Nierenstück. Man konnte ihm ungezählt jede Summe anvertrauen. Welchen Familiennamen dieses Kind der Armuth hatte, wußte Niemand, ebenso fehlte jede Spur darüber, ob jemals Pathen am Taufbecken gestanden, die für sein sündhaftes Dasein einst Bürgschaft geleistet hatten. Aber er hatte dennoch einen Namen. Seine Kameraden nannten ihn kurzweg — Bill.

Da stand nun also, anscheinend ohne Ursprung, ohne Eltern oder verwandtschaftliche Bande — ein verkümmertes, blasses, blutarmes Geschöpf, welches das große Ungeheuer London selbst zu Tage gefördert zu haben schien — eines seiner kranken, elenden, geistigverkommenen Kinder, die es dem Mangel in die Pflege giebt, und beim Hunger in die Schule schickt und denen es endlich und buchstäblich, Steine statt des Brodes giebt, und wenn das verzweifelte Kind die Rabenmutter um Obdach und Nahrung anfleht, ihm die Wahl zwischen dem Galgen und dem Misthaufen läßt. — Und doch liebte dieses armselige Wesen Etwas, was wir später, wenn wir seinen Ursprung kennen, nennen werden.

Bill stand jetzt unter der Halle des großen Opernhauses, um den Regen abzuwarten. Die Menge war inzwischen immer geringer geworden, sie zerstreute sich nach allen Seiten hin, und als der letzte Wagen vorüber und die Straße menschenleer geworden war, murmelte er vor sich hin:

„Es wird morgen viel Mühe kosten, den Weg einigermaßen wieder passirbar zu machen."

„Du bist heute auch hier, Bill?" sagte ein zerlumpter Kerl plötzlich dicht neben ihm, indem er sich den Regen abschüttelte und das aufgedunsene Gesicht abwischte. „Willst Du nicht mit mir kommen? Es giebt heute Abend noch viel Spaß!"

Bill sah den Kameraden von der Seite mürrisch an und gab keine Antwort, begann aber eifrig den Weg zu reinigen.

„Heute ist kein Kehrer auf seinem Posten, Bill," begann der

Andere wieder. „Die Vermählung unseres Thronfolgers macht uns Alle so heiter.“

„Aber ihn hat das Volk so grausam verstümmelt,“ entgegnete Bill, indem er auf den aufgewühlten Kreuzweg deutete, der kaum von der übrigen Straße vor Schmutz zu unterscheiden war.

Der in Lumpen gehüllte Kerl brummte und ging.

Die Zeit verstrich — der Abend begann hereinzubrechen und dennoch arbeitete Bill noch unverdrossen fort. — Es mochte etwa sieben Uhr Abends gewesen sein, als ein junger Mann zu Pferde, dicht an der Durchfahrt den Zügel seines Rosses anzog, und als er sich nach Jemand umsah, der ihm das Pferd halten konnte, Niemand entdeckte, als den einsamen Kehrer.

Der Reiter war bildschön, aber so jung, daß er noch ein Knabe zu sein schien.

Er winkte den Straßenkehrer, indem er ein Zeichen mit der Reitpeitsche machte.

„Folgt mir, Freund,“ sagte er in einem Tone, dessen Befehl ungemein freundlich klang, so daß Bill unwillkürlich den Fremden anstarrte, und ohne eine Antwort abzuwarten, ritt der junge Mann in kurzem Galopp die Straße nach Pall Mall hinunter.

Bill warf einen wehmüthigen Blick auf sein verwüstetes Gebiet, da er aber an diesem Tage noch nichts verdient hatte, und das Anerbieten des Fremden zu verlockend war, um zurückgewiesen zu werden, so folgte er eiligst dem Reiter.

Dieser hielt endlich vor der Thür eines Clubhauses in der St. James-Street still, klopfte den Raçeschimmel liebreich auf dem Hals, schwang sich leicht aus dem Sattel und warf Bill stillschweigend den Zügel zu, worauf er langsamen Schrittes in das Haus ging.

Als er in den Saal trat, nickten ihm zwei oder drei junge Männer, die aber, wenigstens dem Aeußern nach, viel älter waren, als er, und an einem Tische dinirten, einen freundlichen Gruß zu.

„Ah, Ben Ellinor!“ sagte der Eine von ihnen, „wir haben so eben erst Platz genommen, dort ist noch ein Stuhl für Dich übrig.“

Der Angeredete nahm die Einladung an, und die Art und Weise mit welcher die Anwesenden den jugendlichen Fremden begegneten, zeugte von seiner Popularität in dieser noblen Gesellschaft.

„Wer ist dieser Knabe?“ fragte der Sohn eines Lords, der erst von einer großen Reise nach der Themsestadt zurückgekehrt war, und

mit einigen seiner Freunde an einem andern Tisch saß. „Man sollte solche Kinder nicht in den Club zulassen.“

„Es ist ein unlegitimer Sohn des Kaisers Napoleon III.,“ antwortete ein Anderer, indem er sein Augenglas nachlässig herabfallen ließ. „Seine Mutter soll die Tochter Abd-el-Kaders gewesen sein. — Er scheint über große Reichthümer zu verfügen. — Du wirst die seltsame Ursache seines hiesigen Aufenthalts gewiß mit vielem Vergnügen aufnehmen.“

Der flüsternde Ton des Erzählers, seine lächelnde Mienen, und die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, die oftmals laut auflachten, und mit Bewunderung und Entzücken ihr Auge über Ben Ellinor's reizendes Gesicht verstohlen gleiten ließen, bewiesen, daß der Sohn Laila's, den wir im Hause des Marquis Posa zu Washigton flüchtig kennen gelernt haben, ein Magnet in der, für nicht distinguirte Fremden abgeschlossenen, Welt der stolzen englischen Aristokratie geworden war, und daß sein Auftreten in London seltsame Zwecke verfolge, die ihm nicht nur den Beifall der ahnenstolzen Lords, sondern auch die Huldigungen der schönen Damenwelt einbrachten, welche den bildschönen Bastard, wie einen Knaben liebkosten, und bei jeder Gelegenheit aufmunterten sein Ziel zu verfolgen. — Worin dieses Ziel nun bestand, werden wir im Laufe dieses Kapitels noch erfahren. Es war in der That seltsam und originell. Man hatte wahrlich in der gebildeten Welt Dergleichen nie gehört noch gesehen. —

„Ich glaube nicht,“ schloß der Erzähler, seine oftmals durch freudige Ausrufungen seiner Tischgenossen unterbrochenen Mittheilungen, „daß dieser junge Araberfürst schon volljährig ist.“

„Volljährig?“ rief der Erstere lachend, „er sieht aus, als ob er noch nicht siebenzehn Jahre alt wäre.“

„O, älter ist er,“ entgegnete der Andere mit Bestimmtheit.

„So, nun dann wundere ich mich nicht, wenn unsere Damenwelt ihn auf Händen trägt,“ sagte der junge Lord lachend.

Der Abend war inzwischen vorgerückt. Ben Ellinor's Gefährten hatten sich nach ihren verschiedenen Zirkeln begeben, und der junge Mann selbst auf den Stufen der Treppe des Clubhauses mit dem Entschlusse, sich der Menge anzuschließen, welche durch die Straßen zog, um die Illumination in Augenschein zu nehmen, als er plötzlich Bill gewahrte, der ruhig den Zügel des ungeduldigen Pferdes hielt, und den er bis zu diesem Augenblick, ganz vergessen hatte.

Ueber seinen eigenen Mangel an Gedächtniß lachend, ging er eiligen Schrittes auf ihn zu, und drückte ihm eine Guinee in die Hand. Es war eine Belohnung wie sie Bill in seinem Leben noch nicht empfangen hatte.

„Lieber Freund," sagte Ben Ellinor in einem so freundlichen Tone zu Bill, daß dem armen Straßenkehrer vor Wonne das Herz zu zerspringen drohte, „ich glaube, ich kann Euch ohne Sorge mein Pferd anvertrauen. Führt dasselbe nach Curzon-Street Nr. 9 und bringt es in den Stall. Der arme Kerl wird hungrig sein, und Ihr werdet auch wohl nach Speise und Trank Verlangen haben."

Bill lächelte still — es war ein schmerzliches, hungriges Lächeln. Er verbeugte sich und versetzte in offener Weise. „Ich werde das Pferd richtig abliefern Ew. Gnaden."

„Nun gut, so beeilt Euch — gute Nacht! — Aber setzt Euch nicht darauf, wenn Euch Euer Leben lieb ist."

„O nein, Sir, ich setze mich niemals auf ein Pferd — das ist nicht meine Art," erwiderte Bill treuherzig.

Er entfernte sich alsdann mit dem Pferde und führte es langsam durch die Menge, bis er aus Ben Ellinors Augen verschwand.

Gleich darauf blieb ein Mann, der langsam durch die Straße schlenderte, vor dem Clubhause stehen, und als er den jungen Fürstensohn auf der Straße unschlüssig stehen sah, sagte er heiter:

„Ah, sieh da, Ben Ellinor, — wie geht's Ihnen? — Viel schöne Gesichter heut Abend zu sehen! — Wohin gehen Sie?"

„Das kann ich wirklich selbst nicht sagen, Lord Chester!" entgegnete Ben Ellinor lachend. Ich dachte eben darüber nach, welchen Weg ich wählen sollte — ob rechts oder links."

„Dann lassen Sie mich Ihren Führer abgeben!" Und mit freundlichem Anstand bot Lord Chester ihm den Arm. Ben Ellinor nahm das Anerbieten an, und Beide nahmen ihren Weg nach Piccadilly zu.

Mancher freundliche Blick der Damen schweifte keck nach den schönen Gesichtszügen Ben Ellinors, aber vergeblich erwarteten sie eine Erwiderung, der junge Mann verstand vielleicht noch nicht die beredten Zeichen der Augensprache.

„Ich fühle mich ungemein heimisch in einer Volksmenge," sagte Lord Chester, dem das Wogen der Menge Vergnügen zu machen schien. „Verstehen Sie mich, Ben Ellinor?"

„Ich glaube es," antwortete der Enkel Abd-el-Kaders sinnend.

„Wenn ich mir jemals einen Namen erwerben könnte, würde ich mich in einer Volksmenge auch heimisch fühlen.“

„Sie besitzen also Ehrgeiz — Sie gedenken sich einen Namen zu erwerben?“ fragte der Lord mit scharfem, forschendem Blick.

Ben Ellinors dunkle Augen leuchteten tiefer und anhaltender auf als gewöhnlich und seine Wange erröthete, als Lord Chester diese Frage that. Aber er antwortete nicht gleich und als er es that, hatte sein Wesen die Wildheit seiner Abstammung angenommen.

„Unser Emporkommen hängt nicht immer von uns allein ab,“ begann er düster,“ wir sind nicht alle vornehm geboren, und es wird uns auch nicht Allen die Größe hingeworfen . . .“

„Bei Ihrem großen Vermögen kann der Mensch sein, was er Lust hat,“ unterbrach ihn der Lord, und es lag das Grollen des Neides in dem Ton seiner Stimme. „Ich glaube, Ihre Abstammung sichert Ihnen eine glänzende Zukunft — Sie werden bestimmt Ihr Ziel erreichen!“

„Wir werden sehen,“ entgegnete Ben Ellinor finster, „wer von uns den Sieg davon trägt — ich der Schwache gegen den Mächtigen!“

Der Lord stand eben im Begriff zu antworten, als er plötzlich von drei Herren stürmisch angeredet wurde. „Ah, Lord Chester — Ah der König der fidelen Leute! Willkommen! Sie soupiren doch mit uns heute Abend bei der kleinen allerliebsten Celeste? — Wir wollten Sie eben aufsuchen!“

„Wer ist dieser Herr? — Einer der Unserigen?“ fragte der Zweite ungenirt.

Und der Dritte steckte seinen Arm durch den des Lords und flüsterte ihm lachend Worte zu, die ein glühendes Roth auf die Wangen Ben Ellinors hervorriefen, denn sein geschärftes Ohr hörte Alles.

Lord Chester sah ungeachtet seiner gewöhnlichen Dreistigkeit doch etwas verlegen aus, und würde sich gern von den ihm in diesem Augenblick nicht willkommenen Freundschaftsbezeugungen los gemacht haben, aber er sah ein, daß seine Freunde zu Viel bereits getrunken hatten, um sich auf so leichte Manier abweisen zu lassen. Er empfahl sich bei Ben Ellinor — den er nicht einzuladen wagte, und ging. Mittlerweile schlenderte der junge Mann gedankenvoll durch die hellerleuchteten Straßen, wohin ihn seine Laune trieb. — Ueber den Heymarket hinab, ging er, und erreichte endlich die Colonade des Opernhauses. Die Menge war hier so dicht, daß er unwillkürlich Halt

machen mußte. Er lehnte sich an eine der Säulen und bewunderte das leuchtende Firmament der gigantischen Illumination. In diesem Augenblicke standen drei Personen, die in unserer Erzählung verflochten sind und wovon wir zwei längere Zeit aus dem Auge verloren haben, wenige Fuß von einander entfernt.

Durch eine zweite Säule vor dem Drange der Menge geschützt, mit über die Brust gekreuzten Armen, schaute ein Mann, der hinsichtlich der Lebenszeit nur wenige, hinsichtlich des Charakters aber viele Jahre älter war, als Ben Ellinor, mit unruhigen Gedanken und unbegrenztem Ehrgeiz auf die dichten dunklen Massen, welche Raum und Straße so weit bedeckten, als das Auge reichen konnte. — Und, buchstäblich ihn berührend, stand der arme, zerlumpte Straßenkehrer, welcher vergeblich zurückgekehrt war, um seiner geliebten — seiner Pflege anvertrauten Straße noch seine letzte Sorgfalt zu widmen. Er stand still wie die Uebrigen und schaute freudlos auf die bunten und verlockenden Lampen, todt wie die Steine, die er hütete.

Plötzlich blitzte vor Ben Ellinors Blick ein Gesicht vorüber, welches ihn aus seiner Gleichgültigkeit weckte, wie ein Licht den Schlafenden oder Träumenden weckt. Es war gleichsam die Wiedererkennung von etwas früher undeutlich Gesehenem — gleichsam die aus einem Traume hervorgetretene Wahrheit. Es war nicht die bloße Schönheit dieses Gesichts — und schön war es, was sein Auge fesselte und sein Herz schneller schlagen ließ — es war vielmehr jene namenlose, unerklärliche Sympathie, in welcher die Liebe auf den ersten Blick besteht.

Nun lag durchaus nichts Poetisches in dem Platze oder den Umständen, noch weniger in der Gesellschaft, in welcher dieses schöne Wesen das jungfräuliche Herz dieses sorglosen Knaben in Allarm setzte, sie lehnte sich auf den Arm einer bejahrten Negerin, auf deren anderen Seite ein Negerknabe stand.

Mitten in der seltsamen, noch nie erfahrenen Bewegung, welche das Auge dem Herzen mittheilte, wurde Ben Ellinors Ohr unangenehm durch die laute, rauhe, zuversichtliche Stimme der Begleiterin des Mädchens berührt.

„Sehen Sie doch, Fräulein Alice, ist das nicht John Bourquet? — Wer hätte so etwas gedacht! — He, Mstr. Bourquet!“

Der ehrgeizige Träumer fuhr erschreckt zusammen, und machte ein verlegenes Gesicht, als er sich so gestört und entdeckt sah.

„Na, das muß ich sagen,“ fuhr die Negerin fort, „Ihr Verfahren

Mstr. Boquruet ist denn doch zu schlecht! — Erst lassen Sie uns sagen, Sie könnten nicht mit uns gehen und die Illumination ansehen, und jetzt stehen Sie in Lebensgröße hier."

„In dem Augenblicke, wo ich Ihnen dies sagen ließ, glaubte ich nicht, daß . . ."

„Ach, leere Ausreden!" unterbrach ihn die Negerin mit bedeutsamen Blicken. „Ich weiß schon, was der Grund ist, reden Sie lieber die Wahrheit, Mstr. John Bourquet — ein richtiger Mann scheut sie nicht! — Geben Sie Fräulein Alice den Arm und begleiten Sie uns bis zu dem Wagen, denn wir können durch die Menge nicht durch."

„Thun Sie es, John!" sagte Alice mit sanfter Stimme, „ich fürchte mich in diesem Gedränge ohne männlichen Schuz zu sein."

John Bourquet neigte sein rauhes, ernstes Gesicht auf des Mädchens Antlitz herab, und ein offenbares Vergnügen breitete sich über seine gedankenvollen Züge.

„Ich kann diesen Liebreiz nicht widerstehen!" murmelte er leise, schwieg dann und runzelte die Stirn.

Ben Ellinor, der von dem Gespräch, welches so dicht in seiner Nähe stattfand, Vieles erlauscht hatte. — Er, das glückliche Kind des Müßigganges und der Laune, wurde durch keine Rücksicht auf Zeit und Beschäftigung bewogen, dem freien Impulse seines Herzens Zwang anzuthun, und sein Herz zog ihn mit magnetischer Kraft dem ersten Wesen nach, welches jemals die süßen Triebe seiner Jugend berührt hatte.

Aber jetzt, als man gerade das Ende von St. James-Street erreicht hatte, machte die Menge hier dicht gedrängt Halt, um mit Jauchzen die feenhafte Perspektive zu betrachten, welche die Kaufläden und Clubs dieser Straße darboten. Kutschen und Wagen aller Art hielten ebenfalls in unabsehbarer Reihe, und unmittelbar vor der Negerin standen einige Weiber, deren Kleidung verrieth, daß sie der ärmsten und niedrigsten Volksklasse angehörten.

„Platz da — macht Platz, Kinder!" rief die Negerin in stolzer Verachtung der Armuth und dem Aussehen der den Weg versperrenden Personen.

„Was! Warum sollen wir denn für Euch, schwarzes Kameel, Platz machen?" riefen die Weiber indem sie die Negerin mit unheilverkündenden Blicken ansahen.

Ohne ihre Gegnerinnen einer Antwort zu würdigen, nahm die Negerin Zuflucht zu ihrer gewöhnlichen Taktik.

„Whida!" rief sie den Negerknaben zu, „treiben wir die Höllenbrut auseinander!"

Mit diesen Worten fuhr sie und Whida, bewaffnet mit ihren Regenschirmen zwischen zwei der weiblichen Hindernissen hinein, und zum unbeschreiblichen Erstaunen und Entsetzen Alices und ihres Begleiters, waren Whida und die Negerin augenblicklich verschwunden. Die Weiber hatten sich wie wilde Furien auf Beide gestürzt, sie wurden von der Menge mit fortgerissen, und der längst über diese Unterbrechung tobende Menschenstrom von hinten, floß sogleich in tausend frohlockenden Wogen mit dem vordern in einer Weise zusammen, daß auch Alice von John Bourquet plötzlich getrennt und weit fortgeschleppt wurde.

Das arme, entsetzte, schüchterne Mädchen stand nun athemlos allein, und sah sich furchtsam nach ihrer Begleitung um. Ihr scheues Wesen erregte die Aufmerksamkeit einiger jungen Männer.

„Donnerwetter!" rief der Eine von ihnen, „das ist ja ein wunderhübsches Kind!"

Und in Folge einer plötzlichen Bewegung der Menge, standen sie im nächsten Augenblick dicht neben Alice.

„Sind Sie allein, schönes Kind?" sagte der Andere in vertraulichem, zudringlichem Tone.

Alice antwortete nicht — der Ton dieser Stimme erschreckte sie. Eine Lücke in der Volksmenge ließ sie den Raum nach Cleveland-Row erblicken, welcher, da er nicht zu weiteren Illuminationen führte, leer und einsam war. Alice ergriff die Flucht und eilte auf diesen Platz zu, doch die jungen Männer folgten und holten sie bald ein.

Der Eine ergriff sie beim Arm und sagte spöttisch:

„Warum so grausam, schönes Kind? — Nur einen Kuß geben Sie mir!"

Er bemühte sich, während er sprach, sie mit dem Arm um die Taille zu fassen. — Alice riß sich los und versuchte zu entrinnen, sie wurde jedoch von einem Andern der Wüstlinge aufgehalten. Schon wollte sie ihre Stimme zu einem Hülferuf erheben, als zu ihrem Erstaunen die Männer kräftig bei Seite gestoßen wurden, und eine jugendliche Gestalt ihr in zartester Weise den Arm bot.

„Pfui, Lord Chester!" rief Ben Ellinor, der hinzugeeilt war, „liegt darin die Ehre und das Vergnügen eines Edelmannes, schutzlose Mädchen zu insultiren? — Geben Sie Raum, meine Herren!"

rief er trotzig, indem er den Wüstlingen einen verachtenden Blick zuwarf.

Alice sah nur einen Augenblick in die schönen, von tiefer Entrüstung gerötheten Züge ihres unerwarteten Beschützers. Es lag Etwas in seinem Gesicht — in seiner Jugend, welches sofort ihr Vertrauen erweckte. Mechanisch und kaum wissend, was sie that, legte sie ihre zitternde Hand in den Arm, den Ben Ellinor ihr darbot.

Die jungen Männer machten alberne Gesichter und schwiegen.

Ben Ellinor, dessen Herz im Sturmschritt schlug, marschirte triumphirend mit seiner Beute davon. — Kaum wissend, wohin er ging und sicherlich in seiner Angst, wenigstens nicht wieder in das Gedränge zu kommen, und nicht an die Begleitung Alicens denkend, eilte er immer weiter, bis er sich mit seinem schönen Schützling unter den Bäumen von St. James-Park befand.

Hier blieb Alice, sich einigermaßen wieder erholend, stehen und sagte unruhig:

„Wie danke ich Ihnen, mein Herr! — Aber das ist nicht der rechte Weg — ich muß wieder zurück nach der St. James-Street!"

„Das ist wahr, theure Miß," entgegnete Ben Ellinor. „Ich werde Sie dort hinbegleiten. — Ach, — ich fühle mich so glücklich, bei Ihnen zu sein, Ihre Hand auf meinen Arm zu fühlen, und zu wissen, das ich mit Ihnen allein war. — Aber Sie haben Ihre Blumen fast ganz verloren."

Und als das Bouquet, welches Alice am Busen trug, und das auf eine oder die andere Weise locker geworden war, auf den Boden fiel, bückten sich Beide, es aufzuheben, und ihre Hände begegneten sich. Bei dieser Berührung fühlte Ben Ellinor ein seltsames Zittern. Endlich wandte er sein dunkles Auge auf Alice, wählte eine Rose aus den übrigen Blumen heraus und sagte bittend:

Darf ich diese behalten, Miß, — Sie sehen, sie ist nicht mehr so frisch wie die andern."

„Ich bin überzeugt, Sir," stammelte Alice erröthend und zu Boden blickend. „Ich danke Ihnen so viel, daß ich mich freuen würde, wenn ich es mit einer armseligen Blume vorläufig vergelten könnte."

„Einer armseligen Blume!" rief Ben Ellinor mit der ganzen Glut seines heißblütigen Wesens. „Sie wissen nicht, theure Miß, welch' einen Werth diese für mich hat!"

Ben Ellinor steckte die Rose ehrerbietig an seine Brust, bot Alice

höflich den Arm und Beide gingen langsam zurück, gleichsam als hätten sie keine besondere Lust, durch den Park die Straße wieder schnell zu gewinnen.

„Ist jene Negerin und jener Negerknabe Ihnen mehr als Diener und Dienerin?“ fragte der junge Mann, dem die Vertraulichkeit aufgefallen war, welche zwischen der schönen Miß und den Negerabkömmlingen zu herrschen schien.

„O, ganz gewiß!“ rief Alice heiter lachend. „Nebula ist meine Amme, meine zweite Mutter — und Whida mein Bruder!“

„Sie haben keine Mutter mehr, theure Miß?“ sagte Ben Ellinor traurig.

„Nein,“ versetzte Alice, das Köpfchen senkend, „ich habe meine Mutter niemals gekannt. Man sagt mir, daß sie bei meiner Geburt starb.“

„Verzeihen Sie, Miß,“ versetzte der junge Mann, ergriffen von den ungemein schmerzlichen Ton, womit Alice diese Worte sprach, „wenn ich die Quelle eines tiefen Seelenleidens unbewußt berührt habe. — Auch ich bin eine Weise,“ fügte er tonlos hinzu, „auch mir starb die Mutter, als ich das Licht der Welt erblickte. — Aber jener Herr!“ unterbrach er sich plötzlich, und fast wider seinen Willen tauchte das Gefühl der Eifersucht in seiner Brust auf, das sich in dem Tone seiner Stimme bemerkbar machte. „Ich habe ihn schon früher gesehen — aber wo? — darauf kann ich mich nicht mehr besinnen. — In der That, theure Miß!“ rief er mit Wärme, „Sie haben mir Alles Andere aus den Gedanken gebracht, nur sich selbst nicht! — Ist er mit Ihnen verwandt?“

„Nein,“ erwiderte Alice schelmisch lächelnd. „Es ist der älteste Sohn des Nachbars meines Vaters in Louisianna.

„Was?“ rief Ben Ellinor freudig. „Sie sind eine Amerikanerin?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete das junge Mädchen, tief erröthend über den leuchtenden Blick, welcher aus dem dunklen Auge Ben Ellinors wie ein zündender Funke auf sie schoß. —

„Auch ich bin ein Kind des freien Landes, wenn gleich meine Eltern ganz entgegengesetzte Zonen angehören,“ sagte der junge Mann mit einem seltsamen Ausdruck des Tones. „Ich weiß nicht,“ fügte er dann feierlich hinzu, „es ist mir, als wenn ich Sie mein ganzes Leben lang gekannt hätte. Ich habe so etwas noch niemals für Jemand empfunden.“

Es lag etwas so unwiderstehlich Unschuldiges in dem ernsten, verwunderten Tone des jungen Mannes, als er diese Worte sprach, daß unter den zahlreichen Grübchen um Alicens reizende Purpurlippen ein Lächeln hervorbrach, obschon sie sich bemühte, es zu unterdrücken.

Ben Ellinor, welcher verstohlen ihr bezauberndes Gesicht betrachtete, und das schelmische Lächeln wohl bemerkte, sagte, indem er stolz den Kopf zurückwarf, so daß seine rabenschwarzen Locken wild um die Schläfe schlugen:

„Ich glaube, Sie lachen mich aus, schöne Miß, weil Sie mich wahrscheinlich für einen Knaben halten — aber ich bin älter als ich aussehe — ich weiß gewiß, ich bin älter als Sie sind! — Lassen Sie mich rathen . . . Sie sind höchstens sechzehn Jahr — nicht wahr?"

Alice, welche immer heiterer durch das offene Wesen des jungen Mannes angeregt wurde, nickte ein freundliches „Ja."

„Und ich bin über siebenzehn!" fügte er stolz hinzu. „Ja, ich glaube, daß Sie sich darüber wundern — aber es ist so."

Sie hatten inzwischen den Platz erreicht, wo Alice ihre Begleiter verloren hatte. — Stillschweigend gingen beide nebeneinander her. Sie hatten so viel zu denken.

„Nun, Gott schütze und erhalte uns!" rief plötzlich eine wohlbekannte Stimme, welche machte, daß Alice freudig aufschrie und den Arm Ben Ellinors losließ. „Da sind Sie ja wieder, meine geliebte Miß!"

Medula und Whida küßten ihrer jungen Gebieterin freudig aufjauchzend die Hand.

„O, mein Gott!" sagte Medula aufathmend, „wie habe ich mich um Sie geängstigt, — und welche Mühe hat es gekostet, aus diesem Menschenknäul herauszukommen. — Aber wer ist denn dieser junge Herr da, — wenn ich fragen darf?" verbesserte Medula sich schnell.

Alice flüsterte zögernd eine kleine Auseinandersetzung ihr in's Ohr, die aber nicht ausreichend schien, Medulas plötzliche Besorgniß zu verscheuchen. Sie stierte Ben Ellinor geradezu in's Gesicht und schüttelte argwöhnisch den Kopf. Dann faßte sie Alice dicht unter dem Arm und sagte zu dem verwirrt dastehenden jungen Manne:

„Sehr dankbar für Ihren Schutz, junger Herr — gute Nacht. Wir haben noch einen weiten Weg zu machen, um diese junge Dame nach Hause zu bringen, und das Beste, was wir Alle thun können,

ist, daß wir uns so schnell als möglich nach Hause begeben, um uns an einer Tasse Thee zu restauriren, denn das Wetter ist kalt und naß. — Das ist so meine Meinung, theure Miß. — Junger Herr, gute Nacht! — Entschuldigen Sie uns!"

So kurz entlassen, schaute der arme Ben Ellinor sehnsüchtig Alicen nach, welche von Medula eiligst hinweggeführt wurde. Doch einen Trost fand er darin, als er bemerkte, daß Alice sich noch einmal umsah und wie er glaubte, ihn mitleidig und bedauernd anlächelte. Dann fiel ihm plötzlich ein, wie kindisch er die Zeit verschwendet hatte. Nach Art eines unerfahrenen Neulings, der er auch war, hatte er nicht einmal den Namen und die Adresse seiner seltsamen Bekanntschaft zu erfahren gesucht. Von diesem Gedanken jetzt ergriffen, eilte er durch die noch immer ansehnliche Menge, erreichte aber den Gegenstand seines Sehnens nur erst dann, um noch rechtzeitig zu gewahren, wie Alice mit Medula und Whida in eine elegante Equipage stieg.

Als der Wagen — der einzige der noch auf dem Platze war — sich in Bewegung setzte, fiel Ben Ellinors Auge zufällig auf Bill, den Straßenkehrer, der sich auf seinen Besen lehnte, und in dankbarer Anerkennung der ungewohnten Freigebigkeit, womit seine Dienste belohnt worden, an seine zerlumpte Mütze griff und seinen jugendlichen Gönner schläfrig anlächelte. —

Die Liebe schärft bekanntlich den Witz und belebt auch den Schüchternsten — ein Gedanke, würdig des erfahrensten Verführers, begeisterte Ben Ellinor. Er eilte auf Bill zu, legte die Hand auf seinen aus hundert Fetzen zusammengesetzten Rock und sagte fast athemlos:

„Ihr seht doch dort den eleganten Wagen mit den beiden stolzen Rappen, der in James-Street hineinlenkt — läuft schnell hinterher — paßt auf, wo er anhält. Merkt Euch genau Straße und Nummer des Hauses. — Hier habt Ihr eine Guinee — noch eine solche erhält Ihr, wenn Ihr mir gute Nachricht bringt. — Kommt zu mir in meine Wohnung, wenn Ihr im Stande seid, genauen Bericht zu erstatten. Curzon-Street No. 9. — Nun lauft, eilt davon wie ein Pfeil!" —

Bill ergriff freudig das Goldstück, nickte zufrieden lächelnd mit dem Kopfe und schoß wie ein Falke davon. Es war nicht der erste Auftrag dieser Art, den er ausführte. Er schob die Straße hinab und Ben Ellinor, der ihm ebenso schnell eine kleine Strecke folgte,

hatte die Freude, ihn, als der Wagen über St. James-Square hinfuhr, ganz gemüthlich hinten darauf sitzen zu sehen.

Etwa um elf Uhr des andern Tages, saß Ben Ellinor träumend in seinem mit allem Comfort ausgestatteten Zimmer und der arme zerlumpte Straßenkehrer stand an der Schwelle.

Reichthum und Mangel schienen in der Person des Liebesboten und des von Amors Pfeil getroffenen jungen Mannes von der Vorsehung in absichtlicher Berührung gebracht zu sein."

„Nun, wie steht es, Freund?" fragte Ben Ellinor hastig, als der Diener auf das Geheiß seines Gebieters den zerlumpten Straßenkehrer kopfschüttelnd und verwundert über diese seltsame Bekanntschaft eintreten ließ.

„Der Wagen hielt in Old Brompton," antwortete Bill mit einer geringen Verbeugung.

„Old Brompton," wiederholte Ben Ellinor sinnend.

„Ja, Sir, vor einem prächtigen Hause, welches ganz allein steht," fuhr Bill fort, „mit einer hohen Mauer davor."

„Nun, Ihr würdet es doch wiedererkennen?"

„Natürlich, Sir, es sieht sehr stattlich aus."

„Konntet Ihr den Namen des Besitzers nicht erfahren?"

„Nein, Sir, ich erkundigte mich in der Nähe danach. Niemand wußte ihn mir aber zu nennen."

Dann müßt Ihr mich nach Old Brompton begleiten!" rief Ben Ellinor fast ärgerlich, „und das Haus zeigen."

„Das will ich schon gern thun, Sir," erwiderte Bill bereitwillig, „kann aber erst am Abend nach acht Uhr abkommen. Ich bin den ganzen Tag im Geschäft, Sir, — ich habe den Kreuzweg zu fegen," setzte er mit Würde hinzu.

„Nun denn, um neun Uhr erwarte ich Euch am Schlage, nahe bei Old Brompton," sagte Ben Ellinor freundlich.

Bill nickte bejahend.

„Hier ist die Guinee, die ich Euch versprochen habe, mein armer Freund!" fügte der junge Mann mitleidig hinzu. „Wendet das Geld zu Eurem Nutzen an. — Vielleicht habt Ihr einen alten Vater oder eine kranke Mutter, denen Ihr gern eine Freude machen wollt."

„Ich habe niemals so etwas gehabt, Sir," entgegnete Bill traurig, indem er die Mütze in der Hand langsam hin und her wandte.

„Auch eine Waise — gleich mir!" murmelte Ben Ellinor leise.

„Nun dann vertrinkt es nur nicht," fügte er laut und im freundlichen Tone hinzu.

„Ich trinke niemals etwas Anderes als Wasser, Sir," versetzte Bill treuherzig.

„Ja, Freund!" rief Ben Ellinor lachend, „was macht Ihr denn mit Eurem Gelde?"

Bill senkte seine Stimme zu einem Geflüster herab und sagte verlegen:

„Ich helfe meine Kameraden, wenn sie in Noth sind und weniger verdienen, als ich."

„Das ist brav von Euch, Freund! — Ich schätze Euch deßhalb um so höher."

Mit diesen Worten reichte Ben Ellinor in herzgewinnender Weise ihm die Hand. — Dieser wußte in der That gar nicht wie ihm geschah. In seinem ganzen Leben hatte kein so vornehmer Herr jemals mit ihm in so leutseliger Weise gesprochen und ihm die Hand gereicht. Er stand wie versteinert da, machte eine linkische Verbeugung, blickte dann Ben Ellinor mit einem seelenvollen Lächeln in das schöne Antlitz, und schlüpfte lautlos aus dem Zimmer, ohne die Hand seines Gönners berührt zu haben . . . .

. . . .

„Liebe ist des Erzfeindes Kind!" hatte einst Napoleon zu seinem Günstlinge, dem Obersten Egon von Fleury, gesagt.*

„Was macht dem Zauber der Jugend und Schönheit ein Ende, meiner erhabener Gebieter?" hätte dieser im Laufe des Gesprächs gefragt.

„Der Besitz!" war die Antwort gewesen.

Amanda von Croix hatte die Wahrheit dieser Behauptung erfahren müssen. Sie gab in schwacher Stunde dem geliebten Manne Alles was sie Edeles besaß — sich selbst — ihre Ehre. — Der stolze Höfling vergaß sehr bald die Hingebung des armen Mädchens.

Er gedachte der Worte seines kaiserlichen Gönners:

„Liebe die Schönheit — aber heirathe die Macht, Egon! — Umsonst würde Dein Kaiser Dich emporziehen, wenn ein Weib ohne Namen und Vermögen Dich hinabzöge!"

Amanda von Croix gebar heimlich einen Sohn. Der Oberst ließ

*Seite 456.

das Kind durch einen Agenten bei Leuten in der Provinz unterbringen, und zahlte eine Zeit lang ansehnliche Beträge für die Verpflegung und Erziehung des Kindes. Da plötzlich wurde das Geheimniß Amandas durch einen Verrath des betrügerischen Agenten bei Hofe bekannt. Man lachte über die Liebesaventüre des schönen Oberst — er stieg immermehr in der Gunst der Damenwelt und in der seines Monarchen. — Aber Amanda von Croix, das arme Hoffräulein, mußte ihre Schande durch Verlust ihrer Stellung bei der Kaiserin büßen. Eugenie von Frankreich konnte in ihrer Umgebung keine Dame dulden, deren Ruf, wenigstens vor der Welt, nicht makellos war.

Der Verführer ging neuen Siegen nach, während die Verführte im kummervollen Dachstübchen über ihr verlorenes Glück weinte und sich abhärmte. Auch Felix von Croix — der Bruder des armen Mädchens — mußte das bittere Loos seiner Schwester theilen, auch er wurde aus seiner Stellung, unter dem Vorwande — er sei zu leidend, entlassen. Man war froh, die beiden Zeugen jener mitternächtlichen Scene, in welcher Leila, die Perle Arabiens, ihren Untergang fand, zu beseitigen.

Wir finden Amanda von Croix in London wieder. Sie ist vor der Zeit an Leib und Seele gealtert und dennoch trägt ihr von Gram und Sorgen mit tiefen Furchen bedecktes Gesicht, Spuren ehemaliger Schönheit. Ein entfernter Verwandter, der in London bisher lebte, war vor einigen Jahren gestorben und hatte Amanda in seinem Testamente mit einem kleinen Legate bedacht, das sie wenigstens vor Mangel schützte. Felix von Croix, täglicher Zeuge des tiefen Seelenleidens seiner armen Schwester, ruhte schon längst in fremder Erde. Sie stand allein in der Welt. —

Der Zufall, welcher so oft im Leben der Menschheit eine bedeutende Rolle spielt, hatte Amanda die Bekanntschaft Lord Chesters machen lassen, welcher zwar einen bedeutenden Namen trug, aber als jüngster Sohn fast ganz ohne Einkünfte war. Sie duldete mehr diesen von Ausschweifungen aller Art frühzeitig gealterten Menschen, als daß sie ihn liebte. In ihrem Herzen lebte nur noch eine Liebe — eine Hoffnung, und zwar diejenige, welche jede Mutter zu ihrem Kinde hegt. Amanda wußte nicht, ob das unter Noth und Schmerzen geborne Kind lebte. Sie hatte fast gar keine Spur von seiner Existenz und dennoch sehnte sich ihr Herz stündlich darnach, ihr Kind nur noch einmal umarmen zu können.

Amanda besaß noch in London eine Cousine, die fast das ganze Vermögen ihres verstorbenen Verwandten geerbt hatte, nach deren Tod ging die Hinterlassenschaft auf Amanda über. Sie hatte also noch die Aussicht einst wohlhabend zu werden, wenn sie die viel ältere Cousine überlebte. Lord Chester kannte dieses Verhältniß und baute seine Pläne darauf. Er beschäftigte unausgesetzt das Mutterherz mit dem verlockenden Gedanken, sich der Auffindung ihres Kindes zu widmen, und demselben ein Vermögen zu sichern, daß nur durch den Tod der alten Cousine und bei Lebzeiten Amandas erworben werden konnte; denn wenn die Verwandte Amanda überlebte, ging das ansehnliche Vermögen nach ihrem Tode auf einen andern Zweig ihrer Familie über. Der uneheliche Sohn Amandas konnte keine Erbansprüche erheben.

Diesen Umstand führte nun Lord Chester in vorsichtiger Weise Amanda oftmals vor die Seele und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es nur ein Mittel gebe, sich der Erbschaft der alten Cousine zu versichern, nämlich das, eines plötzlichen Todes, des viel zu lange für seine Pläne lebenden alten Weibes.

Anfänglich schauderte Amanda vor diesem Ansuchen zurück, zuletzt aber gewöhnte sie sich an die Sprache des Lords, und in ihrer Seele reifte nach und nach ein Plan der von dem ränkevollen Lord eifrig gepflegt wurde.

„Und welche Schritte haben Sie, während wir eine eingebildete Spur verfolgen, und Ihrem Sohne erst einen Namen und ein Vermögen zu verschaffen suchen, inzwischen gethan, um der Gefahr zu begegnen, welche mich bedroht; denn meine Gläubiger werden täglich ungeduldiger — und welche Schritte haben Sie für sich gethan, um sich selbst, wenn unsere Nachforschungen fehlschlagen, ein unabhängiges Vermögen zu sichern?" sagte er eines Tages in gereiztem Tone zu Amanda. „Monate sind verstrichen und Sie haben noch nicht gewagt, den großen Plan zu fördern, auf den wir baueten, als ich die Gelder, welche zu den Nachforschungen nach Ihrem Sohne nothwendig waren, beschaffte."

„Warum rufen Sie mich in den seltenen Augenblicken, wo ich noch als Mensch fühle, immer den Abgrund des Verderbens zurück, an welchem ich stehe. — O, Lord Chester!" fügte sie händeringend hinzu, „geben Sie mir die Ueberzeugung, daß ich noch einen Sohn habe, einen Sohn, wenn auch in Lumpen. Einen Sohn und wäre er

unwissend, wie der ärmste Bauer — ich will meine Rache an den elenden Vater in sein Gehirn gießen — nur meinen Sohn — meinen Sohn schaffen Sie mir, und ich will Alles thun, was Sie von mir verlangen. — Mein Herz erweitert sich bei dem Worte: Sohn. — Sie lächeln höhnisch! — Ja, ich wiederhole es, mein Herz erweitert sich — aber nicht von der albernen Zärtlichkeit einer schwachen Mutter. — In einem Sohne werde ich wieder aufleben, — aus diesem meinen gequälten, schrecklichen Leben in ein anderes übersiedeln — meine Jugend wieder gewinnen. In ihm werde ich mich von meinem Falle wieder erheben — in seiner Macht stark — in seiner Größe selig sein. Weil ich als Weib geboren und die ärmlichen Leidenschaften und Schwächen eines Weibes hatte, bin ich geworden, was ich bin, und deßhalb möchte ich mich in die Seele des Mannes übertragen — des Mannes, der die Stärke zu Handeln und das Vorrecht sich zu erheben besitzt. In die eherne Natur des Mannes möchte ich die Erfahrung strömen lassen, welche mit ihrer wilden Gluth dieses kümmerliche, irdene Gefäß gesprengt hat. Ja, Lord Chester, für Alles, was ich für Sie bisher gethan und geopfert, verlange ich nur Ihre Mitwirkung an dieser einzigen Hoffnung meines zerschmetterten, von Stürmen umhergeworfenen Daseins. Aber zögern Sie — warten Sie ab! — Gefährden Sie nicht meine Hoffnung durch irgend ein erbärmliches Verbrechen, das uns Beide blosstellen könnte — durch irgend eine muthwillige Schwelgerei im Bösen, die nicht der Schrecknisse lohnt, welche ihr auf den Fersen folgen."

„Sie vergessen seltsamerweise die Beschaffenheit unseres fest besprochenen Planes, wenn Sie von erbärmlichen Verbrechen, oder muthwilligen Schwelgerei im Bösen sprechen," entgegnete Lord Chester finster und kalt. „Sie vergessen auch, daß jede Stunde, die wir verschwenden, die Gefahr vermehrt, welche mich umgiebt, und sehr leicht Ihnen den einzigen Gefährten entreißen kann, der Sie in Ihren Absichten unterstützen kann — ja ohne den sie gänzlich fehlschlagen müssen. — Lassen Sie mich von jener dringendsten Gefahr sprechen, denn Ihr Gedächtniß, Amanda, scheint nicht mehr von Bestand zu sein, seitdem Sie nur auf das Wiederfinden Ihres Sohnes hoffen gelernt haben. — Wenn ich in einigen Wochen nicht das Geld für den von mir, auf den Namen meines Bruders, gefälschten Wechsel pünktlich beschaffe, so wird die Fälschung entdeckt, und Deportation die geringste Strafe sein, die mich erwartet, denn Sie wissen, mein

Bruder, der Viscount Disraelli, haßt mich und sucht mich zu verderben. Ein Theil dieser Fälschung wurde, wenn Sie sich besinnen wollen, zu Ihrem Vortheile begangen, um die zu den Nachforschungen nach Ihrem Sohne nöthigen Gelder herbeizuschaffen — er wurde nach dem klaren Uebereinkommen begangen, daß unser Projekt mit der alten Cousine mich wieder bezahlen und in den Stand setzen sollte, Ihnen meine Hand reichen zu können, damit Ihr Sohn einst meinen Namen als Mitgift erhält. — Sie sehen also, wenn wir nicht bald entschieden handeln, so bin ich verloren!"

„Gut, gut," versetzte Amanda leichenblaß vor sich hinstarrend, „Ich werde das Geld beschaffen, lassen Sie mich nur endlich meinen Sohn finden."

„Haben Sie Geduld, Amanda!" rief der Lord ungestüm. „Ich werde ihn schon aufzufinden wissen, denn daß er noch am Leben ist, liegt, wenn nicht alle Anzeichen trügen, außer allem Zweifel. — Aber was kann Ihr Sohn, wenn wir ihn nun auch wirklich finden, thun, wenn Sie ihm nicht die Erbschaft sichern? Um dies zu thun, muß die Alte aufhören zu leben. — Habe ich Ihnen in Ihren Absichten nicht stets beigestanden — stehe ich Ihnen nicht täglich bei? — Heute Abend werde ich einen Mann sprechen, den ich lange aus den Augen verloren, der aber durch seine Advokatenpraxis die richtige Witterung eines Spürhundes hat — wenn Ihr Sohn noch lebt, wie ich glaube, so soll er bestimmt gefunden werden. Heute Morgen erfuhr ich zufällig seine Adresse. — Morgen schon wird er auf der Fährte sein! Ich werde weiteres Geld durch eine neue Fälschung zu beschaffen wissen, was nöthig ist, seinen Eifer anzufeuern. — Was das Uebrige betrifft, so bedingt unser Plan und Ihre Rache, die Entfernung zweier Menschenleben. Schon schleicht an dem, der am schwersten zu tödten, der dunkle Schatten heran und das Leichentuch hängt über ihm. Ich habe, wie Sie wünschten und wie auch nöthig war, die vertraute Bekanntschaft des jungen Vicomte von Fleury zu erwerben gewußt. Wenn Sie die Stunde bestimmen, ist er in Ihren Händen."

Amanda lächelte finster vor sich hin.

„So," sagte sie zwischen den zusammen gebissenen Zähnen hindurch: „Sein Vater nahm mir die Ehre und überließ mich mit meiner Schande der unerbittlichen Welt. — Ich brauche also blos einen Finger zu erheben und ein Wort zu hauchen, und so verlassen ich auch bin, stoße ich dennoch den Sohn in das kalte Grab. O, ich werde

die Treulosigkeit des Elenden niemals vergessen und verzeihen. — Ich sage Ihnen, Lord Chester!" fuhr sie mit erhobener Stimme fort, „als ich in jener Stunde, in der mein ganzes Sein sich umkehrte und ich das Tau vom Anker reißen hörte, und die Dämonen des Sturms um mein friedliches Schiff sich sammeln sah — als ich in jener Stunde den Meineidigen mit einer reichen, stolzen Nebenbuhlerin vor dem Altar erblickte, da murmelte ich einen Eid, der mir nicht von meiner eigenen Seele, sondern durch einen Einfluß, dem mein Schicksal fortan gehörte, eingegeben schien — ich schwur, daß die an mir begangene Treulosigkeit vergolten — ich schwur, daß die Trümmer meines eigenen Daseins auf die Stirn des Erstgeborenen niederstürzen sollten, der aus der Vermählung des Schändlichen mit der Herzogstochter von Montgemmery hervorgehen würde. — Ich schwur, daß, wenn Schmach und Schande für meine reine, aufopfernde Liebe der einzige Lohn sein sollte — ich in der Verachtung der erbarmungslosen Welt nicht allein stehen wollte. In der Vision meines Höllenschmerzes, sah ich in der Ferne den Altar geschmückt und das Brautgemach bereitet, und ich hauchte meinen Fluch mit prophetischer Gewalt über Hochzeitshaus und Brautbett. — Weshalb zweifeln Sie nun daran, Lord Chester, daß ich das verhaßte Kind dieser verhaßten Verbindung Ihrer Faust entreißen werde? — Aber ist die Zeit schon gekommen? — Die Ihrige mag gekommen sein — aber ist sie auch die meine?"

Es lag etwas so Entsetzliches in den Blicken Amandas — ihr Haß sprach sich in ihrer heiser klingenden Stimme so gewaltig aus — daß der Lord, ein so gewissenloser Bösewicht er auch war, und obschon er in dieser Stunde das gräßliche Verbrechen mit kaltem Blute überlegte, entsetzt zurücktrat.

Amanda hob in einem etwas milderen Tone, der aber nur durch die Angst um ihr eigenes Kind gemildert wurde, wieder an:

„Jede Stufe, die ich hinabfiel, jeder Blick, den ich in den Abgrund unter mir that, vermehrte in mir nur den Wunsch nach Rache. — Alle meine Handlungen sind aus einer Quelle geflossen — könnte der Strom trübe sein, wenn die Quelle rein wäre?"

„Sie haben sich aber doch schon an Ihrer Nebenbuhlerin und Ihrem Gatten gerächt," erwiderte der Lord mit einem forschenden Blick auf das bleiche Gesicht Amandas.

„Ich habe es und ging weiter!" versetzte das betrogene Weib mit vor Triumph aufgeblähten Nüstern. „Ich habe durch Gift ihren

Heerd wüste gelegt — aber ich ließ sie leben — ein Dasein voll Angst und Schmerzen, gleich mir, sollten sie führen. — Ein Pfand ihrer Liebe lebt noch — das Schicksal sendet ihnen Trost darin — aber meine Rache ist nicht gesättigt. Habe ich mein Kind wieder erlangt, dann mag die Stunde des Scheidens für dieses mir so verhaßte Pfand schlagen!"

„Nun wenn Sie wollen, daß ich für Sie ferner wirken soll — dann handeln Sie, Amanda, ehe es zu spät ist," unterbrach sie kalt der Lord.

„Wenn es einmal sein muß — da mein Sohn das Opfer fordert, so thun Sie mit der Alten, was Sie wollen."

„Hören Sie . . ." unterbrach sie nochmals der Lord hastig, „man kommt!"

Die Thür öffnete sich und Mistreß Glonner, die alte Cousine Amandas — das Opfer ihrer Pläne — erschien auf der Schwelle. —

. . . .

An demselben Abend kam Bill seinem Versprechen zufolge mit Ben Ellinor an dem bezeichneten Orte zusammen und zeigte ihm das prächtige Haus, in welchem die schöne Fremde wohnte, die seine jugendliche Phantasie so lebhaft gefesselt hatte.

Da er nun das Haus ermittelt, mußte es für ihn leicht sein, den Namen der reizenden Bewohnerin zu erfahren, und eine passende Gelegenheit abzuwarten oder herbeizuführen, um sich ihr nähern zu können. Als er langsam und beinahe widerstrebend nach dem Orte zurückging, wo er sein Cabriolet gelassen, begann Ben Ellinor ein oberflächliches Gespräch mit seinem seltsamen Führer, und das Mitleid, das er schon früher für Bill gefaßt, wuchs, als er mit ihm sprach und ihn anhörte.

Etwa zwei Stunden später, nachdem Ben Ellinor den Straßenkehrer verlassen, verfolgte ein Mann, dessen Kleidung mit dem Schauplatz, auf welchem wir ihn auftreten lassen, schlecht übereinstimmte, seinen Weg durch ein Labyrinth von Gassen und schmalen Straßen in dem schlechtesten Theile von St. Giles, allerdings einer Gegend, die bei einbrechender Dunkelheit von anständigen Leuten sorgfältig gemieden wird, denn hier wohnt nicht blos der Mangel in seiner grimmigsten Gestalt, sondern auch das verzweifelte und gefährliche Verbrechen, welchem man in seiner Behausung und in seinem Revieren nicht ohne Gefahr begegnete. Hier saugen die Kinder das Laster mit

der Muttermilch ein. Hier wird die mit der Kindheit beginnende Prostitution im erwachsenen Alter wild und blutgierig und verbindet sich mit Mord und Diebstahl. — Hier schleicht der Einbrecher — hier taucht der nächtliche Mörder hervor — hier lauscht der Leichenräuber. Und doch kann man hier oftmals auch die Tugend in ihrer seltesten und edelsten Gestalt finden. — Die Tugend, welche die elendesten Verhältnisse überstrahlt und der Verachtung trotz — die Tugend der bittersten Armuth, welche leidet und seufzt, aber doch nicht sündigt. So durch einander gewoben sind diese Netze des Mangels und des Verbrechens, daß in einem Hause das Leben nicht sicher ist, während in dem andern man würde ruhig und ungefährdet schlafen können. Durch diese Reviere kann der zerlumpte Bettler ohne Furcht gehen, denn er hat Nichts von den Gesetzlosen, vielleicht mehr von dem Gesetz zu fürchten. — Aber der Wohlhabende — er muß sich vor diesem Stadtviertel in Acht nehmen, wenn nicht das Tageslicht vom Himmel herabscheint.

Als der Mann, dessen Aeußeres, wie wir schon angedeutet haben, sicherlich nicht das eines Bewohners dieser Verbrecherstadt war, in eine der abgelegensten Gassen mit keckem Schritte einbog, ergriff ihn plötzlich eine markige Hand in rauher Weise beim Arme, und unheimliche Gestalten umringten ihn mit heiserem Geheul.

Der Fremde flüsterte dem Angreifer schnell einige Worte in's Ohr und sein Arm wurde augenblicklich losgelassen.

„Macht Platz, Kinder!" rief der Kerl im befehlenden Tone. „Der Fremde weiß die Parole! — Sein Leben ist gesichert!"

Die Gestalten wichen zurück, und schauten verwundert beim Lichte des klaren, sternenhellen Himmels den Fremden an, machten aber nicht weiter Miene, ihn aufzuhalten, und eilten, als er in dem entfernten Schatten verschwand, wieder hinein in eine Spelunke, in welcher sie sich nach ihrer Art vergnügten. —

Mittlerweile erreichte der Fremde einen dunklen Winkel und blieb vor einem Hause stehen, das sich durch sein besseres Aussehen von den übrigen auszeichnete. Neben der Thür waren mehrere Klingelzüge angebracht, die wahrscheinlich nach den verschiedenen Wohnungen führten. Der Fremde schien mit den Einrichtungen des Hauses nicht genau vertraut zu sein. Er schwebte in einiger Ungewißheit in Bezug auf die auszuwählende Klingel. Endlich aber wagte er, durch ein an einem der Züge angebrachtes Schild geleitet, welches vor den andern

ein Zeichen von Vornehmheit trug, obgleich die Inschrift bei der herrschenden Dunkelheit nicht zu entziffern war, einen herzhaften Zug, welcher ein Getöse zur Folge hatte, das laut genug war, das ganze Haus aus seinem unheimlichen Schweigen aufzuschrecken.

In weniger als einer Minute öffnete sich ein Fenster in einem der oberen Stockwerke, ein Kopf kam zum Vorschein, und eine jener der niedrigen Ausschweifung eigenthümlichen, rauhen, klanglosen und heiseren Stimmen fragte mürrisch:

„Wer ist da unten?"

„Sind Sie es, Burtlef?" fragte der Fremde zweifelhaft.

„Ja wohl, Nicholas Burtlef, Advokat, zu Ihren Diensten!" ertönte die Antwort zurück. „Und Ihr Name, Sir?"

„Gabriel Blount," erwiderte der Fremde heiter. „Macht nur auf, alter Freund!"

„Heda, Bill!" rief die heisere Stimme Jemandem im Zimmer zu, „gehe hinunter und öffne die Thür.

Binnen wenigen Minuten drehte sich die schwere Thür in ihren Angeln und ein finsterer Eingang gähnte den Fremden entgegen. — Eine halbbekleidete, hagere Gestalt, mit einem Lichte, welches durch eine zerbrochene Laterne schimmerte, in der Hand, zeigte sich Blount's Blicken. Der Fremde faßte den zerlumpten Thürhüter scharf ins Auge und sagte im drohenden Tone:

„Wohnt Ihr in diesem Hause?"

„Natürlich!" antwortete Bill mit dem ihm eigenthümlichen Grinsen, „auf dem Boden bei den Ratten!"

„Nun so geht voran und haltet die Laterne in die Höhe, es ist ein verdammt finsteres Loch hier!" brummte Blount ärgerlich, als er beinahe über mehrere zerbrochene Gegenstände gefallen wäre, und die baufällige Treppe erreichte, die unter seinen festen Tritten ächzte und stöhnte.

„Nicht so laut, Sir," flüsterte Bill ängstlich, als sie die Treppe erstiegen und das erste Stockwerk erreicht hatten, wo der Fremde mit einem Fluche, und in einem übermäßig lauten Tone fragte: ob denn Master Burtlef am Himmel wohne, als er gewahrte, daß Bill noch eine der Treppen ersteigen wollte. „Verhalten Sie sich ruhiger, Sir, denn sonst kommt Ihnen der Bewohner dieser Etage auf den Hals! — Er läßt mit sich nicht lange spaßen!"

„Was mache ich mir aus diesem Kerl!" rief der Fremde ver-

ächtlich. „Wer zum Teufel ist denn dieses Subject, daß Ihr einen solchen heiligen Respekt vor ihm habt?“ fügte er laut lachend hinzu.

„Es ist ein Leichenräuber, Sir!“ flüsterte Bill schaudernd. Er schläft sehr leise, und kann es nicht leiden, wenn er in seiner Nachtruhe, die er nur selten bei seinem gefährlichen Geschäfte genießt, gestört wird. Er ist der wildeste Ausbund, wenn er gereizt wird — er kann wüthen und toben, das uns oft die Haare zu Berge stehen.“

„O, diesen saubern Patron möchte ich wohl einmal kennen lernen!“ rief der Fremde noch lauter als zuvor, und noch waren diese Worte nicht verhallt, als plötzlich eine Thür geöffnet wurde und ein ungeheurer, mit verworrenem Haar bedeckter Kopf ragte einen Augenblick durch die Thür und zwei stumpfe, träge Augen, die von einem Nebel bedeckt zu sein schienen, wie bei Raubvögeln, welche von Aas leben, begegneten den kühnen, funkelnden Blicken des Fremden.

„Hölle und Teufel!“ brüllte die Stimme des Unheimlichen. „Wenn Ihr noch lange vor meiner Thür lärmt und herumtrampelt, so mache ich aus Euch ein Gericht für die Chirurgen, das sie theuer bezahlen sollen, — Ihr verdammten Hunde!“

„Erlaubt, mein höflicher Freund!“ entgegnete der Fremde höhnend, „bleibt noch einen Augenblick in dieser Stellung, ich möchte gern eine Skizze von Eurem Galgenkopf entwerfen und zum Andenken mit mir nehmen!“

Der Kopf des Leichenräubers schob sich mit einem entsetzlichen Grunsen noch weiter aus der Thür heraus und mit ihm eine ungeheure breite Schulter und Brust. — Aber der Fremde lachte gleichgültig und ließ sich nicht einschüchtern. Kaltblütig nahm er einen Bleistift heraus und begann auf der Rückseite eines Briefes seine Skizze, wobei er aber den Kerl fest im Auge behielt.

Der Leichenräuber stierte ihn einen Augenblick stumm vor Erstaunen über diese Keckheit an. Die Ruhe und Gelassenheit des Fremden waren so imponirend und für ihn etwas so Neues, daß ihm fast unheimlich zu Muthe wurde. — Er zog brummend aber langsam den Kopf wieder zurück und warf hastig die Thür hinter sich zu.

Der Fremde lachte laut auf, steckte die Skizze in seine Brusttasche und sagte im heiteren Tone zu dem ganz verdutzt dastehenden Bill:

„Ihr seht, wie man ein solches Thier leicht durch Muth und Unerschrockenheit zähmen kann. Der Kerl ist feig dem Lebenden gegenüber; nur dem todten Cadaver gegenüber, der keine Macht mehr

besitzt, hält er Stand. — Nun aber vorwärts — geht voran, damit wir endlich in die Spelunke des Mr. Burtless kommen!"

Als sie weiter hinauf stiegen, hörten sie den Leichenräuber in seiner Höhle fluchen und toben. Dies bewog Bill nur um so schneller die Treppe hinanzueilen, bis er den Flur erreicht hatte, wo er athemlos und erschöpft stehen blieb. Er öffnete eine Thür als der Fremde neben ihm stand. Dieser schob Bill bei Seite und trat zuerst in ein matterleuchtetes Gemach.

Das Innere desselben verrieth bessere Umstände, als man aus dem Aufgange hätte vermuthen können. Der Fußboden war mit mehreren Stücken Teppiche bedeckt, welche früher verschiedene Farben und Muster gehabt hatten, aber durch die Zeit in eine einzige fadenscheinige Masse von Schmutz und Gewebe verwandelt worden waren. In dem Kamin brannte ein tüchtiges Feuer, obschon die Nacht warm war. Um die Wände herum standen einige Reale, in welchen sich Bücher befanden, deren Einband von der Art war, wie man ihn gewöhnlich an juristischen Büchern sieht. In einer Ecke stand ein hohes Pult in der Facon, wie es bei Advokaten gebräuchlich ist. Auf einem Tische vor dem Feuer waren die Ueberreste des Abendbrodes umhergestreut — magere Knochen, das Gerippe eines Härings, und aus einem großen Glase stieg ein Dampf auf, der von einer Flüssigkeit herrührte, die zwar farblos wie Wasser, aber giftig wie Branntwein war.

Das Zimmer war ekelhaft und schmutzig und verrieth einen gemeinen Bewohner, aber nicht Mangel und Armuth; es hatte sogar einen Anstrich von schmutziger Behaglichkeit, — aber der der Schweine in ihrem warmen Stalle. Der Bewohner des Zimmers stimmte mit dieser Lokalität auch ganz überein. — Man denke sich einen Mann von mittler Statur — nicht hager, aber ohne alles muskulöse Fleisch, aufgedunsen und ungesund. Er war in einem schmutzigen, grauen Rock und kurzen Hosen gekleidet, die Strümpfe hingen von den Füßen herab, und diese letzteren steckten in hinten heruntergetretenen Schuhen von Filz. Der Leib war der eines ansehnlichen Mannes, die Beine die eines Skelets, die Wangen dick und herunterhängend, aber fleckig und bleifarben, wie die eines an Wassersucht Leidenden. Der Kopf, auf dem sich noch ein Rest dünner, gelblicher Haare befanden, ließ auf Verstand schließen, denn die Stirn war hoch und schien dies durch die theilweise Kahlheit des Kopfes noch mehr zu sein; die tief in der fetten, runzlichen Haut liegenden Augen waren klein, grau und glanz-

los, aber sie besaßen doch jenen durchdringenden Blick, den Bildung und geistige Fähigkeit dem menschlichen Gesichtsorgan mittheilen. In der Form des Mundes sprach sich das Thier am meisten aus — er war dicklippig, grob und sinnlich. —

„Gieb dem Herrn einen Stuhl, Bill, und dann entferne Dich," sagte der Winkeladvokat zu dem Straßenkehrer. —

„Wie geht es Ihnen Mr. — Blount? — Wie befinden Sie sich? — Immer nobel und blühend — es geht Ihnen doch gut in der bösen Welt?"

„Die Welt ist ein Acker, auf dem es Jedem wohl geht, der ihn gehörig pflügt, Burtlef," antwortete der Fremde trocken, indem er mit seinem feinen Battisttuche sorgfältig den Stuhl abstäubte, den Bill für ihn hinstellte, und auf den er sich dann mit vornehmen Manieren langsam niederließ.

Der arme Straßenkehrer lächelte, nickte mit dem Kopfe: eine gute Nacht, und verließ das Zimmer, indem er die Thür von außen abschloß.

„Es ist eine Ewigkeit, daß wir einander nicht gesehen," begann Burtlef mit seinen stechenden Augen den Fremden neugierig betrachtend. „Soll ich Ihnen ein Glas mischen?"

„Sie wissen, Burtlef, daß ich niemals Ihr schlechtes Zeug trinke, obgleich ich ein gutes Glas Portwein nicht ausschlagen würde."

„Ja, wie zum Teufel, halten Sie nur durch solch ein wäss'riges Getränk, alte schwarze Gedanken von Ihrem Gemüth ab?" fragte der Advocat erstaunt.

„Alte, schwarze Gedanken?" wiederholte der Fremde finster. — „Woran?"

„An schwarze Thaten, Mr. Blount!" rief Burtlef schaudernd. „Wir haben uns nicht wiedergesehen, seit sie mich für das Nachweisen der Krankenwärterin bezahlten, welche das Kind ihres hochgeborenen Bruders in seinen letzten Stunden pflegte."

„Nun, armseliger Feigling, was weiter?"

Burtlef runzelte seine dünnen Augenbrauen, biß auf seine dicke Unterlippe und sagte mürrisch:

„Ich bin kein Feigling, Sir, das wissen Sie wohl am Besten!"

„Wenn Etwas gethan werden soll, allerdings nicht, aber wohl nachdem es gethan ist. Sie trotzen der Gefahr, und zittern vor dem Schatten. Ich glaube, Sie sehen Gespenster im Finstern, alter Thor!'

„Ja wohl, ja wohl — aber es führt zu Nichts, mit Ihnen über

dergleichen Dinge zu streiten. — Sie nennen sich Blount wegen Ihrer matten Augen, nicht wahr? Aber mich, Ihren alten Freund, nannten Sie einst Klapperschlange, und Sie besitzen sowohl das Blut, als auch die Kraft eines solchen . . ."

„Und auch ihren Zauber, Mensch!" unterbrach ihn der Fremde mit seltsamen Lächeln. „Doch genug von diesen Albernheiten, ich komme eines Geschäftes wegen hierher."

„Natürlich juristischer Art, da bin ich Ihr Mann — wer ist das Schlachtopfer?" Und ein scheußliches Grinsen auf Burtlefs Gesicht bildete den Gegensatz zu dem freundlichen Lächeln, welches noch den Mund seines Gastes umspielte.

„Nein, es ist etwas weniger Gewagtes, aber nicht weniger Einträgliches, als Eure gewöhnlichen Geschäfte. Es ist eine Sache, die Euch Tausende eintragen — die Euch aus diesem Stall befreien und Euch in den Stand setzen kann, Euren Branntwein in feinen Sherry und Euren Häring in Wildpret zu verwandeln — die den heruntergekommenen Diebesadvokaten wieder emporhebt — vielleicht, damit er wieder hinabstürzt in den frühern Abgrund — doch das ist seine Sache . . ."

„Donnerwetter, laßt mich endlich hören, was für ein feines Stückchen Arbeit ich verrichten soll!" unterbrach ihn Burtlef begierig, indem schob er die wüsten Ueberreste seines Abendbrodes bei Seite, stemmte die Ellenbogen auf den Tisch und legte sein Kinn auf die feuchten Hände, während seine Augen sich auf seinen Besucher hefteten.

„Die Sache ist so," begann Blount im ernsten Tone. „Vor langer Zeit wohnte im Westminster ein reicher Baronet, Namens Walpole. Er war unverheirathet und konnte nach Gutdünken über seine Besitzungen verfügen. Er hatte zwei Nichten, die älteste wohnte bei ihm, wogegen die jüngere sich nach Frankreich an einen Marquis von Croix verheirathet hatte. Aus dieser Ehe existirt nur noch eine junge Dame, Namens Amanda von Croix. Die Eltern sind längst todt. Der alte Baronet Walpole hat nun sein ganzes Vermögen, mit Ausnahme einer Kleinigkeit, die Amanda von Croix zufiel, seiner ältesten Nichte mit der Bedingung testamentarisch vermacht, daß nach ihrem Tode die Besitzungen auf die Leibeserben seiner jüngern Nichte übergehen sollten. Die einzige Erbin dieser Reichthümer ist also Amanda von Croix; wenn diese aber vor der Erblasserin mit Tode abgehen sollte, fallen sämmtliche Besitzungen an eine Seitenlinie des Baronets.

Amanda von Croix besitzt nun, ohne eigentlich verheirathet gewesen zu sein — einen Sohn. Der Vater desselben ist der kaiserliche Oberst und Ober-Stallmeister, Vicomte von Fleury zu Paris. — Gründe, welche nicht zur Sache gehören, veranlaßten den Oberst die frühere Geliebte dadurch zu kränken, daß er sie sitzen ließ und der Mutter ihres Kindes beraubte. Er brachte mit Beihülfe eines Agenten, Namens Revoirs, den Sohn auf einem Dorfe bei Calais unter, bekümmerte sich später nicht mehr um das Kind, so daß es verschwand. Dieser Sohn ist es, den Sie auffinden sollen."

„Ich verstehe — verstehe!" rief der Advokat mit den Augen blinzelnd. „Dieser Sohn ist der Erbe seiner Mutter. — Wie ist er verloren gegangen — wann, in welchem Jahre — was sind für Spuren da?"

„Geduld!" rief der Fremde lächelnd. „Sie werden in diesen Papieren den Taufschein des Kindes, das ungefähre Alter desselben, als es verschwand, finden, und nähere Notizen über den früheren Aufenthalt. Es war noch ganz klein, als es verschwand; die Spuren von ihm verlieren sich hier in London. Seit einiger Zeit habe ich Grund zu glauben, daß der Pflegevater des Kindes Ardworth hieß, es ist ein heruntergekommener Mensch, der von den Behörden damals verfolgt wurde. Alle Nachforschungen nach diesem Manne sind bisher fruchtlos gewesen, er muß sich hier unter einem andern Namen aufhalten, ich fürchte aber, daß er todt ist. Ich habe nun aber noch in Erfahrung gebracht, daß dieser Ardworth bei einem alten Weibe Namens Glimmer, ein Kind untergebracht hat, welches hinsichtlich des Alters mit dem Kinde Amanda von Croix übereinstimmt. In diesem Kinde glaubt sie nun ihren Sohn zu erkennen. Sie haben weiter Nichts zu thun, als seine Identität durch einen guten juristischen Beweis darzuthun — lächeln Sie nicht so albern — ich meine einen gültigen, wirklichen Beweis, der das Feuer der näheren Untersuchungen aushält. Sie wissen, was das zu bedeuten hat! — Sie werden daher erforschen, ob der Agent, Revoirs, wirklich das Kind diesem Ardworth übergab, und wenn dies der Fall gewesen ist, müssen Sie seinen jetzigen Aufenthalt zu ermitteln suchen. — Ferner wollen Sie aus diesen Notizen prüfen, ob das von Ardworth an Mrs. Glimmer übergebene Kind identisch mit demjenigen ist, welches er von Revoirs erhalten hat. — Ich sage Ihnen offen, Burtlef," fügte der Fremde nach einer kleinen Pause ernst hinzu, in welcher der listige Advokat die ihm ein-

gehändigten Papiere überflog, „die Aufgabe ist eine schwierige, denn bisher hat sie meiner Anstrengung gespottet. Ich kenne nur einen Mann, der, ohne Schmeichelei sage ich das, die Sache zu einem erwünschten Ende führen kann, und deßhalb habe ich keine Mühe gespart, um Nicholas Burtlef ausfindig zu machen. — Sie besitzen das ächte Talent eines Spürhundes, überdies sind Sie Advokat und riechen, was Andere nicht sehen. — Machen Sie einen Sohn ausfindig — einen Sohn, den man der Gerichtsbehörde präsentiren kann, und in dem Augenblicke, wo er durch Schenkungsurkunde seiner Mutter, den Besitz der Ländereien und den früheren Besitzstand von Sir Walpole antritt, bekommen Sie fünftausend Pfund. . ."

„Wollen Sie mir eine Verschreibung darüber geben, Sir Blount?" unterbrach ihn der Advokat lauernd.

„Meine Verschreibung, fürchte ich, ist nicht mehr werth, als mein Wort," versetzte der Fremde ausweichend. „Vertrauen Sie dem letztern, — wenn ich es breche, so wissen Sie genug von meinen Geheimnissen, um mich an den Galgen zu bringen . . ."

„Sprechen Sie nicht vom Galgen, Blount, ich hasse diesen Gegenstand!" unterbrach Burtlef den Fremden wieder. — „Aber warten Sie — wenn nun dieser Sohn auch gefunden wird, ist ihm dann das Besitzthum sicher? — Wird man den Schenkungsakt der Mutter nach ihrem Tode anerkennen?„

„Macht nur den Sohn ausfindig und überlaßt mir das Uebrige. Die alte Cousine der Mutter, ist ein kränkliches Geschöpf und ihr Leben keinen Strohhalm werth, an die brauchen wir uns nicht zu kehren. Die Schenkung der Mutter an den Sohn ist übrigens bei Lebzeiten ganz legal, und werden Ihnen die fünftausend Pfund nicht vorenthalten werden. — Unter Umständen könnte eine Schuldverschreibung meinerseits ein gefährliches Beweisstück gegen uns werden."

Der Advokat kicherte leise vor sich hin. Nach einer Weile, in welcher er sich die Sache überlegt zu haben schien, sagte er heiter:

„Na, na, Mr. Blount, Sie sind ein seltsamer Mensch — Sie machen gern einen Spaß. — Vergessen Sie aber nicht, daß ich nichts weiter zu thun habe, als den Bastard ausfindig zu machen."

„Natürlich, es geht unter Freunden nichts über Theilung der Arbeit!" rief der Fremde vergnügt.

„Die Nachforschungen werden aber kostspielig sein," sagte Burtlef forschend.

„Hier ist Oel, womit Sie ihre Räder schmieren können," entgegnete Blount lachend, indem er dem Advokaten eine wohlgefüllte Börse in die Hand schob. „Aber merken Sie wohl, Burtlef," fügte er drohend hinzu, „verschwenden Sie nichts, und treiben Sie kein falsches Spiel mit mir — Sie kennen mich."

„Ich werde über jeden Pfennig Rechenschaft ablegen," sagte Burtlef eifrig und faltete die Hände zur Betheuerung zusammen, während sein bleiches Gesicht grün und gelb vor Aufregung wurde.

„Ich zweifle nicht mehr daran, Burtlef," versetzte der Fremde vertraulich. „Morgen machen Sie sich nach Calais auf den Weg. Schaffen Sie sich aber zunächst anständige Kleidung an, und sein Sie nüchtern, reinlich und manierlich. Handeln Sie wie ein Mann, der fünftausend Pfund in Aussicht hat. — Und nun leuchten Sie mir die Treppe hinunter."

Mit der Laterne in der Hand stahl sich der Advokat die morsche Treppe fast noch schüchterner hinab, als Bill diese hinaufgestiegen war, und legte den Finger auf den Mund, als sie in die gefürchtete Nachbarschaft des Leichenräubers kamen. Aber Blount — oder vielmehr Lord Chester, stieß mit jener tollkühnen Furchtlosigkeit, welche, während sie theilweise Ursache seiner verbrecherischen Gesinnungen waren, auch zu weilen einen falschen Schimmer über die Niedrigkeit seiner Mittel verbreitete, durch die Furcht seines Begleiters gereizt, tüchtig mit dem Fuße an die verschlossene Thür des Leichenräubers und rief mit donnernder Stimme:

„Alter Fuchs, komm heraus aus Deinem Bau, damit ich Dein Galgenportrait vollenden kann!"

Burtlef ließ die Laterne auf der Treppe stehen, und war mit drei Sätzen in seiner Stube.

Bei dem letzten Worte des Lords, warf der Leichenräuber seine Thür heftig auf und kam in der Oeffnung zum Vorschein, während das von unten heraufscheinende Flackern des Lichtes die tiefen, in sein gräßliches Gesicht gepflügten Furchen und die ungeheure Stärke seines gigantischen Rumpfes erhellte. — So schlank und zierlich gebaut der Lord auch war, er schaute den Koloß doch kaltblütig und furchtlos — ja in höhnischer Weise an.

„Was wollt Ihr von mir, elender Lump?" fragte der Gereizte mit vor Wuth zitternder Stimme.

„Ich wollte Euch nur noch einmal sehen und Euer Portrait als

Pluto — den Fürsten der Hölle — fertig machen. Ein besseres Modell dazu, giebt es in der ganzen Christenheit nicht!" rief Lord Chester laut lachend.

Im nächsten Augenblicke hing die ungeheure Hand des Fürchterlichen wie eine gewitterschwere Wolke drohend über das Haupt des Lords. Dieser aber, der stets auf seiner Hut war, sprang schnell bei Seite und das Licht schimmerte auf die stählernen Läufe eines Revolvers.

„Die Hand weg, Ungethüm! — oder . . ."

Das Knacken des einen Hahns vollendete den Satz. — Der Leichenräuber blieb plötzlich wie gebannt stehen, die zum Schlage erhobene Hand senkte sich, aber das Feuer getäuschter Wuth gab seinen stumpfen Augen einen momentanen Glanz.

„Vielleicht treffe ich Dich einmal in der Nacht — oder sei es auch am Tage wieder, elender Wurm!" brüllte der Leichenräuber mit den Zähnen knirschend. „Und Dich — Knabe, finde ich unter Tausende heraus!"

„Es geht Nichts über einen Vogel in der Hand, Meister Leichenräuber!" erwiderte Lord Chester höhnend. „Wo können wir uns wohl wieder treffen — Dein Weg führt auf's Schaffot!"

„Nun, nun, eitler Thor!" brummte der Auferstehungsmann, *) „vielleicht treffe ich Dich am Galgen — vielleicht im Verbrechenschiff, dort sollst Du mich kennen lernen! Ich treffe Dich sicher dort, verlasse Dich darauf, denn Dein Gewerbe scheint auch das Licht des Tages zu scheuen! Du trägst schon das Brandmal an Deiner weißen Stirn — ich sehe es ganz deutlich!"

Mit diesen Worten zog er sich Zoll für Zoll langsam nach der Thür zurück, während ein höllisches Gelächter das Herz und den Muth des Lords so erschütterte, daß er mit entsetztem, stierem Auge den Verbrecher nachblickte, und schlug dieselbe mit solcher Gewalt zu, daß die Laterne umfiel, und das Licht erlöschte.

Der Lord, welcher nicht wagte, Burtlef zu rufen, um von ihm Licht zu verlangen, kroch mit eiligen, geisterähnlichen Schritten die dunkle Treppe hinab, und nachdem er mit der einen Hand die Thürklinke ertappt, hielt er mit der andern den Revolver krampfhaft umschlungen. Es gelang ihm bald die Straße zu gewinnen, wo er einen

*) Diese Namen führen diese Menschen unter den Leichenhändlern.

Augenblick stehen blieb, um frische Luft zu schöpfen. Er athmete laut. Feuchter Schweiß stand auf seiner Stirn und seine Glieder zitterten wie die eines Mannes, der nur um ein Haar dem Tode durch ein einstürzendes Haus entgangen ist. — Die fürchterlichen Worte des Auferstehungsmannes hatten eine Anwandlung von Furcht in seinem Herzen hervorgebracht. Ahnte er die tiefe Wahrheit derselben? —

Daß Burtlef diese Nacht sehr ruhig schlief, ist ziemlich wahrscheinlich, denn seine Rumflasche war am nächsten Morgen leer, und mit schwereren Augen als gewöhnlich, folgte er schläfrig den Bewegungen Bill's, welcher seiner Gewohnheit gemäß, die Läden der kleinen Höhle öffnete, seine Kleider ausbürstete, ihm Feuer anmachte, den Theekessel zurecht setzte, und alles zum Frühstück Erforderliche auf den Tisch trug, ehe er sich selbst an sein Tagewerk begab. — Burtlef streckte sich noch einmal aus, reckte gähnend die Glieder und schüttelte endlich den Schlummer von sich, als die Erinnerung an das Unternehmen, womit er beauftragt worden, angenehm in ihm auftauchte. Er setzte sich im Bette auf und sagte im zufriedenen Tone zu dem geschäftigten Straßenkehrer:

„Bill, Du bist ein guter Kerl! — Ich werde auf einige Zeit verreisen, den Schlüssel findest Du am bewußten Orte. Wenn Du des Abends nach Hause kommst, richte Dein Augenmerk auf meine Habseligkeiten. — Du bliebst gestern Abend lange aus, armer Kerl, das ist sehr unrecht! Nimm Dich ja in Acht, denn man kann nicht wissen, ob Du nicht einmal diesem schuftigen Auferstehungsmanne in die Klauen fällst. Teufel! wenn ich an die Tollkühnheit dieses Mr. Blount denke! — Aber der ist noch ein schlimmerer Teufel als jener. — Ja, so, was wollte ich doch gleich sagen?" verbesserte er sich schnell, „Thue ja alle Abende einen Blick in mein Zimmer, ehe Du auf Deinen Boden krauchst. — Es wimmelt hier von schamlosen Einbrechern und man kann nicht vorsichtig genug sein. Du glücklicher Kerl, Du hast nichts zu verlieren und brauchst die Einbrecher nicht zu fürchten. Dich wird man nicht bestehlen!"

Bill zuckte bei dieser letzten Bemerkung heftig zusammen. Burtlef schien seine Verwirrung nicht zu bemerken. Er zog seine Strümpfe gerade an und fuhr nach einer kleinen Pause zu reden fort:

„Ja, Bill, Du bist eine gute Seele — hast mir immer treulich beigestanden und gedient. Wenn ich wiederkomme, sollst Du auch eine Belohnung haben. — Warte einmal!" unterbrach er sich lachend.

„Da, nimm dieses Paar Hosen, für Dich sind sie noch sehr gut. — Lege mir meinen besten schwarzen Anzug heraus."

Bill that wie ihm befohlen, und dankte in seiner schmerzlichen Weise für das elende Geschenk.

„Und nun Bill, will ich Dich nicht mehr aufhalten. — Lebe wohl!"

Der arme Straßenkehrer grüßte, und eilte in seine ärmliche Bodenkammer. Es war dieser Aufenthalt mehr einem Hundeloch, als einer menschlichen Wohnung ähnlich. Nur ein einziges, kleines, schmutziges Fenster befand sich hier, durch welches aber das Licht des Himmels niemals eindrang, denn die Brustwehr, unter welche die verstopfte Dachrinne hinlief, verhinderte das. Aber Regen und Wind fanden hinlänglich Eingang. Eine Thür befand sich vor diesem Loche unter dem Dache nicht; man stieg eine wacklige Leiter hinauf, und gelangte in den Aufenthalt des Verwaisten. Alle Dienste, welche sein Logis verlangte, verrichtete Bill selbst; seine wenigen Habseligkeiten lagen ohne Schutz, aber seine Armuth war eine bessere Schutzwehr als zehn eiserne Thüren.

Bill nahm seinen Besen, schlich die Leiter hinab, ging mit einem verstohlenen Blick auf die Thür eines Parterrezimmers, worin eine berüchtigte Einbrecherfamilie wohnte, zum Hause hinaus und begab sich nach seinem Kreuzwege. —

Der Advokat Burtlef machte mittlerweile mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich Toilette, und las, während er beim Frühstück saß, aufmerksam die Papiere und Notizen durch, die Lord Chester ihm zurückgelassen. Zuweilen hielt er inne, um sich mit einem Bleistifte allerhand Bemerkungen zu machen. Dann packte er wenige Reiseeffecten zusammen, steckte diese in eine alte Ledertasche, und nachdem er dies gethan, öffnete er die Thür, schlich an die Schwelle und horchte aufmerksam. Von unten herauf waren einige Töne zu vernehmen, bald das Wehklagen eines Kindes — bald das kreischende Schelten eines Weibes, welches sich mit der tiefen Baßstimme des Leichenräubers dann und wann vereinigte.

Oben war Alles ruhig und still. Nur noch eine Etage befand sich zwischen Burtlef's Wohnung und der Leiter, die auf Bill's Bodenkammer führte.

Burtlef schien ein seltsames Vorhaben ausführen zu wollen, denn er zog seine Schuhe aus, und stieg die Treppe hinauf; mit zitternder

Hand ergriff er die Leiter — erstieg eine Sprosse nach der andern, und stand endlich in Bill's armselige Klause. — Was wollte er dort? —

Ein teuflisches Lächeln verbreitete sich über seine Züge, als er mit den Händen in dem Strohlager des armen Straßenkehrers wühlte.

Der bedauernswerthe Schelm, den er wahrscheinlich zu berauben gedachte, hat ihm treu und ehrlich gedient, seine üblen Launen, seine giftigen Spottreden, sein Fluchen, seine Fußtritte und Faustschläge geduldig ertragen. Klein ist sein Lohn für das willige Opfer der wenigen Stunden gewesen, die der Ermüdete von seinem Tagewerke abgespart — klein, aber dankbar hat er ihn empfangen. Und wenn der arme Straßenfeger beten gelernt hätte, so würde er gewiß für ihn gebetet haben, wie für einen guten Menschen. Und was that Burtlef dagegen? — Er, der ein Gewinn bringendes Unternehmen vor hatte — dem seine Börse mit Gold gefüllt ist und dem nichts fehlt, weder zu seiner Nothdurft, noch zu seinen Ausschweifungen, ihm gelüstete nach dem kleinen Schatze des armseligen Bettlers! —

Aber wenn er auch ein Unternehmen vorgehabt hätte, das ihm eine Million hätte verschaffen können, so würde er doch Bill's Ersparnisse nicht unangetastet gelassen haben, die sein spähendes Auge entdeckt, und sein hungriges Herz begehrt hatte. Seit einer für Bill verhängnißvollen Nacht, als Burtlef den Straßenkehrer eines Dienstes wegen bedurfte, und nicht laut zu rufen wagte, um den gefürchteten Auferstehungsmann nicht zu erzürnen — in jener Nacht schlich er leise die Leiter hinauf, und sah den nichts ahnenden Bill seinen kleinen Schatz mit stiller Freude zählen, und dann wieder vorsichtig im Strohsacke unter alten Lumpen verbergen. — Vergnügt über diese Entdeckung lächelnd, stahl er sich wieder geräuschlos die Leiter hinab und seit jenem Augenblicke richteten sich seine Gedanken hartnäckig auf die sauerverdienten Ersparnisse des Bettlers.

Aber welche Summe fand der Elende zu seinem Erstaunen unter den Lumpen versteckt? Er würde auch den geringsten Betrag mit gierigen Händen genommen haben, aber eine ansehnliche Summe in Gold vorzufinden, das war zu viel für seine Ueberraschung, und als er sich erhob, konnte er sich nicht enthalten, ein lautes, thierisches Lachen, der wildesten Ausgelassenheit, ertönen zu lassen.

Unter der unverhofften Beute fand er aber Etwas, was seine fröhliche Laune noch ganz besonders erhöhte. Es war eine in Gold künstlich gefaßte Koralle mit kleinen Glöckchen daran. Wie Bill zu diesem

werthvollen Spielzeug gekommen, oder weshalb er es nicht in Gold umgesetzt hatte, darüber hätten sich allerlei Vermuthungen anstellen lassen. — Aber das war es nicht, worüber der Advokat in Heiterkeit gerieth, er lachte erstens, weil es ein Sinnbild der kindlichen Albernheit des Wesens war, das er beraubte, und zweitens, weil es seiner fuchsähnlichen Schlauheit ein köstliches Mittel an die Hand gab, Bill's Entrüstung von sich auf eine dem Verdachte mehr ausgesetzte Person zu wälzen. — Er warf die Koralle auf den Fußboden neben dem Lager hin, stahl sich die Leiter hinab, gelangte wieder in sein Gemach, nahm seine Reisetasche, verschloß alsdann die Thür, legte den Schlüssel an den nur Bill bekannten Ort, und stieg dann keck die Treppe hinab. — Im Parterre blieb er stehen, und schaute in eine offenstehende Thür hinein, die eine angenehme Aussicht auf die zahlreiche Familie des Bewohners gewährte.

„Guten Morgen — Alle mit einander!“ rief er im freundlichen Tone.

„Ah, Mr. Burtlef,“ sagte eine rauhe Stimme, welche dem Oberhaupte dieser Diebesfamilie angehörte. „Nur immer näher! — Setze dem Herrn einen Stuhl her, Ralph,“ wandte er sich an einen zerlumpten Knaben von etwa acht Jahren.

„Ich danke Euch recht sehr, Schoot!“ erwiderte der Advokat leutselig, „aber ich kann mich nicht lange aufhalten, ich muß eine nothwendige Reise antreten. — Aber, hole mich der Satan!“ unterbrach er sich lachend, „wo habe ich denn nur meine Gedanken! — Ich habe meine Kleiderbürste vergessen! — Es war mir gleich so, als ich die Treppe herunter ging, und ich fragte mich immer zu, ob ich auch alles Nöthige zu einer Reise eingepackt habe. Jetzt fällt mir plötzlich ein, daß ich das Nothwendigste vergessen habe.“

„O, ich weiß, wie ärgerlich das ist,“ versetzte Schoot mit einer wichtigthuenden Geberde. „Ralph, laufe geschwind hinauf und hole Mr. Burtlef seine Kleiderbürste herunter! — Gebt dem Jungen ruhig Euern Schlüssel — er ist ehrlich.“

„Die Bürste ist nicht in meinem Zimmer, Schoot, sonst hätte ich sie bemerken müssen,“ sagte Burtlef sich anscheinend besinnend, „ich glaube, sie liegt in der Bodenkammer bei Bill — der dumme Tölpel vergißt sie fast täglich wieder mitherunter zu bringen.“

Nach wenigen Minuten brachte Ralph die Bürste und Burtlef verließ heimlich lachend über seinen klugen Einfall das Haus.

Mittlerweile ließ der Junge heimlich seinem zweiten Bruder die gefundene Koralle sehen. — Die Kinder trugen Sorge, sie nicht ihrem Vater zu zeigen, sie waren schon von dem lobenswerthen Ehrgeize beseelt, sobald als möglich Geschäfte für eigene Rechnung zu machen.

. . . .

Der Abend sank herab, die Nacht mit ihren langen Schatten lagerte sich über die Erde. Die Straßen wurden ruhiger und menschenleer. Die Luft schien schwerer zu werden und ein Gewitter im Anzuge zu sein, als Ben Ellinor zögernden Schrittes das Haus in Brompton verließ, in welchem Alice Marquella, mit ihrer Erzieherin, Miß Mary Harringen, Medula und Whida wohnten. Er hatte Zutritt zu dem Alsyl der Geliebten erlangt, man konnte den Landsmann nicht hart abweisen — seine Jugend — seine seltsame Geschichte — sein Reichthum, waren Gründe genug, die leutselige Erzieherin zu veranlassen, Ben Ellinor zu gestatten, Alice, so weit es der Anstand und die Sitte erlaubten, zeitweise sehen und sprechen zu dürfen.

Ben Ellinor war mißvergnügt, er konnte Alice niemals ohne Zeugen sprechen, und doch hatte er ihr so viel zu sagen.

Als er so nachdenklich seinen Weg verfolgte und nach Piccadilly kam, fiel Ben Ellinor's Auge auf einen elenden, schmutzigen, zerlumpten Gegenstand, der gleichsam in sich geringelt und in der letzten Verzweiflung in der Ecke eines großen Hauses lag, Es war ein menschliches Wesen, welches aufgehört hatte zu betteln, nicht zu stehlen sucht, und nicht mehr zu leben wünscht. Der junge Mann blieb erschrocken stehen und berührte mitleidig den armen Ausgestoßenen.

„Was fehlt Euch, armer Schelm?" fragte Ben Ellinor in herzgewinnender Weise. „Nehmt Euch in Acht, die Patrouille wird Euch hier nicht liegen lassen. — Kommt, ermuntert Euch! — Hier habt Ihr Etwas, wofür Ihr ein Unterkommen Euch beschaffen könnt."

Die Silbermünzen fielen unbeachtet auf die Steine. Das Wesen in Lumpen hob nicht einmal den Kopf empor, aber eine leise, gebrochene Stimme murmelte:

„Es ist zu spät — mag man mich einsperren oder auch tödten. Mit mir ist es vorbei."

So verändert auch die Stimme war, so kam sie Ben Ellinor doch bekannt vor. Er blickte lebhaft nieder, und sah ein wenig von dem herabgebeugten Gesicht. Er erkannte Bill, den Straßenkehrer.

„Auf, auf, Mann!" rief der junge Araberfürst ungemein ergriffen,

„seht, die Vorsehung schickt Euch den Retter! — einen alten Freund in der Noth, um Euch zu lehren, daß Ihr niemals verzweifeln sollt!" fügte er ermuthigend hinzu.

Der herzliche, feierliche Ton, mehr als die Worte, rührte und erweckte das arme Geschöpf aus seinem tiefen Stumpfsinne. Er stand mechanisch auf und ein krampfhaftes, dankbares Lächeln flog über seine abgezehrten, von Kummer und Schmerz entsetzlich verzerrten Züge, als er Ben Ellinor erkannte.

„Nun, was fehlt Euch denn, armer Schelm?" fragte Ben Ellinor vertraulich. „Ich habe geglaubt, daß Ihr an Eurem Kreuzwege ein ganz einträgliches Geschäft machen müßtet?"

„Ich habe keinen Kreuzweg mehr. — Ich habe ihn verkauft," stöhnte Bill kaum hörbar. „Nun kann ich nichts weiter thun, als auf den Straßen herumschleichen, und betteln — und stehlen, um gefangen zu werden, wie die Andern. — Ich danke Ihnen recht sehr, für Ihre Güte, gnädiger Herr — aber überlassen Sie mich meinem Schicksal, ich hoffe, es ist nun bald aus mit mir."

Pfui, Mensch! — schämt Ihr Euch nicht solcher Worte!" rief Ben Ellinor streng. „Sagte ich Euch nicht, wenn Ihr Hülfe brauchtet, so solltet Ihr zu mir kommen? — Weshalb habt Ihr an mir gezweifelt — Ihr Thor? Hebt dieses Geld auf — kauft Euch ein gutes Abendbrot und verschafft Euch ein besseres Nachtlager. — Kommt morgen um zehn Uhr zu mir — Curzon=Street Nr. 9, — Ihr wißt schon! — Ich wünsche Eure Geschichte zu hören und wie ich Euch helfen kann!"

Der arme, vernichtete Obdachlose, schwankte einige Augenblicke auf seinen dünnen Beinen, wie ein Betrunkener hin und her, dann fiel er plötzlich auf seine Kniee, küßte den Saum an dem Rocke seines jugendlichen Wohlthäters, schluchzte heftig und weinte bitterlich. Dieser Strom von Thränen erleichterten ihm das Herz — er schien die Zerfahrenheit und Verzweiflung seiner Seele hinwegzuspülen.

„Ruhig — ruhig, armer Freund!" rief Ben Ellinor mitleidsvoll. „Sonst erregen wir noch Aufsehen! — Morgen früh erwarte ich Euch — und nun macht aber schnell, eßt und schlaft! — Ihr seht wirklich aus, als ob Ihr Beides sehr nöthig hättet. Ach, wollte der Himmel, die ganze Armuth dieser riesigen Stadt stünde in Deiner Person vor mir, und ich könnte ihr so leicht helfen, als ich Dir helfen kann!"

Ben Ellinor war während dieser letzten Worte einige Schritte

weiter gegangen, und hatte, als er sich umsah, die Freude zu sehen, daß Bill langsam hinter ihm hergeschlichen kam. — Der junge Mann betrat ein Clubhaus und ließ sich Erfrischungen reichen.

. . . .

Ungeachtet der späten Stunde, zu welcher Ben Ellinor sich zur Ruhe begeben hatte, war er doch schon mit dem Frühstück fertig, als sein Diener ihm mit argwöhnisch emporgezogenen Augenbrauen meldete, daß ein ungemein zerlumpter Mensch hartnäckig behauptete, er sei von dem gnädigen Herrn herbestellt worden. Obschon Bill, wie wir wissen, schon früher im Hause Ben Ellinor's gewesen, und mit dem Diener zu thun gehabt hatte, so war er doch jetzt um so viel elender und hagerer, daß der Diener ihn nicht wieder erkannte. Auf Ben Ellinor's Befehl jedoch, ließ der Diener den armen Bill eintreten.

Der junge Mann wurde von den Verheerungen, welche wenige Tage in dem Antlitz des Straßenkehrers angerichtet, schmerzlich betroffen. Die Linien in seinem blassen, fahlen Gesicht, waren so tief gefurcht — das trockene Haar so dünn und grau, daß man vermuthen mußte, der Arme sei schon über vierzig Jahre alt und todtkrank.

Die Erzählung des Bedauernswerthen war ziemlich einfach und bald beendet: — Als er in später Stunde nach Hause gekommen, hatte er gefunden, daß man ihm seine Ersparnisse gestohlen und die Mühe seines Lebens vernichtet hatte. — Wie er die Nacht zugebracht, daß wußte er selbst sich nicht mehr recht zu besinnen. Kein Verdacht gegen den wirklichen Dieb kam in sein gequältes Gemüth. So schlecht auch Burtlef's Charakter sein mochte, so behauptete er doch im Vergleich zu den andern Bewohnern des Hauses, eine respectable Stellung. Sein Verdacht fiel auf Schoot, den Einbrecher — dieser konnte ihn nur allein beraubt haben. — Mechanisch stahl er sich, als die Stunde zum Beginn seines Tagewerks herannahte, die Treppe hinab, fortwährend mit dem Gedanken beschäftigt, welche Mittel er anwenden sollte, den Räuber seines Schatzes zur Herausgabe desselben zu zwingen. Als Bill die Hausthür erreichte, saßen Schoot's Kinder vor derselben und spielten, in der Hand des Aeltesten erkannte er die Koralle. Den Jungen ergreifen, und sich ungeachtet seines Beißens, Kratzens, Schreiens und Stoßens wieder in den Besitz seines Eigenthums setzen, war das Werk eines Augenblicks. — Das wilde Geschrei des Jungen lockte den Vater heraus, und an diesen wandte sich nun Bill mit lauter und anfangs furchtloser Stimme, nachdem er zuvor die Koralle ver=

borgen hatte, damit die goldene Fassung derselben nicht das erfahrene Auge des Einbrechers auf sich ziehen und dessen noch mehr zu fürchtende Gier erregen möchte. Schoot beschuldigte er nun des Diebstahls und drohte ihm mit allen irdischen und göttlichen Strafen. Dann nahm er plötzlich einen andern Ton an, bat, weinte und kniete vor ihm nieder. — Als der rohe Verbrecher sein Erstaunen über eine solche Keckheit überwunden, und die Art der gegen ihn und seine Familie ausgesprochenen Beschuldigung begriffen hatte, empfand er in Folge eines seltsamen, ihm gar nicht gewöhnlichen Bewußtseins seiner Unschuld, nur um so größere Entrüstung. Er packte den armen Straßenkehrer bei der Gurgel und gab ihm dann mit dem Fuße einen Stoß, daß er weit hinweg auf das harte Straßenpflaster flog.

Bill, halb wahnsinnig vor Schmerz und Angst, erhob sich endlich, und schlich zerstoßen und zerschlagen nach seinem Kreuzwege. Aber er war nicht im Stande an diesem Tage seine gewohnten Pflichten zu erfüllen; sein schlechtgenährter, elender Körper, war für die grausige Erschütterung, die er von der Hand des rohen Einbrechers erfahren, zu schwach und siech. Lange noch zuvor, ehe es dunkel geworden, schlich er von seinem liebgewonnenen Platze hinweg. — Nun wohnte in einem der schmalen Gassen, welche in dem großen Strom von Fleet-Street ausmünden, eine alte Wittwe, welche ihr Brod mit Scheuern und Waschen verdiente. Es war ein fleißiges, sich abmühendes Geschöpf, das nach dem Tode ihres Mannes, eines Hafenarbeiters, sich kümmerlich durch das Leben wandt. In ihrem Berufe war sie alt geworden; sie arbeitete so lange, bis ein hartnäckiges Rheuma und Altersschwäche ihren Diensten ein Ende gemacht, und sie zum Almosenempfange berechtigt hatte. — Zwischen dieser alten, guten Frau und Bill, bestand ein geheimnißvolles Band — so seltsam, daß Beide es selbst nicht recht verstanden. Zuweilen nannte er sie Mutter — zuweilen „das alte Weib.“ Gewiß aber ist es, daß Bill ihr den Namen verdankte, den er führte. Diese Matrone hieß Leeb.

„Und,“ sagte Ben Ellinor, welcher durch Fragen und Antworten soweit in das Mark der Erzählung des Straßenkehrers eingedrungen war, „ist diese alte Frau nicht Eure wirkliche Mutter?“

„Mutter!“ widerholte Bill nachdenklich. „Nein!“ antwortete er nach einer Pause, „ich habe eine berühmtere Mutter, als die Alte. — Die St. Pauls Kirche ist meine einzige Mutter. — Aber das alte Weib hat für mich in meiner Kindheit gesorgt.“

„Ich verstehe Euch wirklich nicht!“ rief Ben Ellinor lachend. „Die St. Pauls-Kirche soll Eure Mutter sein? — Wie so das?“

Bill nickte mit dem Kopfe, und machte eine geheimnißvolle Geberde. — Er fuhr, ohne auf die Frage weiter einzugehen in seinen Mittheilungen endlich fort:

„Als ich erst wenig mehr als sechs Jahre alt war, begann ich schon mein Brod selbst zu verdienen, indem ich Gänge besorgte, Pferde hielt und so Schilling und Pence zusammentrug. Meine Leidenschaft für's Sparen begann sehr frühzeitig, und anfangs hatte ich dazu einen sehr guten und uneigennützigen Beweggrund, nämlich den, am Ende der Woche die Mutter durch meine Ersparnisse zu überraschen. Als aber die Alte, welche damals selber genug verdiente, mich auf die Schulter klopfte und mich einen guten Jungen nannte, der für sich selbst sparen müßte, da wurde ich zuletzt ein Geizhals — ich versagte mir oft die nothwendigsten Lebensmittel. — Endlich gelang es mir, den Kreuzweg für ein billiges Geld zu erstehen, — mein Einkommen vermehrte sich in ansehnlicher Weise, aber mit der Alten ging es dagegen bedeutend rückwärts, und ihre guten Eigenschaften minderten sich von Tag zu Tag. — Sie fing an zu trinken — nicht bis zur ausschweifendsten Trunkenheit, sondern nur um sich, wie sie sagte, die Grillen zu vertreiben; und ich sah, als ich eines Morgens frühzeitiger erwachte, daß sie, um ihren Hang mehr befriedigen zu können, mir die Taschen entleerte. Da entschloß ich mich ganz ruhig, und ohne ihr bittere Worte zu sagen, ein sicheres Obdach aufzusuchen. — Sparen war die gebieterische Nothwendigkeit meines Lebens geworden. Jeden Sonnabend Abend aber ging ich zu ihr und händigte ihr einen gewissen Betrag ein, damit sie nicht Mangel zu leiden hatte. Und jetzt, wo ich Alles verloren habe, ist der einzige Sonnabend vergangen, an welchem ihr zum ersten Male die wöchentliche Unterstützung fehlt. — Ich habe nun aber den Kreuzweg verkauft und dem alten Weibe das Geld gegeben, — es ist das Letzte, was ich für sie thun konnte.“

„Und nun,“ begann Ben Ellinor in herzgewinnender Weise wieder, „da Ihr wirklich nicht kräftig genug zu sein scheint, um Straßenarbeit zu verrichten, besonders da auch der Winter nicht mehr fern ist, was sagt Ihr dazu, wenn ich Euch auffordere, in meine Dienste zu treten? — Ich brauche eine treue Seele, einen gewissenhaften Mann für meine Pferde. Die Arbeit ist nicht schwer, und Ihr wißt doch einigermaßen mit Pferden umzugehen.“

Bill zögerte und blickte unentschlossen zu Boden. Endlich sagte er:

„Heißen Dank für Ihre Güte, gnädiger Herr! — Aber wenn ich nicht stark genug zur Straßenarbeit bin, so glaube ich, daß ich ein schlechter Kerl wäre, wenn ich mir wollte Lohn bezahlen lassen, und nicht dafür arbeiten, wie ich eigentlich sollte.“

„Beruhige Dich nur darüber — wir werden Dich schon wieder zu Kräften bringen, armer Freund,“ erwiderte Ben Ellinor gerührt von den ehrlichen Worten des bekümmert dastehenden Wesens. „Dein früherer Erwerb brachte Dich übrigens in viele schlechte Gesellschaft, und auch vielleicht auf schlechte Gedanken,“ fügte der junge Mann ernst hinzu.

„Ja, Sir, das ist wohl wahr,“ sagte Bill, indem er mit Schaudern an Burtlef, den Einbrecher Schoot und den Auferstehungsmann dachte.

„Nun denn, so trete in meine Dienste,“ fuhr Ben Ellinor leutselig fort, „und jetzt gehe zu meinem Diener und laß Dich bewirthen, — gelegentlich sollst Du mir auch das Haus Deiner alten Mutter zeigen; ich werde sehen, was ich für sie thun kann.“

Bill drückte die Hand an die Augen und gab sich viele Mühe, nicht laut zu weinen — aber er konnte seine in Dankbarkeit überströmenden Gefühle nicht ganz bezwingen, und als der Diener, der auf Ben Ellinor's Ruf sogleich erschien, ihn die Treppe hinabgeleitete, da hörte man sein lautes Schluchzen.

Dieser Tag, der für Bill so günstig begann, war für andere hervorragende Personen unseres Romans merkwürdig genug.

. . . .

„Sie haben wichtige Neuigkeiten mitzutheilen, Lord Chester!“ sagte Amanda von Croix, als der Intriguant lebhaft erregt in ihr Gemach trat.

„Ja, ich habe einen Brief von Burtlef erhalten,“ antwortete der Lord, „der viel Wichtiges für Sie enthält.“

Amanda's Augen funkelten vor innerer Freude.

„O, lassen Sie sehen!“ rief sie hastig, und entriß ihm den Brief, den er hervorzog, begierig aus der Hand.

Calais, October 1863.

Sir Blount!

Ich glaube, ich bin auf dem Wege zum glücklichen Erfolge. Ich habe eine alte Magd, Namens Jane Bradell aufgestöbert, welche

im Hause einer gewissen Prior gedient haben will. Anfangs war sie in ihren Worten sehr vorsichtig und zurückhaltend, aber ich habe ihr doch den vertrockneten Mund durch einen goldenen Regen geöffnet. Ich habe sonach erfahren, daß der Sprößling des Vicomte von Fleury bis zu seinem dritten Lebensjahre im Hause der Prior erzogen und dann aus geringen Ursachen durch einen gewissen Ardworth nach England geschafft worden ist. Von der Mutter des verschollenen Kindes spricht die Jane Bradell mit großer Geringschätzung. Sie ist der Meinung, daß Amanda von Croix dem Vicomte mit seiner jungen Frau hat Gift beibringen lassen, welches zwar nicht gleich tödtlich, aber doch die Lebensorgane langsam zerstört. Dieser Verdacht kann aber von den betheiligten Personen nicht bewiesen werden, da jeder Anhalt dazu fehlt. — Was aus dem Kinde geworden ist, vermag sie nicht anzugeben, denn seit jener Zeit hat Niemand etwas von ihm oder Ardworth erfahren. — Meine nächsten Forschungen sind darauf gerichtet gewesen, die Spur dieses Ardworth aufzufinden, was mir auch insoweit geglückt ist, daß ich ermittelt habe, wie eine Frau, Namens Juplin, die in einem Dorfe bei London wohnen soll, ein Kind in Pflege bekam, um ihr eigenes, welches sie verloren, zu ersetzen. Morgen werde ich mich nach diesem Dorfe aufmachen. — Ich sehe schon einen ganz hübschen Fall vor uns und zweifle jetzt keinen Augenblick an dem glücklichen Ausgange. Der Ihrige

Nicholas Burtlef.

Amanda von Croix las langsam und ohne eine Miene zu verändern, bis zur letzten Zeile des Briefes. Und dann, als sie ihn auf den vor ihr stehenden Tisch hinlegte, wiederholte sie im Tone innigen Frohlockens:

„Kein Zweifel am glücklichen Ausgange!"

„So machen Sie diese Worte zur Wahrheit, Amanda!" rief der Lord mit einem Blicke, der sie durchbohren zu wollen schien.

„Ja," antwortete Amanda kleinlaut, „das Verhängniß treibt mich zum Handeln. Ich wollte, daß alle Gedanken und Erwägungen in Bezug auf ein Verbrechen zu Ende wären, wenn ich meinen Sohn an mein Herz schließe, und sagen kann: „Das Erbtheil Deiner Mutter ist Dein!"

„So sei es denn!" sagte der Lord ungestüm. „Ehe noch die Woche verflossen, muß der erste Schritt geschehen sein. In den Lon=

doner Nebel muß die Alte erkranken, und einen Wechsel der Luft bedürfen. — Sie rathen ihr nach Midros, dem prächtigen Landsitze des alten Baronets Walpole zu eilen. Dort, unbelauscht von lästigen Zeugen, vollenden wir unser Werk. — Wir müssen vorsichtig verfahren, es darf kein Verdacht auf uns ruhen, und keine Spur eines Giftes im Körper des alten Weibes bei der Leichenschau gefunden werden. — Meine Aufgabe soll es inzwischen sein, den Sohn des Vicomte von Fleury immer mehr an mich zu ketten und nach Midros in Ihr Netz zu liefern. — Wir werden sehr bald zum Besuch bei Ihnen dort eintreffen. — Vielleicht bringe ich noch einen Freund — einen jungen Amerikaner, Namens Ben Ellinor, mit. Sie werden wahrscheinlich mit seiner seltsamen Lebensgeschichte und mit der Art seines originellen Auftretens in London aus den Zeitungen bekannt geworden sein. Der junge Mann ist sehr liebenswürdig und scheint sehr reich zu sein."

„Ach ja!" rief Amanda erheitert. „Bringen Sie den Enkel Abd-el-Kaders mit nach Midros. Sein Anblick wird viele alte Erinnerungen in meiner Seele wach rufen, und mich zur Vollbringung meiner Rache antreiben! — Ich kannte seine Mutter — die Perle Arabiens — und weiß um seine Geburt! — O, es war eine fürchterliche Nacht!" fügte sie schaudernd hinzu. „Unser Aller Leben hing am Seidenfaden. — Doch lassen wir das," unterbrach sie sich düster, „denken wir an unsere eigene Sache. Die Thaten, die wir für unsere Nachkommen gethan, sind weniger schwarz und verdammenswerth. — Geben Sie mir jenes Packet Briefe dort, Lord Chester. — Ich will noch einmal die zärtlichen Worte des Elenden lesen, bis meine Seele zum höchsten Rachedurst entflammt ist, und bis von jedem Schatten der Vergangenheit die Stimme ertönt: — Das Kind Deiner glücklicheren Nebenbuhlerin, Deines Verräthers — Deines Verderbers, steht zwischen dem Lichte des Tages und Deinem Kinde!" —

Indem wir das verbrecherische Paar der Verabredung seiner Pläne und seinen blutdürstigen Hoffnungen überlassen, begleiten wir Ben Ellinor nach dem armseligen Hause, welches von der Wittwe Leed bewohnt wurde. — Der junge Mann war, als er Bill in das von ihr abgemiethete Gemach folgte, nicht wenig erstaunt, auf dem einzigen Stuhle, der sich in dem Zimmer befand, keine geringere Person sitzen zu sehen, als Miß Mary Harringen, die Gesellschafterin Alice Marquellas. Die junge Dame wurde scharlachroth, als sie sich bei ihrem Wohlthätigkeitsbesuche entdeckt sah, und beeilte sich, durch die

Mittheilung ihre Entschuldigung vorzubringen, daß sie einem Vereine zur „Verbesserung der Lage der Armen" angehöre, und sie von diesem beauftragt sei, der Wittwe Leeds hülflosen Zustand zu erforschen, und ihr beizustehen.

„Und dieses arme, verhungerte Geschöpf ist Euer Sohn," sagte Mary Harringen, welche den mit der Mütze in der Hand, an der Schwelle scheu stehen gebliebenen Bill bemerkt hatte.

„Nein, das ist er gerade nicht," antwortete die Alte, „ich sage oft zu ihm — Kind, Du bist der Sohn von St. Paul. — Es war an der großen Kirche, Madame — aber das ist eine traurige Geschichte . . ."

—„Nun, wenn ich wieder zu Euch komme, dann sollt Ihr mir diese erzählen," unterbrach sie die Gouvernante. „Nun, junger Herr, wandte sie sich lächelnd zu Ben Ellinor, „was führt Sie denn an diesen Ort des Elends und des Mangels? — Haben Sie in Ihrem jugendlichen Leben schon die bittere Schule des Jammers durchgemacht?"

„Das sollen Sie sogleich erfahren, tugendreiche Miß," antwortete Ben Ellinor fröhlich. „Liebe Frau," wandte er sich an die Alte, „ich habe Euch den armen Burschen hergeführt, an dem Ihr Mutterstelle vertreten habt, damit er Euch erzähle, daß gute Thaten früher oder später ihren gerechten Lohn finden. — Was Bill selbst betrifft, so beruhigt Euch; er wird Euch von dem neuen Schritte, den er gethan, in Kenntniß setzen, und was Euch selbst betrifft, so dankt es dem armen Schelm, den Ihr aufgezogen, wenn Eure alten Tage von nun an sorgenfrei und heiter sind. — Nun, Bill, Du alberner Kerl, so gehe doch hin, und erzähle Deiner Pflegemutter die ganze Geschichte."

Während dieser Worte hatte Mary Harringen ihr Kleid aufgenommen und schickte sich offenbar an, sich zu entfernen, sie fühlte ihr Herz ungemein ergriffen. Als sie jetzt Bill freundlich zunickte, trat Ben Ellinor an sie heran und bot ihr mit seinem unwiderstehlichen Lächeln den Arm. Sehr überrascht, aber doch sehr geschmeichelt, nahm die strenge Gesellschafterin denselben an. —

Als man die Straße erreichte hatte, theilte Ben Ellinor Miß. Mary Harringen eine kurze Skizze von der Geschichte und dem Unglücke des armen Straßenkehrers mit, und wußte sie so zu seinen Gunsten einzunehmen, daß sie gern versprach, des jungen Mannes Almosenierin zu werden.

Von diesem Tage an, hatte Ben Ellinor befugten Eintritt zu

Er sah deutlich wie die Comtesse ihren Arm ausstreckte und eine dunkle Flüssigkeit in das Glas des Lord's goß.

Alice Marquellas Haus. Miß Mary Harringen erblickte keine Gefahr mehr in der unschuldigen Vertraulichkeit, welche sich zwischen den beiden jungen Leuten entspann. Sie gestattete stillschweigend, daß Ben Ellinor Alice fast täglich besuchen, und stundenlang bei ihr bleiben durfte. Er nahm an ihren verschiedenen Mahlzeiten Theil, ging mit ihr im Garten spazieren, half ihr die umgeknickten Blumen aufbinden und saß mit ihr allein, wenn alle Arbeit verrichtet war, in der großen mit Epheu überwachsenen Laube.

Es würde eine vergebliche Mühe sein, den Gemüthszustand Mary Harringens zu beschreiben, während sie den Fortschritt der Liebe überwachte, die sie begünstigte, und wiederum an die Folgen dachte, die daraus entstehen würden, wenn Dores Marquella die Liebe seines einzigen Kindes zu Ben Ellinor nicht billigte. Die Zustände seines neuen Vaterlandes hatten es zur gebieterischen Nothwendigkeit gemacht, sich von seinem Kinde zu trennen, indem er Alice unter der Obhut der erprobten Erzieherin, und den treuergebenen Seelen, Medulas und Whidas nach England sandte.

Miß Mary Harringen hatte aber auch einen geheimen Grund die Liebe der jungen Leute zu fördern. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß John Bourquet Alice zu viel Aufmerksamkeit erwies. Sie konnte den Sohn nicht vergeben, was der Vater in seiner grausamen Härte gegen Dolores Marquella früher verübt; ihr weiches Herz konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß er der Gatte ihres Lieblings werden sollte.

Die einzigen Besucher des Hauses waren nun Ben Ellinor und John Bourquet. Mary Harringen betrachtete aufmerksam die Gesichtszüge und das Benehmen des Letztern, als sie, nachdem sie ihm Ben Ellinor vorgestellt, ihm zuflüsterte:

„Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Alice in dem jungen Mann den Geliebten und zukünftigen Gatten gefunden hat — der heiter und schön ist, wie sie selbst.“

Und in der plötzlichen Bläſſe, welche sich über Bourquets Gesicht breitete, in seinen zusammengepreßten Lippen und krampfhaften Zuckungen, las sie mit unaussprechlichem Entzücken das verschwiegene Geheimniß seines Herzens. — Bei der ersten flüchtigen Vorstellung hatte John Bourquet Ben Ellinor kaum angesehen. Aber in dem Augenblicke, wo Mary Harringen ihm die entsetzliche Nachricht mittheilte, erlangte Ben Ellinor Wichtigkeit und Bedeutung. — Er haßte ihn

mit ganzer Seele. — Aber er kam wieder und wieder, und beinahe vierzehn Tage fast täglich. Zuweilen begab er sich, ohne das Haus zu betreten, zu den jungen Leuten im Garten. Er schien offenbar einen Plan zur Ausübung seines Rachegedankens zu verfolgen, denn unter dem Scheine der größten Ergebenheit, nahm er jede Gelegenheit wahr, die Bekanntschaft mit Ben Ellinor zu cultiviren und immer mehr zu befestigen. —

Der Fortschritt der Liebe zwischen Naturen, wie Ben Ellinor und Alice, war, da er durch einen freien und fortwährenden Verkehr begünstigt wurde, natürlich ein sehr rascher. Es dauerte kaum fünf Wochen von dem Tage an, an welchem Ben Ellinor Alice zum ersten Male gesehen, und schon betrachtete er sie als seine verlobte Braut. — Während dieser Zeit beeilte er sich nicht gerade, seinen Pflegevater und Wohlthäter, dem Marquis Posa, zum Vertrauten seines Glückes zu machen.

Aber jetzt, wo er seine Zustimmung zu dem förmlichen Antrage, den er der Geliebten machen mußte, zu besitzen wünschte, schrieb er endlich, und schüttete alle Geheimnisse seines Herzens in dem Briefe aus. Während nun auch Mary Harringen, Dolores die nähere Umstände mittheilte und um seine Zustimmung bat, unterhielt sich Alice mit ihrem jugendlichen Geliebten im Garten.

„Ja, Alice," sagte Ben Ellinor eben, „ich bin überzeugt, daß Du meinen Pflegevater lieben wirst, denn er ist eine von den geheimnißvollen Naturen, welche die Liebe an sich zu ziehen scheinen, als ob diese ein ihnen zustehendes Eigenthum wäre."

„O, Du brauchst mir nicht zu sagen," entgegnete Alice ernst lächelnd, „daß ich ihn lieben soll: — ich liebe ihn schon von dem ersten Augenblicke an, wo Du sagtest, Du hättest einen Vater — mein Herz flog ihm entgegen. Aber auch Du wirst gewiß meinen Vater lieben, der nur sein einziges Glück in meinem Wohlergehen findet. Er wird meine Wahl gewiß billigen."

„O, von ganzem Herzen, meine süße Alice!" rief Ben Ellinor mit Wärme.

„Aber," begann Alice nach einer kleinen Pause wieder, „mir ist zuweilen, wenn Du bei mir bist — als wenn eine kalte, unnennbare Ahnung mir zuflüstert — daß es mir nicht beschieden wäre — Dein Loos theilen zu dürfen — daß wir getrennt würden!"

„Was kann uns trennen!“ rief Ben Ellinor mit leidenschaftlicher Unruhe.

Alice seufzte schwer auf, senkte schmerzlich lächelnd das schöne Haupt und flüsterte leise:

„Enthält nicht ein und derselbe heilige Boden den Altar — und das Grab?“

Sie legte, als sie schwieg, ihre Hand auf die seine, die Berührung war kalt und das Frösteln drang ihm bis zum Herzen. — Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Etwas von ihren Ahnungen durchzog sein eigenes Herz. Und während sie so schweigend dastanden, kamen leise Schritte über den Rasen und zwischen ihnen und dem Sonnenlichte stand John Bourquet und hinter diesem Lord Chester.

. . . .

Ben Ellinor war auf dem Wege nach der Stadt an diesem Abende ungemein düster und zerstreut, obschon John Bourquet und Lord Chester seine Begleiter waren und ihn aufzuheitern versuchten. Als Bourquet endlich sah, daß seine erzwungene Heiterkeit sich Ben Ellinor nicht mittheilte, schwieg er, und blickte ihn argwöhnisch von der Seite an. Ein fallendes Blatt erschreckt das scheue Roß und ein Schatten den Schuldigen.

„Sie sind mißgestimmt, Ben Ellinor!“ sagte John Bourquet nach einer Weile. „Was hat Ihre sonst so frohe Laune gestört?“

„O, es ist nichts — oder würde Ihnen wenigstens nichts zu sein scheinen,“ antwortete der junge Mann, indem er sich bemühte zu lächeln, „denn ich habe Sie über die Lehre von Ahnungen spötteln hören. — In dem Lande meiner Mutter ist man aber sehr abergläubisch.“

„Welche Ahnungen könnten Sie hegen, Ben Ellinor?“ fragte Lord Chester eifriger, als der Enkel Abd-el-Kader vermuthen können.“

„Ahnungen lassen sich nicht so leicht definiren, Lord Chester. — Aber in der That, die arme Alice hat mich angesteckt. Haben Sie nicht bemerkt, John Bourquet,“ wandte er sich hastig an diesen, „daß, so heiter Alice auch gewöhnlich ist, doch zuweilen so plötzlich ein Schatten über ihr reizendes Gesicht lagert, daß man sich unwillkürlich nach der Ursache dieser plötzlichen Veränderung fragen muß, ohne die Ursache davon ermitteln zu können? — Und heute hat sie gesprochen, wie ich außer ihr nur einen Menschen in meinem Leben habe sprechen hören. Es war dies ein junger Seemann, der das leibhafte Ebenbild der

Gesundheit zu sein schien, aber doch überzeugt war, daß er an der Auszehrung sterben werde. Meine Freunde lachten ihn gewöhnlich aus, aber sechs Monate nach seiner Rückkehr von den Antillen, erfuhr ich plötzlich, daß er wirklich an der Auszehrung gestorben sein.“

John Bourquet schwieg und blickte sinnend vor sich hin. Er überlegte, ob es vielleicht gut sein dürfte, die Idee zu nähren, welche Ben Ellinor zum Vorschein brachte, und so hartnäckig gefaßt zu haben schien.

„Mein lieber Freund,“ sagte er endlich zögernd, „was Sie da sagen, überrascht mich nicht. Alice hat mir schon früher diese seltsame Ahnungen anvertraut, die ihre Seele verdüstern. Ebenso wie Sie, sehe ich durchaus keine Grundlage dazu, obschon es eine übel angewandte Gutmüthigkeit von mir sein würde, wenn ich Ihnen verhehlen wollte, daß Alicens Mutter ebenfalls von Symptomen der Auszehrung bedroht worden, obschon sie nicht gerade daran gestorben sein soll. — Nun, nun,“ fuhr er tröstend fort, als er den finstern Ernst sah, welcher sich auf der Stirn Ben Ellinor's gelagert hatte, „Alice's Aussehen ist ungeachtet der außerordentlichen Reinheit ihres Teints nicht das einer Person, die von der schrecklichen Krankheit des Klimas dieses Landes bedroht wird. — Junge Mädchen werden oft von dem Gedanken an einen frühen Tod verfolgt, so wie sie aber älter werden, hegen sie diesen Gedanken weniger, in der Jugend ist er eine Art Luxus.“

Ben Ellinor war zu sehr ergriffen, um einer Antwort mächtig zu sein.

In diesem Augenblick hielt das Cabriolet vor der Thür von Ben Ellinor's Hause. John Bourquet speiste an diesem Abende bei ihm, und wenn das Gespräch auch dann und wann zwischen ihnen stockte, so kam es doch nicht auf den Gegenstand zurück, welcher die heitere Laune des Wirths getrübt, und die Heuchelei des Gastes auf eine harte Probe gestellt hatte. Als der verbrecherische Nebenbuhler sich entfernte, drückte ihm Ben Ellinor schweigend eine Anweisung in die Hand, welche auf einen größeren Betrag lautete, als John Bourquet von der Großmuth des ahnungslosen Freundes erwartet und ihn darum angesprochen hatte.

Am nächsten Tage war Alice sehr unwohl, und die Krankheit wurde gegen Abend so bedenklich, daß Miß Mary Harringen die größte Unruhe zu erkennen gab, und Ben Ellinor, der Alice nur wenige Minuten hatte sprechen können, da ihre Ermattung so ungemein groß

war, daß sie sich gezwungen sah, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, gern gestattete, einen Arzt herbeizuschaffen, und er kam mit einem der berühmtesten Männer seines Faches zurück. —

Auf dem Wege nach Brompton sprach Ben Ellinor zur Antwort auf die vielen Fragen des Arztes — von der seltsamen Niedergeschlagenheit, welche Alice Marquella zuweilen unterworfen war, und dieser Umstand bestärkte den Arzt, nachdem er die junge Patientin gesehen und gesprochen hatte, in seiner Ansicht von dem Falle, daß, auch außer einigen fieberhaften und entzündlichen Symptomen, von denen er glaubte, daß sie durch die von ihm zu verordnenden Mittel, sehr bald gehoben werden würden, eine verheerende Nervenschwäche vorhanden sei. Und als John Bourquet, welcher ebenfalls zugegen war, von einem Wechsel der Luft sprach, der auf den Gemüthzustand der jungen Dame vortheilhaft wirken dürfte, da stimmte nicht nur der Arzt bereitwilligst ein, sondern empfahl sogar auf's Dringendste diesen, von John Bourquet wie ganz zufällig, gemachten Vorschlag. — Er betrachtete das Unwohlsein Alice's nicht als sehr ernsthaft und beruhigte den armen jungen Mann durch seine heitere Miene.

Ben Ellinor blieb den ganzen Tag im Hause und hatte, ehe er sich entfernte, die Freude zu hören, daß die angewandten Mittel schon das Fieber gemindert haben, und daß Alice in tiefen Schlaf gesunken sei.

Als er mit John Bourquet wieder nach der Stadt zurückkehrte, sagte Letzterer zögernd:

„Lord Chester läßt Ihnen im Namen der Mrs. Glonner die herrliche Besitzung von Midros durch mich zu einem gesunden Aufenthalte für Miß Alice und ihrer Umgebung anbieten. — Die vorgerückten Jahre der Mrs. Glonner, ihr feiner Anstand, sowie ihre Verwandschaft mit Comtesse Amanda von Croix, welche sich auf dem Landsitze aufhalten, entfernen gewiß jeden Anschein von Unschicklichkeit, wenn Sie selbst, Ben Ellinor — und wir Alle, unsern Aufenthalt dort nehmen. Alice wird in Gesellschaft der Damen und in einem Zirkel von ergebenen Freunden viel schneller genesen, als in ihrer bisherigen Einsamkeit. Was meinen Sie zu meinem Vorschlage?"

„Wenn die Damen das selbst glauben — so bin ich gewiß bereit ihn dankbarst zu acceptiren," erwiderte Ben Ellinor erheitert. „Ich bin kein erfahrener Richter in dergleichen Formalitäten und Sie können mir keinen größern Gefallen thun, John, als wenn Sie mir im Voraus die Einwilligung der Damen zu Ihrem Vorschlage auswirkten."

„Diese Einwilligung ist bereits erwirkt. Lord Chester ist, wie ich schon erwähnte, von Mrs. Glonner ermächtigt, Ihnen den von mir vorgetragenen Vorschlag zu machen. — O, wie schnell wird Alice in jener stärkenden Luft wieder aufleben!“ fügte John Bourquet in einem zuversichtlichen Tone hinzu, aber seine Stimme klang heiser und schien von seltsamen Gefühlen beengt.

Die Ben Ellinor auf diese Weise vorgeführten, berauschenden Ideen, bannten fast ganz die Angst aus seiner Brust. In tausend entzückenden Gestalten schwebte sie ihm während der schaflosen Nacht vor Augen. Und als er am nächsten Morgen fand, daß Alice überraschend besser war, trug er ihr und Miß Mary Harringen die Einladung der Mrs. Glonner so dringend und mit einer solchen Wärme vor, welche die Wangen der Geliebten noch bleicher und die Hand, welche der junge Mann bittend ergriffen hatte, todtenkalt machte. Als aber Miß Mary Harringen nach manchen Bedenklichkeiten, die Ben Ellinor aber immer widerlegte, endlich einwilligte, hatte er das Glück, Alice mit so viel kindlicher Freude lächeln zu sehen, wie er selbst empfand, als er den Vorschlag mittheilte.

Der Besuch des Arztes rechtfertigte Ben Ellinor's erhöhte Heiterkeit. Alle gefährliche Symptome waren verschwunden. Er gestattete die Abreise seiner Patientin von London, so bald die Umstände dies erlaubten, und empfahl nur den weiteren Gebrauch stärkender Medikamente zur Kräftigung des erschütterten Nervensystems. Er verweilte einige Zeit bei der Wirkung der Arzeneien und empfahl Alicen das regelmäßige Einnehmen derselben sogleich des Morgens unmittelbar nach dem Erwachen.

John Bourquet und Lord Chester, welche inzwischen eingetreten waren, um sich nach dem Befinden der schönen Patientin zu erkundigen, und die Entscheidung über den erwähnten Vorschlag zu hören, wechselten einen raschen Blick bei den Worten des Arztes.

Von aller Furcht befreit, nahm Ben Ellinor die Andeutung Miß Mary Harringen, daß die Aufregung der letzten vierundzwanzig Stunden sie — und auch Alice, für weitere Gesellschaft untauglich mache, gutmüthig auf, uund fuhr mit den Herren nach Hause, um nach Midros an Mrs. Glonner ein Dankschreiben zu senden, sowie die nöthigen Vorkehrungen zur Reise zu treffen.

Ben Ellinor fand Bill in der Hausthür stehen, er sah schon ganz anders aus, und war durch eine reiche Livree fast unkenntlich

gemacht. Der ehemalige Straßenkehrer machte große Augen, als er Lord Chester in der Gesellschaft seines jugendlichen Gebieters erblickte, der aber, ohne in dieser saubern Gestalt den bleichen, zerlumpten Menschen zu erkennen, der ihm die Treppe hinauf nach Burtley's Zimmer geleuchtet, sorglos an ihm vorüber in Ben Ellinor's Speisesaal ging.

„Nun, Bill," sagte sein jugendlicher Gebieter freundlich zu ihm, der nur immer an Andere dachte, und dem erstaunten Blicke seines Dieners über Lord Chester's Erscheinen der Bewunderung des glänzenden Aeußeren dieses vornehmen Herrn zuschrieb, „ich werde Dich morgen mit zwei Pferden über Land schicken, daher benutze den heutigen Tag für Dich, um von Deiner Pflegemutter Abschied zu nehmen. Ich glaube, Du wirst ihre Wohnung heute schon ein wenig behaglicher finden, als sie bisher war."

Bill fand in der That, daß die Wohnung des alten Weibes schon die magische Umgestaltung erfahren hatte, die dem allmächtigen Reichthum stets zu Gebote steht. Miß Mary Harringen, die von Natur schnell und thätig war, hatte reichlich für die Wittwe gesorgt.

. . . .

Die Lakaien standen in ihren Gallalivreen an dem Thor von Schloß Midros als die Postillone schnell auf der Landstraße daher geflogen kamen und die Wagen durch ehrwürdige, mit den Farben des Herbstes angehauchte Haine hinauf nach dem stattlichen Adelssitze rasselten. Aus dem Fenster des geräumigen Wagens, den Ben Ellinor aus Rücksicht auf Alice's Zustand zu ihrem ausschließlichen Gebrauch gemiethet hatte, schaute Miß Mary Harringen neugierig hinaus. An dem Abhange des Hügels zeigte sich furchtlos das Wild und unten, wo der klare See schimmerte, ruhte der Schwan auf der silbernen Fluth. — Allmälig tauchte nun auch, wie wohl noch in ziemlicher Ferne, der graue Kirchthurm eines Fleckens aus den Massen des dunklen Laubes hervor. Plötzlich bog sich die Straße, und während die Dohlen um die alten Thürme krächzten und die Sonne sich von den Wetterfahnen wiederspiegelte, erblickte Alice Marquella gerade vor sich die Hallen des Schlosses von Midros an dessen Schwelle Gift und Mord lauerte. — Der Empfang der Gäste von Seiten der Mrs. Glonner war liebreich und herzlich, während Amanda von Croix ihr dunkles Auge prüfend auf die jugendliche Gestalt des Vicomte Henry von Fleury — den Lord Chester zu einigen Parforcejagden miteingeladen hatte — ruhen ließ. Alice blieb einige Augenblicke am Ein=

gangsthor stehen und schaute mit entzücktem Auge auf die herrliche Landschaft, über welche die bunten Schatten der untergehenden Sonne hinfielen.

Unter den uralten Bäumen des weiten Parks finden wir die Gesellschaft versammelt. Während nun Amanda neben Henry von Fleury und Mrs. Glonner dasaß, und ihre Augen auf die stattliche Besitzung träumerisch ruhten, übersprang ihr Geist die Kluft, welche noch zwischen ihr und dem Ziele gähnte, nach dem sie so eifrig trachtete. Schon war in ihrer Phantasie dieses Schloß mit seinen reichen Ländereien das Ihrige, und die gegenwärtige Besitzerin beseitigt. — Es handelte sich nur um ein einziges Verbrechen, und hier, neben dem Sohne ihres verhaßten Verführers, gewann sie diejenige Kraft und Ausdauer, welche zur Erreichung ihres teuflischen Planes nothwendig waren. Ein Lächeln des Triumphes stahl sich unbewußt auf ihre bleichen Lippen, als sie die Opfer ihrer Rache und ihres Ziels um sich so friedlich versammelt sah. — Welchen Plan Lord Chester und mit ihm John Bourquet, Alice Marquella und Ben Ellinor gegenüber verfolgten, war ihr nicht ganz klar, doch ihr fürchterlicher Rathgeber hielt die Vernichtung des Lebensfadens dieser Personen für nothwendig, und das war ihre von Rachegedanken und Gewinnsucht erfüllten Seele genug. —

Wie sehr verändert hatte sich schon Alice seit jenem Abende, an welchem sie zuerst das Herz ihres jugendlichen Geliebten bezauberte.

Und doch wie unermeßlich tiefer war seine Liebe zu ihr geworden! — Wie berauschte er sich immer mehr und mehr, so wie die sinnliche Schönheit dahin welkte, in der göttlichern Schönheit des Gedankens und der Seele. — Alice's Antlitz zeigte allerdings verhältnißmäßig nur wenig von den Verheerungen, welche der tödliche ihr von John Bourquet so geräuschlos beigebrachte Stoff in ihrem Körper anrichtete. Das Auge war freilich eingesunken, und es lag eine schwere Mattigkeit in dem Blicke desselben, aber der Umriß der Wangen war so natürlich gerundet, und die Züge waren so fein und zart, daß die Abspannung der Muskeln weniger ersichtlich war, und der helle, warme Teint und das perlende Funkeln der Zähne, gab dem ganzen Anblick noch eine trügerische Frische. — Aber der Körper war schrecklich abgezehrt. und die Hände schienen beinahe durchsichtig zu sein.

Aus der höllischen Anzahl der Gifte hatte Lord Chester eine Mischung gewählt, welche dahin wirkte, daß sie ein fortwährendes

Fieber unterhält, welches wenig Schmerzen und wenig Leiden, ausgenommen Mattigkeit und Durst, erzeugte, welche ausnagte den Körper wie die Abzehrung, und doch den Arzt verwirrt, indem keine, oder doch nur wenige der gewöhnlichen Symptome zum Vorschein kamen.

Bei der Vermeidung verrätherischer Mineralien und bloßer Anwendung vegetabilischer Gifte, welche aller späteren Untersuchung trotzen und die Ohnmacht aller Proben beweisen, versprach die Wissenschaft des Mordes Straflosigkeit vor dem Gesetz. — Aus diesem Arsenal waren die Mittel entnommen, die auch gegen Mrs. Glonner seit einigen Tagen von dem verbrecherischen Paar angewandt wurden. Der Tod mußte in Folge seiner Langsamkeit bei beiden Personen am Wenigsten verdächtig erscheinen. — Doch sollte es nicht so langsam gehen, daß die scharfsinnige Hülfe des Arztes zu lange in Anspruch genommen würde, und bei hinreichender Abwechselung, Pause und Freiheit von den gewöhnlichen drohendsten Symptomen, wollte man die Hoffnung hinhalten, wo man irgend einer plötzlichen Erkältung, einem unvorsichtlichen Verweilen in der Zugluft die Schuld geben konnte, die geschwächten Opfer in's Grab gestürzt zu haben. — Und hier in diesem Arsenal stand schon der einzelne Trank ausgewählt und bereitet, der den tiefen Schmerz des trauernden Ben Ellinor's die natürlichen Paroxismen der Verzweiflung hinzufügen, und ihn in ein unerwartetes und unverdächtiges Grab stürzen sollte. — Aus seinem Nachlasse wollte man alsdann die erheblichen Schuldverschreibungen entfernen, die er von John Bourquet und Lord Chester besaß, und die möglicherweise ein verrätherisches Zeichen gegen sie abgeben konnten, wenn der Plan nicht ganz nach Wunsch glückte. — Das Henry von Fleury nicht ganz leer ausging, versteht sich von selbst, doch verfuhr man mit ihm in vorsichtiger und schonender Weise.

Obschon der Oktober weit vorgerückt, war doch der Tag mild und warm, wie im August. Ben Ellinor, welcher mit Alice im Garten saß und ihr Gesicht mit der Besorgniß der Liebe und Furcht belauscht hatte, schlug ihr einen Spaziergang im Park vor. Die Sonne neigte sich schon, und es war sicherlich für den Zustand Alicens nicht gut, wenn sie sich ohne Bewegung länger der Luft aussetzte. Sie stand auf, lächelte ihn zärtlich an, und legte ihren Arm in den seinen. Aber kaum waren sie einige Schritte gegangen, als sie plötzlich stehen blieb und schwer und mit Mühe athmete. Der Krampf war aber bald wieder vorüber, sie gingen langsam weiter.

„Stütze Dich mehr auf meinen Arm, Alice," sagte Ben Ellinor mit Wärme. „Wie sonderbar ist es doch, daß der Wechsel der Luft Dir noch so wenig genützt hat, und der Arzt noch weniger. Ich würde mich höchst unglücklich fühlen, wenn der Arzt, den man überall für sehr geschickt hält, mir nicht versicherte, daß durchaus kein Grund zur Besorgniß vorhanden, und daß diese Zufälle nur rein nervös seien. — Sei heiter, Alice — fasse Muth!"

Das arme Mädchen hob ihr Gesicht empor und bemühte sich zu lächeln, aber die Thränen standen ihr in den matten Augen.

„Es wäre hart," flüsterte sie leise, „wenn ich jetzt sterben müßte, mein Geliebter!"

„Sterben — o, Alice, spreche nicht davon!" rief Ben Ellinor erschreckt. „Wir dürfen hier nicht länger bleiben — die Luft ist ganz gewiß zu scharf für Dich. — Wir wollen nach Italien, dort . . . ."

Er konnte nicht weiter sprechen, denn seine Gefühle drohten ihn zu übermannen.

„Vergieb mir, lieber Ben Ellinor," sagte sie mit lieblichen Lächeln, „es sind nur Augenblicke, in denen ich mich so niedergeschlagen und verzagt fühle — jetzt ist Alles wieder vorüber."

So plaudernd gingen die Liebenden weiter, bis die Sonne unterging, dann kehrten sie in das Schloß zurück, und hörten, daß Mrs. Glonner plötzlich ernstlich erkrankt sei. — Man bedauerte die alte, liebenswürdige Wirthin, legte aber keine zu große Sorge um sie an Tag, da das hohe Alter derselben, oft leichte Krankheitsanfälle herbeiführte.

An diesem Abende stieg seltsamerweise Alice's Laune fast bis zu ihrer angeborenen Elasticität, und Ben Ellinor's Herz wurde durch den silbernen Ton ihres Lachens fast ganz beruhigt.

. . . .

Es war ungefähr eine Woche nach den von uns so eben mitgetheilten Ereignissen. Alice saß allein in ihrem Gemache und las mit feuchten Augen einen Brief ihres Vaters, welcher vor wenigen Stunden eingetroffen war. Ben Ellinor hatte sich am vergangenen Abend bei ihr verabschiedet, und eine nothwendige Reise nach London vorgeschützt. Es war wieder Abend geworden und er war noch nicht zurück, obgleich er nur bis Mittag wegbleiben wollte. Alice legte endlich sanft lächelnd das Schreiben bei Seite, erhob sich und ließ ihre Finger über die Tasten eines Piano's irren, dann mischte sich

der wundervolle Schmelz ihrer Stimme, sanfter und klarer, als die Töne des Instruments, in die Harmonie.

Seit einer Minute hatte sich geräuschlos die Thür geöffnet und Ben Ellinor stand auf der Schwelle, mit flatterndem Haar, schweißbedecktem Gesichte und derangirten Kleidern. Bei Alice's Anblick, deren engelreine Züge ihm durch einen ihr gegenüberhängenden Spiegel gezeigt wurden, ließ Ben Ellinor sich eine Geberde stummer Bewunderung entschlüpfen, denn die Farbe ihres Gesichts war beinahe frisch und gesund. Leise ging er vorwärts und legte seine beiden Hände auf die Rücklehne von Alice's Sessel. Sie war in diesem Augenblicke so schön, so hinreißend, er hörte die herrliche Stimme, den klösterlichen Gesang eines geistlichen Liedes, ihre süße, schmelzende Stimme, nahm wie ein herrlicher Weihrauch den Weg zu Gott. Es war gleichsam ein stärkendes Gebet. Alice hob bewegt die Augen empor und begegnete im Spiegel dem glühenden Blicke Ben Ellinor's. Sie zitterte und wurde purpurroth, nicht vor Scham, sondern vor Freude und Vergnügen. Der junge Mann küßte ihr zärtlich die Hand. Sie setzten sich neben einander auf das Sopha und schwiegen, denn Ben Ellinor war in ihrem Anblick versunken, er schwamm in ein Meer von Entzücken, Alice so wohl zu finden. Man hatte der Aermsten Ruhe gelassen.

„Ich erwartete Dich, Ben Ellinor," begann Alice endlich vorwurfsvoll. „Weshalb kommst Du erst so spät zurück. — Ich ängstigte mich!"

„Wirklich!" rief Ben Ellinor heiter und küßte ihre blaßrothe Lippen. „War Dein frommes Gebet für mich? — Die Engel im Himmel müssen so süß singen wie Du, Alice!"

Das schöne Mädchen lächelte mit einem herzinnigen Blicke und antwortete zögernd:

„Wenn ich bete, Ben Ellinor, so geschieht es nur für Dich. — Aber was hat Dich von mir fern gehalten? ich bin sehr traurig, wenn Du nicht bei mir bist. O, wenn Du eines Tages von Deinen Ausflüchen in die Umgegend nicht wiederkehren solltest . . ."

„An dem Tage würde ich todt sein, Alice! denn ohne Dich vermag ich nicht zu leben!"

Aus dem Auge Alice's strahlte ein Blick des Entzückens.

„Danke Dir, mein Geliebter!" versetzte Alice mit bebender Stimme. „ich glaube Deinen Worten, und bin stolz darauf Dich zu lieben."

Sie legte ihre Hand in die des jungen Mannes, und blickte ihn zärtlich an. Plötzlich fuhr sie erschreckt zusammen, warf einen Blick auf seine Gestalt und rief entsetzt:

„Wo kommst Du denn her, Ben Ellinor?

Ihr Blick blieb an seine Person ängstlich haften, sie betrachtete ihn von Kopf bis zu den Füßen, und in der That, sein Aussehen war zur Ueberraschung sehr geeignet. — Wie schon erwähnt, bedeckte sein verstörtes Haar einen Theil seines Gesicht, seine Stirn war feucht von Schweiß und mit diesem mischten sich hier und da einige Tropfen Blut. Es war an seiner Kleidung eine Unordnung bemerkbar, die um so mehr auffiel, da sein Anzug gewöhnlich höchst sauber war und die äußersten Grenzen des Modernen erreichte. Sein Hut, den er beim Eintreten auf einen Stuhl gelegt, hatte keine erlaubte Form mehr, und Alice bemerkte durch das Leder seiner zerrissenen Handschuhe hindurch die verletzte Haut seiner Hände. Man hätte behaupten mögen, daß er aus einem gefahrvollen, schwer bestandenen Kampfe komme. Alice's Frage, welche sehr natürlich war, schien Ben Ellinor plötzlich aus seinem Entzücken zu reißen, in welchem er noch immer schwärmte. Er stand schnell auf und trat erregt vor einen Spiegel.

„Verzeihung, theure Alice!" rief er erschüttert, „ich glaubte nicht, so arg zugerichtet worden zu sein."

„Aber im Namen des Himmels, was ist Dir geschehen?" fragte Alice leichenblaß werdend.

„Etwas sehr Wichtiges, Geliebte!" antwortete Ben Ellinor mit lautem Lachen. „Das Wichtigste, was einem Manne nur passiren kann. — Ich habe mich des Verbrechens des Hochverraths gegen die englischen Gesetze schuldig gemacht."

Diese Worte hatten keine Bedeutung für das arme Mädchen.

„Hochverrath!" wiederholte sie, in einer Weise, wenn man nicht verstanden hat.

„Ja, Alice," fuhr Ben Ellinor fort, der die Unordnung seiner Toilette zu verbessern suchte. „Du willst wissen, worin ich die Person Ihrer Majestät der Königin Victoria beleidigt habe?"

„Die Königin beleidigt!" rief Alice erschrocken, „aber das heißt ja, sich einer furchtbaren Gefahr aussetzen, Ben Ellinor!"

„Ja, meine theure Alice — Todesgefahr!" versetzte der junge heißblütige Mann nachlässig, „und weil wir gerade davon sprechen — es hätte wohl geschehen können, daß ich nicht wieder gekommen wäre."

Alice erbleichte und zitterte. — Ben Ellinor fuhr lächelnd fort: „Aber es giebt keinen Todten, süßes Kind, als meinen edlen Renner. Er hat diesen Morgen sein letztes Meisterstück gemacht. — O, wie prächtig hat er eine ganze Schwadron Husaren überholt!"

„Und Du glaubst nicht, daß Deine Person noch etwas zu fürchten hat?" fragte Alice, deren reizendes Gesicht bleich blieb.

„Ich will Dir Alles erzählen, theuerste Alice," versetzte er mit liebkosendem und fröhlichem Tone. „Zunächst mußt Du wissen, damit Du mein Abenteuer für verzeihbar hälst, daß ich seit einigen Tagen in London einen Gegenstand suchen ließ, der nicht aufzufinden war . ."

„Welchen Gegenstand, Ben Ellinor?" unterbrach ihn Alice neugierig.

„Das ist vorläufig mein Geheimniß, süßes Kind," antwortete der junge Mann schelmisch. „Ich suchte selbst, und fand ihn nicht. Eine ärgerliche Geschichte, denn ich mußte — ich wollte diesen Gegenstand haben. Da kam mir plötzlich der Gedanke, ihn zu leihen, oder vielmehr ihn der Königin Victoria zu entwenden. — Das war ein glücklicher Gedanke. Ich bestieg meinen Renner und ritt im Galopp nach Windsor-Castle. Dort zeigte sich anfangs die Gelegenheit günstig, die Königin war nicht im Schlosse. Alle Thüren wurden mir geöffnet und ich habe in ein großes Gebäude eindringen dürfen, welches ganz voll von Gegenständen war, ähnlich dem, welchen ich hartnäckig suchte. — Ich brauchte nur zu wählen, aber durch ein seltsames Mißgeschick geschah es, daß von allen Arten sich dort befanden, außer nur von derjenigen nicht, welche ich suchte . . ."

„Willst Du mir denn nicht endlich sagen, wovon Du sprichst," unterbrach ihn Alice noch einmal, ungemein neugierig, den kostbaren Gegenstand zu erfahren, um deswillen man dem königlichen Unwillen trotzte.

„Das ist eben mein Geheimniß, wiederholte Ben Ellinor heiter gestimmt, durch das schmollende Lächeln Alice's. Da ich nun sah, daß mein Suchen in Windsor-Castle vergeblich sei, setzte ich mich wieder zu Pferde und jagte nach den chinesischen Kiosken. Es ging wie der Wind und in einer Stunde sah ich die Pagoden von Kew. — Hier zeigte sich aber ein ernstes Hinderniß. Die Fahne wehte auf dem Schloßthurme — die Königin und der ganze Hof war anwesend, und in diesem Falle sind die Gärten und Terassen, sowie die Gemächer für das Publikum geschlossen, besonders seit jener Affaire mit dem

Wahnsinnigen, der einen Pistolenschuß auf die Königin Alexandrine Victoria mitten auf einem Spaziergange in Windsor-Castle richtete. — Man stellt jetzt Schildwachen an alle Barrieren, und die Garden gehen unaufhörlich um die Terassen herum. Dennoch, Alice, mußte ich in das Schloß selbst zu gelangen suchen, und zwar über die Gräben hinüber nach dem prächtigen Rasen, auf welchem das große japanesische Gewächshaus sich erhebt . . ."

„Ja, aber, um Gottes Willen, warum denn, Ben Ellinor?" unterbrach Alice ihn schon wieder, mit größter Aufregung seinen Worten folgend.

„Du wirst es sogleich erfahren, liebe Alice, nur wenige Augenblicke noch Geduld," erwiderte Ben Ellinor zärtlich. — „Die Barriere zu überspringen war für meinen braven Renner nur eine geringe Kleinigkeit. — Ich gelangte ohne Hindernisse bis zum Fuße der Terasse, von der mich nur noch ein Graben und das eiserne Gitter trennte. Mein Pferd hatte einen sichern Tritt. Es stieg ruhig in den Graben hinab, ich stellte mich auf den Sattel aufrecht, und mit einem einzigen Sprunge befand ich mich auf dem Rasen, etwa dreißig Schritte von einer Schildwache entfernt."

„Das hieß, Dein Leben muthwillig auf's Spiel setzen, Ben Ellinor," sagte Alice vorwurfsvoll.

„Ich liebe Dich bis zum Wahnsinn, süßes Kind!" rief Ben Ellinor mit der ganzen Gluth seines heißblütigen Wesens, indem er zärtlich Alice an sich zog, „und Gott weiß es, daß der Tod mir sehr bitter sein würde, weil er mich von Dir trennt; aber ich bin nun einmal so beschaffen, zwischen mir und dem, was ich will, giebt es kein Hinderniß, und ich wollte nun einmal den Gegenstand besitzen, den ich so emsig suchte. — Aber verzeihe nur meinen Uebermuth, daß ich Dir einen Augenblick Furcht verursacht, und das reizende Lächeln von Deinem holdseligen Gesicht vertrieben habe. — Die Schildwache, von der ich sprach, schien, auf ihr Gewehr gelehnt, zu schlafen oder zu träumen. Nachdem ich so den Eingang erschlichen hatte, näherte ich mich mit gemessenem Schritte dem japanesischen Gewächshause, um mir den Anschein zu geben, als wäre ich ein Bewohner des Schlosses; aber beim Umbiegen um eine Hecke von seltenen Gewächsen, befand ich mich plötzlich zwei Damen gegenüber, es war die Königin Victoria mit der Frau Herzogin von Kent! — Ich verneigte mich ehrfurchtsvoll, wie es der Anstand und die Sitte der feinen Welt erheischt, und

ging ruhig vorüber. Während ich mich nun entfernte, folgte mir die Königin mit erstauntem Blicke, und ich muß gestehen, daß mein eben stattgefundenes Klettern und der scharfe Ritt, in meiner Toilette schon eine bedeutende Unordnung gebracht hatte, die sehr wenig mit der Etiquette der königlichen Umgebung übereinstimmte. Als ich mich scheu umwandte, sah ich die Herzogin von Kent nach einem Posten hinlaufen. — Das war ein böses Zeichen für mich. Dennoch setzte ich meinen Weg nach den Gewächshäusern eiligst fort. — Ich trat hinein — meine Wahl dauerte lange und war schwer. Als ich wieder hinaustrat, waren die Alleen mit Soldaten besetzt, mehrere derselben, jedoch ohne Waffen, stellten sich mir drohend in den Weg und forderten Aufklärung über mein seltsames Erscheinen. Ich besann mich nicht lange, warf einen über den andern mit Blitzesschnelle in den Sand und eilte davon.

Dieses Verfahren erregte natürlich ein gewisses Aufsehen. Von allen Seiten schrie man: sich meiner um jeden Preis, ob todt oder lebendig zu bemächtigen. Ich lief was ich nur konnte, und als ich den Rand der Terrasse erreichte, war ich schon dem Feuer zweier Schildwachen ausgesetzt gewesen, denn das Attentat auf die Königin hatte den Gouverneur veranlaßt, die Wachen mit geladenem Gewehr auf Posten ziehen zu lassen."

„Mein Gott — ist es möglich!" rief Alice erbleichend, „aber Du wurdest nicht verwundet, Ben Ellinor?"

„Nein, meine süße Alice!" versetzte Ben Ellinor heiter," nur mein Hut wurde von einer Kugel durchbohrt."

Alice erhob sich hastig, nahm den Hut und betrachtete ihn genau. Er war in der That durch und durch geschossen.

„Himmel!" rief sie laut schluchzend, „so nahe bist Du dem Tode gewesen? — Und warum, Ben Ellinor, im Namen des Erlösers — und warum das Alles?"

„Du wirst es sogleich erfahren," entgegnete der junge Mann ernst. „Der Rest meiner Erzählung, besteht in einem bloßen Rennen mit Hindernissen. Von dem gemauerten Absatz der Terasse sprang ich auf den Rücken meines Pferdes, das dann den Graben mit einer Gewandtheit hinaufkletterte, als ob es die Nägel einer wilden Katze habe, und sich dann sogleich im Carriere setzte. Man gab mir noch die Ehre einige Kugeln nachzusenden, und ich muß gestehen, daß das Recht nicht auf meiner Seite war, und daß ich allerdings ganz das Aussehen eines Bösewichts hatte, der mit schlechten Absichten in das Schloß gedrungen war.

Mein Pferd lief, man hätte es für einen Sturmwind halten können. Es hatte mehr als zehn Meilen am Morgen gemacht. Seine Nüstern dampften, die Flanken schlugen ihm, aber sein Lauf wurde nicht langsamer. Ich kam mit einer Geschwindigkeit, welche an Zauberei grenzte, bei den alarmirten und in Reihen aufgestellten Husaren vorbei, die mir den Weg abschneiden sollten. Ich sah zuletzt vor mir nur noch ein einziges Piquet, welche geschickt manövrirten, um mich zu fangen. Mir zur Rechten war das Gitter eines Parks, die Husaren kamen von der linken Seite. Zum erstenmale, seitdem ich das edle Thier besaß, gab ich ihm die Sporen. Es machte einen bewunderungswürdigen Sprung; — ich war im Park, auf der andern Seite des Gitters.

„Schießt!" rief es hinter mir, „schießt auf den Mörder der Königin!"

Man glaubte, Gott verzeihe ihnen, Alice, daß ich die Königin Victoria hätte ermorden wollen. — Die Husaren schossen ihre Carabiner durch die Stäbe des Gitters nach mir ab. — Ich fühlte mein Pferd unter mir zusammenfahrend, aber es stürzte nicht, im Gegentheil, es lief wie der Blitz. Erst eine Meile von dort, mitten im Regents-Park, wo ich schon vor aller Verfolgung sicher war, sank mein armer Renner todt nieder. Die Kugel eines Husaren hatte ihn getroffen — aber auch meine Erschöpfung war so groß, daß ich ohnmächtig zusammenstürzte. — Wie lange ich so bewußtlos am feuchten Boden gelegen haben mag, weiß ich nicht zu sagen. — Als meine Besinnung einigermaßen wiederkehrte, hörte ich menschliche Stimmen dicht an mein Ohr dringen, und ich verstand fast deutlich die Worte:

„Der junge Mann lebt — er ist nicht todt!"

Worauf eine rauhe männliche Stimme antwortete:

„Dann werde ich ihm den Garaus geben!"

„Nur kein Blutvergießen, Grabmann!" sagte die erstere Stimme wieder, „Du weißt, daß ich dies nicht vertragen kann!"

„Sei kein alberner Tropf, Schoot!" versetzte die rauhe Kehle mürrisch. „Was liegt an einigen Tropfen Bluts. Der Cadaver bringt uns mindestens zwanzig Pfund ein, geburkte* Körper werden von Black, dem Leichenhändler, am liebsten gekauft und theuer bezahlt, — macht also keine Einwendungen."

---

* Cadaver von ermordeten Personen.

„Nein, nein, Grabmann!“ rief der erstere ängstlich wieder. „Ich bin kein Freund vom Blutvergießen! — Begnügen wir uns mit seinen werthvollen Pretiosen.“

Der Andere brummte zwar, steckte aber, als ich verstohlen ein wenig die Augen öffnete, das schon zum Stoße gezückte Messer wieder ein. Ich befand mich in einem elenden Gemache, und war fast ganz entkleidet, man hatte mir alle Habseligkeiten von Werth geraubt. Ich blieb bewegungslos liegen und stellte mich todt, obgleich mein Herz laut pochen mochte.“

Alice litt bei den Worten Ben Ellinor's unsäglich. Bald war ihr eisig kalt, bald glühend heiß zu Muthe. Sie wagte kaum zu athmen.

„Was fangen wir denn aber mit dem jungen Menschen an?“ fragte der Kerl, den der Andere Grabmal nannte, im grollenden Tone,“ begann Ben Ellinor seine Erzählung wieder.

„Bekleiden wir ihn mit seinen zerfetzten Lumpen wieder,“ antwortete Schoot, „und werfen wir ihn auf die Straße, wenn er aus seiner Betäubung erwacht, wird er schon suchen aus St. Giles herauszukommen.“

„Na, wie Du willst, Schoot!“ brummte Grabmann ärgerlich, „muß Dich der Teufel gerade nach Regents-Park führen, wo ich den jungen Kerl neben seinem todten Pferde fand. Er muß offenbar mit der Bestie gestürzt sein. Ich freute mich schon, ein gutes Geschäft zu finden, und jetzt verdirbt mir Deine lächerliche Furcht, vor Blutvergießen, den ganzen Gewinn. Zwanzig Pfund ist eine ansehnliche Summe.“

„Sei zufrieden, Grabmann, mit den Werthsachen,“ versetzte Schoot den Andern beruhigend. „Wir erzielen daraus mindestens zweihundert Pfund. Das Geschäft ist also wahrlich nicht so gering anzuschlagen. — Komm und hilf mir den armen Kerl wieder ankleiden, ehe er erwacht. Unsere Mühe ist reichlich bezahlt, der Fiaker, welcher uns mit ihm hierherbrachte, hat sich billig abfinden lassen.“

„Nach wenigen Minuten befand ich mich bekleidet auf der Straße. Die Diebe trugen mich eine Strecke von ihrem Hause fort, und legten mich in sitzender Stellung in einen dunklen Winkel. Dann entfernten sie sich eiligst. — Wenngleich die Verbrecher mich alles Werthvollen beraubt haben,“ fuhr Ben Ellinor nach einer Pause wieder fort, „so hat es der Vorsehung doch gefallen, den von mir so heiß ersehnten

Gegenstand, nicht in ihre räuberischen Hände fallen zu lassen. — Ich bringe ihn Dir, theuere Alice, ganz unversehrt."

Mit diesen Worten zog Ben Ellinor aus seiner Brust eine kleine goldene Kapsel.

„Alice sprach kein Wort, aber sie neigte sich lebhaft vornüber, um endlich den geheimnißvollen Gegenstand zu sehen, um deswillen Ben Ellinor so verwegen mit dem Leben gespielt hatte. Dieser öffnete mit vor Freude strahlenden Blicken die Kapsel und reichte sie Alice hin, diese enthielt eine weiße, blaugeaderte Camelie. —

Alice legte die Hand auf's Herz und ihre Augen wurden feucht.

„O, Ben Ellinor!" rief sie vor Glückseligkeit weinend, „für mich wagtest Du Dein, mir so theures Leben?"

„Und für wen denn sonst, mein Herzblatt," entgegnete Ben Ellinor, dessen Gesicht vor Zärtlichkeit strahlend auf dem reizenden Gesicht des schönen Mädchens ruhte.

Sie nahm die Camelie, und bot ihm ihren kleinen Mund zum Kusse dar.

„Ich war es, der Dich der andern Blume beraubt hat!" flüsterte er, indem er Alice zärtlich küßte. „Du hast darüber geweint, Dein Kummer lebte hier fort," er zeigte auf sein Herz, „viele glichen ihr, aber ich mußte genau, eben eine solche haben. — Ich würde sie unter der Mündung eines Geschützes gepflückt haben."

Alice berührte die Blume mit ihren Lippen.

„Sie soll mich nicht wieder verlassen, Ben Ellinor!" flüsterte das junge Mädchen holdselig lächelnd.

Die andere Blume — dieselbe, um welche Alice einst geweint hatte, war eine weiße, blaugeaderte Camelie gewesen. Sie trug dieselbe zusammengeschrumpft und vertrocknet, in einem kleinen, goldenen Medaillon. Ben Ellinor hatte eines Tages dies bemerkt, und war es nun Ungeschicklichkeit, oder vielleicht auch unwillkürliche oder boshafte Bewegung der Eifersucht, er hatte sie zwischen seinen Fingern zerblättert und zu Staub gerieben. — Für die Angelegenheit des Herzens giebt es keine Kleinigkeiten. Beim Anblick der zerstörten Blume brach Alice in Thränen aus, und Ben Ellinor empfand bittere Reue, als ob er ein sündhaftes Vergehen begangen habe. Er ließ in London von Garten zu Garten suchen, aber er fand keine, welche der früheren Camelie glich; sein ungestümes Herz verlangte aber darnach, er mußte

sie unter allen Umständen haben, daher denn auch die Idee, die königlichen Gewächshäuser von Windsor und Kew zu plündern.

Alice zog aus ihrem Busen das goldene Medaillon, öffnete es, um die kostbare Blume hineinzupressen, aber Ben Ellinor hielt ihre Hand mit einer Geberde des Vorwurfs zurück.

„Wie!“ rief er tief verletzt, „meine Blume an Stelle der andern?“

„Ich werde diese eben so sehr lieben, als die verlorene, Ben Ellinor!“ flüsterte Alice mit einem Blicke voll inniger Zärtlichkeit.“

„Als die Verlorene!“ wiederholte ungestüm und düster der junge Enkel Abd-el-Kader's. „Hast Du mir nicht gesagt, Alice,“ fuhr er erbleichend fort, „daß die zerstörte Blume auch ein Andenken war?“

Das liebliche Mädchen erröthete sanft und schlug die Augen nieder.

„Ein Andenken an einen Mann!“ fügte Ben Ellinor mit kaltem Tone hinzu.

„An einen Mann, ja, Ben Ellinor!“ antwortete Alice mit Festigkeit.

Ben Ellinor ließ ihre Hand los, starrte schmerzlichen Blickes zu Boden, während Alice die seltene Blume lächelnd in das Medaillon schloß.

„An einen schönen, edlen und stolzen Mann,“ fügte Alice mit erhobener Stimme hinzu, „an einen Mann, den ich liebe von ganzer Seele — den einzigen Mann, den ich bis an's Ende meiner Tage lieben werde . . .“

„Und dieser Mann, Alice?“ murmelte Ben Ellinor tiefgebeugt.

„Bist Du, mein Ben Ellinor!“ rief das junge Mädchen schalkhaft. „Du verlorst die Blume an jenem Abende, als ich Dir die Rose überließ. Seit jenem Augenblicke war sie mir ein Heiligthum — ein Talisman Deiner Liebe!“

„Wie!“ rief der junge Mann entzückt, berauscht, „dieses Andenken, auf das ich so eifersüchtig war, kam von mir?“

„Ja, mein Ben Ellinor, von Dir!“ sagte Alice mit einem Zauber ihres engelreinen Wesens, daß Ben Ellinor wohl noch zehnmal sein Leben für ein solch' strahlendes Lächeln gewagt hätte.

Die Liebenden unterhielten sich noch einige Zeit und vergaßen in ihrer Glückseligkeit die ganze Welt. Das verhinderte aber Lord Chester nicht, seine heimliche Spionage zu treiben. An der Thüre stand er, und horchte und paßte auf jedes Wort auf, welches gesprochen wurde.

„Ah, so war es also!“ murmelte Lord Chester bei den Worten Ben Ellinor's leise, „der Narr, welcher die Geschichte mit der Ermor-

dung der Königin angerichtet hat, wovon die ganze Stadt voll ist. — Nun, ich preise den Zufall, der mich nach London und an diese Thür führte. Wir wollen das Geheimniß nöthigenfalls auszubeuten wissen!" fügte er unheimlich lachend hinzu, und entfernte sich geräuschlos.

Als nun die gewöhnliche Stunde der Ruhe schlug, verließ Ben Ellinor Alice in heiterer Stimmung, und begab sich auf sein Zimmer, um noch einige Briefe zu schreiben, da er keine Müdigkeit verspürte, obgleich die Anstrengungen des Tages für seine Körperconstitution zu stark gewesen waren. Während er so beschäftigt war, trat sein Kammerdiener ein, um ihm zu melden, daß Bill, der seit dem frühen Morgen fort war, um ein Pferd aufzusuchen, welches sich von einem der Weideplätze verlaufen, so eben mit dem Thiere eingetroffen sei.

„Das ist mir lieb zu hören," sagte Ben Ellinor zerstreut, und fuhr mit dem Schreiben eines Briefes ruhig fort.

Der Kammerdiener blieb aber noch zögernd stehen. — Ben Ellinor blickte verwundert auf.

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr," sagte der Diener, „Sie befahlen, daß, wenn Bill zurückkommen sollte, ihn zu Ihnen zu führen, da Sie ihn unter allen Umständen sprechen müßten."

„Ich — ach, ja! — Sage ihm, er solle warten. Ich werde bald so weit sein. — Du kannst übrigens immer zu Bette gehen. — Bill mag kommen, wenn ich klingle."

Der Kammerdiener verbeugte sich und verließ das Gemach. — Ben Ellinor fuhr in seinem Briefe ruhig fort, und füllte eine Seite nach der andern, und als endlich die Briefe beendigt waren, versank er in tiefe Träumereien, welche so lange währten, bis die Kerzen ziemlich herabgebrannt waren, und die Schloßuhr Eins schlug.

Erstaunt über den schnellen Flug der Zeit, fuhr Ben Ellinor auf, und dachte nun zum ersten Male wieder an Bill. Er zog hastig die Klingel.

Der vormalige Straßenkehrer erschien in seiner kleidsamen Livree auf der Schwelle.

„Bill, mein armer Kerl, ich ärgere mich, daß ich Dich habe so lange warten lassen," sagte Ben Ellinor freundlich. „Aber ich muß Dich noch sprechen. — Es ist ein Brief während meiner Abwesenheit eingegangen, der sich auf Dich bezieht. Wo ist er denn — ach, ich habe ihn in meinem Schlafgemache liegen. — Folge mir hinauf — ich habe einige Fragen an Dich zu richten."

„An mich?“ fragte Bill schüchtern.

„Ja, wohl an Dich, folge nur,“ wiederholte Ben Ellinor lachend, indem er eine neue Kerze anzündete und eine kleine Treppe hinaufstieg, während Bill folgte.

Ben Ellinor hatte wirklich einen Brief vorgefunden, der ihn sehr überraschte; er war von dem Vicomte Henry von Fleury und lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Ben Ellinor!

Es hat sich ergeben, daß Sie einen jungen Mann, der unter dem Namen Bill bekannt ist, in Ihre Dienste genommen haben. Er soll jetzt, wie ich hier in Ihrem Hause erfahre, bei Ihnen in Midros sein. Wenn dies der Fall ist, so bitte ich Sie, ihn dort zu behalten, und bereit zu sein, gleich, sobald ich ihn brauche und wieder schreibe, den Tag darauf zu mir zu kommen, obschon es ziemlich wahrscheinlich ist, daß ich eher zu Ihnen nach Midros kommen werde. — Gegenwärtig werde ich, so sonderbar Ihnen dies auch scheinen mag, in London durch Geschäfte zurückgehalten, welche mit dieser wichtigen Person im Zusammenhange stehen. Wollen Sie vielleicht die Güte haben, gleichsam zufällig folgende Fragen an ihn zu richten? — Ich bitte sehr darum:

Erstens: Wie kam er in den Besitz einer Koralle in goldener Fassung mit Glöckchen versehen, die er in dem Hanse einer gewissen Wittwe Leed zurückgelassen?

Zweitens: Weiß er, ob er ein Mal am linken Arm hat? — — und wenn dies der Fall ist, soll er es beschreiben.

Drittens: Wie lange kennt er die Wittwe Leed, und hält er sie für eine glaubwürdige Person, welche die Wahrheit spricht?

Notiren Sie sich gütigst seine Antworten, und geben Sie mir davon recht bald Kenntniß. — Ich weiß schon so ziemlich, wie sie ausfallen werden, aber ich bitte Sie höflichst, die Fragen dennoch zu thun, damit ich beurtheilen kann, ob seine Angaben von der der der Wittwe Leed abweichen. Ich habe Ihnen Viel mitzutheilen, und bin begierig, Ihre freundlichen Glückwünsche über ein Ereigniß zu empfangen, welches mich sehr nahe geht, und Sie gewiß ungemein erheitern wird, da Sie gerade einen gewissen Antheil daran haben. Meinen herzlichsten Gruß an Miß Alice Marquella, und in der Hoffnung, Sie sehr bald zu sehen, stets der Ihrige.

Vicomte Henry von Fleury.

P. S. Sagen Sie den übrigen Personen im Schlosse kein Wort von dem Inhalte dieses Briefes. Legen Sie auch Bill das tiefste Stillschweigen auf."

Ben Ellinor nahm dieses Schreiben zur Hand, las dasselbe noch einmal mit Ruhe durch, nahm dann Feder, Dinte und Papier, legte Bill die Fragen nach der Reihe vor, und notirte die Antworten nach Verlangen des jungen Vicomte mit möglichster Genauigkeit. Er lächelte oft über Bill's erschreckte Neugier, zu wissen, wer sich wohl um solche Sachen so dringend bekümmere. Nachdem er Alles niedergeschrieben, was er zu wissen für nöthig gehalten, empfahl er ihm noch ernstes Stillschweigen gegen Jedermann, und hieß ihn dann sich zur Ruhe zu begeben.

Nun war aber Bill noch niemals in diesem Theile des Schlosses gewesen, und als er in den dunklen Corridor kam, wurde er ganz irre, und wußte nicht, welche Richtung er einschlagen sollte, ob rechts ob links. Es brannte kein Licht mehr in den weiten Gängen, aber der Mond schien ziemlich hell, durch ein hohes Bogenfenster, war aber nicht ausreichend, um ihn als Führer zu dienen. — Während er nun so ganz verblüfft stehen blieb, und nicht einmal wußte, ob er die Thür des Zimmers wiederfinden würde, das er so eben verlassen hatte, um seinen jungen Gebieter, wenn er es wagen sollte, diesen um einen Fingerzeig in diesem Labyrinth von Gängen zu bitten, wurde er plötzlich durch eine seltsame Erscheinung in unaussprechliche Angst und Schrecken gesetzt. An dem Ende des Corridors öffnete sich geräuschlos eine Thür, und eine kaum erst erkennbare Gestalt, denn sie war vom Kopf bis zum Fuße in ein schwarzes, formloses Gewand gekleidet, welches kaum die Umrisse einer menschlichen Form andeutete, stahl sich heraus. — Bill glaubte zu träumen und rieb sich die schläfrigen Augen, aber es war keine Täuschung. Mechanisch kroch er in die Vertiefung einer der Thüren, welche auf den Gang hinausführten und strengte seine Sehkraft an. Die Gestalt kam einige Schritte auf ihn zu — er wagte nicht zu athmen. Endlich erkannte er ganz deutlich — von dem hereinfallenden Mondlichte beschienen — das bleiche Gesicht Amanda's. Es schien ihm mehr als menschlich finster und bleich, im Gegensatze zu dem dunklen, selsamen Gewande. Amanda sah den unfreiwilligen Spion nicht, denn die Vertiefung, in die er instinktmäßig gekrochen war, barg ihn vollständig. — Mit eiligen Schritten bog sie in ein anderes Zimmer, welches dem gegenüber lag, in dessen Thür-

bekleidung Bill lag, und verschwand lautlos, wie sie gekommen war, gleichsam wie ein dunkler Schatten der Nacht.

Es dauerte mehrere Minuten, ehe sich Bill von seinem Erstaunen und Entsetzen erholt hatte, um aus seinem Versteck hervorkommen zu können. Endlich faßte er Muth, erhob sich leise, und eilte auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen war. — Glücklicherweise führte ihn dieser sogleich zu der großen Treppe. Er holte nicht eher vollständig Athem, als bis er in dem, für die Stallleute bestimmten Flügel, in sein kleines Kämmerchen getreten war, und dann, als er allmälig die Ruhe und Geistesgegenwart wieder gewann, fuhr er fort, über dem, was er gesehen, mit jener Geneigtheit, alle unverhofften Erscheinungen zum Schlimmsten auszulegen, die seine lange Genossenschaft mit der Verbrecherwelt Londons bei ihm natürlich gemacht hatte, nachzugrübeln.

Wir haben gesehen, daß Bill gleich von Anfang an sehr verwundert gewesen war, als einen Gast im Hause seines jungen Herrn, jenen elegant gekleideten Besucher bei Burtlef zu sehen, den er in Midros wieder traf, und der es gewagt hatte, dem fürchterlichen Leichenräuber in seiner Behausung in nächtlicher Stunde Trotz zu bieten. Bill verwunderte sich damals darüber, daß ein so nobler Cavalier an einem Orte sich so ungemein heimisch fühlte, den nur Leute betraten, die durch ihre Armuth beschützt wurden. — Er wußte, daß die gewöhnlichen Kunden Burtlef's der zweideutigen Klassen angehörten, welche nicht Klagen zu führen, sondern sich mehr von Anklagen frei zu machen suchten, und für einen solchen hatte er zuletzt den Besucher von so ungewöhnlich feinem Aussehen gehalten, dem er die Treppe hinaufgeleuchtet hatte.

So ehrliebend nun Bill auch selbst war, so besaß er doch die Liebe eines Bettlers für weniger ehrliche Menschen der Gesellschaft, und würde von Lord Chester wegen seiner Bekanntschaft mit Burtlef weiter nichts Schlechtes gedacht haben, wenn er ihn nicht jetzt unter der Maske eines stolzen Cavaliers gesehen hätte. — Die Liebe des armen, aber dankbaren Menschen zu seinem jungen Wohlthäter, weckte endlich sein Gewissen aus dem Schlafe, und ließ ihn schaudernd befürchten, daß das Verbrechen, welches er früher mit Gleichgültigkeit betrachtet hatte, Zutritt in eine, nach seiner Meinung so hochgestellte Gesellschaft, finden könnte. — Die Jugend Ben Ellinor's und der daraus folgenden Unerfahrenheit, flößten dem armen Bill Bedenken

ein; wie leicht war es nicht, die Gutmüthigkeit seines geliebten Gebieters zu hintergehen. — Er hatte sich außerordentlich viel Mühe gegeben, in der Dienerstube so viel als möglich über Lord Chester und wegen seiner großen, offenkundigen Vertrautheit zu Amanda von Croix, auch über diese zu erfahren. Aus den Gesprächen Burtlef's mit andern Personen seines Schlages, hatte er oftmals gehört, daß es eine Klasse von Menschen gebe, welche an jungen, reichen Leuten, eine sichere Beute finden. Er wurde jetzt fast überzeugt, daß Mr. Blount, wie er ihn von Burtlef hatte nennen hören, einer dieser Gauner sei. Aber sein Scharfsinn war zu Ende, wenn er daran dachte, daß Mr. Blount von allen Anwesenden im Schlosse — Lord Chester genannt wurde, und daß weder vom Spiel, noch von kostspieligen Ausschweifungen bei ihm die Rede war. Seine Furcht wurde auch dadurch beschwichtigt, als er wahrnahm, daß der Lord der vertraute Freund nicht nur seines Herrn, sondern auch der Uebrigen war. Er ging ziemlich beruhigt auf sein Lager.

Am nächsten Morgen tauchten aber immer wieder neue Besorgnisse in seiner Seele auf. — Konnte nicht eben diese vertraute Freundschaft des Lords zu seinem Herrn für diesen gefährlich sein? — Was hatte Amanda von Croix in nächtlicher Stunde, wo Alles im Schlosse schon längst schlief, auf den dunklen Gängen in einer so geheimnißvollen Kleidung zu thun? — Er war unentschlossen, ob er seinen Argwohn und seine Entdeckung Ben Ellinor anvertrauen, oder seine ganze Wachsamkeit zur Bestätigung seines unbestimmten Verdachts aufbieten sollte. — Aber jene Art von Verschmitztheit, welche Verstoßene und Arme beinahe zur Vertheidigung ihrer selbst, durch das Elend, welches sie erfahren haben, erlangen, und welche durch die Stumpfheit der edleren Fähigkeiten eher erhöht als vermindert wird, ließ Bill einiges Vertrauen auf den glücklichen Erfolg der Wachsamkeit setzen, die er zu unternehmen beschloß, während sie ihn zugleich fürchten ließ, daß jede vorzeitige Mittheilung an einen so jugendlichen, sorglosen Herrn, nur zu seinem eigenen Schaden ausfallen — und vielleicht ja seine Entlassung aus dem Dienste herbeiführen würde. — Er beschloß endlich, die Zeit abzuwarten, und Auge und Ohr offen zu halten. —

Am nächsten Tage gelang es Bill, den leutseligen Kammerdiener der Mrs. Glonner, der ihn unter seinen besondern Schutz genommen, zu einer Stunde, wo die sämmtlichen Herrschaften im Park promenirten, durch Bitten zu bewegen, ihn im Schlosse herumzuführen. Er behauptete

die Diener oft sagen zu hören, daß viele Alterthümer in den Zimmern und Sälen zu sehen wären. Nachdem Bill hinreichend den großen Bankettsaal, die Büsten und Gemäldegallerien, den Speisesaal und die Rüstkammer angestiert und mit offenem Munde die Bemerkungen des Kammerdieners angehört, wurde er die große Treppe hinauf, in den geräumigen Bibliotheksaal und in das am Ende des Ganges gelegene Zimmer geführt, in welchem der alte Baronet Astley Walpole gewohnt hatte und gestorben war. Als sie den Rückweg antraten, sah sich Bill plötzlich in der Gegend des Ganges, der zu den vornehmsten Schlafgemächern führte, und in welchem er sich verirrt hatte.

„Was ist das für ein Zimmer, mit dem weißen Kreuz über der Thür?“ fragte Bill auf das Gemach deutend, aus welchem Amanda von Croix herausgekommen war.

„Die schöne, junge Miß Alice Marquella bewohnt es jetzt. Es ist nichts Merkwürdiges darin zu sehen,“ erwiderte der alte Kammerdiener. Aber das da gegenüber,“ der Kammerdiener ging auf die Thür zu, hinter welcher Amanda verschwunden war, „ist werth zu sehen, und da die Verwandte meiner Gebieterin nicht darin ist, so können wir es besehen.“

Er öffnete die Thür und ließ Bill eintreten.

„Dieses Gemach, welches das Thurmzimmer genannt wird, bewohnt das gnädige Fräulein,“ begann der Diener wieder. „Es war lange Zeit nicht bewohnt, und was mich betrifft, so will ich lieber in Eurer kleinen Kammer schlafen, als mich von diesen mürrischen Figuren des Abends beim Scheine des Kaminfeuers anstieren lassen, welche bei jedem Luftzuge sich auf der Tapete zu bewegen scheinen.“

Mit diesen Worten zeigte der Alte scheuen Blickes auf die uralte, verschossene Goblintapete an den Wänden. — Während sie noch sprachen, setzte die Zugluft zwischen der Thür und dem Fenster, die düstere Tapete in Bewegung, so daß die eingewirkten Figuren darauf fast zu leben schienen. Das Zimmer hatte in der That für Menschen, die sich mehr zu einer abergläubischen, als romantischen Richtung bekennen, eben nichts Einladendes.

Bill hatte dergleichen kostbare Tapeten noch niemals gesehen, er schob schüchtern die eine Seite der Wandbekleidung zurück und bemerkte, daß sich zwischen der Wand und der faltenreichen Tapete ein Zwischenraum befand, der zum Theil von den in die Mauer eingelassenen Schränken angefüllt war, und durch welche einzelne Nischen

gebildet wurden, die hinreichend tief genug waren, um einen Menschen nöthigenfalls zu verbergen.

„Und die Französin schläft hier?“ fragte Bill sinnend.

„Französin!“ wiederholte der alte Kammerdiener ärgerlich. „Höre, alberner Bursche, wenn man in einem so vornehmen Dienste steht, darf man sich dergleichen Ausdrücke nicht bedienen. Wer bei Lumpenpack dient, kann sich wohl so etwas erlauben, aber bei einer Herrschaft, wie die unsere, muß man den Respect niemals aus dem Auge setzen. Ueberdies gehört die Comtesse zur Familie, und der Name, Walpole, ist in den drei Königreichen so alt und berühmt, wie es nur einer sein kann. — Aber nun kommt, Eure Neugierde ist befriedigt, und Ihr müßt wieder nach Euren Pferden sehen.“

Als Bill in den Stall zurückkehrte, vermehrte sich sein Verdacht. — Also aus dem Zimmer der schönen Braut seines jungen Gebieters war die Französin mit geisterhaften Schritten gekommen. — Immer schwärzere Ahnungen stiegen in seiner Seele auf — kaum war noch ein Zweifel in ihm, daß verbrecherische Absichten gegen seinen geliebten Gebieter und Miß Alice Marquella obwalteten. — Aber wie konnte er diese Absichten ergründen und vereiteln? — Er, der arme Stallbursche, der nur zufällig Zutritt zu dem Theile des Schlosses erhielt, der von den Herrschaften bewohnt wurde, und den er nur betreten konnte, wenn er zu Ben Ellinor gerufen wurde.

Der Tag verging ohne einen bemerkenswerthen Vorfall. — Nur Alice war wieder kränker geworden, auch Mrs. Glonner fühlte sich sehr matt, und hütete das Zimmer.

In der Stille der Mitternacht, als die Bewohner des Schlosses in tiefem Schlaf versunken zu sein schienen, stahl sich Bill auf den Strümpfen aus seiner Kammer, und schlich, da er nun seinem Gedächtniß den einzuschlagenden Weg richtig eingeprägt, geräuschlos in den verhängnißvollen Gang. Sehr bald hatte er den frühern Versteck aufgefunden, und kroch, kaum Athem holend, in die finstere Vertiefung, und lauerte auf Dinge, die sich nach seiner Einbildung ereignen müßten. —

Fast um dieselbe Stunde, wie zuvor, sah er auch wirklich die schwarze, undeutliche Gestalt aus dem Zimmer Amanda's heraustreten, aber dies Mal in der Thür, welche nach dem Gemache der Mrs. Glonner führte, verschwinden, dort wenig mehr, als einen Augenblick verweilen, und dann in das Zimmer Alice's hineingehen, aus dem sie ebenfalls in kaum einer Minute wieder zum Vorschein kam, und schwarz und

still, wie eine fliegende Wolke, in dasselbe Zimmer verschwinden, aus dem sie herausgetreten war.

Die Kürze dieses geheimnißvollen Besuchs überraschte den Lauschenden und machte seinen Verstand ganz wirre. Was konnte Amanda von Croix ihre Verwandte und Alicen zu sagen haben, was sich in so kurzer Zeit sagen ließ? —

Nachdenklich — doch zufrieden mit dem Ergebnissen seiner Beobachtung, entfernte sich Bill und erreichte glücklich und ungesehen sein Lager. . . . .
. . . .

Eines Tages um die Mittagsstunde, wurden die Bewohner der engen Straße, in welcher das Haus des Advokaten Burtlef stand, durch das Erscheinen zweier Männer, nicht wenig aufgeschreckt, da diese offenbar nicht zu den Insassen dieses Verbrecherviertels gehörten. Die bleichen, zerlumpten und verdächtig aussehenden, an den Thüren lungernden Bewohner dieser Stadt des Lasters, machten große Augen, und als sie einen der beiden Männer genauer betrachtet hatten, zogen sich scheu die Meisten in ihre Behausung zurück. — Dann ließ sich in ihren schmutzigen Höhlen ein Murmeln der Bestürzung und der Unruhe vernehmen. Bandlow — der gefürchteste Spürhund war auf der Fährte — ein Polizist vom reinsten Wasser in der Straße.

Die beiden Männer standen vor dem Hause Burtlef's still, und zogen die Glocke, welche den Bewohnern des Paterres linker Hand galt. Bei dieser Störung des Mittagsschlafes, fuhr Schoot, der Einbrecher, mürrisch von seinem Lager auf, und bot in drohender Weise den vollen Anblick seines fuchsähnlichen Gesichts durch ein vergittertes Fenster dar. — Er zog es aber mit erstaunlicher Schnelligkeit wieder zurück, aber doch nicht so schnell, daß es dem scharfen Auge des Polizisten entgangen wäre.

„Oeffnet nur ruhig die Thür, Schoot!" rief Bandlow lachend, „es ist nichts zu fürchten. — Ich habe keinen Befehl gegen Euch, Ihr wißt, daß ich immer die Wahrheit spreche!

Der Polizeioffiziant pochte mit seinem Rohrstocke kräftig an das schmutzige Fenster und fügte leutselig hinzu:

„Es ist ein Herr da, Schoot, der Euch über Etwas zu befragen wünscht — und Euch auch gut bezahlen wird!"

Nach wenigen Augenblicken erschien der Einbrecher wieder am Fenster, und schaute prüfend durch das Gitter den Fremden an.

„Ah, Herr Bandlow, — Sie sind's?“ rief er dann, wie erstaunt über den gefürchteten Besuch, denn sein Gewissen war nicht rein. „Was sprechen Sie da von guter Bezahlung?“

„Man braucht Eure Aussage — aber nicht gegen einen Eurer Collegen,“ erwiderte der Häscher freundlich. „Macht nur auf, es wird Niemand Schaden bringen, und Euch wenigstens fünf Guineen eintragen.“

„O, zehn Guineen!“ rief der jugendliche, feingekleidete Begleiter des Polizeibeamten.

„Sie sind ein braver Mann, Herr Bandlow, und ich zweifle nicht an Ihren Worten,“ versetzte Schoot, doch noch nicht ganz beruhigt. „Ich werde sogleich die Thür öffnen!“

Mit diesen Worten entfernte er sich vom Fenster, und etwa eine Minute darauf öffnete sich die Eingangsthür. Schoot lud mit einem ekelhaften Grinsen den unverhofften Besuch ein, in seine Wohnung zu treten.

Mittlerweile hatte der Einbrecher Muse gehabt, alle verdächtigen Spuren seines lichtscheuen Gewerbes an die Seite schaffen zu lassen. Die Jungen saßen auf den Dielen und spielten. Der Polizeimann klopfte einen beim Vorübergehen auf den Krauskopf, zog einen wackeligen Stuhl an den Tisch, wischte sich die Stirn, und machte sich so bequem, als wäre er zu Hause.

Schoot nahm ebenfalls Platz, und knöpfte seine Jacke auf, so daß seine Gäste die blanken Läufe von einem Paar Revolver bemerken konnten. Der erfahrene Polizeimann lächelte unmerklich und schien nicht im geringsten davon Notiz nehmen zu wollen. Auch der Begleiter Bandlow's schien durch diese bedeutsame Pantomine durchaus nicht betroffen zu sein. Er richtete auf den Verbrecher einen festen, forschenden Blick, welcher Schoot wie ein scharfer Dolchstich durch und durch ging. Dann nahm er eine Börse heraus, durch deren Maschen die Goldstücke verlockend glänzten, legte sie auf den Tisch und sagte:

„Diese Börse ist Euer Eigenthum, wenn Ihr mir sagen wollt, was aus einem Frauenzimmer, Namens Prior geworden ist, mit welchem Ihr vor etwa 16 — 18 Jahren in einem Dorfe bei Calais lebtet?“

„Der Herr wünscht das zu wissen, ohne alle Absicht, der Frau dadurch zu schaden,“ schaltete der Beamte bedächtig ein. „Es dürfte sogar zu ihrem eigenen Vortheile sein, wenn Ihr uns den jetzigen Aufenthaltsort mittheilen könntet.“

„Na, ich habe ein Herz im Leibe," versetzte der Einbrecher lüstern nach der Börse blickend, „und wenn ich dem Weibe einen Gefallen thun kann, mit der ich zusammen gelebt habe, weshalb sollte ich es nicht thun?"

„Ja wohl, weshalb nicht!" wiederholte Bandlow mit dem Kopfe nickend. „Da wir aber nicht blos zu erfahren wünschen, was aus dem Weibe geworden, sondern auch, was sie mit dem Kinde gemacht, was ihr von einem gewissen Revoirs übergeben worden ist, so beginnt mit dem Anfange Eures Zusammenlebens mit der Prior, und sagt uns Alles, was Ihr von der Existenz und dem Verbleib des Kindes wißt."

„Ich weiß nicht mehr genau die Zeit und die Ursache," begann Schoot zögernd, „warum ich in's Gefängniß nach Calais abgeführt werden sollte. Jedenfalls war die Sache für mich sehr schlimm, und ich entfloh nach London. Natürlich verlor ich die Prior aus den Augen. — Es mochten etwa sieben Jahre seit jener Zeit vergangen sein, als ich eines Tages an der Ecke von Lammon-Garden das Weib zufällig erblickte. — Wir erkannten uns sogleich. Sie fiel mir um den Hals und fragte mich, ob wir wieder zusammen ziehen wollten. Ich verneinte die Frage, und erklärte, bereits eine gute Frau und liebe Kinder zu besitzen. — Bei dieser Gelegenheit fragte ich die Prior, was denn aus dem Kinde geworden sei, was sie, wie Sie wissen, in Pflege hatte, und was sie immer so grausam schlug und hungern ließ."

„Den Bastard!" rief sie lachend, „o, den habe ich mir vom Halse geschafft, als Du nach London flüchtetest."

„Auf welche Art?" fragte ich neugierig geworden.

„Nun, es saß einst eine alte Frau an der St. Pauls-Kirche," antwortete sie, „und ich that, als ob ich eine Bekannte von Weitem sähe — haltet einmal das Kind einen Augenblick, sagte ich, als wenn ich außer Athem wäre — ich will nur meine Freundin da unten sprechen. Das Weib nahm den Balg, und ich habe ihn nicht wieder gesehen."

„Aber wird man denn keine Nachforschungen nach dem Kinde einst anstellen, und Dich darüber zur Rechenschaft ziehen?" fragte ich erstaunt über die Lieblosigkeit des Weibes.

„O, nein," antwortete die Prior, „man bekümmerte sich schon lange nicht mehr um den Wechselbalg und das Kostgeld blieb auch aus. Da ich nun nach London übersiedelte, um Dich aufzusuchen, man auch bei der jetzigen Zeit genug mit sich zu thun hat, so schaffte ich mir den Jungen vom Halse."

„Nun," sagte ich gleichgültig, „was geht mich die Sache an. — Wo hältst Du Dich denn jetzt auf — ich komme als Freund öfter zu Dir! — Sie sagte mir auch ihre Adresse, aber ich habe sie wieder vergessen. — Später begegnete ich sie wieder einmal auf der Straße, und da gerade der Advokat Burtlef, hier im Hause, eine Krankenwärterin für das Kind des Viscount Disraelli zu beschaffen hatte, so empfahl ich ihm die Prior zu diesem Posten. Sie soll dabei ein schönes Stück Geld verdient haben," fügte Schoot neidisch hinzu. „Seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen, denn wir veruneinigten uns wegen dieser Geschichte. O, sie ist ein hämisches, tückisches Weib! — Aber Sie werden wohl bei dem Viscount Disraelli erfahren, wo sie jetzt wohnt."

„Und dieses Weib führte im Hause des Viscount den Namen Prior?" fragte Bandlow nachdenklich.

Schoot grinste hämisch und erwiderte:

„Nein, so dumm war sie nicht. Sie ließ sich dort Juplin nennen, da wahrscheinlich die Geschichte mit der Krankenwärterinstelle ihr nicht so ganz klar schien."

„Wer ist denn nun aber ein gewisser Ardworth, der in dem Hause der Prior aus- und einging?" sagte der Begleiter des Polizeibeamten forschend.

„Ardworth und Schoot — oder Ardworth und meine Wenigkeit ist ein und dieselbe Person!" antwortete der Einbrecher laut lachend. — Wünschen Sie noch etwas zu wissen, meine Herren?"

„Ich bin befriedigt," sagte der Fremde, „die Börse ist Euer!"

„Auf Wiedersehen, Schoot! fügte Bandlow sarkastisch lächelnd hinzu.

Der Einbrecher geleitete unter einer Fülle von Höflichkeitsbezeugungen seine Gäste bis auf die Straße, dann kehrte er in seine Wohnung zurück, und begann, hocherfreut über das feine Geschäft, wie toll umherzuspringen. Der ganze Familienzirkel befand sich im Zustande der lärmendsten Freude, als plötzlich die Thür auflog, und Burtlef mit der Reisetasche in der Hand, bestaubt und unrasirt, hastig eintrat.

„Guten Tag, Nachbar!" rief er beim Eintreten. „Komme so eben von meiner Reise zurück. — Aber wie es scheint, geht es bei Euch lustig und hoch her!"

Der Advokat deutete auf die Goldstücke, die Schoot in seiner Herzensfreude aus der Börse auf den Tisch geschüttet hatte, um sie auf der Spitze seines Zeigefingers zu wägen.

„Ja, wahrlich," antwortete Schoot vergnügt, indem er das Gold

hastig in seine Hosentasche steckte. „Und wer glaubt Ihr wohl, wer mir diese Füchse eingebracht hat? — Niemand anders als die Juplin, das Weib, welches Ihr in das Haus des Viscount Disraelli, als Krankenwärterin brachtet!"

„Na, laßt Eure Ausgelassenheit bei Seite, Schoot," sagte Burtlef neidisch auf den goldenen Verdienst seines Nachbars. „Und sagt mir lieber, was aus der Prior geworden ist, mit der Ihr in Calais zusammen gelebt habt?"

„Nun, alter Freund, die Juplin ist die Prior — und Letztere die Erstere. — Für eben diese Nachricht empfing ich diese Goldstücke von einem feinen Cavalier!" erwiderte der Einbrecher heiter.

„Verflucht!" rief Burtlef entsetzt. „Ein gewisser Jemand, den ich nicht kenne, ist mir überall voraus! — Dieses Mal werde ich aber das Spiel gewinnen."

Bei diesen Worten schoß er wie ein Pfeil aus dem Hause.

Der folgende Morgen war für die Gäste auf Schloß Midros sehr verhängnißvoll, und gleichsam als ob er wüßte, was er bringen würde, dämmerte er unfreundlich und trübe empor, ein schwerer Nebel bedeckte die ganze Landschaft, und ein kalter, feiner Regen rieselte durch die gelben Blätter.

Die Besitzerin des Schlosses, ihre Gebrechlichkeit vorschützend, verließ ihr Zimmer selten am Vormittag, und Amanda von Croix bekannte häufig mit heiterem Lachen, daß die Zeit des Aufstehens bei ihr stets eine sehr unregelmäßige sei. Das Frühstück gewährte daher den Herrschaften keine passende Gelegenheit zu einer geselligen Zusammenkunft, sondern jedes Mitglied des Schlosses genoß dasselbe in der Einsamkeit seines Zimmers. — Ben Ellinor, dessen ganze Lebensweise von der Gesundheit und Stärke seines Charakters durchdrungen war, stand gewöhnlich zeitig auf. Auch an diesem Tage verließ er frühzeitig sein Zimmer, um der mit dem Abholen der Briefe von der ländlichen Postexpedition beauftragten Person entgegen zu gehen. Er hatte dies schon mehrfach gethan, weil er sich ungeduldig sehnte, Nachricht von seinem Pflegevater, dem Marquis Posa zu erhalten.

Seine Ungeduld sollte heute gedämpft werden. Er traf den Boten unweit des Schlosses, und fand in dem Briefbeutel zwei Briefe, welche einen ausländischen Poststempel trugen. Ein dritter war von der Hand des jungen Vicomte von Fleury geschrieben. Auch an Amanda befand sich ein Schreiben und zwei an Lord Chester im Briefbeutel.

Ben Ellinor ließ den Boten mit den letzten Briefen nach dem Schlosse gehen, und begab sich selbst in den Park, wo ihn eine dichte Laube vor dem feinen Regen schützte. Zuerst öffnete er den Brief des Marquis und las Folgendes:

„Mein lieber Ben Ellinor!

Die politischen Verhältnisse Amerika's zwingen mich, für jetzt meinen Platz nicht zu verlassen, so daß ich leider nicht im Stande bin, die Wahl Deines Herzens mit eigenen Augen zu sehen und mit Herz und Verstand zu prüfen. Leider hast Du in Deinem Briefe an mich, fast gar nicht die Verhältnisse der Familie des Mädchens Deiner Wahl erwähnt. Du sprichst nur von Ihrer Schönheit, Tugend und Herzensreinheit und daß sie eine mutterlose Waise sei. Es sind dies aber Eigenschaften, welche mehr als alles Andere gewürdigt werden müssen. Nur wäre es mir angenehm gewesen, den Familiennamen des Mädchens aus Deinem Briefe zu ersehen, meine vielseitigen Verbindungen dürften sehr geeignet sein, einige Erkundigungen über sie einzuziehen, was ich bei einem solchen Schritte, wie Du vorzunehmen gedenkst, für dringend geboten halte, um Dich möglichst vor Reue und Kummer zu bewahren.

Du wirst es gewiß bei ruhigem Blute für nicht grausam und hartherzig ansehen, wenn ich Dir sage, daß ich meine Einwilligung zu einer Verbindung mit dem fremden Mädchen nur erst dann geben kann, wenn mein Bevollmächtigter, der in einigen Tagen in London eintreffen muß, Deine Braut mit vorurtheilsfreien Augen betrachtet, und die von Dir gepriesenen Tugenden des Mädchens beobachtet hat. Ich zittere fast bei dem Gedanken, daß vielleicht Umstände obwalten, die Dein jugendlicher Sinn nicht entdeckt, und Dein heißes Blut nicht gewürdigt hat, und daß ich möglicherweise gezwungen sein kann, Dir durch Versagung meiner väterlichen Einwilligung, mit rauher Hand Schmerzen zu bereiten. Doch hoffen wir das Beste! — denn Dein Glück liegt mir am Herzen!

Deine mütterliche Freundin, Anna Heiduck, grüßt Dich herzlich, und bittet Dich, der Stimme der Vernunft nur allein Gehör zu geben.

Dein väterlicher Freund und Gönner
Marquis de Posa."

Lange, sehr lange dauerte es, ehe Ben Ellinor, stumm, und von dem Inhalte dieses Schreibens fast niedergebeugt, die anderen Briefe öffnete. Er hatte offenbar eine andere Antwort von dem Marquis

erwartet. Der zweite Brief, den er erbrach, war von Randal Stanton. Derselbe schrieb:

„In welche Falle haben Sie sich locken lassen, thörichter Knabe? — daß Sie in irgend eine oder die andere alberne Schlinge in London fallen würden, war vorauszusehen. — Aber eine Schlinge auf Lebenszeit, Ben Ellinor — das ist sehr ernsthaft, und erfordert Vorsicht! — Nun, der Geist Ihrer verstorbenen Mutter segne Sie für Ihre Aufrichtigkeit, — Sie haben uns noch zeitig genug geschrieben, um das Uebel oder die Seligkeit prüfen zu können. Sie sind wenigsten noch so edel, um zu glauben, daß die Einwilligung des Vaters — und sei es auch nur die eines Pflegevaters — für die Vermählung eines jungen Mannes nothwendig sei, um sein Haus auf guten Grund bauen zu können. Und auf diese Weise steht es in unserer Macht, Sie noch zu retten, wenn Gefahr für Sie vorhanden ist; denn nicht jede knabenhafte Grille erweist sich in Ihrem Alter als wahre Liebe. — Doch genug der harten Worte, ich werde kommen und prüfen, und Sie mündlich ausschelten, wenn Sie sich haben von einer hübschen Larve fangen lassen. Mein Koffer ist gepackt, und beinahe eben so schnell, wie Sie die Briefe empfangen, werde ich in London sein. Compromittiren Sie sich dem Mädchen gegenüber nicht weiter durch Heirathsversprechungen, wir müssen erst sehen! — Grämen Sie sich meinetwegen zu Tode, wenn Sie Lust haben, aber verscherzen Sie Ihre Freiheit und Ihre Ehre nicht, denn Sie tragen einen großen, berühmten Namen. — In wenigen Tagen mehr.

Ihr

Randal Stanton, Kapitain."

Der Brief des jungen Vicomte war kürzer als der Randal's, und zwar zum Glück, denn sonst wäre er gewiß ungelesen geblieben. Ben Ellinor fühlte sich durch die rauhe Sprache des Freundes seiner Jugend tief gekränkt. — Der Brief des Vicomte von Fleury lautete:

„Wenn ich nicht den Tag darauf, nachdem Sie dieses Schreiben empfangen, zu Ihnen komme, lieber Ben Ellinor, was allerdings höchst wahrscheinlich ist, so werde ich Ihnen einen Stellvertreter in einer Person senden, den Sie, das weiß ich, um meinetwegen freundlich unterstützen werden. Er wird meine Aufgabe, in Ansehung Ihres Deirens, Bill, übernehmen, und alle Geheimnisse aufklären,

durch welche, wie ich glaube, meine seltsame Correspondenz Ihre lebhafte Phantasie gewiß verwirrt hat.

Stets der Ihrige.

Henry von Fleury."

Ben Ellinor's Phantasie beschäftigte sich aber wenig mit den Geheimnissen in des Vicomtes Correspondenz. Sein Verstand faßte kaum den Sinn der Worte auf, über welche sein Auge mechanisch hinschweifte.

Randal Stanton war unterwegs, ja konnte vielleicht schon in London eingetroffen sein, da die Briefe nach Schloß Midros nicht täglich, sondern nur wöchentlich zwei Mal, besorgt wurden. Es war ihm wünschenswerth, ihn vorher zu sprechen, ehe er zu ihm auf den Landsitz kam, um ihn auf Alices Krankheit und der Anwesenheit verschiedener Gäste der Mrs. Glonner aufmerksam zu machen. Die rauhe Außenseite des alten Abenteurers, verbarg ein warmes Herz für den heißblütigen jungen Mann. Ben Ellinor wußte das, — er fürchtete zuletzt Randal Stanton nicht, im Gegentheil, er sehnte sich nach einer Zusammenkunft mit ihm. Er bedurfte einen erfahrenen Rathgeber, einen Vertrauten, einen wahren Freund, denn das geheimnißvolle Leiden Alices machte ihn bekümmert.

Als er gedankenvoll und halbunbewußt durch den Park auf die Terasse schritt, gewahrte er plötzlich Lord Chester, welcher regungslos an dem Gitter lehnte und einen offenen Brief krampfhaft in der Hand hielt. Er war todtenbleich, und es lag die Spur einer so eben stattgehabten, düsteren Aufregung in den schlaffen Muskeln seiner gewöhnlich so fest gerundeten Wangen. Aber Ben Ellinor beachtete sein Aussehen weiter nicht, sondern nahm ihn ernst beim Arm, führte ihn in den Park und sagte nach einer peinlichen Pause:

„Lord Chester, ich stehe im Begriff, zwei Fragen an Sie zu richten, wovon eine sehr delikater Natur ist, und die Beantwortung der andern, Ihnen, in Folge Ihrer genauen Bekanntschaft mit Comtesse Amanda von Croix und Mrs. Glonner vielleicht möglich ist."

Der Lord schaute etwas befangen in Ben Ellinor's ernstes Gesicht, schwieg aber.

„Zuerst also die Frage," begann Ben Ellinor wieder, mit offenbarem peinlichen Widerwillen einen unangenehmen Gegenstand zu berühren. „Können Sie mir vielleicht noch heute, Einiges von den Ihnen geliehenen Summen zurückzahlen? — Ich habe den Credit bei meinem Banquiere bereits ganz und gar erschöpft, so daß ich augen-

blicklich selbst in Verlegenheit bin. — Es thut mir leid, wenn ich Sie vielleicht in einer unpassenden Stunde um Rückzahlung der Darlehne ersuche," fügte er höflich hinzu, als er das Erschrecken des Lord's bemerkte. „Und dann," fuhr Ben Ellinor fort, „dürften Comtesse Amanda und Mrs. Glonner wohl geneigt sein, meinen alten Freund und Lehrer, Kapitain Stanton, welcher bereits auf dem Wege nach London ist, hier im Schlosse aufzunehmen? — Es liegt mir sehr daran, den bewährten Freund um mich zu haben. — Vielleicht trifft er schon heute in London, und morgen auf Schloß Midros ein."

„Morgen schon!" rief der Lord heftig zusammenfahrend, indem er fast die Fragen Ben Ellinor's vergaß. „Und was für ein Mann ist dieser Kapitain Stanton?" fügte er forschend hinzu.

„Der beste Mann und Rathgeber, den es für meine Jugend geben kann," erwiderte Ben Ellinor mit Wärme, „gutmüthig, aber rauh und kaltblütig. Er ist ungemein scharfsinnig, der feinste Beobachter, der gewandteste Menschenkenner — nichts entgeht ihm. O, eine einzige Unterredung wird hinreichen, ihm Alices unvergleichliche Vortrefflichkeit zu zeigen."

„Und dieser Mann kommt schon morgen?" widerholte Lord Chester unruhig und sinnend.

„Ja, ich denke so," antwortete Ben Ellinor, der das seltsame Wesen des Lord's nicht zu deuten wußte. „Ich fürchte weiter nichts, — denn er ist schroff und geradezu in seinem Wesen — als seine erste Ueberraschung, und ich darf es wohl sagen, sein Mißfallen, wenn er die krankhafte Bläße auf den Wangen Alices, und den besorgnißerregenden Zustand Ihres Leidens bemerkt . . ."

„Ich verstehe — ich verstehe!" unterbrach ihn Lord Chester, der seine Fassung wieder gewonnen hatte. „Und Alice Marquella ist die Empfindlichste der Frauen, — so vornehm geboren und so hülflos — es ist ganz natürlich, daß die Krankheit des Fräuleins den Kapitain abschrecken muß. — Ja, ja, ich verstehe, der Kapitain soll im Auftrage Ihres Vaters die Brautschau vornehmen, davon hängt seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Alice ab. — Können Sie nicht den rauhen Kapitain noch einige Tage von hier entfernt halten? — Vielleicht bessert sich die Krankheit des Fräuleins einigermaßen, so daß sie wenigstens ein besseres Aussehen gewinnt," fügte Lord Chester nachdenklich hinzu.

„Aber mein Brief dürfte ihn kaum erreichen, er kann schon in London angekommen sein," versetzte Ellinor kopfschüttelnd.

„Nun, so gehen Sie sogleich nach London, Sie können spät in der Nacht oder wenigstens morgen früh wieder zurück sein. Sie dürfen um keinen Preis den Stolz eines jungen Mädchens durch die Rauheit eines alten Soldaten verwunden lassen, die Ihre Gattin werden soll," sagte der Lord mit bedenklicher Miene.

„Das will ich auch nicht!" rief Ben Ellinor hastig, „aber welchen Vorwand soll ich Alice gegenüber gebrauchen?"

„Vorwand! — Es giebt ja Hunderte!" entgegnete der Intriguant eindringlich. „Sie haben mit Ihrem Banquier zu sprechen. Sie wollen einen alten Freund aus der Heimath begrüßen. Kurz, es genügt ja jede Entschuldigung und beleidigen kann keine.

„Sie haben Recht, Lord Chester, ich werde Ihren Rath befolgen und mein Pferd satteln lassen," sagte Ben Ellinor, mit Wärme dem Verräther die Hand drückend.

„Thun Sie das, Ben Ellinor!" rief der Lord mit einem satanischen Lächeln. „Ich werde übrigens, wenn es nicht anders geht, für die freundliche und zuvorkommende Aufnahme Ihres alten Freundes bei den Damen Sorge tragen. — In Ansehung Ihres Guthabens an mich, bitte ich nur noch sich einige Tage zu geduldigen, ich . . ."

„Schon gut, schon gut, Lord Chester!" unterbrach ihn Ben Ellinor hastig. „Ich werde mich schon zu helfen wissen. — Leben Sie wohl!"

„Ahnungsloser Thor!" murmelte der Lord, und sein Auge folgte der sich eiligst entfernenden Gestalt Ben Ellinor's mit einem Gemisch von grimmigen Frohlocken und satanischem Hasse. — Dann wandte er sich gegen die Fenster des Zimmers, welches Amanda bewohnte, und da er die Jalousien noch geschlossen fand, murmelte er einen ungeduldigen Fluch. Aber während er dies noch that, wurden die Jalousien langsam geöffnet, und ein aus der Vorhalle hervortretender Diener näherte sich dem Lord mit der Meldung, daß das gnädige Fräulein ihn zu sprechen wünsche.

In wenigen Minuten befand sich Lord Chester in dem Zimmer seiner verbrecherischen Genossin. Amanda saß in einem weichen Sessel, und die ungewohnte Freude, welche aus ihren blitzenden Augen leuchtete, bildete einen auffälligen Gegensatz zu dem düsteren Schatten auf der bleichen Stirn ihres Verehrers, und dem krampfhaften Zucken seiner Lippen.

„Chester," sagte sie frohlockend, als er sich ihr genähert hatte, „mein Sohn ist gefunden!"

„Ich weiß es!" antwortete er mürrisch.

„Sie, — von wem?" fragte Amanda zweifelhaft lächelnd.

„Von Burtlef," versetzte Lord Chester zerstreut, „er schreibt es mir so eben."

„Und ich weiß es von einer bessern Person, von Egon von Fleury selbst. — Er will mir mein Kind wiedergeben!"

Amanda hielt ihm, während sie sprach, einen Brief hin. Er gab ihr dagegen nicht den, welchen er noch in seiner Hand vor Aufregung zusammen knitterte, sonder einen, den er aus der Brusttasche zog. — Diese Schreiben beschäftigten Beide, und sie beendeten sie fast in einem und demselben Augenblicke.

Der Brief von Burtlef lautete:

„Mr. Blount! — Freuen Sie sich, der Erbe ist gefunden! Er lebt noch. — Wir können seine Identität vor Gericht beweisen. Da es kaum noch Zeit ist, diesen Brief an Sie zur Post zu geben, so habe ich keinen Augenblick zur weiteren Auseinandersetzung übrig. Ich werde über alle Beweise eine regelrechte Zusammenstellung ausarbeiten, und Ihnen diese zusenden. Mittlerweile machen Sie sich gefaßt, mich so bald als möglich, in den Besitz des Versprochenen zu setzen.

Stets der Ihrige

Nicholas Burtlef."

Der Brief von dem Vicomte Egon von Fleury hatte folgenden Inhalt:

„Madame!

Ihr Sohn lebt, und nach reiflicher Ueberlegung habe ich den Entschluß gefaßt, ihn wieder in Ihre Arme zu führen. Ich bin dazu durch das bewogen worden, was ich von einer zuverlässigen Person über Ihre ruhige und anständige Lebensweise gehört habe. — Ich habe die Vergangenheit vergessen, und Ihr nun zum Manne herangewachsener Sohn mag Ihre Reue über eine finstere That mildern und Ihre Tage des Kummers erheitern.

Diese Worte sind hart, Madame, aber Sie werden Sie einem Manne verzeihen, der Ihnen Ihr Kind zurück giebt. In Kurzem mehr.

Paris, November 1863. Egon von Fleury.

„Nun, und Sie freuen sich nicht?" sagte Amanda, indem sie verwundert in das mürrische Gesicht des Lord's blickte.

„Nein," versetzte Lord Chester kalt, „weil die Zeit drängt, weil selbst, während Ihr Sohn ermittelt wird, es Ihnen mißlingen kann, ihm sein Erbtheil zu sichern, weil mitten in Ihrem Triumphe ich die Thore von Newgate* sich für mich öffnen sehe. — Auch ich habe Nachrichten erhalten — die weniger angenehm, als die Ihrigen sind. Man schreibt mir, daß an einer Prolongation der gefälschten Wechsel nicht mehr zu denken sei, und daß ich binnen acht Tagen zu zahlen — oder das Gefängniß zu gewärtigen habe. Wäre nicht noch von Ihnen für mich Rettung zu hoffen, so bliebe mir nichts übrig als Flucht oder Tod."

„Acht Tage — das ist noch lange. — Glauben Sie, daß jetzt, da mein Kind gefunden, ich ihm länger die Erbschaft vorenthalten werde? — Ehe diese acht Tage verflossen sind, werden Sie im Stande sein, die Wechsel und Ihre übrigen Schulden bezahlen zu können!"

„Amanda," sagte der Lord, dessen lebhafte Farbe in eine tödtliche Bläße übergegangen war, „was geschehen soll, muß sogleich geschehen. Denn Ellinor hat von seinem Vater Nachricht erhalten, und forderte heute Morgen sein Geld von mir zurück."

Lord Chester erzählte in gedrängter Kürze die gefürchtete Ankunft des Kapitains Randal Stanton. Er erwähnte die Gefährlichkeit eines so scharfen Beobachters. Die Nothwendigkeit auf alle Fälle ihren Besuch bei Mrs. Glonner abzukürzen, die Dringlichkeit, die Katastrophe schleunigst ihrem Ende entgegen zu führen.

Amanda hörte mit Ruhe und beharrlichem Schweigen zu.

„Aber," sagte sie endlich nachdenklich, „Sie haben Ben Ellinor überredet diesem Manne nach London entgegen zu eilen — seinen Besuch vor der Hand aufzuschieben. — Der arglose Knabe wird morgen wieder zu uns zurückkehren. — Nun gut, und wenn er findet, daß Alice nicht mehr ist — der Kummer und ein sonstiges Mittel tödten sehr schnell. — Die Alte wird den morgenden Tag nicht mehr überleben!"

„Und doch," versetzte der Lord zagend, „ist diese Schnelligkeit, wenn auch nöthig, doch sehr gefährlich. In Alices Zustand liegt nichts, was einen so plötzlichen Tod auf natürlichem Wege vermuthen

* Gefängniß.

ließe, und Mrs. Glonner ist zwar leidend, aber doch für das Auge des Unerfahrenen nicht krank genug, um plötzlich eines natürlichen Todes sterben zu können. — Die Seltsamkeit zweier Todesfälle in diesen Mauern dürfte Aufsehen erregen. Man wird forschen und untersuchen, da ohne dies schon das Vorurtheil gegen Sie ist. — Es wird gewiß eine gerichtliche Leichenschau stattfinden, denn der junge Vicomte von Fleury . . ."

„O, hören Sie auf, Lord Chester, mit Ihren Bedenklichkeiten!" rief Amanda hönisch. „Alles das, was Sie sagen, kann stattfinden — und was wird man entdecken? — Nichts! — Ich war es, die bisher zögerte — ich bin es, die jetzt zur Entscheidung antreibt. — Ich fühle mich in diesem Schlosse, wie in meiner mir zustehenden Heimath. Ich will es mit nichts Anderem vertauschen, als mit dem Grabe. — Ich kämpfe für meine und meines Kindes Erbschaft. Wer sich mir widersetzt oder im Wege steht — mag fallen!"

Eine grauenvolle Energie und Kraft lag in dem Anblicke der Mörderin, als sie diese Worte sprach, und während ihre Entschlossenheit die Bosheit des Lords einschüchterte, diente sie zugleich zur Minderung seiner Befürchtungen.

Während sie nun ihre lichtscheuen Pläne für die Zukunft weiter beriethen, suchte Ben Ellinor Alice auf ihrem wohnlichen Zimmer auf.

„Meine süße Alice," sagte der junge Mann zärtlich, „ich komme, Dir Lebewohl zu sagen, denn ich muß Dich auf einige Stunden verlassen."

„Mich verlassen!" rief das arme Mädchen, indem sie erbleichte und den Arm des Geliebten krampfhaft umklammerte.

Das Opfer menschlicher Tücke und Bosheit empfand ein geheimnißvolles Gefühl des Schutzes in seiner Gegenwart.

„Höchstens auf einen Tag, meine theure Alice," versetzte Ben Ellinor, ergriffen von der Aengstlichkeit des Mädchens. „Mein alter Lehrer, der wärmste Freund meines Pflegevaters, von dem wir so oft gesprochen, trifft heute in London ein. Sein Benehmen ist etwas rauh und geradezu. Es ist nothwendig, daß ich ihn spreche, ehe er hierher kommt. Du weißt, wie empfindlich der Stolz der Damen hier auf dem Schlosse ist. — Mittlerweile, wirst Du gut thun, diese feuchte Luft zu meiden, und Dich ruhig auf Deinem Zimmer zu halten. Sobald ich zurückkehre, wollen wir über die beabsichtigte Reise nach Italien weiter sprechen. — Gott segne Dich! — Gott behüte Dich, meine liebliche Alice!"

Der junge Mann umarmte die blasse Braut und entzog sich nach wenigen Augenblicken ihren Armen, welche nur zögernd und wider ihren Willen schläffer wurden — wie der ertrinkende Unglückliche mit stummer Verzweiflung von dem letzten Brette in das unbarmherzige Meer hinabsinkt — sie hörte seinen eiligen Schritt die Treppe hinabgehen, und einige Minuten darauf, den Hufschlag seines davonfliegenden Pferdes. —

Ein ödes Gefühl, wie von gänzlicher Verlassenheit, von einem ewigen Verluste, erfüllte ihre Brust mit fröstelndem Entsetzen. Sie stand regungslos, wie in Stein verwandelt auf dem Boden des stillen Gemaches, plötzlich erweckte die Berührung von etwas Warmem an ihrer Hand — ein klagendes Winseln — ihre Aufmerksamkeit. Ben Ellinor's Jagdhund hatte sich unbemerkt mit in das Gemach gedrängt, er vermißte seinen Herrn. Das öde Gefühl der Einsamkeit verschwand zuletzt, sie setzte sich auf den Divan, rief den Hund, schloß ihn in ihre Arme, beugte sich über ihn — und weinte still vor sich hin.

Amanda von Croix, war, wir wir wissen, zur entscheidenden That erwacht. Bisher war sie in der Stille der Nacht, wenn, wie sie glaubte, jedes menschliche Auge, das sie belauern konnte, vom Schlafe versiegelt war, in jenen dunklen Gewändern, welche nur einen Theil der Finsterniß zu sein schien, die ein zufälliger Lichtstrahl, der vielleicht durch eine Spalte hervorbrach, kaum von der allgemeinen Düsterheit unterscheiden konnte, zu ihren Opfern geschlichen, und hatte eine farb- und geschmacklose Flüssigkeit in den Trank gegossen, der den Leidenden Stärke und Gesundheit bringen sollte. Wäre nun auch dieser tödliche Trank unberührt geblieben, und hätte ihn auch der erfahrendste Arzt untersucht, er hätte ihn frei von aller Beimischung erklären müssen, denn das berühmte Gift der Borgia's ist nicht nur farb- und geschmacklos, sondern auch so ungemein fein und zerstörend, daß es alle Künste und Erfahrungen verspottet. Dieses gefährliche Gift war bisher der Mrs. Glonner und Alice beigebracht worden, und hatte so natürlich den ab- und zunehmenden Fortschritt einer natürlichen Krankheit nachgeahmt, daß kaum in dem argwöhnischsten Arzte Verdacht entstehen konnte. — Und welche Ursache lag vor, Alice Marquella, die nur von treuergebenen Dienern umgeben war, scheinbar ohne Gründe, zum Opfer einer zwecklosen Intrigue werden zu lassen? — Jeder Gedanke daran, fiel schon in sich selbst zusammen.

Aber jetzt sollte die Geduld aufgegeben werden, die Ringe der

giftigen Schlange sollten sich mit einem Male um die Beute schlingen. — Ein so höllischer Dämon Amanda geworden und so bestärkt auch alle ihre Beschlüsse durch die Entdeckung ihres Sohnes, und ihre Ungeduld, ihm ihr Erbtheil zu sichern, waren, so wagte sie doch an diesem Tage nicht, ihren Opfern vor die Augen zu treten. In ihrer Seele brütete übrigens noch ein anderer Plan; sie wollte sich des Mitwissers ihrer gefährlichen Geheimnisse vom Halse schaffen. Lord Chester, ihr Werkzeug, war ihr zu drohend für die lockenden Tage der Ruhe und des Reichthums. Sie fürchtete und haßte ihn zugleich. —

Unter dem Vorwande von Unwohlsein, blieb sie den ganzen Tag auf ihrem Zimmer, und ließ nur den Lord vor, der sich von Zeit zu Zeit mit düsterem Antlitze sehen ließ. Er fand Amanda jedes Mal mit dem Briefe ihres Verführers, Egon von Fleury, in der Hand, am Tische sitzend und zwar mit einer übernatürlichen Aufregung, die beinahe an Geistesverwirrung grenzte, jemehr die Mittagszeit herannahte. — Er schaute düster in die schwarze Tiefe des Abgrundes, und schauderte — ihr Auge aber übersprang denselben und lächelte den nebligen Luftschlössern entgegen, die ihre Phantasie jenseits emporsteigen ließ.

Nicht unzufrieden, daß sie an diesem Tage so allein und ihren eigenen Gedanken überlassen war, verbrachte Alice die Stunden bis zur Nachtzeit, ebenfalls auf ihrem Zimmer, und speiste nur mit Miß Mary Harringen zusammen, während Medula und Whida sie bediente.

Amanda von Croix speiste mit Lord Chester ebenfalls auf ihrem Zimmer. In ihrem Gehirn schien ein seltsamer Plan zur Reife gelangt zu sein, denn während sie fast alle Diener des Schlosses mit verschiedenen Missionen in die Umgebung betraut hatte, wurde Bill, der Stallknecht, von dem Küchenmeister beauftragt, die Speisen auf den Tisch der gnädigen Comtesse zu trageu. Mehrfach war Bill schon ab- und zugegangen und hatte sein Amt mit ziemlicher Geschicklichkeit verrichtet. Er hatte so eben wiederum eine neue Schüssel mit Speisen aufgetragen, welche aber von Amanda, die sich allein im Zimmer befand, mit dem Bemerken unberührt zurückgewiesen wurde, daß sie und der Lord nicht mehr zu speisen wünschten, da sie sich sehr unwohl fühlten. — Bill wandte sich, um die Speisen wieder in die Küche zu schaffen, als er den Kamin passirte und zufällig sein Auge in dem Spiegel erhob. Sein Blut drohte bei dem Anblicke, der sich ihm darbot, zu Eis zu gerinnen, — er sah deutlich, wie die Comtesse —

die Französin, wie er sie nannte — ihren Arm ausstreckte, und eine dunkle Flüssigkeit in das Glas des Lords, welcher auf einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, aus einer kleinen Phiole goß. — Kaum seiner Sinne mächtig, wankte er aus dem Gemache, und gelangte wie trunken in die Küche. In seiner Seele dämmerte der Verdacht auf, daß die Französin eine Verbrecherin, eine Giftmischerin sei, denn aus ihren gräßlichen Augen sprach zu deutlich die Absicht eines Mordes. Er brachte ihre nächtlichen Wanderung halbunbewußt mit der seltsamen Krankheit Alices und der Besitzerin des Schlosses zusammen, aber was konnte, was sollte der arme, verachtete Stallknecht in diesem Augenblicke thun, wo sein Gebieter abwesend war? — Vielleicht war die Absicht der Comtesse unschuldiger — scherzhafter Natur, er durfte es nicht wagen, den Lord zu warnen, noch weniger aber mit Jemand von der seltsamen Sache zu sprechen. — Er mußte erst das Resultat abwarten, um alsdann als Zeuge auftreten zu können. —

Still, und nur mit seinen Gedanken beschäftigt, schlich er in seine Kammer, und warf sich schlaflos auf seinem Lager umher, denn eine fürchterliche Angst, die sich seiner bemächtigte, verscheuchte den Schlaf von seinen Augen.

Auch Alice empfand keine Müdigkeit, als sie ihr Schlafzimmer betrat. Unwillkürlich blieb sie am Fenster stehen, und kaum wissend, was sie that, zog sie den Vorhang von dem Fenster bei Seite — lange und innig blickte sie auf die Scene zu ihren Füßen. — Der Regen hatte aufgehört — die dunklen Wolken verschwanden am Himmelszelt. Der weite Park war nur undeutlich erkennbar in dem ruhigen Sternenlicht, das sich jetzt mehr und mehr Bahn brach. — Ihr schönes Auge ruhte traurig auf der Terasse, wo sie so oft mit ihrem jugendlichen Geliebten gesessen, — traurig und niedergeschlagen war ihr Gemüth, aber sie wußte nicht warum. —

Langsam wandte sie sich endlich vom Fenster hinweg, öffnete die Thür und betrat den Corridor. An der Thür Amandas blieb sie stehen und pochte leise an — eine bebende und erschreckte, harte Stimme hieß sie eintreten. — Alice überschritt die Schwelle mit ihrem sanften, lieblichen Blick, und ergriff theilnehmend Amandas Hand, welche diese ihr seltsamerweise wieder zu entziehen strebte. — Sich über ihre bleiche Stirn beugend, sagte das arme Mädchen im herzlichen Tone:

„Wie beklage ich Sie, Comtesse, daß Sie so leidend sind, lassen Sie mich Ihnen Besserung und eine ruhige Nacht wünschen.“

Bei diesen Worten berührte Alice Amandas Stirn mit ihren Lippen.

Amanda schauderte und schloß die Augen, als sie dieselben wieder öffnete, war die Gestalt des guten Engels verschwunden. Sie war allein mit ihren finsteren Plänen. —

Die Nacht sank immer tiefer herab, bis in die Stunden, von deren erste wir den Morgen zählen.

Mondstrahl und Sternenlicht drangen durch die Fenster, schüchtern und elfenartig. Die Treppen entlang, durch das ganze düstere Gebäude zogen die Heerschaaren des Lichtes — geräuschlos, still und klar, wie die Urtheile des Ewigen in der Finsterniß und dem Schatten irdischer Schicksale.

In einem Zimmer der Vorderseite des Schlosses allein, schlossen die dicht zugezogenen Falten der Vorhänge alle Strahlen bis auf einen einzigen aus, — dieser Strahl fiel ganz gerade herein, wie der Schimmer einer Laterne, oder wie ein von einem Auge zurückgespiegelter Lichtstrahl — ja wie ein Auge selbst leuchtete er wachsam und und unverwandt durch das Dunkel — er streifte längs der Dielen hin, bis an den Fuß des Bettes der Mrs. Glonner, — und verschwand dann nach einem Augenblicke. Aber ein solcher geheimnißvoller Lichtstrahl zeigte sich auch in einem Zimmer der Hinternfront des alten Schlosses. — Pötzlich ließ sich in der tiefen nächtlichen Stille, ein seltsamer, Angst verrathender Klageton in diesem Gemache vernehmen, — es war das leise Gewinsel eines Hundes. — Alice fuhr aus dem Schlafe empor. — Ben Ellinor's Hund war ihr in's Zimmer gefolgt, und hatte sich, dankbar für ihre Güte, an dem Fuße des Bettes zusammen geringelt. — Jetzt lag er auf ihrem Kopfkissen, sie fühlte sein Herz gegen ihre Hand schlagen, er zitterte heftig, sein Haar sträubte sich empor, und das klagende Gewinsel, ging in ein erschrecktes und zorniges, laut gellendes Gebell über. —

Aengstlich schaute sie sich um — und schnell ging zwischen ihr und jenem Lichtstrahl, eine formlose Finsterniß vorüber — und war verschwunden. So unverkennbar, so ohne Umriß war sie, daß sie keine Aehnlichkeit mit einer lebenden Gestalt hatte — wie ein Schatten, wie ein Gedanke düsterte sie und verschwand.

Alice Marquella flüsterte ein Gebet, und der jetzt nicht mehr verdunkelte Strahl schien mit einem geisterhaften Lächeln auf ihr zu ruhen. — Der Hund leckte ihr Gesicht, seufzte tief auf, als ob er sich

erleichtert fühlte, kauerte sich wieder zusammen, um weiter zu schlafen. Alice horchte, aber Alles war still — sie schaute sich noch einmal um, aber nichts war sichtbar, als der schmale Lichtstrahl des bleichen Mondes — ihre Furcht legte sich — sie glaubte, den Schatten, den sie gesehen, sei nur die Täuschung der Sinne zwischen Schlafen und Wachen gewesen. Mit dem Muthe und dem Vertrauen der Unschuld schlossen sich ihre Augen in Träumen — vielleicht von Liebe und Glückseligkeit.

Am frühen Morgen war im Schlosse Alles in größter Verwirrung und Unruhe. Der alte Kammerdiener der Mrs. Glonner hatte seine gütige Herrin bewußtlos gefunden. — Sie schien mit dem Tode zu kämpfen. — Aber auch Medula fand Alice in einem Zustande, der das Aeußerste befürchten ließ. Das arme Mädchen lag in einem Zustande der vollsten Bewußtlosigkeit, aus welchem sie durch heftige Krämpfe in der Gegend des Herzens zeitweise erweckt wurde.

Amanda von Croix verrieth, als man sie von der plötzlichen Krankheit der Mrs. Glonner, und den Alles zu befürchtenden Zufällen Alices, benachrichtigte, große Angst und Besorgniß. Sie veranlaßte sogleich, daß Lord Chester selbst fort ritt, um den Hausarzt herbeizuholen. Als dieser im Schlosse anlangte, wurden die gewöhnlichen Mittel schnell angewendet, und linderten diese bei beiden Patientinnen den Schmerz ein wenig, was Ursache zu kurzen Hoffnungen gab. — Aber noch in den Vormittagsstunden kehrten die Krämpfe mit erneuter Heftigkeit zurück. Amanda hatte sich des Eintrittts in das Krankenzimmer Alices enthalten, aber nach einer kurzen, geheimen Unterredung mit Lord Chester, der ihr die wachsende Gefahr der Krankheit berichtete, begab sie sich an das Bett des mit dem Tode ringenden armen Mädchens. — Ihr bleiches Gesicht, daß mehr dem einer Todten als einer Lebenden glich, nebst ihrem dumpfen Schweigen, das nur dann und wann durch hastige Fragen unterbrochen wurde, die sie hervorkeuchte, während ihr stieres Auge den Bewegungen des Arztes unverwandt folgte, theilten beinahe das Mitleiden Miß Mary Harringen, Medulas und Whida's mit der immer matter werdenden Alice. — Auch John Bourquet, welcher voll Bestürzung herbeigeeilt, war scheinbar tief ergriffen von dem Leiden des schönen Mädchens.

Lord Chester wartete draußen, auf dem Corridor auf- und abschreitend, und trat zuweilen auf einen Augenblick in die Krankenzimmer, fuhr aber dann wieder fort, den Posten einer Schildwache

zu übernehmen. Die Diener liefen eiligst durch Gallerien, Saal und Zimmer, oder standen in Gruppen beisammen und flüsterten. — Der ganze Gang des Haushalts war in Unordnung. Das Mitleiden mit der Gebieterin und dem freundlichen, jungen Mädchen, wechselte mit einem tiefen Bedauern, welches man für Ben Ellinor empfand, und erstreckte sich auf die niedrigsten Feldarbeiter, die sich oft bis zu den Eingängen des Corridors schlichen. — Pferde wurden gesattelt, und Reitknechte hielten sich auf Lord Chester's Anordnung stets bereit, im Fall neuer ärztlicher Rath nöthig wäre, oder Arzeneien herbegeschafft werden mußten. — Mitten in dieser entsetzlichen Verwirrung eilte Bill, der zu einer frühen Zeit des Tages abgeschickt worden war, um einen in der Umgegend wohnenden Arzt aufzusuchen, den er aber unglücklicherweise nicht in seinem Hause anwesend traf, durch den Corridor, um den Lord Bericht von seiner Mission zu erstatten. — Da er später ohne Beschäftigung war, und ein seltsames bedrückendes Gefühl ihn immer wieder in die Nähe des Krankenzimmers von Alice zog, so stand er etwa gegen Mittag in der Nähe des Lords, der ihn nicht bemerkte. Amanda befand sich am Lager der Mrs. Glonner.

In diesem Augenblicke hielt der Lord den alten Kammerdiener, welcher das Krankenzimmer seiner Herrin so eben mit kühlenden Mitteln betreten wollte, zurück, und sagte im freundlichen Tone zu ihm, während heftige Schmerzen sein Gesicht verzerrten, und seinen Körper zusammen zogen:

„Bitten Sie doch die gnädige Comtesse auf einige Minuten auf ihr Zimmer zu kommen, ich fühle mich plötzlich selbst so unwohl, daß ich mit ihr darüber sprechen will, ob es nicht gerathen erscheint, einige bewährte Aerzte aus London holen zu lassen. Ich werde die Comtesse auf ihrem Zimmer erwarten."

Der alte Diener nickte mit dem Kopfe, verbeugte sich, und eilte davon. — Der Lord wandte sich um, und erschrack, als er Bill fast neben sich stehen sah, der ihn unausgesetzt mit seltsamen Blicken anstarrte.

„Was macht Ihr hier?" rief er im rauhen Tone. „Wartet in Eurem Stalle, bis man Euch ruft!"

Bill wurde verlegen und zog sich scheu zurück, aber nicht in der Richtung der Haupttreppe, sondern nach der, welche gewöhnlich von dem Dienstpersonal benutzt wurde. Um nun zu dieser Hintertreppe zu gelangen, mußte er an Amandas Zimmer vorbei, die Thür schien

nur angelehnt zu sein, und da der Corridor hier einen Bogen machte, so war der Lord nicht im Stande, ihn zu beobachten. — Bill, kaum mehr wissend, was er thun sollte, athmete tief auf, schaute sich forschend um, schlich geräuschlos in das Gemach, und war in einem Augenblicke hinter den Falten der Goblintapete verschwunden.

Wenige Minuten vergingen dem armen Bill in unaussprechlicher Angst. Da drangen plötzlich Schritte von nahenden Personen an sein aufhorchendes Ohr und gleich darauf wurde die Thür geöffnet. — Amanda und Lord Chester traten hastig ein. Letzterer schloß sorgfältig die Thür ab, und sagte mit leiser, unterdrückter Stimme, worin sich eine entsetzliche Wuth erkennen ließ.

„Wird Ihr Verstand irre — oder ist Ihr Muth und Ihre Entschlossenheit gesunken? — Sie sehen ja in Ihrem Gesicht aus, als wollten Sie vor Reue vergehen, und jeden Augenblick Ihre Schuld bekennen! — Teufel, es gehört wahrlich wenig mehr, und man kommt auf den Verdacht, daß die plötzlichen Krankheiten der Beiden nicht natürlichen Ursprunges sind.“

Amandas Lippen bewegten sich, und sie hob die Hand mit zuckenden Fingern zur Stirn, als ob sie einen Flecken wegwischen wollte.

„Es ist der Kuß hier!“ murmelte sie mit stieren Augen, „der Kuß des Engels — o, wie er so entsetzlich brennt!“

Dann raffte sie sich mit gewaltsamer Anstrengung zu einem Grade ihrer gewohnten Selbstbeherrschung auf und sagte im bittern Tone:

„Worüber beklagen Sie sich? — Das Werk ist geschehen! — Alice Marquella küßte mich gestern Abend; aber ich dachte an Sie und Ihr Verlangen! — Ich las dann wieder den Brief, der die Entdeckung meines Sohnes meldet, und ich mischte das Gift für Beide mit fester Hand! — Ich stahl mich in Mrs. Glonners Zimmer, — ein Lichtstrahl kam von Gottes Himmel — es war Gottes Auge. — Und der Hund heulte in dem Gemache des jungen, unschuldigen Mädchens, wie wenn er ein Gespenst aus dem Grabe — einen Dämon aus einer andern Welt kommen sehe! — Und der Lichtstrahl verfolgte mich — Gottes Auge war auch hier. — Sie fuhr aus dem Schlafe empor und . . . doch was kommt darauf an!“ rief sie mit satanischem Lachen. „Heute Nacht werden Beide im Grabe fester schlafen!“

„Ermannen Sie sich, Amanda — Muth!“ sagte Lord Chester, indem er sie rauh am Arme packte. „Mäßigen Sie Ihre Zunge, und

Laßt ihn leben, er liebte das Leben für sich, er hat den Galgen betrogen — laßt ihn leben!

bedenken Sie, wie viel wir noch vorzubereiten — wie viel wir noch zu thun haben! — Ben Ellinor's Rückkehr — vielleicht die Ankunft dieses verwünschten Kapitains — die Beseitigung der Schuldverschreibungen — geben Sie mir den Trank für ihn oder den Schlüssel zum . ."

„Genug des Mordes auf einen Tag!" versetzte Amanda dumpf.

„Nicht doch, soll der Tod Alices für mich vergebens sein? — Wenn wir die erste Gelegenheit bei der Erschütterung und den Kummer des Knaben verlieren, welche andere, die einen plötzlichen Tod wahrscheinlich macht, wird sich dann ereignen? — Fürchten Sie denn nicht eine mögliche Entdeckung? — Ihr Sohn wird bald hier sein — entweder schließen Sie ihn als Bettler oder als den Herrn von Schloß Midros in Ihre Arme. Vorwärts! Es giebt keinen Stillstand für uns!.

Amanda erhob sich, auf ihrem Gesicht zeigte sich eine übernatürliche Ruhe, und ihre Züge nahmen einen verschlossenen, strengen Ausdruck an. Sie ging zu einem Schranke — schloß ihn auf — nahm ein zierlich gearbeitetes Kästchen mit doppeltem Boden heraus — öffnete es — kehrte an den Tisch zurück — und setzte sich schweigend nieder, ingem sie zugleich den Lord bedeutete, sich ebenfalls zu setzen. Nachdem dies geschehen, beugte sie sich forschend über den Inhalt des Kästchens und schien ihn zu prüfen und zu überlegen. —

Als die schreckliche Wahl endlich getroffen war und Lord Chester das Gift zu sich gesteckt hatte, trat er an den Kamin und blies die glimmenden Kohlen zur hellen Flamme an.

„Und nun," sagte er mit seinem eisigen, ironischen Lächeln," können wir für immer diese nützlichen Werkzeuge des Todes beseitigen. — Wenn nun auch Ihr Sohn gefunden ist, und zu Ihnen zurückkehrt, so macht uns sein Erscheinen doch von seiner kindlichen Liebe abhängig, und ich glaube, daß ich wenig von der Erbschaft zu hoffen haben werde, wenn ich ihm auch meinen Namen gebe — und sie zu meiner Gattin mache. Ich habe zur Sicherung dieser Erbschaft mein Leben riskirt und muß es nochmals riskiren, ich vertraue nun aber doch lediglich auf Ihren Einfluß, Amanda, den Sie auf Andere auszuüben niemals verfehlen. — Da wir nun für gewiß annehmen können, daß, wenn die Nachlassenschaft der Mrs. Glonner Ihren Sohn gehört, wir weder Gold, noch diese bleiche Hülfe der Chemie nöthig haben werden — so verschwindet denn, ihr stummen Zeugen unserer Thaten! — Elemente, die wir unserm Willen geben! — Keine Gifte sollen in

unserem Gewahrsam gefunden werden! — Feuer, vernichte deine verzehrenden Kinder!"

Während er die letztern Worte sprach, schüttete er den Inhalt des Kästchens auf den Heerd, und trat mit dem Absatz seines Stiefels auf die Kohlen. — Eine bläuliche Flamme schoß empor, die sich in zahllose Funken brach und dann hinwegstarb.

Amanda sah ihm schweigend zu, was in ihrer Seele vorging, hätte schwerlich Jemand errathen können, denn ihre Züge waren regungslos. Auch das Gemüth des Lords war beengt, seine Schmerzen hatten plötzlich nachgelassen, er starrte in die immer mehr und mehr dahinsterbenden Flamme. Ahnte er die Ursache seiner seltsamen Zufälle? Als er endlich an den Tisch zurücktrat, fühlte er einen harten Gegenstand unter seinem Fuße, er bückte sich, und hob einen kleinen Dolch auf, welcher früher ein Bestandtheil der schauerlichen Kleinode des Kästchens gewesen, und beinahe vor die Füße Amandas gefallen war, als er die Gifte in das Feuer geschüttet hatte.

„Dieser wenigstens wird nichts verrathen," sagte Lord Chester mit einem dämonischen Lächeln. „Es wäre schade, eine so schöne Arbeit zu vernichten — noch dazu eine, die wir niemals wieder ersetzen können."

„Zu wohl," entgegnete Amanda zerstreut, „und wenn vielleicht die Entdeckung naht, kann er eine Zuflucht vor dem Galgen gewähren — geben Sie mir das Dolchmesser."

„Eine viel schrecklichere Zuflucht als die Entdeckung," erwiderte Lord Chester, „ich danke dafür!"

Amanda nahm den kaum drei Zoll langen Dolch aus seiner Hand und verbarg ihn in ihrem Busen.

„Ich lasse Sie jetzt allein, Amanda," sagte der Lord, „damit Sie Zeit gewinnen sich zu sammeln, und damit Sie im Stande sind Ihr Gesicht und Ihre Gedanken in eine bessere Fassung zu bringen. — Ich werde des guten Scheines halber einen Boten nach London senden, und noch einen Arzt herbeiholen lassen. — Ich muß Ihnen übrigens gestehen, daß ich mich selbst sehr unwohl fühle, es ist mir oft, als hätte ich selbst Gift in den Eingeweiden, das mir schreckliche Schmerzen bereitet."

Der Lord warf einen durchdringenden Blick auf Amanda, doch ihr Gesicht blieb starr und regungslos wie zuvor; nicht ein Zucken ihres finstern Auges verrieth das Frohlocken ihrer Seele. — Aber als

der Lord das Zimmer verlassen hatte, da umspielte ein satanisches Lächeln ihren Mund. — Die Stille ihres Gemaches, das Brüten ihres Gehirns und das Klopfen ihres Herzens, ließen sie endlich in Gedanken und Träumereien versinken. — Sie heftete den Blick auf den Boden, ihre Haltung wurde regungslos, selbst ihr Athem wurde so ruhig, daß der ungesehene Zeuge hinter der Tapete, welcher, während ihm das Gehörte, dessen Bedeutung er unmöglich mißverstehen konnte, mit Entsetzen erfüllte, vor Ungeduld brannte, zu entfliehen, um seinen geliebten Herrn und Wohlthäter von dem ihn drohenden Schicksale zu retten.

Er wagte längs der Mauer nach der Thürschwelle hinzuschleichen — hinter der Tapete hervorzublicken, und da er bemerkte, daß sie die Augen fortwährend auf den Boden geheftet hielt — herauszutreten und seine Hand an die Klinke der Thür zu legen.

Gerade in diesem Augenblicke schaute Amanda auf und sah ihn hinter der Tapete wie ein Schatten hervorgleiten, — ihre Augen begegneten sich — die seinen wurden bestrickt, wie die des Vogels durch die der giftigen Schlange. — Bei diesem fürchterlichen Anblick kehrte ihr ganzer Muth, ihre ganze Besonnenheit zurück. — Mit einem einzigen Blicke erkannte sie die entsetzliche Gefahr, welche sie erwartete. — Ehe er sich noch darauf gefaßt machte, war sie mit einem Satze neben ihm, — ihre Hand packte ihn mit der Gewalt der Verzweiflung — ihre, vor Schreck heiser klingende Stimme, flüsterte drohend in sein Ohr:

„Keinen Schritt — von der Stelle — keinen Laut — oder Du bist . . .“

Bill, fast an allen Gliedern vor Entsetzen gelähmt, ließ sie nicht weiter reden. Mit der Heftigkeit, mehr der Furcht als des Muthes, schlug er sie zu Boden — aber die Mörderin hielt ihn noch fest, und obschon sie durch den plötzlichen, mit aller Kraft geführten Schlag fur den Augenblick sprachlos wurde, nahmen doch ihre Augen den Ausdruck unaussprechlicher Wuth und Wildheit an. — Der arme Stallknecht bemühte sich aus allen Kräften sie von sich abzuschütteln, und als er dies that, fühlte er plötzlich einen stechenden Schmerz im Handgelenk. Amanda hatte den kleinen, unscheinbaren Dolch hervorgezogen, und die Spitze desselben in sein Fleisch gesenkt. — Obgleich der Schmerz nicht erheblich war, so erbitterte ihn der Anblick des Dolchmessers doch zu neuen Anstrengungen. — Ein kräftiger Schlag auf den Kopf der Verbrecherin, machte ihn von ihrer erschlafenden Hand los, während ein höhnisches, triumphirendes Lächeln über ihre bleichen Lippen hin-

wegzuckte. Dann stieß er sie mit einem gewaltigen Fußtritte von sich, öffnete hastig die Thür, sprang hinaus — und entkam. —

Es fiel ihm nicht ein, in diesem Gebäude des Mordes — dieser Menschenschlachtbank — noch länger zu verweilen, und die Mörderin in ihrer Höhle anzuklagen. — Fliehen, seinen jugendlichen Herrn entgegen eilen, diesem warnen und schützen, das war der einzige Gedanke, der sein verworrenes Gehirn durchflog.

Wohl fünf Minuten blieb Amanda halb betäubt, halb sinnlos auf dem Teppich des Bodens liegen, denn abgesehen von der Heftigkeit des Falles, lähmte auch der Schlag, sowie die, durch das Ringen hervorgerufene Erschütterung, und die, durch die bisherige Aufregung geschwächten Nerven, sowie endlich — und am Meisten — die durch die drohende, unvorhergesehene Aussicht auf Entdeckung verursachte Todesangst, die eiserne Kraft ihres Geistes und Körpers.

Plötzlich öffnete sich geräuschvoll die Thür und Lord Chester trat hastig ein.

„Die Krämpfe sind bei Beiden vorüber — und die Auflösung steht bevor,“ sagte er mit zuckender Lippe, ehe er noch die gleich vor seinen Füßen liegende Gestalt erblickte.

Aber die Stimme ihres Vertrauten erweckte die Vernunft Amandas zum Bewußtsein, und rief das Gefühl der Gefahr hervor. — Sie erhob sich mühsam, erzählte keuchend, was vorgefallen war, und rief in ängstlicher Hast:

„Eilen Sie den gefährlichen Lauscher nach, machen Sie ihn für die nächsten wenigen Stunden unschädlich! Das Gift dieses Dolches wird seine Schuldigkeit thun! — Er trägt den Tod im Körper! — Gelingt es Ihnen den Verräther zu erhaschen und sicher einzusperren, so ist unser Spiel noch nicht verloren! — Eilen Sie, Lord Chester! — Eilen Sie, ehe es zu spät ist!“

Mit einem lauten Aufschrei der Wuth und der Angst hatte Lord Chester die Worte Amandas mit angehört. — In wenigen Sätzen sprang er die Hintertreppe hinab, und stürzte kaum athemholend nach den Ställen. Seine Verschlagenheit ließ ihn sogleich vermuthen, daß Bill von dem Geschehenen Mittheilungen machen würde. — Er fand ihn nicht mehr im Stalle; seine Kameraden sagten, daß er ohne ein Wort zu sprechen ein Pferd ergriffen, und auf dem Wege nach London davon gejagt sei. —

Kaum seiner Sinne mehr mächtig, schwang sich der Lord auf ein gesatteltes Pferd, welches bereit stand.

„Auch ich muß nach London!“ murmelte er kaum verständlich.

Und kaum war diese Worte gesprochen, als die Funken unter dem Hufe seines Pferdes aus dem Kies hervorstoben, und er mit verhängtem Zügel zum Thor hinaussprengte.

Als der Verbrecher im vollen Carriere die Landstraße verfolgte, da flogen seine Gedanken noch schneller als das Thier, welches durch die Sporen immer mehr zur Eile angetrieben wurde — sie flogen von Furcht zu Hoffnung — von Hoffnung zur Gewißheit. — Gesetzt auch, daß Bill noch so lange leben würde, um das Gehörte mittheilen zu können, wer würde sein unzusammenhängendes — ganz unwahrscheinliches Geschwätz geglaubt haben? — Wie leicht war es, seinem Mährchen ein anderes entgegenzusetzen! — Bill mußte gestehen, daß er sich hinter der Tapete versteckt hatte. Aus welchem andern Grunde als um in der Verwirrung, welche im Schlosse herrschte, zu stehlen, — Von Amanda entdeckt, hatte er sich diese erbärmliche Fabel ausgesonnen, um der Strafe zu entgehen. Man konnte auf Untersuchung der Leichen dringen; da aber diese Untersuchung kein Anzeichen von Gift ermitteln konnte, so mußte sie schon an und für sich gegen den armen Stallknecht sprechen, welcher ja kaum den Tag mehr zu Ende leben konnte. — Er trug den Tod mit sich — er nährte die Kraft desselben durch das schnelle Reiten — und die Wirkungen des Giftes selbst, mußten die des Wahnsinns sein. — Sein Märchen konnte im schlechtesten Falle für das Rasen eines Wahnsinnigen gelten. — Aber doch war es gut, ihm nachzueilen, ihn wo möglich aufzuhalten — und immer tiefer bohrten sich die Sporen des Lords in die blutigen Flanken des unglücklichen Pferdes — das von Schmerz und Verzweiflung getrieben, wie ein Pfeil dahinflog. —

Er bemerkte in wilder Hast nicht, daß eine Postchaise fast an ihm vorüberrollte — er hörte nicht, daß eine jugendliche Stimme unaufhörlich „Lord Chester — Lord Chester!“ rief — er sah nicht, das verwunderte Gesicht des Vicomtes Henry von Fleury, — über die fliegende Mähne gebeugt, war er gegen Alles, was ihn umgab, total taub und blind. — Ein Meilenstein fliegt nach dem andern vorüber. — Plötzlich werden seine Augen belebt — er sieht einen Reiter vor sich — Der Gegenstand seiner Jagd ist fast erreicht. — Er erkennt den Reiter und das Pferd — es ist Bill, der Stallknecht.

— Pferd und Reiter befinden sich auf dem Kamme eines Hügels. — Wie der Blitz fliegen sie hinab, und entschwinden seinen von Haß erfüllten Blicken. — — —

Hinauf die steile Anhöhe keucht das müde Roß des Verfolgers. — Er ist auf dem Gipfel. — Er sieht den Flüchtigen vor sich hinjagen — seine Stimme kann ihn fast erreichen. — Bill hat seine Eile etwas gemäßigt; er scheint im Sattel hin und her zu schwanken. — Triumph, die vergiftete Spitze des Dolches beginnt in seinen Adern zu wirken! — Lord Chester schaut sich wild um — es ist kein menschliches Wesen zu sehen — ein dunkler Wald bildet den Saum der Straße. — Zeit und Ort scheinen günstigt. Bill hatte sein mit Schweiß bedecktes Pferd angehalten — er neigte sich tief über den Sattel herab, als ob er sich auf dem Pferde nicht mehr halten könne Der Lord stößt ein halbunterdrücktes Triumphgeschrei aus, — er giebt dem Pferde die Sporen und jagt weiter. — Plötzlich wird ein zweiter Wagen an der Krümmung der Straße sichtbar und zwar fast an der Stelle, an welcher Bill Halt gemacht. — Der Wagen hält, — Lord Chester bringt sein Pferd mit einem Rucke zum Stehen und lenkt es hinter eine Hecke, die ihn verbirgt. — Aus dem Wagen spricht Jemand mit dem verstört aussehenden Stallknecht. — Wahrscheinlich ist es Ben Ellinor. — Zu seinem Entsetzen und seiner Wuth, sieht er Bill mühsam vom Pferde steigen — sieht ihn nach dem Schlag des Wagens taumeln — sieht einen Diener vom Bocke springen und ihn den Tritt hinaufhelfen — sieht ihn in den Wagen hineinsteigen. — Es muß der zurückkehrende Ben Ellinor sein! — Er erzählt ihm ohne Zweifel Das was er gesehen und gehört hat! —

Lord Chester's thierischer Muth verläßt ihn — sein Herz wird von Furcht und Angst ergriffen. — Mit jenem panischen Schrecken, welcher jener nur physischen Kühnheit so eigen ist, denkt er nur an Flucht. — Er lenkt sein Pferd tiefer in die Einhegung — treibt es verzweifelt vorwärts, bis er im Dickicht nicht weiter kann. — Das Rasseln der Räder des davon eilenden Wagens dringt an sein Ohr. — Der Herbstwind fegt klagend und heulend durch die Gipfel der Bäume. Der Verbrecher schaudert, es ist ihm, als hörte er den Todesschrei seiner Opfer. — Verzweiflung erfaßt ihn, — er wendet das todtmüde Roß und setzt noch einmal die Sporen in die blutenden Flanken ein. — Das erschöpfte Thier rafft die letzten Kräfte zusammen, und jagt mit dem Mordgehülfen Amandas auf die Landstraße zurück. — Er

überläßt dem Pferde die Zügel, unbekümmert, wohin es ihm führt. — Da plötzlich ist die letzte Kraft des armen Thieres erschöpft; — es bricht stöhnend unter dem wilden Reiter zusammen und verendet. — Der Lord befindet sich nahe bei einem kleinen Burgflecken, etwa zwei Stunden von Schloß Midros. — Er beschließt hier zu verweilen, bis seine Nerven ihre Kraft wieder erlangt hätten, und er ruhiger die Aussicht auf Rettung oder — den Galgen berechnen kann. — Der tolle Ritt hat aber das Gift in seinen Körper zur Geltung gebracht, — es schwindet ihm vor den Augen, — seine Knieen zittern — der kalte Schweiß perlt auf seiner Stirn, — Todesgrauen zieht sein Herz zusammen — das Blut in den Adern stockt, und er sinkt bewußtlos, wie ein morscher Baum zusammen. . . . .
. . . .

Es schien jetzt, wo die Gefahr immer drohender an die Giftmischerin heranrückte, als ob eben diese Gefahr dazu diente, Amanda von Croix alle ihre Geisteskräfte wieder zu geben, welche während der Abwesenheit des Lords in eine Art von Starrsinn gesunken gewesen waren. Die absolute Nothwendigkeit, ihre fluchwürdige Rolle am Krankenlager der todesgeweihten Opfer mit aller erforderlichen Heuchelei durchzuführen, einsehend, kräftigte und stählte sie. — Aber die Maske, die sie annahm, war eine übernatürliche Anstrengung — sie spannte jede Fieber des Gehirns bis zum Springen an. Es kam ihr fast selbst vor, als ob, wenn sie ihren Zweck einmal erreicht hätte, entweder das Leben oder das Bewußtsein entschwinden müsse.

Ein Wagen hielt am Schloßthor, — zwei Herren stiegen aus. Bei den ersten wenigen Worten, die mit dem Diener gewechselt wurden, welcher auf den Ruf der Glocke erschien, trat der ältere Herr einen Schritt zurück, als ob er fühlte, daß sein Erscheinen keine erfreuliche Erinnerungen bei der Dame hervorbringen würde, nach welcher gefragt wurde. Aber der Jüngere schien im Schlosse bekannt zu sein, er schob, nachdem er die Antwort des Dieners gehört hatte, denselben bei Seite, und stürzte, von Schrecken und Kummer ergriffen in das Schloß. Der Aeltere blieb unentschlossen stehen — endlich zog er eine Karte hervor, auf welche die Worte: „Egon von Fleury, Vicomte, Oberst und Ober-Stallmeister Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich“ standen, und sagte zu dem Diener:

„Wenn Comtesse Amanda von Croix auf einen Augenblick zu sprechen ist, so gebt ihr diese Karte und sagt der Comtesse, daß ich

die nächsten wenigen Tage ihren Ruf in London abwarten würde. Einige, wenige Zeilen poste-restante werden mir richtig zugehen."

Der Diener blickte zögerd auf die Karte, als er aber den Namen gelesen hatte, bat er den Vicomte in die Vorhalle des Schlosses zu treten, da er glaube, daß ihn die Comtesse wohl gleich empfangen werde.

Der Oberst schien zu überlegen, betrat aber langsamen Schrittes die Halle, als er den Diener davon eilen sah. Er brauchte nicht lange zu warten, der Diener meldete ihm in kurzen Worten, daß die Comtesse großes Verlangen trage, ihn sogleich auf ihrem Zimmer zu empfangen. — Egon von Fleury folgte seinem Führer die Treppe hinauf. Als er auf den Corridor kam, welcher zu den verschiedenen Krankengemächern führte, sah er seinen jugendlichen Reisegefährten in einem angelegentlichen Gespräche mit einem Manne, dessen Miene und Kleidung den Arzt verrieth. Er schien eine dringende Bitte an ihn zu richten, welche das zustimmende Kopfnicken des Arztes gewährte. — Der Letztere öffnete eine Thür und der junge Mann schlich hinter ihm her in das Krankenzimmer Alices Marquella.

Von der ehrfurchtsvollen Scheu durchdrungen, welche in dem ganzen Schlosse athmete, über welchem der Fittig des Todes schwebte, fühlte Egon von Fleury, daß sein eigener Schritt verstohlen und sein Athem beengt wurde, als der Diener die Thür des Zimmers öffnete, welches dem, in das sein Begleiter getreten, gerade gegenüber lag.

Mit beiden Händen die Armlehnen ihres Sessels umfassend, und die rollenden Augen begierig auf den Eintretenden gerichtet, erwartete Amanda von Croix die Anrede des Vicomte's.

So vorbereitet dieser auch für die Veränderung der Gesichtszüge der schönen, früheren Hofdame, gewesen war, so erschrack er doch über den scheußlichen Wechsel des Antlitzes, das ihm ehemals so berauscht und gefesselt hatte, und der in diesem Augenblicke noch durch die in ihr tobenden Bewegungen vermehrt wurde. — Er sank mächtig von Mitleiden ergriffen, in den für ihn, Amanda gegenüber, hingestellten Sessel, sammelte sich ein Wenig und sagte mit Wärme:

„Es thut mir wirklich sehr leid, Comtesse, daß mein Erscheinen, das Ihnen nur Freude bringen sollte, sich so ungelegen trifft. Lassen Sie mich hoffen, daß der Diener den Zustand Ihrer Anverwandte übertrieben, und daß Sie zwei Personen haben werden, welche der

Trost ihres Lebens sein sollen. — Mrs. Glonner, und Ihr Sohn, Madame!“

„Mein Herr,“ versetzte Amanda mit bebender Stimme, „die Augenblicke sind kostbar. — Sie werden einen Begriff von der ängstlichen Spannung haben, mit der ich Sie zu hören erwarte — aus dem Umstande entnehmen, daß ich Sie in einem solchen Augenblick empfange. O, Herr Vicomte von Fleury! — meinen Sohn — mein Kind!“ Ihre Augen richteten sich wie glühende Feuerkugeln auf die Thür. „Sie haben einen Begleiter mitgebracht, wartet er etwa auf dem Corridor? — Ist es mein Sohn, der zu seiner Mutter verlangt geführt zu werden? — O, lassen Sie ihn eintreten!“

„Madame, geduldigen Sie sich nur einige Augenblicke noch,“ erwiderte der Oberst, der kaum seine Fassung behalten konnte. „Ich will kurz sein, und das, was in andern Augenblicken eine lange, düstere Gesichte sein würde, in wenigen Worten zusammen drängen.“

Rasch ging nun der Vicomte über die Einzelheiten hin, die dem Leser bereits bekannt sind. — Die Weisungen des Agenten Revoirs, die Uebergabe des Kindes an die Prior u. s. w. — Er erwähnte, daß die Frau mit der, zur Ernährung des Kindes ihr eingehändigten Summe, weiter keinen Aufschluß über die Herkunft desselben erhalten, und daß diese Summe vielleicht die Hauptursache ihres spätern verbrecherischen Lebens gewesen ist. Der Oberst ging leicht über die Nachlässigkeit und Grausamkeit dieses Weibes, gegen das arme schutzlose Wesen hinweg, die er von der Magd, Jane Braddell, nachträglich in Erfahrung gebracht hatte, und erwähnte nur noch, daß sie sich in London, als das Geld verthan war, das Kind vom Halse geschafft hatte. Glücklicherweise habe sie an die um seinen Hals hängende Koralle nicht gemacht, welche zur Entdeckung des Kindes viel beigetragen habe. — Nur durch diese Koralle, und durch die Anfangsbuchstaben v. C. — die Revoirs vorsichtigerweise auf dem Arm des Kindes hatte einbrennen lassen, sei der verlorene Sohn entdeckt worden. Die Confrontation der Wittwe Leed mit der früheren Wärterin des Kindes, habe den Bewies vollständig gemacht.

„Bei dieser Entdeckung,“ schloß der Oberst von Fleury seine Mittheilungen, „begegnete die Person, die ich damit beauftragt, Ihren eignen Agenten, — und die letzten Glieder in der Kette suchten sie miteinander auf. Aber diesem Manne — seinem Eifer und seinem Scharfsinne — verdanken Sie das Glück, welches ich Ihnen zu machen

hoffe. — Er theilte meine Absichten, und zwar umsomehr, weil er Sie persönlich kannte, Ihre Leiden um den verlorenen Sohn zu würdigen wußte. Madame, danken Sie meinem Sohn die Wiedererlangung des Ihrigen!"

Ohne ein Wort zu erwidern, hatte Amanda die Mittheilung des Oberst mit angehört, obschon ihr Antlitz, sowie er in seiner Erzählung weiter kam, sich furchtbar veränderte. Aber jetzt stöhnte sie und krümmte sich vor innerer Qual.

„Nun, Comtesse," sagte der Vicomte theilnehmend, „die Entdeckung Ihres Kindes sollte freudigere Empfindungen in Ihrer Brust hervorrufen, obschon Sie darauf gefaßt sein müssen, daß es dem armen, auf diese Weise herangewachsenen Jüngling, an Schule und Bildung mangeln wird. Ich habe aber von ihm genug gehört, um überzeugt sein zu können, daß sein Gemüth gut und sein Herz dankbar ist. — Beurtheilen Sie dies aber später selbst; — er ist in diesen Mauern, — er ist . . ."

„Von einem nichtswürdigen Weibe aufgegeben — von einer Bettlerin erzogen! — O, mein armes Kind!" unterbrach ihn Amanda mit gebrochener Stimme.

Dann aber sich plötzlich wieder stolz emporrichtend, rief sie mit unheimlich funkelnden Augen, während ihre Brust vor Wuth und innerer Aufregung zu springen drohte.

„O, Herr Vicomte von Fleury! — Nicht genug, daß Sie die Ruhe und das Lebensglück der Mutter mit gleißnerischer Zunge vernichteten, es lag auch in Ihrem Plane, das Dasein dieses unglücklichen Kindes mit teuflischer Kaltblütigkeit zu untergraben. — Fluch Ihnen! und abermal Fluch Ihren vermeinten guten Absichten!"

Ehe der Oberst noch ein Wort des tiefbeleidigten Stolzes, oder ein Wort der Vertheidigung entgegnen konnte, vernahm man laute rasche Tritte auf dem Corridor, und eine undeutliche, heisere, aber heftige Stimme. Die Thür ward aufgerissen und halb von Randal Stanton getragen, halb geschleppt — mit von Schmerz und Wuth verzerrten Zügen, taumelte Bill, der Ankläger Amandas, über die Schwelle. — Er deutete mit seinem langen, hageren Arm auf die Stelle, wo sie saß und rief in abgebrochenen Sätzen:

„Dort sitzt sie, die Mörderin! — Ergreift sie! — Ich klage sie des Mordes an! — Ich sage es ihr in's Gesicht: — sie hat Mrs. Glonner — und Miß Alice Marquella vergiftet! — Auch Lord Chester,

ihr Vertrauter, hat Gift von ihrer Hand erhalten, — und nun will sie auch — will sie auch . . . Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, Sir!" —

„Madame," sagte Randal Stanton, einen prüfenden Blick auf das Gesicht Amandas werfend, „Sie sind durch diesen Augenzeugen des schrecklichsten aller menschlichen Verbrechen angeklagt. — Hoffen wir Alle, daß Sie unschuldig sind. Ihre Anverwandte ist todt, wie ich höre, — aber Gott sei es gedankt, — noch ist die junge Braut Ben Ellinor's am Leben."

Amanda sah mit stierem, gedankenlosen Blick die Anwesenden einem nach dem andern sprachlos an. Aber noch saß Hohn auf ihrer Lippe und Trotz auf ihrer Stirn. Endlich sagte sie langsam, sich an den Vicomte wendend:

„Wo ist mein Sohn? — Sie sagen, er sei in diesem Schlosse, — rufen Sie ihn herbei, auf daß er seine Mutter beschütze vor wahnsinnigen Verleumdungen! — O, geben Sie mir wenigstens mein Kind zurück!"

Ihre letzten Worte wurden durch einen Wuthausbruch ihres Anklägers übertäubt. Mit den gröbsten Schimpfreden, die seine mangelhafte Erziehung ihm in den Mund legte — mit der ekelhaften Gemeinheit seines ungebildeten Wesens — und mit der ungezähmten Ausgelassenheit des Tones, Blickes und Benehmens, welche die einmal erweckte Leidenschaft dem Abschaume der Gesellschaft giebt, ergoß sich Bill in schrecklichen Anklagen, in wahnsinnigen Verwünschungen. — Vergebens bemühte sich Randal Stanton ihm Einhalt zu thun. — Vergebens suchte der Vicomte Egon von Fleury, ihn aus dem Zimmer zu entfernen. Während nun aber der arme Unglückliche — an dessen Wahnsinn die Kenntniß jenes Verbrechens nicht mehr Theil hatte, als die Aufregung des in seinem Blute wüthenden Giftes, — so raste und tobte, fühlte sich der Vicomte plötzlich von einem schrecklichen Argwohn durchzuckt; hastig streifte er, da er ohnedies schon den Arm des Rasenden gepackt hielt, ihm den Aermel auf und an dem Handgelenk zeigten sich die dunkelblauen, in die Haut eingebrannten Buchstaben v. C., welche seine Identität mit dem verschwundenen Kinde Amandas zur Genüge bewiesen.

„Halt ein, Unglücklicher!" rief er, selbst halb wahnsinnig vor Schreck, Aufregung und Schmerz. „Deine eigene Mutter ist es,

welche Du anklagst und beschimpfst! — Madame!" fügte er ächzend hinzu: „Hier haben Sie Ihren Sohn!"

Amanda sprang auf ihre Füße und richtete sich hoch empor — ihre Augen schienen ihr aus dem Kopfe springen zu wollen; sie ergriff den wüthend und drohend gegen sie ausgestreckten Arm, und hier, mitten unter den Buchstaben, welche ihren Sohn verkündeten, zeigte sich der kleine von einem schwarzgelben Kreise umgebene Punkt, welcher ihr Schlachtopfer bezeichnete. — In einem und demselben Augenblicke erkannte sie ihr Kind in dem rasenden Wesen, das sie dem Schaffot überlieferte, und in sich selbst seine — Mörderin! —

Ohne einen Laut des Schmerzes hören zu lassen, ließ sie den Arm los und sank in den Sessel zurück, — und ob nun das Gift jetzt in die edeln Theile eindrang, oder ob eine so ungewohnte Aufregungen in einem so schwachen Körper zum Todesstreiche hinreichte, — kurz der Unglückliche entglitt mit einem leisen erstickten Aufschrei der Hand des reumüthigen, stolzen Vaters, — taumelte einige Schritte vorwärts — das Blut stürzte ihm aus dem Munde und floß über das Gewand der verbrecherischen Mutter — sein Kopf sank einen Augenblick herab, und ruhte fallend auf ihrem Schooß und schlug dann schwer auf die Diele nieder. —

Randal und der Vicomte sprangen eiligst hinzu, beugten sich über ihn, und hoben ihn in ihren Armen auf. — Seine Augen öffneten und schlossen sich — er röchelte, und als er, kalt und leblos, eine Leiche, in ihre Arme zurückfiel, erscholl dicht daneben ein grausiges, furienhaftes Gelächter, — es hallte durch die weiten Gänge, durch die Mauern, es wurde nah und fern — oben und unten — gehört. Es gab im ganzen Hause kein Ohr, welches dieses fürchterliche Gelächter nicht gehört hätte. In diesem Gelächter entfloh auf immer, bis zum Tage des Gerichts, aus den düstern Trümmern ihrer verlorenen Seele, der Verstand der elenden Mörderin — und unglücklichen Mutter!

Weit anders. — O, weit anders — war der heilige Auftritt in dem Zimmer Alices. — Als jenes Gelächter durch die Hallen des alten Schlosses ertönte, flüsterte Alice in einem schmerzfreien Zwischenraume dem jungen Vicomte, der an ihrem Lager saß, einige Worte des Trostes zu. — Sie hatte wohl bemerkt, daß Henry von Fleury in seiner Brust für sie eine heilige, stille Liebe hegte, die er niemals auszusprechen wagte. — Das diabolische Lachen Amandas hemmte ihre leisen Worte und erkältete ihr sanftes Lächeln.

„Es ist der Ausbruch der mütterlichen Freude, Amandas," sagte der junge Vicomte mit Wärme. „Mein Vater hat ihr wahrscheinlich so eben ihren Sohn in die Arme geführt."

„Wie glücklich macht mich dieser Gedanke!" murmelte die Kranke mit einem Blicke, der die Tiefe ihres Gemüths bekundete. „Sie haben mir diese Nachricht so unvollständig mitgetheilt, daß ich Verlangen trage, die nähern Umstände kennen zu lernen. — Aber ich fühle, daß meine Zeit auf Erden gemessen ist. — Ich möchte wohl die Comtesse noch einmal sehen, bevor ich sterbe, — wo nicht, so sagen Sie ihr doch, daß ich für ihr wiedergefundenes Kind gebetet habe."

„Sprechen Sie nicht vom Sterben, theure Miß!" sagte der junge Mann mit weicher Stimme, indem sein Auge feucht wurde. „Der Schmerz ist vorüber — Sie werden genesen!"

Der Arzt trat hinzu, und hielt dem jungen Vicomte warnend den Finger entgegen.

„Mäßigen Sie sich," flüsterte er leise, „wir dürfen sie nicht aufregen."

Henry von Fleury sah empor und traf den Blick John Bourquet's, welcher eisig kalt und tödlich drohend auf ihn gerichtet war. — Er wandte sein Gesicht Alicen zu und lächelte schmerzlich bewegt, sein Gefühl sagte ihm in diesem Augenblicke, daß dieser kein guter Engel für dieses arme Mädchen war.

Der Arzt legte seine Hand auf Fleury's Schulter und winkte die beiden jungen Männer, sich zu entfernen.

„Noch nicht, — noch nicht für immer!" flüsterte Alice, „noch ein Wort, Herr Vicomte, unter vier Augen."

Der Doktor entfernte sich mit John Bourquet aus dem Gemache.

„Herr Vicomte!" sagte sie leise, während sich eine Röthe über ihr Gesicht verbreitete, und ihm den falschen Schein der Gesundheit und jungfräulicher Jugend gab: „Trösten Sie Ben Ellinor — meine Stunde naht heran: — Wachen Sie über sein Leben, so lange Sie mit ihm in diesem düstern Schlosse sind. Vielleicht werden wir gemeinschaftlich wachen. Leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten drückte Sie seine Hand und ihre Augen wendeten sich aufwärts — ihre Gedanken gingen in ein Gebet über.

Aber eine menschliche Freude wenigstens, wenn es auch eine wehmüthige war, sparte das Schicksal diesem Sterbebette noch auf. — Ben Ellinor kam zurück, ehe noch Alles vorüber war. Wie in einer

jener Verklärungen, die sie in der letzten Zeit erfahren, sah und fühlte sie seine Annäherung eine halbe Stunde lang voraus, ehe er kam, und als er in das Zimmer stürzte mit bleichen Wangen, stieren Augen und fliegendem Athem, breitete sie ihre Arme aus und sagte mit einem dahinsterbenden Lächeln:

„Dein habe ich gewartet!"

Und Ben Ellinor's Hand war die letzte, die sie drückte — und auf seinem Antlitze verweilte ihr letzter Blick — und an seinem Herzen hauchte sie ohne Schmerz den letzten Seufzer aus. . . . . .

. . . .

Lord Chester kehrte mit Einbruch der Nacht in das Schloß zurück. Sein ränkevoller Geist war ruhiger geworden, er wollte dem drohenden Verhängniß kühn die Stirn bieten. — Er hatte ein längeres Gespräch mit dem Vicomte Egon von Fleury und Randal Stanton. — Der Lord drang selbst auf alle mögliche Erörterung, die eine gerichtliche Obduction gewähren konnte, und seine Vorstellungen und die Sicherheit seiner Manieren, mit der sie gemacht wurden, erschütterten den Glauben der beiden scharfsinnigen Männer an Bill's furchtbarer Geschichte. Bei der Leichenschau zeigte sich nichts, was Veranlassung gegeben hätte, Alices und der Mrs. Glonner Tod, einer andern als natürlichen Ursache zuzuschreiben. Man entdeckte kein Gift, keinen secundären Beweis, der nur im Geringsten eine Schuld auf Amanda von Croix und den Lord werfen konnte.

Randal Stanton hatte Ben Ellinor in London nicht mehr getroffen, und da er in Bill einen Reitknecht vom Schlosse zu erkennen glaubte, so ließ er seinen Wagen anhalten, um sich zu erkundigen, ob Ben Ellinor im Schlosse Midros anwesend sei, und als Randal, nachdem er Bill zu sich in den Wagen genommen, um sich von ihm die gräßliche Bedeutung der abgebrochenen Worte, welche der arme Mensch fortwährend sprach, erklären zu lassen, durch seine Mittheilungen mit Entsetzen erfüllt wurde, hatte er kaum Fassung genug gehabt, die Wahrheit dieser Mittheilungen in Zweifel zu ziehen. Aber diese so unzusammenhängend erzählte und so eifrig aufgenommene Geschichte, der ein Tod folgte, welcher den zerrütteten Verstand des Stallknechts bewies, wurde jetzt ungläubig bei Seite gesetzt. — Die ärztliche Untersuchung ergab, daß die Gehirnhäutchen und das Gehirn selbst mit Blut angefüllt waren, wie das bei Delirium oder fieberhafter Aufregung dieses Organs gewöhnlich vorkommt; — der kleine Stich

im Handgelenk, den man der Spitze eines rostigen Nagels zuschrieb, konnte hinsichtlich einer durch und durch geschwächten und ungesunden Constitution keinen Verdacht erregen, selbst wenn man sie mit den Grundursachen seines Todes in Verbindung bringen wollte.

Sobald als die Aussprüche des Leichengerichts abgegeben waren, nahm der Lord von den Anwesenden, worunter sich die rechtmäßigen Erben der Mrs. Glonner befanden, förmlichen Abschied, und nahm die Gestalt Amandas mit aus dem Schlosse. — Die Gestalt, denn der Geist war dahin. Lord Chester hielt diese Entfernung für nothwendig, denn zuweilen war ihr Zustand und ihre Raserei schrecklich, und hatte ganz den vernichtenden, mörderischen Charakter, den ihr besonnener Verstand verrathen. — Als sie neben ihren Mitschuldigen und eigentlichen Verführer in den Wagen gesetzt wurde, bebte der sonst so kühne Verbrecher unwillkürlich vor dem gräßlichen Gelächter zurück, das sie ausstieß, als sie den Lord im Wagen erblickte, es war gleichsam, als erkannte sie den bisherigen, fürchterlichen Rathgeber.

Als die Pferde anzogen, und mit dem Wagen durch das Eingangsthor davon eilten, erscholl das Grabgeläut eines dreifachen Begräbnisses.

Lange zuvor, ehe Lord Chester in London ankam, hatte er sich seiner entsetzlichen Begleiterin entledigt. Der Wagen hielt an dem eisernen Thore eines großen, von der Hauptstraße ganz abgelegenen Gebäudes, und die Thüren des Irrenhauses schlossen sich hinter Amanda von Croix.

Mit der Kühnheit seines Temperaments und durch den verzweifelten Stand, sowohl seiner Angelegenheiten als seiner Befürchtungen angetrieben, that Lord Chester, als er London erreichte, sogleich die nöthigen Schritte, sich der Nachlassenschaft Amandas zu versichern. Mit Hülfe Burtlef's wurde ein Testament künstlich geschmiedet, wonach er als Erbe in dem Falle eingesetzt war, daß ihr Sohn nicht zu ermitteln gewesen, oder vor ihr mit dem Tode abgegangen war. Von seinen zahlreichen Schuldnern gedrängt, — Tag und Nacht durch die Furcht vor der Entdeckung seiner Wechselfälschungen gequält, beschloß er, sich bis zur Austragung dieser Sachen nach Frankreich zu begeben. Er machte demgemäß seine Vorbereitungen, übertrug Burtlef seine Angelegenheiten, welcher, da ihm die Belohnung für Bill's Ausmittelung entgangen, nun aus dem Nachlasse Amandas befriedigt werden sollte,

im Falle es ihm gelang, diesen auf Grund des falschen Testaments für den Lord zu erwerben.

Gerade nun in dem Augenblicke als er im Begriff war ein Fahrzeug zu besteigen, daß ihn nach Calais bringen sollte, wurde er ziemlich unsanft auf die Schulter geklopft und eine rauhe Stimme sagte zu ihm:

„Lord Chester, Sie sind mein Arrestant! — Ich verhafte Sie auf den Antrag des Viscount Disraelli!"

„Weshalb?" fragte er hochmüthig, indem er seine Fassung zu bewahren suchte.

„Wegen Wechselfälschungen!" antwortete der Beamte kurz, indem er einigen Polizisten einen bedeutsamen Wink gab.

Der Lord, heftig zusammenfahrend, wurde leichenblaß. Seine Hand griff mechanisch in die Brusttasche, doch der erfahrene Polizeimann packte ihn noch zeitig genug am Arm nnd wand ihm den kleinen vergifteten Dolch aus der Faust, den aus dem Besitz Amandas entfernt hatte. — Da er nun einmal wegen eines Vergehens verhaftet war, das er unmöglich leugnen konnte, obschon es das kleinste war, welches sein Gewissen ihm vorwarf, versank er in dumpfe Verzweiflung. Obgleich er sich nicht blos gegen Andere, sondern auch in seiner eignen, eiteln Brust, oft des leichtsinnigen Muthes gerühmt hatte, mit welchem er, wenn das Leben aufhörte ihm Genuß zu machen, es durch einen Akt seines eignen Willens von sich werfen könnte, so war doch Selbstmord der letzte Gedanke, der in seiner verworfenen Seele auftauchte. — Jetzt aber verließ ihn sein so viel gepriesener Muth. Es war nicht die Verzweiflung des Gewissens, welche ihn ergriff — es war vielmehr das jämmerliche Anklammern an das Leben, nicht die Reue des Herzens, sondern die Furcht vor dem Galgen. — Seine Kühnheit, so bald diese nun einmal zu Boden geschmettert war, ging in die erbärmliche Feigheit über, und mit dem Verluste der erstern, verließ ihn auch seine Verschlagenheit. — Er wurde angeklagt, und zur lebenslänglichen Deportation verurtheilt. — Man muß der englischen Aristokratie die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht gern diejenigen von ihren Mitgliedern verläßt, die dem Schlage des Gesetzes verfallen. Das milde Urtheil gewährte ihm anfänglich eine Erleichterung seiner Angst; als aber seine Phantasie ihm in der Dunkelheit seiner Zelle alle wahren Qualen dieser Strafe, die vielleicht dem rauhen Verbrecher, der an harte Arbeit gewöhnt und mit ge=

meiner Gesellschaft vertraut ist, nicht so schwer fällt, als einen Mann, der, wie er, sich an üppige Genüsse gewöhnt hat, vorzumalen begann: — das abgeschorene Haar — die Verbrecherkleidung der Deportirten — die strenge Entbehrung — die mühsame Arbeit — da erschien ihm die Verbannung so elend, so düster, — wie das Grab. — Der Gedanke an den Galgen, verlor alles Schreckliche. — Hier erblickte er den Galgen, für jede Stunde! — Keine Hoffnung — kein Entrinnen! — Schon öffnete sich ihm die künftige Verdammung, welche das „Lebenslang" umfaßt, schwarz und bodenlos vor ihm. — Das Stundenglas war zerbrochen — der Zeiger der Uhr stand still. — Das Jenseits breitete sich vor ihm aus ohne Grenzen, ohne Ziel — immer weiter bis zur Vernichtung oder zur ewigen Verdammniß.

Auf dem Kirchhofe des kleinen Dörfchens bei dem gigantischen Schloße Midros, befinden sich dicht neben einander, und etwas abgesondert von den Uebrigen, drei Gräber. — Sie liegen zwischen der Kirche und einer alten Trauerweide, einige Sträucher und Blumen sind von freundlicher Hand gepfanzt. — Hierher kommt oft ein jugendlicher Pilger aus der riesigen Welt. — Hier vergißt der Ehrgeiz seine Träume, hier kehrt, wie an einem Erzsabbath, eine mühebeladene, innige Seele zu ihrer Kindheit zurück, und unterhält sich durch den Tod mit Gott.

Den Einfluß, den das Andenken an Alice Marquella, auf das Leben Ben Ellinor's ausübt, vermag er sich nicht zu entziehen. — Lange Zeit bedurfte der unglückliche junge Mann, bevor er zu den Pflichten des wirklichen Lebens zurückkehren konnte. — Zwecklos und hoffnungslos irrte er umher. Aber allmälig breitete sich eine himmlische Ruhe über sein wundes Herz aus, und er gedachte zuletzt, der Aufgabe seines Lebens. — Randal Stanton, tief ergriffen von dem Seelenleiden Ben Ellinor's, war nach New York abgereist, es war ihm nicht gelungen, den jungen Mann zu einem Wechsel seines Aufenthaltes zu vermögen. — Die Wunde mußte erst mehr vernarben. Medula und Miß Mary Harringen waren mit Randal in die Heimath zurückgekehrt, wogegen Whida in die Dienste Ben Ellinor's getreten war. Der Neger und der weiße Mann hatten beinahe einen gleichen Verlust erlitten. Whida die Schwester, wie er Alice nannte, und Ben Ellinor die angebetete Geliebte. —

Amanda von Croix und Lord Chester hatten, wie wir gesehen haben, ein wirkliches Geschäft aus einem Verbrechen gemacht, welches

die menschlichen Gesetze mit dem Tode bestrafen. Sie hatten sich vorgenommen, die grausigen Verbrechen zu wagen, aber der Strafe zu entgehen. — Durch wunderbare Schlauheit, List und Gewandtheit, hatten sie ihren Zweck erreicht. Die Vorsehung schien, als ob sie die niedrigen Werkzeuge gewöhnlicher Vergeltung verachtete, ihnen zu gewähren, wonach sie getrachtet — Rettung von Strick und Galgen. Lord Chester, dessen Verbrechen nicht entdeckt wurden, und der nur für das Geringste bestraft ward, — behielt, was für ihn das höchste Gut zu sein schien — das Leben. — Noch sicherer vor dem Gesetz war Amanda, kein sterbliches Auge hatte die tiefe Nacht ihrer entsetzlichen Verbrechen durchdrungen. Mörderin des eigenen Kindes, der liebevollen Verwandtin und der vertrauungsvollen Freundin, ließ das geblendete Gesetzt sie unangetastet und alles Verdachtes ledig. Ohne Umwölkung und wie aus heiterm Himmel fuhr der Blitzstrahl Gottes hernieder. — Ist aber das Leben — das Beide gerettet, des Preises Werth? — Ist der plötzliche Schmerz von der Hand des Henkers fürchterlicher als die Qual, welche sie ertragen und athmen? — Schau her, lieber Leser, und urtheile!

Siehe jenes dunkle Schiff auf dem Ocean! — Seine Ladung kommt nicht von den Gestaden, an welchen die Segnungen des Ewigen gedeihen. — Keine nützlichen Erzeugnisse der Natur oder des menschlichen Fleißes trägt es über die Wogen, kein Segen ruht auf seinen Masten, mit Gräueln und Verbrechen, mit Gewissensbissen und Verzweiflung, oder was schrecklicher ist als diese, mit der verstockten Gefühllosigkeit zu Stein verhärteter Seelen befrachtet, fährt es den Abschaum und Unrath der alten Welt hinweg, um die neue zu bevölkern.

Auf einer Bank in diesem Schiffe, dicht neben einander, sitzen zwei Männer — gezwungene Kameraden. — Bleich, niedergeschlagen, verstört und furchtsam, sitzt der eine — alle Eleganz ist von dem Gewande — alle heitere, frivole Unverschämtheit von der Stirn verschwunden. — Kann dieser hohläugige, abgezehrte Elende derselbe Mann sein, dessen Sinne sich jeder Ausschweifung hingaben, dessen Frechheit jeder Gefahr spottete? — Aber neben ihm, mit dem Grinsen teuflischer Freude im verbrecherischen Antlitz — ganz Muskel und eiserner Stärke im Körperbau, ganz hämische und gleichzeitig stumpfe Bosheit in dem trüben Auge, sitzt ein gefährlicher Kamerad — Grabmann, der Auferstehungsmann! —

Auf den ersten Blick hat Jeder den Andern erkannt, und die

Prophezeihung und die Erscheinung des Leichenräubers im Hause Burtlef's, tauchten schnell wieder in der Erinnerung des aristokratischen Verbrechers auf. — Wenn er aus seiner Nähe zu entfliehen sucht, so nimmt ihn der nächtliche Auferstehungsmann als seine Beute in Anspruch. — Er droht ihm mit seinen nebligen Augen wie einen Sklaven, er stößt ihn mit dem Fuße, wenn sie sitzen — und stößt ein Triumphgeschrei aus, wenn der vornehme Verbrechen vor Schmerz und Furcht zusammenzuckt. —

Tragt Euern Blick weiter von dem Schiffe des Lasters. — Hört den Ruf von der Spitze des Mastes — seht das Land aus der Wasserwüste emporsteigen! — Ein Land ohne Hoffnung! — Anfangs behaupten Geburt, Bildung und Intelligenz ihren Preis. — Das einzige Verbrechen, wegen dessen der vornehme Mann verurtheilt worden ist, gehört nicht zu den schwärzesten. Er kommt los von dem fürchterlichen Kameraden, er wird als Schulmeister in der Verbrecher-Colonie von Sidney beschäftigt, — sein Kopf arbeitet, nicht seine zierlichen Hände. Das Verhängniß scheint noch Erbarmen mit dem verlorenen Sohn der guten Gesellschaft der Menschen zu haben. — Aber die unverbesserlichsten Verbrecher sind stets die von Geburt und Bildung, die vornehmer erzogen sind, als der große Haufe der armen Menschenkinder. — Die Erdscholle könnt Ihr verbessern, aber das Meteor muß sich vom Sumpfe nähren, und der Stolz und der Ehrgeiz wirken da, wo das Verbrechen selbst die Gelegenheit zu verlieren scheint. — Stets gierig, stets habsüchtig, sinkt er immer tiefer und tiefer in den Morast hinein und die Kolonie sieht in Lord Chester zuletzt den gefährlichsten Aufwiegler und Ruhestörer, den schädlichsten Lehrer der Jugend. — Verloren unter den Verdammten, verbannte man ihn nach der strengsten Strafkolonie von Neu-Süd-Wales, — man schickte ihn hinaus mit den Verworfensten, um Steine an der Straße zu klopfen. — Runzlig und nieder gebeugt und vor der Zeit alt, sieht dieses spitze Gesicht aus der Rotte von Verbrechern hervor. Unter der Peitsche des barbarischen Aufsehers krümmt sich der einst so stolze Nacken. — Die Tag und Nacht an einander gekettet gewesenen Kameraden, haben sich wieder gefunden — der Lord und der Leichenräuber sind wieder beisammen! —

Man denke sich diese durch Gewohnheit so genährte Phantasie — diese durch ungehinderte Trägheit so weibisch gewordene Gelüste. —

Die eine malt noch Greuel hinzu, die nicht vorhanden sind, die andern empören sich gegen alle Arbeit als eine Qual.

Aber der noch nicht ganz entschwundene Verstand, obschon er stündlich immer mehr hinabsinkt, auf den Standpunkt des Thieres, entwirft Pläne zur Befreiung und Flucht. — Laßt das Complott reifen, und das Herz vor Freuden springen — brecht seine Kette, macht ihn frei — laßt ihn durch das Seil die Freiheit gewinnen. — Er durchschwimmt die Fluthen und theilt die Wellen mit kundiger Hand. — Er erreicht die felsigen Gestade, sein Fuß durchdringt die Wildniß, — immer weiter und weiter treibt ihn die Furcht. — Horcht, das ist das Kriegsgeschrei der wilden Bewohner von Van-Diemens-Land! — Seht, wie diese Wesen, welche unsere Natur nachäffen, um den verhungerten, niedergehetzten Unglücklichen herumtanzen und grinsen wie die Teufel! — Horcht, wie er unter der Qual wimmert und ächzt. — Wie sie ihn reißen, stoßen, sengen und stechen. — Aber sie schonen sein Leben — er ist von der Vorsehung gefeit — er darf nicht sterben! — Ein Kannibal unter Kannibale häufen sie ihre Bürde auf ihn, und füttern ihn mit ihrem — Unrath.

Laßt ihn leben, er liebte das Leb'en für sich, er hat den Galgen betrogen — Laßt ihn Leben. — Laßt ihn lauern, laßt ihn wieder nackt und verstümmelt entkommen, laßt ihn zurückflüchten in sein schweres Joch. — Seht er kniet nieder, heiße Thränen strömen über seine blassen Wangen herab, hört, er schreit laut:

„Ich habe die Gesetze gebrochen, ich will all' meine Verbrechen bekennen, ich bitte um den Tod — ich will sterben, — hängt mich auf — ich bin ein Mörder!"

Und viele seiner Gefährten stöhnen:

„Ja, hängt uns auf! — Laßt uns sterben!"

Der Aufseher schwingt die Peitsche über die Köpfe der Verdammten, denen der Muth fehlt, ihrem unglücklichen Loose ein Ende zu machen, und der Sohn der aristokratischen Welt wird wieder an die Seite des frohlockenden Leichenräubers gekettet.

Eilen wir weiter. — Ihr tretet durch ein eifersüchtig bewachtes Thor in ein düsteres Gebäude. — Ihr geht mit scheuen Schritten und mit klopfendem Herzen an Gruppen von Wahnsinnigen vorüber, die sich auf dem Rasen eines geräumigen Hofes tummeln. Es sind harmlose, unglückliche Geschöpfe. Folgen wir den Wärter durch lange, unheimliche Gänge, und blicken wir in einzelne Zellen. Seht Ihr den

Kaiser sein hölzernes Scepter schwingen, — hört den Speculanten seine Millionen zählen, seufzt, wo das arme Mädchen sitzt und geisterhaft lächelnd der Rückkehr ihres, beim Schiffbruch verunglückten, Geliebten harrt — oder schüttelt ernst den Kopf und eilt weiter zu der Zelle, wo der Fanatiker jüngstes Gericht über die Welt hält. — Aber wir gelangen, an starken Eisengittern vorüber, in noch düstere und entferntere Gänge. — Näher und näher hört ihr das Gellen, den Schwur und den Lasterhaften Fluch an Euer Ohr bringen. — Ihr seid in dem Herzen des Tollhauses, wo man die Unglücklichen fesselt, die gleichzeitig unheilbar und gefährlich sind, — welche nur noch Verstand genug haben, um zu erschlagen, zu erwürgen und zu morden.

Der Wärter öffnet uns die Thür, die massiv ist, wie eine Mauer. — Ihr seht Amanda von Croix — die ehemals schöne Hofdame der Kaiserin Eugenie von Frankreich — jetzt ein entsetzliches, grausiges, blutdürstiges Spottbild von einem menschlichen Wesen. — Nur da, wo jeder andere Zug das Gepräge der Menschlichkeit verloren zu haben scheint, brennt noch in unauslöschlichem Fieber das rothe, verzehrende Auge. — Dieses Auge scheint nimmer zu schlafen, oder wenn es schläft, so schließt sich doch das Lid niemals darüber. — Während Ihr vor dem Schimmer desselben zurückbebt, scheint es Euch, als ob der Geist, der Zusammenhang und Harmonie verloren, noch verborgenes, unmittheilbares Bewußtsein als seinen Fluch bewahrte. Tage, Wochen lang beobachtete diese grausenerregende Wahnsinnige ein hartnäckiges Schweigen, ununterbrochenes Schweigen, aber so wie das Auge sich niemals schließt, so finden die Hände auch nimmer Ruhe, sie öffnen sich und greifen wie nach einem fühlbaren Gegenstand, in den sie sich einhaken, wie die Fänge eines Raubvogels in seine Beute. — Dann nach dem langen Stillschweigen, ohne Ursache oder vorherige Anzeichen, erschallt unaufhörlich, bis der von der Anstrengung erschöpfte Körper besinnungslos in Erstarrung sinkt — das furchtbare, markerschütternde Gelächter. Aber ein verständliches, zusammenhängendes Wort, kommt selten von diesen Lippen. Es giebt allerdings Zeiten, wo die Aerzte glauben, daß der Verstand der Kranken theilweise zurückkehrt, und diese Zeiten überwachen sie in Folge der gemachten Erfahrungen mit ganz besonderer Vorsicht. — In der ersten Zeit ihrer traurigen Gefangenschaft, vielleicht, als man in dem Irrenhause glaubte, sie sei eine Kranke von Stand und hätte Freunde, die sich um ihren Zustand kümmerten und freigebig ihre Heilung belohnen würden, erleichterten

die Wärte in solchen Augenblicken die enge Haft und die Aerzte versuchten sanftere Mittel, aber dann machte sie stets, und mit einer List, welche alle sprichwörtliche Verschlagenheit der Wahnsinnigen übertraf, von dieser Nachsicht den tödtlichsten Mißbrauch, sie schlich sich nach dem Lager irgend eines in der Nähe befindlichen Kranken, der schwächer war, als sie, und das Geschrei, welches die Aufseher bewog, nach der Zelle zu eilen, rettete kaum das beabsichtigte Schlachtopfer aus ihren Händen. Es schien in diesen unvollkommenen, lichten Augenblicken, als ob die Vernunft blos zurückkehrte, um sie zum Morde anzutreiben, um den zerrütteten Mechanismus mit dem Leben des Raubthieres zu beseelen.

Es sind nun viele Monde seit ihrem Eintritt in dieses Haus des Jammers verflossen. Der, welcher sie dorthin brachte, ist niemals zurückgekehrt — er hatte einen falschen Namen angegeben, man konnte über ihn und der Kranken keine Auskunft erlangen. Das Gold, welches er zurückgelassen, war nur der Betrag der Kosten auf ein Vierteljahr und die Thore der lebendigen Welt waren ihr auf immer verschlossen, denn sie wurde zuletzt nur noch wie ein Subject betrachtet, mit welchem man nach Belieben verfahren zu können glaubte, und das nur noch zu Experimente gut war. Die Abwartung wurde immer nachlässiger — die Behandlung immer rauher, aber seltsamerweise, während die Züge kaum noch erkennbar waren, während der Körper aller Veränderung erlag, welche die Form erleidet, wenn der Geist sie verläßt, — blieb doch jene üppige Lebenskraft, die dem Temperament eigen war, immer dieselbe.

Noch jetzt sind keine Spuren von Hinfälligkeit sichtbar. Der Tod steht, als ob er diesen Leichnam verachtete, unerbittlich in weiter Ferne. — Auch sie, die alle Gesetze der Menschen gespottet hat, ist mit dem Leben davon gekommen. — Nicht ihr gilt der Spruch: „Blut um Blut!" Sie lebt, sie kann die äußerste Grenze des Alters erreichen. — Lebe fort, um den Kuß von Deiner Stirn, das Blut von Deinem Gewand zu vertilgen — lebe fort! . . . .

. . . .

. . . .

An einem Abende des Monats December 1864, gab das Königliche Theater von Covent-Garden in London eine deutsche Vorstellung. Künstler ersten Ranges sollten den Freischütz von Carl Marie von Weber aufführen. Seit halb sechs Uhr stand eine Menge von Men-

schen vor den Zugängen zum Theater, doch täuschte man sich, wenn man diese für wirkliche Theatergänger gehalten hätte, nur etwa ein Drittel von ihnen wollte das Theater besuchen. Die Uebrigen bestanden aus Taschendieben, Polizeiagenten und Neugierigen. Die Taschentücher verschwanden wie durch Zauberei, die Börsen fielen aus den zerschnittenen Kleidern in die Hände, die zur rechten Zeit untergehalten wurden, die Uhren und Ketten waren im Umsehen verschwunden. Schott, der Einbrecher, hatte durch seine hoffnungsvollen Sprößlinge eine reiche Beute, obgleich diese nur den kleinsten Theil an ihren würdigen Erzeuger ablieferten. — Im dichtesten Haufen bemerkte man den Advokat Burtlef, welcher mit dem gefürchteten Häscher Bandlow angelegentlich sprach.

In dem Augenblicke, wo Burtlef in das Theatergebäude treten wollte, legten sich zwei Hände gewichtig auf seine Schultern und flüsterte ihm folgende Worte in's Ohr:

„Ich verbiete Ihnen, sich umzudrehen und mich zu sehen, „mors tyrannis!“

Burtlef stand augenblicklich still.

„Kennen Sie die Gräfin von Castiglione, — die Maitresse des Herzogs von York?“ fragte die Stimme.

„Ja, Sir, sehr gut!“ antwortete der Advokat aufhorchend.

„Wenn die Gräfin im ersten Akte in die Loge des Herzogs tritt, gehen Sie, sowie der Vorhang gefallen ist, in's Foyer. Dort wird ein Mann an Sie herantreten und das Erkennungswort aussprechen. — Thun Sie, was er von Ihnen fordert!“

„Ja Sir. — Und was wird mein Geschäft sein?“

Die Hände waren von Burtlef's Schultern zurückgewichen.

„Keine Antwort!“ brummte er unwillig, wagte aber nicht den Kopf umzudrehen, ging vielmehr langsamen Schrittes in's Theater.

Die Menge war inzwischen ebenfalls hineingeströmt, oder hatte sich verlaufen, da ein feiner, eisiger Regen zu fallen begann.

Einer der ersten Wagen, der vor dem Eingange von Covent-Garden vorfuhr, war der des Fürsten Dagobert mit seiner Schwester und Tochter. Dann folgte eine glänzende Equipage mit dem Wappen Lord Derby's, eine reizende Frauengestalt, tief verhüllt, stieg aus dem Wagen und betrat die Vorhalle des Theaters. Man flüsterte, es sei eine spanische Tänzerin, die das Herz des berühmten Lords in ihr Netz gefangen hatte. Gleich hinterher kam ein Tilbury herangeflogen

und Ben Ellinor sprang hastig den Tritt herab. — Wiederum flüsterten die jungen Eleganz, die sich im Foyer aufhielten, um die ankommende Damenwelt zu mustern und zu kritisiren, daß Se. Herrlichkeit das Herz dieser bezaubernden Sirene mit Ben Ellinor theilen müßte. Der Lord war seit einigen Minuten angekommen.

Das Theater bot an diesem Abende einen glänzenden Anblick dar. Alle Logen, welche gewöhnlich schwach besetzt waren, glänzten von kostbarem Schmuck, und bis zum zweiten Rang hinauf sah man nichts, als einen prachtvollen Damen-Flor der feinen Welt.

In der ersten Prosceniumsloge zur Linken befand sich Niemand. Diese Loge erwartete Se. Hoheit den Herzog von York, die daran stoßende Loge wurde von dem Fürsten Dagobert und seinen Damen in Besitz genommen, die folgende von der spanischen Tänzerin. Auf der andern Seite vom Theater sah man in der ersten Loge Ben Ellinor, vor die zweite war ein Schirm gezogen, welcher die darin sitzenden Personen verbarg, die dritte war von John Bourquet mit einigen Freunden besetzt.

Der erste Akt war seinem Ende nahe, aber in dem Augenblicke, wo der Vorhang niederging, öffnete sich die Prosceniumloge und die schöne Gräfin von Castiglione trat, mit Diamanten bedeckt, herein, und hielt das Kreuzfeuer von hundert Operngläsern und Lorgnetten aus, die sich auf die Person dieser gefeierten fürstlichen Maitresse richteten, die einst das unbeständige Herz Napoleons beherrschte, und jetzt ihre zündenden Blicke auf den alten, aber unermeßlich reichen Herzog mit Erfolg geworfen hatte. Adele von Castiglione war ungemein neugierig, den neuen Stern zu sehen, der aus fernem Lande am Theaterhimmel plötzlich aufgegangen und mit seinen brennenden Strahlen das schwer zu besiegende Herz Lord Derby's in Feuer und Flammen versetzt hatte.

Kaum hatte die listige Gräfin Platz genommen, so verschwand Burtlef von seinem Sitze im zweiten Range. Er eilte hastigen Schrittes in den Foyer hinunter. Kaum dort angelangt, trat ihm ein unbekannter, feingekleidet Mann in den Weg, der ihn vom Kopfe bis zu den Füßen aufmerksam betrachtete.

„Advokat Burtlef?“ flüsterte der Unbekannte, worauf er mit ausgestrecktem Zeigefinger drei Mal seine Stirn berührte und leise die Worte hinzufügte:

„mors tyrannis!“

Burtlef verbeugte sich ehrfurchtsvoll. Der Unbekannte nahm ihn bei Seite und sie sprachen einige Minuten eifrig miteinander.

„Es befinden sich in allen Wirthshäusern in der Nähe von St. Giles gewandte Leute,“ sagte der ränkevolle Advokat soeben mit einem einem selbstzufriedenen Lächeln, „ich werde den Auftrag schon zur Zufriedenheit ausführen.“

„Aber bedienen Sie sich unter allen Umständen nur eines geschickten Menschen,“ versetzte der Fremde eindringlich.

„Einen wahren Aal, Sir, seien Sie ganz ohne Sorge!“ erwiderte Burtlef mit dem Kopfe zustimmend nickend.

Der Unbekannte legte den Zeigefinger auf seinen Mund und entfernte sich.

Beim Fallen des Vorhanges fand eine allgemeine Bewegung im Theater statt. Die Logen machten sich Besuche, und die Galerie sowie das Parterre fingen eine lärmende Unterhaltung an.

Als Lord Derby auf kurze Zeit in die Loge der schönen Tänzerin trat, waren unzählige Augengläser auf sie gerichtet, man hörte alle Arten von bewundernden Ausrufungen mit Anerbieten von Wetten verbunden: daß sie kaum zwanzig Jahr alt sei — daß sie Italienerin oder Spanierin sein müsse. — daß ihre Agraffe mindestens zwanzig Tausend Pfund werth sei u. s. w.

Eben beugte sich auch Ben Ellinor über die Brüstung seiner Loge.

„Ein herrliches, bewunderungswürdiges Weib,“ murmelte er und richtete sein Opernglas auf die strahlende Tänzerin. Bald aber ging er wieder in den hintern Theil der Loge zurück, ließ sich in einen Sessel nieder und verfiel in ein dumpfes Hinbrüten.

Man sagt, die Zeit heile alle Herzenswunden, so war es auch bei Ben Ellinor, denn wenn auch das Bild seiner so früh dahingeschiedenen Geliebten in seinem Herzen fortlebte, so hatte sich doch der nagende Kummer über ihren Verlust in seiner Brust zu einer edlen, männlichen Resignation verwandelt. — Der junge Mann war heute sehr trübe gestimmt, es mußte etwas ganz Außerordentliches mit ihm vorgegangen sein, denn sein anziehendes Gesicht war von einer dunkeln Wolke tiefen Schwermuths beschattet. — So viel war in der vornehmen Welt bekannt geworden, daß seine Gelder aus Amerika seit sechs Monaten unbegreiflicherweise ausgeblieben, und seine Briefe unbeantwortet gelassen worden waren. Das englische Bankhaus, welches ihm bisher bedeutende Summen unverweigerlich gezahlt hatte,

erklärte plötzlich: keinen Auftrag mehr zur Zahlung zu haben. Der Correspondent in New-York hatte berichtet: daß sein Auftraggeber, den er nicht weiter kenne, keine Gelder zur Aushändigung an Ben Ellinor ihm zur Verfügung gestellt habe.

Der Enkel Abd-el-Kaders hatte zwar nicht verschwenderisch, aber sorglos, wie ein Cavalier gelebt, und stets offene Börse für seine Freunde gehalten; — er war deshalb schon in bedeutende Schulden gerathen. In seinen Verhältnissen schien eine höhere Macht ihr unheilvolles Spiel zu treiben.

Die Gräfin von Castiglione wurde, als sie das reizende Gesicht der lieblichen Spanierin mit prüfender Miene betrachtete, ungemein zu ihr hingezogen, und ließ Lord Derby bitten, ihr die Sennora vorzustellen. Als dies geschah, plauderten sie zusammen, ohne sich um die Aufmerksamkeit zu kümmern, welche dieser Akt im Theater erregte.

Als Ben Ellinor sich über die Brüstung der Loge lehnte, um die Sennora zu betrachten, bemerkte es die schöne Spanierin, und blieb mitten in einer angefangenen Rede stecken; ihr ganzes Wesen wurde versteinert. Der Blick des jungen Mannes, mit dem glänzend schwarzen Haar, den feurigen Augen, den gelblichen Teint, und der schlanken Gestalt, — der Liebling der Damenwelt, traf ihr Herz, ihren Kopf und durchzuckte ihren ganzen Körper.

Die Gräfin gerieth auch in Verwirrung über diesem Vorfalle, so heftig und plötzlich war er; sie bemerkte, wie eine lebhafte Röthe mit einer fahlen Bläße auf dem Gesicht der jungen Sennora wechselte, folgte neugierig ihrem Blicke und sah Ben Ellinor, welcher so eben seine Loge verließ.

„Sie liebt diesen schönen, jungen Mann," dachte die Gräfin, und freute sich im Stillen eine Waffe gefunden zu haben, womit sie Lord Derby einen empfindlichen Streich versetzen zu können glaubte, der es gewagt hatte, ihre Reize nicht zu beachten.

Sennora Pepa Varlenta hatte noch nie geliebt. Sie war erst vor Kurzem von Madrid nach London zum Gastspiel eingetroffen, und unter den gewichtigen Schutz des vielvermögenden Lords genommen worden. Sie hatte Ben Ellinor schon öfter in Gesellschaften gesehen, und in auffälliger Weise zu erkennen gegeben, daß sie den allerdings anziehenden jungen Mann, mit der ganzen Gluth ihres heißen Vaterlandes liebe. — Doch dieser schien kein Auge und keinen Sinn für die bezaubernde Sennora zu haben. Sein Herz blutete noch von dem

schweren Verlust, den er erlitten. — Die galanten Cavaliere der vornehmen Welt beneideten den Glücklichen, und verspotteten den Thoren, der seinen Sieg nicht zu benutzen verstand. — Ben Ellinor hörte oft ihre Spottreden, beachtete diese aber nicht sonderlich, da sein Gemüth von dem plötzlichen Wechsel seiner Verhältnisse obenein ergriffen war. — Er lächelte wehmüthig, wenn man ihn von der Liebe der schönen Spanierin zu ihm, erzählte. — Die Sennora hoffte nun, den jungen Mann in jeder Minute in die Loge der Gräfin von Castiglione treten zu sehen — doch Ben Ellinor kam nicht, er hatte kein Herz für die seltsame Liebe dieses herrlichen Wesens.

Während dieser Zeit hatte Burtlef das Theatergebäude verlassen. — Er ging durch Bow-Street und blieb an der Ecke von Before-Lane stehen.

„Der Teufel hole diesen Auftrag!" brummte er vor sich hin." Einen geschickten Menschen soll ich beschaffen! — Hol' mich der Henker, wenn man einen solchen um diesen Stunde nicht in der Nähe finden sollte, — oder einen sichern Kerl, das ist etwas Anderes. Da ist der Schuft, mein Nachbar, Schoot, der einem schwatzhaften Weibe die Zunge stehlen würde, — aber sicher ist er nicht — doch geschickt! — Es bleibt mir keine andere Wahl."

Er verschwand schnell in eine Nebengasse, und befand sich bald vor einer elenden Taverne, deren Thür er öffnete und hastig eintrat.

In einer Ecke des räucherigen Gemaches saß Schoot, der Einbrecher, an einem Tische und vollendete sein frugales Mahl, das er mit Porter tüchtig anfeuchtete! — Der Eintritt einer so wichtigen Person, wie der Diebes-Advokat war, konnte nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen. — Burtlef nahm aber davon keine Notiz, er verlangte ein Glas Grog und winkte Schoot durch eine Handbewegung zu sich.

„Ich grüße Sie, Mr. Burtlef," sagte Schoot indem er näher trat und den Advokat lauernd betrachtete.

„Guten Abend, Nachbar," versetzte Burtlef vertraulich, „ich habe mit Euch zu reden. — Kommt mit mir, es giebt Arbeit für Euch."

Beide gossen schnell ihre Getränke hinab, bezahlten die Zeche, und verließen die Diebesherberge. — Burtlef bog in eine von den kleinen, schmutzigen und engen Gassen ein, und stand endlich in die von den Gaunern Before-Lane getaufte Gasse stehen. Er zog den Einbrecher in einen dunklen Winkel und sagte im hastigen Tone:

„Was ich von Euch verlange, Schoot, ist sehr einfach und an-

genehm. — Ihr geht sogleich zu einem Trödler und beschafft Euch dort die anständige Kleidung eines Gentlemanns. Dann eilt Ihr so schnell als nur möglich in's Theater von Covent-Garden und setzt Euch ruhig in's Foyer, verstanden?"

„Natürlich!" rief Schoot lachend. „Aber was weiter?"

„Dort wartet Ihr so lange, bis Jemand Euch anredet und Eure Hand in dieser Weise berührt."

Burtlef faßte ihn auf eine eigenthümliche Art an die Hand.

„Aber woran wird mich denn dieser Jemand erkennen?" fragte der Einbrecher neugierig.

„Ja so, das hätte ich beinahe vergessen!" entgegnete der Advokat. „Dieses rothe Band hier, knüpft Ihr in's Knopfloch."

Schoot nahm das Band und versprach ganz nach Wunsch zu verfahren.

„Dieser Jemand wird Euch nun sagen, was Ihr zu thun habt. Gehorcht ihm unverweigerlich," fuhr Burtlef eindringlich fort. — „Hier sind fünf Pfund zu Eurer anständigen Equipirung und fünf Guineen um Euch Curage zu machen. — Für weitere zwanzig Pfund hafte ich Euch, wenn die Arbeit verrichtet ist."

Schoot machte ein freundliches Gesicht, nahm schnell das Geld und eilte davon.

In dem Augenblicke, wo Burtlef im Theater seinen Platz wieder einnahm, war die Vorstellung im besten Gange. — Der zweite Akt des Freischütz näherte sich seinem Ende. Man erwartete das Ballet.

Während der Pause wurden die Besuche in den Logen fortgesetzt.

Die Gräfin von Castiglione empfing nach einander die angesehensten Cavaliere, welche gekommen waren, den Damen ihre Huldigungen darzubringen. Man war entzückt, hingerissen von der wunderbaren Schönheit der Sennora Pepa Varlenta, welche sich noch in der Loge der nicht minder schönen Gräfin befand.

Endlich verließ auch Ben Ellinor die Loge des Fürsten Dagobert, in welcher er den Damen seine Aufwartung gemacht hatte. Das Herz der Tänzerin schlug heftig. Sie wartete und zählte jeden Schritt, den er in dem Gange bis zur Loge der Gräfin von Castiglione zu machen hatte. Sie fühlte, daß er kommen würde.

„Da ist er!" flüsterte die Gräfin lächelnd. „Seien Sie glücklich."

Die Thür öffnete sich und Ben Ellinor trat ein. — Er grüßte die Gräfin ehrerbietig und ließ sich der Sennora vorstellen.

Während er sich mit der Gräfin unterhielt, betrachtete ihn Pepa Varlenta aufmerksam, aber nicht etwa heimlich und verstohlen, wie es gewöhnlich junge Mädchen thun, sondern mit erhobenem Haupte und ohne die mächtige Anziehungskraft zu verhehlen, die er auf sie ausübte.

Ben Ellinor bemerkte es, aber er that, als habe er es nicht wahrgenommen. Die Thür der Loge öffnete sich wieder und ein anderer Cavalier trat ein. Die Gräfin plauderte jetzt mit dem so eben Gekommenen.

Ben Ellinor setzte sich zu der schönen Spanierin. — Er ließ einige Augenblicke vergehen, bevor er sprach und richtete einen seltsamen, festen, unablässigen Blick auf das reizende Antlitz der Sennora. — Das erblassende Mädchen zitterte vor diesem Blicke, der ihre sonst so kräftige Natur brach, sie bändigte und zur Sklavin ihrer Leidenschaft machte.

„Sie sind in der That bezaubernd schön, Sennora,“ sagte endlich Ben Ellinor mit tiefer, ernster Stimme. „Es wäre besser, wenn ich Sie nicht gesehen hätte.“

Er hielt inne und ergriff die zarte Hand der Tänzerin, welche diese nicht zurückzog.

„Ich fürchte die Lächerlichkeit nicht,“ fuhr er fort, „wenn man mich getäuscht hat, um über mich zu spotten. Es wird mir an Ihrer Verzeihung genügen, die ich im Voraus erbitte. — Man hat mir gesagt, daß Sie mich lieben, Sennora!“

„Es ist wahr!“ antwortete Pepa Varlenta mit seltener Offenheit.

Ben Ellinor wurde von dieser überraschenden Antwort wie betäubt, sein Blick senkte sich unwillkürlich. Als er die Augen erhob, rannen Thränen über die bleichen Wangen der Tänzerin. Sie fühlte, daß sie die Grenzen der Weiblichkeit fast überschritten hatte. — Er war tief bewegt.

„Sie lieben mich, Sennora!“ rief Ben Ellinor mit bebender Stimme. „Ach, wüßten Sie mein vergangenes Leben, mein namenloses Dasein! — Ich liebe Sie nicht, Sennora — ich will Sie nicht lieben, es wäre grausam von mir, Sie in mein unglückliches Dasein hineinzuziehen.“

Die Tänzerin betrachtete den jungen Mann mit zärtlichen Blicken, und ein Lächeln verklärte ihre lieblichen Züge.

„Sie werden mich lieben,“ sagte sie nach einer kleinen Pause.

„O, Sie werden mich gewiß lieben, — ich fühle es; ich weiß es. — Ihre Stimme sagt es mir, Ihren Worten zum Trotze!“

Ben Ellinor antwortete nicht gleich; er gefiel sich einen Augenblick in der Betrachtung dieses wunderbaren Geschöpfes, das auf der Bahn des Künstlerruhmes wie ein leuchtender Meteor dahin zog, und von aller Welt fast vergöttert, angebetet und auf Händen getragen wurde, und welches er mit einem Worte zu dem seinigen machen konnte. Er sog in langen Zügen die Leidenschaft ein, die aus den halbgeschlossenen Augen Pepa Varlentas hervorstrahlte. — Er war, fast gegen seinen Willen, besiegt.

„Ja, Sennora, ich werde Sie lieben lernen,“ sagte er endlich mit leiser, seelenvoller Stimme. „Ich will versuchen, Ihnen von mir zu geben, was ich an Liebe zu geben vermag. — Kennen Sie meine unglückliche Geschichte? — Warten Sie, Sennora, Sie sollen davon sogleich einen Theil erfahren!“

Ben Ellinor sprach diese Worte im trockenen, bitteren Tone. Sein Auge, das eben noch in leidenschaftlicher Gluth auf Varlentas Antlitz ruhte, warf nach einer der Mittellogen, welche nur von den Mitgliedern des königlichen Hofes benutzt wurden, einen Blick, in welchem ein Gemisch von unaussprechlichem Stolze, Hohne und Bitterkeit lag.

Er hatte in dieser Loge den französischen Botschafter, Prinzen Napoleon — seinen Vetter — bemerkt.

„Sennora,“ sagte Ben Ellinor, indem er sich bestrebte seine Fassung zu bewahren, „wenn Sie mich in zehn Minuten noch lieben, dann will ich Sie mein ganzen Leben hindurch lieben!“

Er stand hastig auf und verließ die Loge. Pepa Varlenta blickte ihn erstaunt nach.

Die Gräfin von Castiglione that, als hätte sie diesen ganzen Vorfall nicht bemerkt.

Ben Ellinor sprang indessen die Treppen hinab und blieb erst auf der Straße stehen.

„Whida!“ rief er im lauten Tone.

Ein Tilbury, in welchem er gekommen war, hielt in einiger Entfernung. Der Neger sprang sogleich von seinem Platze, und eilte herbei.

„Meine Mappe und mein Kostüm, Whida!“ sagte Ben Ellinor hastig, zog schnell seinen eleganten schwarzen Frack aus, und ging auf den Wagen zu.

Whida nahm eine Jacke und eine weiße Schürze, wie sie die Bil-

derhändler in London tragen, aus einem Kasten des Tilburys und reichte sie seinen jugendlichen Herrn hin. — Ben Ellinor zog die Jacke an, band die Schürze um, nahm eine elegante Mappe mit Bilder unter dem Arm, und eilte dann in den Theaterraum zurück.

Der Enkel Abd-el-Kaders hatte seinem Vater einen Kampf bis zum Tode geschworen. Er wollte das begangene Unrecht gegen seine Mutter rächen. Es war ein merkwürdiger Krieg des Schwachen gegen den Mächtigen. Aber Ben Ellinor hielt Wort. — Die Waffen, welche er wählte, waren seltsam, aber er schwang sie fürchterlich und schlug unaufhörlich damit, so daß die einmal geschlagene Wunde zu bluten fortfuhr, ohne daß es möglich war, sie jemals zu schließen. — Er hatte nach dem Willen des Marquis Posa, ein Schreiben seiner so früh verstorbenen Mutter, in einer Audienz Napoleon III. überreicht. Gleichgültig hatte dieser das Schreiben erbrochen, doch kaum hatte er auch nur einen Blick auf die Zeilen geworfen, so wurde sein Gesicht leichenblaß, und Ben Ellinor sah, wie seine Hand zitterte. — Die Aufregung ging aber augenblicklich vorüber. Mehrmals ließ er sein finsteres Auge forschend auf die schönen Züge des jungen Mannes ruhen, ohne ihn jedoch auch nur eines Wortes zu würdigen. Nachdem er das verhängnißvolle Schreiben ruhig bis zu Ende gelesen und eine Weile sinnend vor sich hingestarrt hatte, wandte er sich plötzlich mit der Frage an Ben Ellinor:

„Kennen Sie den Inhalt dieses Schreibens?“

„Nein, Sire,“ antwortete der junge Mann mit Offenheit. „Meine Mutter hat mich nur in ihrem Vermächtnisse beauftragt, dieses Schreiben Euer Majestät selbst abzugeben.“

„Wer war Ihre Mutter?“ fragte der Kaiser forschend, indem sein Blick den jungen Mann durchbohren zu wollen schien.

„Dies kann ich Euer Majestät nicht sagen,“ entgegnete Ben Ellinor ehrfurchtsvoll.

Mehrere Male ging Napoleon III. hastig im Gemach auf und ab, um wie es schien, einen Entschluß zu fassen. — Plötzlich bedeutete eine Handbewegung dem jungen Mann unverkennbar an, daß er entlassen sei. Ben Ellinor entfernte sich, nachdem er sich noch ehrfurchtsvoll verbeugt hatte, ohne ein Wort der väterlichen Liebe und des Trostes empfangen zu haben.

Voll Aufregung eilte er in seine Wohnung, um ein zweites Schreiben von der Hand des Marquis zu erbrechen. Es war an ihn

selbst gerichtet, und sollte er es nur in dem Falle eröffnen, wenn ihm von Seiten des Kaisers keine Mittheilungen über seine Geburt, Herkunft und den Namen, den er in der Welt führen sollte, gemacht worden waren. Sein Herz brannte vor Begierde seine Abstammung und den Namen seines Vaters zu erfahren, auch drängte es ihm zu wissen, in welchem Verhältnisse seine Mutter zu Napoleon gestanden und welche Bewandtniß es haben, daß man ihm bisher die Namen seiner Eltern hartnäckig verschwieg. Schon früher waren seltsame Vermuthungen in ihm aufgestiegen. -— Er trug einen fremdartigen Namen und wußte nicht genau anzugeben, ob er sich zur christlichen, mohamedanischen oder jüdischen Kirche bekenne. —

Das zweite Schreiben gab ihn nun über die meisten dieser für ihn so wichtigen Punkte Aufschluß. — All' sein Streben, einen geachteten Namen von dem verschlossenen Vater zu erhalten, war vergebens. Er verließ Paris, und schwur dem Urheber seiner Tage, unvertilgbaren Haß. —

Ben Ellinor hatte den Rath des Marquis befolgt, und eine Waffe gewählt, die seltsam in seiner Art war, und das Erstaunen von ganz Europa hervorrief, denn alle Zeitungen sprachen von den Schicksalen des jungen, schönen Araberfürsten.

Ben Ellinor hatte erst vor wenigen Tagen, vor dem Gesandtschaftspalais, in dem der Prinz Napoleon abgestiegen war, den ganzen Abend Posphorfeuerzeuge mit dem Rufe verkauft:

„Wer kauft den Sohn des Kaisers Napoleon Feuerzeuge ab!"

Der Prinz hatte ihn von den Dienern mit Stockschlägen forttreiben lassen. Ben Ellinor hatte den Dienern dafür, unter dem Jubel der Menge, zehn Pfund geschenkt.

Jemehr nun die in diesem seltsamen Duell von Ben Ellinor geführten Stöße originell und außergewöhnlich waren, jemehr Beifall rief die schöne Welt ihnen zu. Ganz London zitterte vor Freude, wenn man in den Spalten der Times diese pikanten Nachrichten las, welche die Runde durch ganz Europa machten, und Jedermann lachte aus vollen Leibeskräften über den liebenswürdigen Schwärmer, weil Jeder zuletzt das Geheimniß seiner Geburt kannte.

Es war höchst merkwürdig. Der Prinz durfte sich in keinem Salon zeigen. Er ging zuletzt nur noch an solche Orte, wo er hoffen konnte, seinen Henker nicht zu treffen; aber Ben Ellinor schien eine geheime

Polizei unter seinem Befehle zu haben. — Wo sich auch der Prinz zeigte, er fand stets das kalte, spöttische Gesicht seines Cousins auf seinem Wege. — Ben Ellinor dagegen kam immer mehr in die Mode, man riß sich förmlich um ihn. — Seine fürstliche Abstammung öffnete ihn bereitwilligst die Salons der höchsten Aristokratie.

Der Vorhang war wieder gefallen, das eingelegte Ballet war zu Ende, als Ben Ellinor in seinem Kostüm als Bilderhändler, in den Theaterraum trat. — Er hatte seine Mappe geöffnet.

Zuerst ging er im Parterre herum.

„Meine Herren!" rief er mit weit dahinschallender Stimme, „kaufen Sie das Bildniß meines Vaters, des großen Kaisers von Frankreich, Napoleon III. — oder das meines Vetters, des Prinzen Napoleon Bonaparte!"

Als Ben Ellinor vor die großen Parquetlogen kam, erschallten lärmende Bravo's und enthusiastischer Beifallruf. Er wiederholte seine Worte, und Jeder wollte die Portraits, mit Bemerkungen von ihm versehen, haben. Die Mappe würde in einigen Augenblicken leer geworden sein, wenn er sie nicht geschlossen, und gesagt hätte:

„Genug, meine Damen und Herren, genug! — Ich muß noch für dort oben etwas behalten!"

Als er diese letzten Worten sprach, hob er den Blick nach der Loge des Prinzen, der von Anfang bis zu Ende des zweiten Aktes dort unbeweglich saß. — Der kaiserliche Botschafter schien nicht im Geringsten den Sturm zu erwarten, der über seinem Haupte grollte.

Ben Ellinor stieg in den ersten Rang hinauf, und ging mit den Portraits von Loge zu Loge. Ueberall wurde er mit Jubel und schallendem Gelächter empfangen; selbst die Damenwelt fand den Streich des kaiserlichen Bastards ausgezeichnet. — So wie er aus den Logen herausgegangen war, sah man die Inhaber derselben sich nach vorn beugen, und ihm mit neugierigem, ermuthigendem Blicke folgen.

Ben Ellinor blieb in der Loge des Prinzen stehen, und verhielt sich einige Augenblicke ruhig, indem er dachte, daß seine bloße Gegenwart schon die Aufmerksamkeit seines Vetters auf sich ziehen würde, — aber er irrte sich. — Der Prinz schien ihn nicht bemerken zu wollen.

Ben Ellinor war es müde zu warten. Er breitete seine Mappe auseinander, und machte ein bemerkbares Zeichen seiner Gegenwart.

Der Prinz wandte ärgerlich den Kopf. — Als er aber Ben Ellinor

sah, zitterte er am ganzen Körper. Sein Gesicht wurde bleich vor Wuth, seine Augen begannen zu leuchten und seine Lippen zitterten, ohne einen Laut von sich zu geben.

Im ganzen Theater herrschte Todtenstille.

„Prinz, mein Vetter!“ sagte der junge, kaiserliche Bastard mit deutlicher, ernster Stimme, die bis in den entferntesten Winkel jeder Loge drang. „Kaufen Sie den Sohn Ihres Onkels, Napoleon III., ein Portrait ab, damit er sich Brod kaufen kann.“

Alles applaudirte und die Damen verbargen ihre schönen Gesichter hinter ihre kostbaren Fächer. Man erklärte Ben Ellinor für einen Spaßmacher von der liebenswürdigsten Art.

Der Prinz indessen, der Gegenstand dieser beleidigenden Neugier, war wie vom Blitze getroffen. Er kannte den mächtigen Haß der Engländer gegen Frankreich und Ben Ellinor hatte das Gesetz Englands zur Seite. — Der Prinz durfte es als Gesandter in einer wichtigen Mission, ohne Gefahr für seine Person nicht verletzen.

„Nun, Vetter!“ rief der unerbittliche Enkel Abd-el-Kader's.

Der Prinz öffnete den Mund, als wenn er sprechen wollte.

Wie mit einem Zauberschlage ward es wieder still im Theater.

Doch der kaiserliche Gesandte war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen. Er warf Ben Ellinor einen tödtlichen Blick zu, und entfernte sich aus der Loge. Man sah ihn an diesem Abende nicht mehr im Theater.

In diesem Augenblick entstand auf den Galerien und im Parterre ein Höllenlärm. Es war halb zehn Uhr und der Augenblick, wo das Publikum zu halben Kassenpreisen Eintritt hatte. — Ein dem Londoner Publikum theures Privilegium. — Ben Ellinor benutzte diesen Tumult, um sich zu entfernen. Whida nahm die Mappe und sein Kostüm wieder und gab ihm seinen eleganten Frack dagegen.

Unterdessen begab sich im Theater ein seltsamer Auftritt.

In dem Augenblicke, wo der Lärm des Publikums sich zu legen begann, hörte man in einer Prosceniumsloge das Geschrei einer Dame, einen Noth- und Angstruf. — Er kam aus der Loge der Gräfin von Castiglione, welche noch immer die Ankunft ihres erlauchten Beschützers erwartete.

Alle Blicke, die erst nach der Loge des Prinzen Napoleon Bonaparte gerichtet gewesen, wandten sich plötzlich der Prosceniumsloge zu.

Man sah die schöne Gräfin mit verstörten Zügen nach dem Gange

stürzen, und um Hülfe rufen, und fast zu gleicher Zeit zeigte sich vorn an der Brüstung der Loge das Gesicht John Bourquet's.

Schoot, der Einbrecher, hatte seinen Auftrag nach bestem Willen vollführt. — Er wandte das erhaltene Geld bei einem Trödler in Long-Acre an und trat, vom Kopfe bis zu den Füßen als Gentleman gekleidet, heraus. Nichts fehlte, weder die lackirten Stiefel, noch die weißen Handschuhe. Seine Lumpen ließ er bei dem Trödler. Er nahm seinen Weg nach Covent-Garden.

Es war gegen Ende des Ballets. Im Foyer befanden sich etwa ein Dutzend Theatergänger, welche sich im Theater — langweilten. — Er betrachtete alle ihm Begegnenden genau, überall machte er sich bemerkbar. Alles vergebens, Niemand achtete auf ihn, und dennoch trug er in seinem Knopfloche das rothe Band.

Aus Verdruß näherte er sich dem Büffet und forderte ein Glas Sherry. — In diesem Augenblicke näherte sich ihm ein Fremder und legte den Zeigefinger der rechten Hand auf die Brust, gerade an der Stelle, wo das rothe Band leuchtete.

„Folgen Sie mir!" sagte der Fremde mit leiser Stimme.

„Wie so? — weshalb folgen?" entgegnete Schoot mürrisch.

Der Fremde runzelte die Stirn.

„Folgen Sie mir!" wiederholte er abermals mit gebieterischer Stimme.

„Ich folge nur den Leuten, welche ich kenne," versetzte Schoot, ohne sich durch die Miene des Fremden sich einschüchtern zu lassen.

Der Unbekannte betrachtete ihn einen Augenblick lächelnd. — Dann ergriff er seine Hand und machte mit dem Zeigefinger auf Schoot's innere Handfläche ein Kreuz, indem er hinzufügte:

„mors tyrannis."

„Ja, so!" rief Schoot mit Wichtigkeit, „jetzt sprechen Sie vernünftig. — Sie können sich wohl denken, Herr, daß, wenn man mich mit einer so hohen Mission beauftragt, ich nicht Jedermann folgen kann, der zu mir sagt: Folgen Sie mir!"

„Das ist sehr wahr," entgegnete der Fremde lächelnd. „Doch, wie nennt man Sie?"

„Schott, Sir, — und wie nennt man Sie?" fragte der Einbrecher neugierig.

„Mein Name thut wenig zur Sache! — Kommen Sie mit mir!" antwortete der Fremde im ernsten Tone.

Beide verließen das Foyer in dem Augenblicke, wo die Menge nach dem Fallen des Vorhanges durch die Ausgänge des Theaters nach dem Foyer strömte. — Sie standen zwei Schritte vor der Loge still, in welcher jetzt wieder die Tänzerin Sennora Pepa Varlenta ihren Platz eingenommen hatte.

Der Fremde klopfte dreimal in geheimnißvoller Weise an die Thür der benachbarten Loge. — Die Thür öffnete sich augenblicklich. — Schott wurde von hinten an die Schultern hineingeschoben, und befand sich plötzlich in der vollkommensten Dunkelheit. — Der Ort, wo er sich befand, war die Loge mit dem grünen Schirm.

Ein tiefes Schweigen herrschte eine Minute lang. — Schoot hörte nur das zurückgehaltene Athmen von mehreren Menschen. — Ihn schauderte vor Furcht. — Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ich glaube, Ihr zittert, Freund!" sagte eine hohle und verstellte Stimme. „Wenn Ihr ein Feigling seid — so entfernt Euch wieder!"

„Beim Teufel, Herr!" antwortete Schoot. „Ich bin ein ganzer Mann, nur liebe ich es, vor mir deutlich hersehen zu können. — Was wird übrigens von mir verlangt?"

„Ihr sollt gehorchen — und schweigen!" ertönte es aus dem Dunkel im befehlenden Tone.

Schoot fühlte in demselben Augenblicke sich am Arm ergriffen. — Man zog ihn an die Brüstung der Loge.

Eine Hand berührte den Schirm, in dessen Mitte sogleich ein strahlender Punkt sichtbar wurde.

„Legt Euer Auge an dieses Loch!" sagte die Stimme.

Schoot gehorchte augenblicklich.

„Werft Euern Blick nach der Prosceniumsloge auf der rechten Seite. — Wen seht Ihr da?" erscholl es wieder.

„Ich sehe eine wunderschöne Dame in einem Kleide von weißem Atlas," antwortete Schoot leise.

„Sieht Ihr die linke Hand dieser Dame?"

„Ja, sie stützt sich auf die Brüstung der Loge."

„Am Ringfinger dieser Hand werdet Ihr einen Ring bemerken, der bedeutend mehr als die andern glänzt!"

„Ich sehe ihn, Sir!" versetzte der Einbrecher eifrig.

Das Loch in dem Schirm schloß sich plötzlich und Schoot befand sich wieder in der tiefsten Dunkelheit.

„Die linke Hand und der Ringfinger!" wiederholte die Stimme eindringlich. „Werdet Ihr dies genau Euch merken?"

„Ja, wohl, Sir — sehr genau!" entgegnete Schoot mit Bestimmtheit.

„Jetzt kommt hierher!" rief die Stimme, indem wurde auch schon der Einbrecher nach der rechten Seite der Loge hastig hingezogen. — Der Schirm wurde unbemerklich etwas in die Höhe gehoben, und ein halber Lichtstrahl erleuchtete die Loge, aber zwei Hände hatten bereits den Kopf des Einbrechers ergriffen, so daß dieser sich nicht umdrehen konnte um zu sehen, wer seine Gefährten eigentlich seien.

„Seht dort hin!" befahl die ernste Stimme abermals im flüsternden Tone. „Was sieht Ihr in der Nebenloge."

„Ich sehe die Schultern einer Dame — soll mich der Satan verbrennen, wenn es nicht die schönsten Schultern der Welt sind!" rief Schoot lüstern, indem ihm das Wasser im Munde zusammen lief, denn ein reizenderes Wesen hatte er in seinem ganzen Leben nicht gesehen.

„Schweigt!" ertönte es drohend dicht an seinem Ohr. — „Könnt Ihr das Gesicht der Dame sehen?"

„Ganz genau", erwiderte Schoot leise. — Aber zum Teufel, ich habe dieses Gesicht schon irgendwo gesehen!" fügte er erstaunt hinzu.

„Still, Freund!" rief die Stimme gebieterisch.

Der Schirm klappte auf's Neue in die Wand der Loge ein. — Die Dunkelheit wurde wieder vollständig. — Man ließ den Kopf des Einbrechers los.

„Wo habe ich nur dieses Engelsgesicht gesehen?" fragte sich Schoot vergeblich.

„Jetzt wendet Euch der Thür zu, und entfernt Euch aus der Loge. — Sieht Euch aber nicht um, wenn Ihr Euer Leben lieb habt!" sagte die Stimme im rauhen Tone.

Die Thür öffnete sich plötzlich, man schob Schoot hinaus, und augenblicklich schloß sich die Thür hinter ihm. — Er befand sich wieder im Korridor neben dem Fremden, der im Foyer an ihn herangetreten war. — Er war einige Augenblicke wie geblendet, doch das strahlende Gaslicht gab ihm seine Keckheit wieder.

„Nun, Herr!" sagte er grinsend. „Die Sache ist abgemacht, — ich stehe zu Ihren Diensten!"

„So hört mich an," entgegnete dieser, indem er ihn bei Seite zog und einige Augenblicke mit ihm eifrig sprach.

„Gut, Herr!" rief Schoot endlich. „Ich verstehe vollkommen! — Nur schnell an die Arbeit!"

„Nimmt Euch aber in Acht," unterbrach ihn der Fremde eindringlich. „Es handelt sich nicht um eine geringe Sache. — Besonders merkt Euch. — Wenn Ihr diese Loge hier verläßt," er zeigte auf die der Sennora Pepa Varlenta, „dann eilt Ihr durch jene kleine Thür zu Ende des Korridors. — Die Treppe, welche sich dahinter befindet, wird geöffnet sein. Diese führt Euch auf die Bühne — ich werde dort sein, und Euch den Weg auf die Straße zeigen." Schoot und der Fremde gingen den Korridor entlang und wandten sich nach der Loge der Gräfin von Castiglione.

Ein Mann, der unbemerkt aus der geheimnißvollen Loge getreten war, folgte ihnen in einer Entfernung von zwanzig Schritten. — Dieser Mann war John Bourquet.

Er ließ in der dunklen Loge zwei Herren zurück, welche das Auge an den Schirm, vor darin künstlich angebrachten Löchern hielten, ängstlich die Loge der Gräfin von Castiglione betrachtend.

Es war ungefähr der Augenblick, wo Ben Ellinor die Aufmerksamkeit des ganzen Theaters erregte.

Wenige Minuten darauf, fand der Eintritt zu halben Preisen statt. — Schoot und sein Begleiter befanden sich rechts von der Bühne hinter der Loge, in welcher die Gräfin allein saß.

„Aufgepaßt!" sagte jetzt leise der Fremde zu dem Einbrecher.

Und gleich darauf, gerade in dem Augenblicke, wo der Tumult seinen höchsten Grad erreicht hatte, fügte er hastig hinzu:

„An die Arbeit!"

Mit diesen Worten verschwand er eiligst. — John Bourquet nahm seinen Platz ein.

Schoot öffnete entschlossen die Thür der Loge des Herzogs von York. — Er hielt in seiner Hand einen Brief.

„Frau Gräfin," sagte er, indem er sich respektvoll verbeugte, „Se. Hoheit der Herzog, schickt mich zu Ihnen, und beauftragt mich, Ihnen diese Botschaft zuzustellen!"

Mit diesen Worten reichte er der Gräfin von Castiglione den Brief hin. Sie streckte die Hand aus, um ihn in Empfang zu nehmen; aber in dem Augenblicke, wo ihre Finger das Papier berührten, packte der Einbrecher dieselben heftig, und bestrebte sich mit unerhörter

Kaltblütigkeit den Ring herunterzuziehen, welcher auf dem Goldfinger saß.*

Die Gräfin war durch diesen seltsamen Angriff so in Angst und Schrecken gesetzt, daß ihr Anfangs die Stimme versagte, um einen Hülferuf ausstoßen zu können. Sie stand starr und leblos wie eine Marmorstatue, mit bleichen Wangen da, und als sie sich einigermaßen von dem Schrecken erholt hatte, und sich ein Schrei des Entsetzens durch ihre Kehle drängte, da ging Schoot schon als Sieger über die Schwelle der Loge, und entwischte mit dem Ringe.

Die schöne Courtisane des Herzogs stürzte außer sich nach, um den Räuber des Ringes zu verfolgen; aber nahe der Thür stieß sie auf John Bourquet. Dieser that anscheinend sein Möglichstes, um den Weg frei zu machen; aber das Geschick oder die Absicht mischte sich darin. — Es geschah das Gegentheil, — Beide bogen immer zu gleicher Zeit nach derselben Seite aus, wie dies im Leben so oft geschieht.

„Lassen Sie mich vorbei, mein Herr! rief sie keuchend. „Haltet den Dieb!" fügte sie dann schreiend hinzu. „Er ist nicht mein Eigenthum! — Se. Hoheit hat ihn mir geliehen! — Es ist ein Krondiamant und mindestens vierzigtausend Pfund werth!"

Endlich gab die Verzweiflung ihr Kraft, sie stieß den jungen Mann in die Loge; und stürzte dann wie eine Wahnsinnige laut um Hülfe rufend durch den Korridor.

John Bourquet legte seine Hand auf die Brüstung der Loge und machte ein kaum wahrnehmbares Zeichen mit dem Kopfe nach der geheimnißvollen Loge.

Schoot hatte inzwischen seinen Vorsprung vortrefflich benutzt. Er trat in dem Augenblicke in die Loge der Sennora Pepa Varlenta, als sich Alles über die Brüstungen der Logen bog,, um zu sehen, was in der Loge des Herzogs von York vorginge.

Die reizende Tänzerin saß nachdenklich im Hintergrunde ihrer Loge. — Der Einbrecher berührte von hinten die atlasweiche Haut ihrer entblößten Schultern und flüsterte leise:

„mors tyrannis!"

Das schöne Mädchen kehrte sich hastig um.

„Verzeihung, Sennora," sagte Schoot mit einem bedeutungsvollen

* Historisch.

Blicke. „Verbergen Sie diesen Ring schnell in Ihrem Busen. — Die Nächerloge giebt Ihnen diesen in Verwahrung!"

Die Sennora nahm hastig was ihr Schoot gab, und dieser verschwand schnell durch die kleine Thür, welche auf die Bühne führte.

Gerade in diesem Augenblicke, hatte Adele von Castiglione den unabsichtlichen oder absichtlichen Widerstand, den ihr John Bourquet entgegensetzte, überwunden und stürzte in den Korridor.

Alles im Theater kam in Aufregung. Es handelte sich um einen Krondiamant, der unvorsichtigerweise der eitlen Gräfin anvertraut war — einen Juwel von einer halben Million an Werth. —

Was nur von Polizei drinnen und draußen war, gerieth in Thätigkeit. Man legte vorläufig die Hand an eine Menge von Leuten, die natürlich ganz unschuldig waren.

Als Sennora Varlenta ihren Wagen bestieg, machte eine Manneshand von innen zu.

„Sennora," sagte gleichzeitig die Stimme John Bourquet's zu ihr, der neben ihr saß, „wir sind von dem Zuchthause und ihren heutigen Verhältnissen weit entfernt, nicht war? — Geben Sie mir den Gegenstand wieder, den man Ihnen anvertraut hat."

Die Tänzerin zog, ohne zu antworten, den Ring aus dem Busen und reichte ihn John Bourquet, der ihn nahm und schnell verbarg.

„Es ist ganz vortrefflich gelungen," versetzte er zufrieden vor sich hinlächelnd. — „Morgen werden Sie zum ersten Male auftreten und gewiß große Triumphe feiern. Benutzen Sie die Macht ihrer seltenen Schönheit. Lieben Sie Ben Ellinor so viel Sie wollen, aber beherrschen Sie die reiche Männerwelt, und lassen Sie sich jedes verführerische Lächeln Ihres Mundes theuer bezahlen. — Gold zu erringen sei die einzige Triebfeder Ihres Strebens."

Die Tänzerin seufzte tief auf, antwortete aber nicht. . . . .

. . . .

Wir wissen, daß die Verbrecher Englands zu einer großen Association engverbunden sind.* Zu dieser Verbindung gehören nun aber nicht allein die niedrigen Subjecte der Verbrecherwelt, sondern sie hat auch ihre Anhänger selbst bis in die höchsten Kreise hinein. — Es sind diese fast ohne Ausnahme Männer von vornehmen Aussehen und jenem glänzenden Firniß der Manieren, welche der Umgang der aristo-

---

* Siehe Seite 505.

kratischen Welt giebt. — Sie waren Stufe für Stufe die Leiter des Lasters hinabgestiegen, an derem Fuße das Verbrechen sich befindet.

Wir wollen schnell einige dieser Personen hier die Revüe passiren lassen, um das Verständniß über die räthselhaften Vorgänge zu erlangen.

Der General Lionel Lincoln, berühmt wegen der verschwenderischen Großmuth seiner Gastfreiheit und seiner maßlosen Schulden, hatte auf der liebenswürdigsten Weise ein Vermögen von einer halben Million todtgeschlagen, und da diese Verschwendung nun einen neuen Nahrungsstoff brauchte, so hatte er sich zum Mitglied dieser geheimnißvollen Verbrechergesellschaft gemacht. — Ein würdiges Seitenstück war der Banquier Hally Robinson, welcher wegen bedeutender Wechselfälschungen später nach Neu-Süd-Wales deportirt wurde. — Er zählte die mächtigsten Lords des Ober- und Unterhauses zu seinen intimsten Freunden und hatte einen klangvollen Namen in der Handelswelt. Sein Hôtel in West-End stach den Palast der Königin in St. James aus. — Er war es, der den Verkauf der gestohlenen Effekten durch überseeische Verbindungen für die Rächerloge vermittelte. —

Der Dekan von Westminster, welcher eifrig darauf bedacht war, seine Einkünfte erheblich zu verbessern, war gleichzeitig ein thätiges Glied dieser tausendfältigen Kette. — Denn während seine hochgebornen Vorgesetzten monatlich über tausend Pfund bezogen, erhielt der arme Dekan kaum vierhundert Pfund jährlich. — Der Klerus in England ist nun einmal so gestellt, die Einen haben Tausende — die Andern müssen hungern. — Ebenso verhält es sich mit dem stolzen Adel. Der jüngere Sohn einer ahnenreichen Familie hat gar nichts, während der ältere Tausende verpraßt. Die Association benutzte nun diese jüngeren Söhne des Adels zu ihren Zwecken und füllte reichlich ihre Taschen.

Die wichtigste Person dieser großartigen Verbindung, die in der Welt wohl nicht ihres Gleichen hat, war Niemand geringeres als Se. Lordschaft, der Oberst der Polizei der Hauptstadt Alt-Englands. — Ihm war es allein zu verdanken, wenn die Mitglieder „der Rächerloge" mit der Polizei ganz im Frieden lebte. — Aber dieser Frieden mußte freilich sehr theuer erkauft werden. — Er war im „großen Rathe" der Loge, eine bedeutende Macht, obgleich, im Grunde genommen, ein unbedeutender Mensch. Nichtsdestoweniger überschritt seine

Opposition bei stürmischen Gelegenheiten niemals gewisse Grenzen, weil er wahrscheinlich gute Gründe hatte zu glauben, daß die Gesellschaft in den höheren Regionen solche Verbindungen hatte, daß sie im Stande gewesen wäre, ihn sehr gut beseitigen lassen zu können. Und er wußte, daß mit demselben Tage, wo er seine Funktion verlor, nicht nur sein Einfluß im „großen Rathe" gebrochen, sondern auch sein Leben verwirkt sein würde.

In diesem Zirkel finden wir nun auch John Bourquet, der vermöge seines gewandten Wesens eine große Rolle spielte und, wie wir gesehen haben, zu wichtigen und gefährlichen Missionen verwandt wurde.

Daß Sennora Pepa Varlenta ein Werkzeug dieser Verbrecherbande war, müssen wir vermuthen. — Viele Personen dienten der „Rächerloge" mehr durch ihre Stellungen, als durch ihre Thätigkeit, die Meisten waren aber untergeordnete Subjecte. Sie agirten, combinirten und dienten den hunderttausend Armen dieser Association als Anführer. — Das Oberhaupt der Rächerloge war: Don Jose Maria, Telles de Alarcon, Marquis de Posa, Grand von Portugal und Herzog von Paraiba. . . . .

. . . .

Der Wagen Lord Derby's, worin sich Sennora Pepa Varlenta mit John Bourquet befand, rollte mit ungeheurer Geschwindigkeit durch die Straßen Londons und hielt endlich Lample-Street Nr. 9.

Die schöne Tänzerin betrat ungemein erregt, ihr mit allem Luxus ausgestattetes Gemach, während John Bourquet das Nebenhaus betrat, in welchem er wohnte. —

Am nächsten Abende war das Theater von Covent-Garden bis auf den letzten Platz von einem auserwählten Publikum besetzt. Die künstlichen Reclame der geheimen Verbindung über die Leistungen der unvergleichlich schönen Spanierin hatten alle Herzen in gespannte Erwartung gesetzt. — Die Triumphe der Sennora Pepa Varlenta an diesem Abende waren ungeheuer. Man war berauscht von der Grazie und der Schönheit dieses reizenden Wesens. Ihre Leistungen versetzten das dankbare Publikum in ein Meer von Entzückungen.

Ben Ellinor vergaß seinen Herzenskummer. Er eilte auf die Bühne und schwor der Sennora, daß er sie ewig lieben wollte. — Als die Vorstellung vorüber war, begleitete er die Tänzerin in ihrem Wagen nach Hause.

Etwa eine halbe Stunde später hielt das Cabriolet John Bourquet's vor der Wohnung der Tänzerin.

„Ist Deine Sennora auf ihrem Zimmer?“ fragte er die Zofe.

Meine Gebieterin ist mit einem jungen, schönen Cavaliere in ihrem Boudoir,“ antwortete das Mädchen listig lächelnd. „Soll ich Sie anmelden?“

„Nein, ich werde die Glücklichen zunächst eine Weile belauschen. Verfüge Dich nur in's Vorzimmer,“ sagte John Bourquet im barschen Tone. „Hast Du mir etwas Besonderes zu melden?“

„Nein, Sir, nur, daß die Sennora oft sehr heftig weint,“ erwiderte die Zofe.

„Laß die Thörin weinen!“ rief er roh lachend. „Sie wird schon aufhören, wenn es ihr selbst zu viel wird.“

Nach diesen Worten stieg er leise die von Pepa Varlenta bewohnte Etage hinauf. Anstatt aber in die Thür des Vorzimmers einzutreten, ging er durch eine geheime Thür, welche auf die Stufen der Treppe selbst ausmündete und durchaus unsichtbar war. Er trat in einen engen Korridor an dessen Ende sich ein völlig dunkles Kabinet befand. Dem Eingange dieses Kabinets gegenüber, sah man nur einen zweifelhaften Schimmer, der durch einige kleine Löcher eindrang.

John Bourquet legte sein Auge an eines von den Löchern, und sah deutlich im angrenzenden Salon, Ben Ellinor und die Tänzerin nebeneinander auf dem Sopha sitzen.

„Sie haben mich gestern im Kampfe gegen mein Verhängniß gesehen,“ sagte der junge Mann so eben zu der seelenvoll lächelnden Spanierin. „Wollen Sie mich nun noch lieben?“

„Ob ich es will!“ flüsterte die Tänzerin.

Ihre Hände begegneten sich, Ben Ellinor legte Pepas Hand auf sein Herz.

„König oder Bettler, Heiliger oder Verbrecher, — ich würde Sie doch immer lieben müssen, und wenn Sie mich nicht liebten — müßte ich sterben!“ fügte sie mit erhobener Stimme hinzu.

„O, ich liebe Sie, Sennora, ich liebe Sie innig und wahr!“ rief Ben Ellinor mit hinreißender Gluth. „Fortan kann ich nur sagen, wie Sie: — ich muß Sie lieben! — Ich wollte es früher nicht. Mein Leben, meine Verhältnisse sind nicht von der Art, daß die Liebe einen bequemen Platz darin einnehmen könnte. — Ich glaubte reich, sehr reich zu sein — und finde — daß ich arm, sehr arm bin. —

Das Wenige, das ich habe, fließt mir aus einer sonderbaren, ungewissen, unbekannten Quelle zu. — Ich bin in einem Kampfe gegen einen Mann begriffen, der, wie Sie gewiß wissen, sehr mächtig ist. Dieser Kampf wird mich noch einst tödten, — und selbst der Sieg über diesen Mann, wird mich ohne Freude lassen. — Sennora, ich bin mit einem Worte Alles, was Diejenigen nicht sind, die man liebt, und die selber lieben. . . ."

„Und sind Sie denn nicht edel und schön, Ben Ellinor? — Der Edelste und Schönste von Allen?" unterbrach ihn die Tänzerin mit feuchten Augen.

Der junge Mann lächelte wehmüthig.

„Wir werden unglücklich sein, Sennora," flüsterte Ben Ellinor, „und es muß eine furchtbare Qual sein, Sie unglücklich zu sehen. — Aber jetzt scheint mir diese Qual doch noch gering gegen die — Sie gar nicht zu sehen. — Sie wissen, wie mein Leben, meine Verhältnisse jetzt beschaffen sind. Mit welchen Waffen ich die thörigte Gunst des Publikums benutze, und meinen Feind ergreife, der mein Vater ist. Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen mein einziges Geheimniß zu sagen . . ."

Pepa Varlenta drückte ihn dankbar an sich.

John Bourquet spitzte begierig die Ohren.

„Ich bin auf eine bis jetzt unaufgeklärte Weise zu Grunde gerichtet. Geheimnißvolle Mächte haben mir meine Revenuen entzogen, und mich dahin gebracht, daß meine persönlichen Mittel, denen des ärmsten Bettlers kaum gleichkommen. An meinen natürlichen Vater, der mich verleugnet hat, will ich mich nicht wenden . . ."

„Ich glaube, daß ich Mittel genug besitze . . ." unterbrach ihn das schöne Mädchen lebhaft.

„Und dennoch," fuhr Ben Ellinor fort, ohne die Worte der Tänzerin zu beachten, „lebe ich wie ein Lord. — Ich mache Aufwand, aber die Zeit Schulden zu machen, ist für mich vorbei. Es würde mir Niemand mehr Vorschüsse machen. Woher glauben Sie nun, Sennora, daß ich meinen Lebensunterhalt bekomme?"

„Ich weiß es nicht zu sagen," flüsterte Pepa theilnehmend.

„Ich will es Ihnen sagen. — Sie allein in der ganzen Welt sollen es erfahren. — Eine geheimnißvolle Hand, Sennora, wirft mir alle Monate ein regelmäßiges Almosen zu.

„Das war also sein großes Geheimniß!" sagte John Bourquet

leise zu sich. „Meiner Treu, ich habe meine guten Gründe, auch etwas davon zu wissen."

„In jedem Monate," fuhr Ellinor im bittern Tone fort, „empfange ich auf verschiedenen und stets verborgenen Wegen hundert Pfund Sterling."

„Und das sind hundert verlorene Pfund!" flüsterte John Bourquet abermals, „aber die Anweisung ist von dem Oberhaupte der Loge erfolgt, und man muß gehorchen."

„Diese Almosen haben seltsamer Weise mit dem Tage angefangen, wo mein Ruin so gut, als gewiß war, und ich mich zum ersten Male fragte, was ich noch auf der Welt zu vollbringen hätte."

Ben Éllinor sprach diese Worte traurig und mit bebender Stimme.

„Sie sind also dem Tode nahe gewesen? — auch Sie?" murmelte die junge Spanierin, deren große schwarze Augen feucht wurden.

„Ich weiß es nicht," erwiderte der junge Mann düster, „mein Herz war voll Haß und die Verzweiflung giebt böse Rathschläge, aber — er ist bei Alledem mein Vater — und Gott würde mir ohne Zweifel die Gnade angethan haben, mich sterben zu lassen, bevor ich ihn . . . Glauben Sie, Sennora, ich war dem Tode nahe, und nicht dem Verbrechen."

Ben Ellinor war bleich, es lag etwas Verstörtes in seinen starren Blicken und seine kalte Hand zitterte heftig in Pepa Varlentas Hand.

„Sie sehen also aus meinen Mittheilungen, Sennora," begann er nach einer Pause wieder, „wir werden unglücklich sein."

„Nein, nein! — Hören Sie mir zu, Ben Ellinor!" rief die Tänzerin lebhaft, und ihr schönes Gesicht strahlte vor Wonne und Entzücken. „Sie haben nicht mehr nöthig, etwas von fremder Hand anzunehmen. — Ich bin mächtig und vermögend. — Sie haben mir Ihr Geheimniß gesagt — ich will Ihnen auch das meinige mittheilen."

„Teufel!" rief John Bourquet zusammenfahrend. „Die Liebe macht wirklich blind! — Kein einziges Wort darf sie sprechen!"

Zu gleicher Zeit zog er einen blanken Stahl aus der Tasche und warf ihn heftig auf den Fußboden. — Ein klirrender Ton und der Stahl zersprang.

Pepa Varlenta und Ben Ellinor, heftig erschreckt, sprangen zu gleicher Zeit auf. — Ihr Gespräch war unterbrochen.

„Was was das? — Sennora?" fragte Ben Ellinor erstaunt, mißtrauische Blicke im Zimmer umherwerfend.

Bevor die am ganzen Körper zitternde Tänzerin noch zu antworten vermochte, öffnete sich die Thür und John Bourquet trat ungestüm ein:

„Ich bedaure, Sennora, wenn ich störe," sagte Bourquet nachlässig. „Doch eine Sache von Wichtigkeit, die ich mit Ihnen sogleich besprechen muß, mag mein plötzliches Erscheinen entschuldigen."

Die Tänzerin warf einen Blick des Bedauerns auf Ben Ellinor, der sich verneigte und Abschied nahm, ohne John Bourquet eines Wortes zu würdigen, denn dieser flößte ihn seit einiger Zeit, ohne gerade zu wissen, warum, Furcht und Abscheu ein. — Er fand sein seltsames Eintreten in das Boudoir der Spanierin ganz natürlich, da er wußte, daß Bourquet, der ganz mittellos war, als Intendant im Dienste Lord Derby's stand, und möglicherweise in dessen Auftrage kam.

„Sie wissen, Sennora," begann John Bourquet, als sich Ben Ellinor entfernt hatte, im ernsten Tone, „was man von Ihnen verlangt. — Es ist sehr einfach, fast noch weniger als nichts. Wenn Sie sich weigern sollten, es zu thun, so würden Sie die Gunst Ihrer mächtigen Beschützer verlieren und dahin zurückkehren, woher Sie durch den Willen dieser Beschützer gekommen sind. — Auch Ben Ellinor. . ."

„Was hat diese Person mit Ihren unheimlichen Absichten zu schaffen, mein Herr?" unterbrach ihn die schöne Tänzerin mit funkelnden Augen, indem ihre klangvolle Stimme einen herausfordernden Charakter annahm.

„Nun, nun, werden wir nur nicht böse, meine stolze Sennora!" rief John Bourquet laut auflachend. „Ich wollte nur hinzufügen, daß der junge Mann sehr leicht seine hundert Pfund Sterling verlieren könnte, wenn . . ."

„Wie! — Sie wissen?" unterbrach ihn Pepa Varlenta erbleichend.

„Es ist wahrlich erstaunlich, meine schöne Sennora, was ich Alles weiß, nicht wahr!" sagte John Bourquet im spöttischen Tone. „Sie sehen also," fügte er ernst hinzu, „daß wir die Ehre und das Leben Ihres Geliebten in der Hand haben. — Vergessen Sie deßhalb nicht Ihre Verpflichtungen, sonst dürfte Ben Ellinor eines Tages nicht mehr zu Ihnen zurückkehren! — Handeln Sie klug und vorsichtig, so wird man Ihnen den Besitz des jungen Mannes nicht streitig machen. — Vor der Hand ist Schweigen die erste Grundbedingung. — Sie haben nun zu wählen, entweder ein Leben voll von Ruhm, Liebe und Annehmlichkeiten oder — Entehrung und Schande!"

Er gebot durch eine Handbewegung, daß sie sich entfernen, und ihm die fernere Sorge um die Geliebte überlassen möchten. Seite 1012.

„Immer Drohungen, und nichts weiter als Drohungen," murmelte die Tänzerin mit bleichen Wangen.

„Durchaus nicht, Sennora!" rief Bourquet eindringlich. „Sie waren im Begriff, Ihr Geheimniß zu verrathen und dadurch den Tod Ben Ellinor's herbeizuführen. Ich hielt es deßhalb für gerathen, Sie noch einmal zu warnen, und Vorsicht anzurathen. — Leben Sie wohl, Sennora!"

Nach diesen Worten verließ John Bourquet das Boudoir der Tänzerin, welche sich nicht von ihrem Erstaunen und ihrer Entrüstung, daß man sie mit Spionage umgebe, erholen konnte. — Sie schauderte, wenn Sie daran dachte, wie sie bemüht sei, den geliebten Mann mit in den Abgrund ihres düstern Schicksals zu ziehen. — Endlich gewann sie ihre Fassung wieder, und da es inzwischen spät geworden war, so begab sie sich zur Ruhe. Süße Träume der Zukunft umgaukelten ihre Sinne. . . . .

. . . .

Wiederum war es Abend geworden, wiederum hatte Pepa Varlenta das Publikum durch die Lieblichkeit ihrer Gestalt, und durch die unnachahmliche Grazie ihres sinneberauschenden Tanzes zum glühendsten Entusiasmus hingerissen und neue Blumenspende geerntet. — Wiederum brachte man der schönen Spanierin endlose Ovationen und reiche Geschenke dar, wiederum bat Lord Derby in verführerischen Worten um eine Schäferstunde, und stellte die verlockendsten Besitzthümer in Aussicht, aber kalt und theilnahmlos blieb das Herz der gefeierten Tänzerin. — Als sie aber in ihrem Boudoir saß, und Ben Ellinor an ihrer Seite sah, da verschwand jede Spur der Gleichmuth aus ihrem reizenden Gesicht.

Die liebliche Spanierin lebte jetzt auf, sie war lebendiger und bezaubernder, als wenn sie allein oder von liebeverlangenden Cavalieren umgeben war. Um ihre Stirn schwebte gleichsam der Strahlenschein einer unbestimmten und innigen Freude, ihre Blicke brannten unter dem Bogen ihrer großen seidenen Wimpern. Ihre Haltung des Körpers war straffer. Das himmlische Lächeln hatte nur der Hoffnung bedurft, den Geliebten sehen zu können.

Ben Ellinor hatte die Tänzerin erschöpft und fast besinnungslos in ihrem Boudoir gefunden. Die Anstrengung und die aufregende Situation ihrer zweideutigen Stellung, hatte ihre Kräfte untergraben. Kaum nach Hause zurückgekehrt, fiel sie vor Erschöpfung in die weichen Kissen

eines Ruhebettes und rang nach Luft. Ihre Wangen erbleichten und die beengte Brust hob und senkte sich in bedenklicher Weise, so daß die weiblichen Dienerinnen in Angst und Sorge geriethen, und sogleich einen Arzt herbeiriefen, der zwar den Zustand der Sennora nicht bedenklich fand, aber doch einige nervenstärkende Mittel verordnete.

Ben Ellinor trat gerade in dem Augenblick in das Boudoir, als Pepa Varlenta vor Mattigkeit eingeschlummert, und der Arzt im Begriff war, sich zu entfernen. — Mit Bestürzung hörte er die Mittheilungen der schwarzen Dienerinnen Papas an. Er gebot durch eine Handbewegung, daß sie sich entfernen und ihm die fernere Sorge um die Geliebte überlassen möchten. Was auch geschah. — Nach etwa einer Viertelstunde, erleichterte sich die Beengung der Brust, das arme, gefolterte Mädchen athmete freier, seufzte tief auf, und öffnete nach wenigen Sekunden die Augen. —

Ein unaussprechliches Lächeln des Entzückens umschwebte ihren Mund, als sie Ben Ellinor erblickte, und alle jene Momente des Glückes, die wir so eben erwähnt haben, traten nach und nach an Stelle der düstern Beklommenheit ihrer Seele.

Die Liebenden unterhielten sich lange Zeit und vergaßen die ganze Welt dabei. Die Tänzerin dachte sogar nicht einmal mehr an die immerwährende Spionage, welche sie von allen Seiten umgab. Das verhinderte indeß die Spione keinesweges ihr Gewerbe zu treiben. Hinter der Wand des dunklen Kabinetts, in welchem wir schon einmal John Bourquet die erste Unterhaltung Ben Ellinor's und der Tänzerin unterbrechen sahen, saß ein Mann, der in dem jugendlichen Leben Pepa Varlentas keine unbedeutende Rolle gespielt hatte, und horchte auf jedes Wort, das von den Liebenden in argloser Weise gesprochen wurde. — Die Stellung der Tänzerin war, Bourquet und dem so eben erwähnten Manne gegenüber, nicht mehr dieselbe, sie wurde zwar noch immer streng überwacht, jedoch hatten jene unbestimmte Drohungen, mit welchem man sie bisher zu erschrecken versuchte, fast ganz aufgehört, und man behandelte sie mit mehr Achtung.

Doch ungeachtet des Genusses, Alles zu hören was gesprochen wurde, fühlte der Aufpasser Langeweile und ein unwiderstehliches Bedürfniß nach Schlaf. Er gab sich zwar Mühe diesen zurückzudrängen, aber vergebens, er schlummerte endlich fest ein. Dieser Vorfall geschah gerade in dem Augenblicke, in welchem Ben Ellinor die Tänzerin erinnerte, ihm ihr Geheimniß mittheilen zu wollen.

„Jedermann hat zwar seine Geheimnisse, Sennora,“ sagte er, „und ich erkenne mir kein Recht an, die Ihrigen zu durchdringen, aber Sie lieben mich und das ist viel, sogar zu viel, in Betracht dessen, was ich verdiene, und deßhalb wollen Sie meine indiscrete Frage entschuldigen.“

„Ich fürchte mich, es zu thun,“ entgegnete Pepa Varlenta unschlüssig. „Es schwebt eine große Gefahr über unsern Häuptern.“

„Ich verstehe Sie nicht, Sennora,“ sagte Ben Ellinor, die Tänzerin verwundert anblickend.

„Ich bin keine Sennora, Ben Ellinor, und keineswegs unabhängig,“ rief die Spanierin erbleichend, „wäre ich dies, so würde ich schon Ihr Weib sein und Ihnen meine Reichthümer zu Füßen legen.“

Ben Ellinor betrachtete sie mit sprachloser Bestürzung.

„Hören Sie — und beschuldigen Sie mich nicht des Unglücks, welches auf uns hereinbrechen wird,“ fuhr die Tänzerin tonlos fort. „Ich bin keine Spanierin, und mein Kunstberuf ist nur ein Deckmantel, menschliche Verbrechen zu verbergen. — Ich bin ein blindes Werkzeug in mächtigen Händen. Mein wahrer Name ist Spinosa Baroche, ich bin die Tochter Simon Baroche's, des Juden, der im letzten Herbst in Paris gehängt wurde.“

Ben Ellinor rückte heftig zusammenfahrend unwillkürlich einige Schritte zurück.

„Simon Baroche! murmelte er, „der Fälscher!“

„Ja, Simon Baroche, der Mörder, Ben Ellinor!“ rief die Tänzerin in heftigster Aufregung.

Ihre Stimme versagte den Dienst. Es entstand ein tiefes Schweigen und sie sank erschöpft in die Kissen zurück.

Der junge Mann betrachtete sie mit unstätem Blick und bleichen Mienen, als ob seine Sinne in einem furchtbaren Traume gefesselt seien.

„O, Ben Ellinor!“ rief endlich das arme Mädchen mit thränenreicher Stimme, „in diesem Augenblick kann ich Ihnen meine Seele öffnen, ohne Furcht, den Tod oder das Unglück auf Sie herabzubebeschwören. — Sie wissen es nicht, man hat mir gesagt: wenn Du sprichst, wird jedes Wort auf das Haupt des jungen Mannes zurückfallen, den Du liebst, — und ich schwieg. Ich, die das Anerbieten Ihrer Hand zurückwies, weil ich mich Ihrer unwerth wußte, ich ließ Sie glauben . . .“

„Sind Sie meiner unwerth, Spinosa?“ unterbrach sie plötzlich Ben Ellinor mit ernster und tiefer Stimme, indem er zum ersten Male ihren Vornamen aussprach. — „Antworten Sie — antworten Sie schnell, Spinosa! — Entweder muß ich Sie in dieser Stunde auf den Knien um Verzeihung bitten, oder für immer von Ihnen Abschied nehmen.“

„Ben Ellinor,“ sagte die Jüdin ganz leise, „ich bin arm — und mein Vater ist gehängt worden.“

„Was soll ich glauben?“ entgegnete der junge Mann düster vor sich hinblickend. „Spinosa!“ rief er dann mit Leidenschaft, während ihm das Blut in die Wangen schoß. „Ich liebe Sie trotz Ihrer Worte, ja, ich liebe Sie noch mehr als sonst. O, täuschen Sie mich nicht durch Ihr Stillschweigen. Sagen Sie mir in welchen Verhältnissen Sie hier leben, sprechen Sie aber nicht mehr von Elend — auch ich bin arm. — Sprechen Sie mir nicht von Ihrem Vater, denn was geht mich dieser an! — Sie, nur Sie allein, will ich ganz kennen lernen. Woher kommt Ihnen dieser reiche Schmuck, den Sie oftmals tragen? — Mit welchem Rechte bewohnen Sie diese kostbaren Zimmer? — Warum scheuen Sie sich, meinen Schutz anzunehmen? —

„O, wie gern wollte ich ihn annehmen, Ben Ellinor!“ rief die Tänzerin, indem sie die Hand auf's Herz legte. „Mit meinem Blute möchte ich das Recht erkaufen, Ihnen ganz anzugehören!“ fügte sie mit erhöhter Stimme hinzu, und ihrer düstern Stirn verklärte ein Strahl von Hoffnung, „aber was soll ich Ihnen sagen. Ich fürchte, Sie nicht zu verstehen, ich weiß nichts von Dem, was andere Mädchen wissen. — Alles was ich Ihnen antworten kann, Ben Ellinor, ist: daß ich Sie liebe, — daß ich niemals Jemand anders geliebt habe, als Sie!“

„Spinosa,“ sagte er mit langsamer, schmerzvoller Stimme, als ob jedes Wort, das er sprach, ihm das Herz zerrissen hätte, „man liebt nicht zwei Mal so innig, und ich würde mein Leben einem andern Mädchen niemals so freigegeben haben, wie Ihnen, — Sie schuldig zu glauben, ist das bitterste Leiden, was ich in dieser Welt noch empfinden kann. Ich habe gezweifelt, habe Sie gefragt, wo ein Anderer Sie schon längst mit Verachtung von sich gestoßen haben würde. Sprechen Sie nur ein Wort . . .“

„Aber ich kenne dieses Wort nicht, Ben Ellinor,“ unterbrach ihn die Jüdin, deren herrliche Augen sich mit brennenden Thränen füllten,

„verurtheilen Sie mich nicht so leicht hin. — Wenn ich in diesen Gemächern wohne, wenn ich eine geheimnißvolle Verbindung eingegangen bin, deren Anfang mir auch jetzt noch unbekannt ist, so geschah es, um zu leben, und wenn ich leben wollte, Ben Ellinor, ich, die der Versucher schon über dem Abgrund des Todes hängend gefunden hat, so geschah es blos Ihretwegen! — Ich bin Ihrer nicht unwürdig!"

Ben Ellinor verstand nichts davon, aber diese Stimme, diese Thränen drangen ihm tief in die Seele, und er war beinahe von Ihrer Unschuld überzeugt. — Auch begann er hinter der Unwissenheit der jugendlichen Tänzerin ein Geheimniß zu ahnen, welches er unter allen Umständen ergründen wollte.

„Was ist das für eine Gefahr," begann Ben Ellinor im sanften Tone wieder, „die eine mächtige Hand, wie Sie sagen, über Ihrem Haupte schwebend erhält? — Diese Gefahr, mag sie nun eingebildet oder wirklich vorhanden sein, erschreckt Sie?"

„Ihretwegen, Ben Ellinor, nur Ihretwegen!" rief Spinosa zärtlich lächelnd. „Doch wir müssen uns beeilen, wenn Sie die Gefahr kennen lernen wollen, von der wir so eben sprachen."

„Ich will auch Ihr Leben kennen lernen," versetzte Ben Ellinor, „damit ich meine oder Ihre Schuld zu beurtheilen im Stande bin."

„Nun gut," erwiderte die schöne Jüdin entschlossen. „Beeilen wir uns aber, denn das Spionirwesen, welches mich hier umlagert, scheint augenblicklich aufgehört zu haben. Würde man uns behorchen, so dürfte die Rache der Männer, welche mich als ihre Sklavin behandeln, nicht lange auf sich warten lassen. — Ich will Ihnen zunächst das Elend meines jungen Daseins erzählen, und dann Ihnen sagen, was ich über die mächtige und geheimnißvolle Gesellschaft weiß, deren Macht uns umgiebt, und uns jeden Augenblick zerschmettern kann. — Doch hören Sie meine seltsame Geschichte:

Hinter dem Hause meines Vaters, in der Straße St. Honoré zu Paris, in welchem er Banquiergeschäfte betrieb, befand sich ein kleiner Garten. — Ich war noch ganz klein, und doch sehe ich mich jetzt noch, auf dem Rasen dieses Gartens spielend. Die großen Bäume verbargen mir die umgebende Häuser, und ließen mir nur den Himmel und die Sonne sehen. Ich spielte immer allein, und es gab Tage, wo ich durch unsere Fenster hindurch weinend die jungen Mädchen betrachtete, welche auf dem Rasen eines benachbarten Gartens lachten und einander heiter verfolgten. Ich hörte oft hinter dem

Gitter meines Gefängnisses ihr fröhliches Jubelgeschrei. — Aber ich war stark, Ben Ellinor, stärker als jetzt, ich tröstete mich damit, indem ich daran dachte, daß die jungen Mädchen auch gewiß wieder gern in den vergoldeten Salons meines Vaters hätten leben mögen. Ich wurde niemals ausgeführt, und befanden sich im Hause meines Vaters nur eine Dienerin und ein stummer Diener. Die erstere erfüllte bei mir die Pflichten einer Kindeswärterin. Es war ihr streng verboten worden, mit mir mehr als nöthig war, zu sprechen, und mein Vater drohte einmal, sie unbarmherzig zu schlagen, weil sie in seiner Gegenwart einige seltsame Worte an mich gerichtet, deren dunkler Sinn an meinem Kindesverstande vorüber ging. Der Diener bediente bei Tische, seine Sprachlosigkeit war nicht eine angeborene Schwäche, denn er trug auf seinem Gesicht Spuren einer barbarischen Verstümmelung, welche ich später im Orient habe bemerken können, bei den Unglücklichen, deren sich die Muselmänner bedienen, — ich weiß nicht wozu, und die Juden zu ihren geheimen Opfern. — Er war übrigens ein wirklicher Sklave, mein Vater schlug ihn oft in harter Weise, — er hat ihn dafür an den Galgen gebracht.

Sie kannten meinen Vater, Ben Ellinor, ich sah Sie einige Male in das nach hinten belegene Comtoir gehen. Aber Sie kamen erst Jahre nach der Zeit hin, von welcher ich jetzt spreche. — Mein Vater war damals noch ein junger Mann zu nennen, ich kann mich seiner nur noch mit einem Gefühl des Schreckens erinnern. — Ich glaube noch seine durchbringenden Augen auf mich geheftet zu sehen, mit ihrem Ausdrucke von unbeschreiblichem Spotte. — Er liebte mich nicht, obwohl er mir bisweilen ein Lächeln zuwarf, und später, als ich etwa zehn oder zwölf Jahre alt war, stundenlang von dem bezaubernden Rausche orientalischer Sitten erzählte, und mir oftmals auseinandersetzte, die einzige Pflicht eines Mädchens sei zu gefallen, zu verführen, aber auch zu gehorchen."

„Haben Sie denn Ihre Mutter nicht gekannt?" fragte Ben Ellinor gespannt.

„Leider nein!" antwortete Spinosa schmerzlich bewegt. „Mein Vater sprach wohl von ihr, aber es geschah nur, um mich zum Haß gegen sie aufzureizen."

Ben Ellinor machte eine Bewegung des Erstaunens und sagte im ernsten Tone:

„Ich fange an zu begreifen, was Sie sind, beginne das geheim-

nißvolle und göttliche Werk zu errathen, welches da einen Engel gedeihen ließ, wo man nur den Samen der Hölle gesäet hatte!“

„Ach, Ben Ellinor,“ flüsterte Spinosa sanft den Kopf schüttelnd, „Sie vergessen, daß ich ein armes Mädchen in den Händen verderbter, aber mächtiger Menschen bin. — Ein geheimnißvolles Werkzeug ihrer finstern Pläne . . .“

Der junge Enkel Abd-el-Kader's unterbrach sie sanft lächelnd und sagte:

„Sie sind ein furchtsames, betrogenes Kind, Spinosa. — Wir sind in London, wo zwei Millionen Augen stets offen sind, in der Riesenstadt, wo das Verbrechen allerdings in einem hohen Grade existirt; aber wo jede verborgene und fast übernatürliche Gewalt, wie diejenige, von der Sie nur unbestimmt gesprochen haben, unmöglich ist. — Es giebt Leute, welche sich Ihrer zu einem Zwecke bedienen, den ich nicht kenne, aber den ich schon ermitteln werde. Das ist die nackte Wahrheit, und diese Menschen waren nur mächtig, durch Ihre Unwissenheit.“

„Hüten Sie sich, Ben Ellinor, ich habe Sachen gesehen . . .“ rief Spinosa, ängstlich ihre Augen umherwerfend.

„Sie werden mir diese Alle mittheilen, Spinosa,“ erwiderte der junge Mann mit furchtloser Stirn, „und sind es Riesen, so werden wir sie niederschmettern, — sind es aber Teufel, so wollen wir es versuchen, sie zu beschwören.“

Mit diesen Worten erhob er sich, öffnete die Thüren der angrenzenden Zimmer, und überzeugte sich, daß kein Lauscher vorhanden war.

Die schöne Jüdin schien aber nicht ganz und gar das Vertrauen und die Sicherheit des aufgeregten jungen Mannes zu theilen. Nach wenigen Minuten erzählte sie aber mit einiger Fassung ihre spannende Lebensgeschichte weiter.

„Die Tage verflossen, die Monate und die Jahre. — Ich wurde größer, mein Vater sagte oft, daß ich sehr schön würde, indeß ging keine Veränderung mit mir vor, ich blieb stets eine Gefangene, und sah meinen Vater nur sehr selten. Seitdem habe ich erfahren, was er während seiner Abwesenheit that. — Er setzte sein Leben gegen schnöden Gewinn auf's Spiel. Anfangs gewann er bedeutende Summen, aber das Glück schlug um und er verlor sein Leben.

Nie habe ich geweint, Ben Ellinor, um diese Zeit, von welcher ich spreche. Aber eines Morgens, als ich in den Garten ging, und

meinen Liebling, einen kleinen schönen Hund, todt auf dem Rasen liegen sah, da brachen meine Knieen zusammen, heiße Thränen flossen über meine Wangen, und ich sank zu Boden. — Als ich wieder zur Besinnung kam stand mein Vater mit einem Arzte an meinem Lager."

„Sie müssen dieses Kind sorgfältig pflegen," sagte der Letztere, es ist sehr krank, es bedarf der Luft, der Freiheit, der Spiele ihres Alters, oder . . ."

„Er beendete den Satz nicht — aber ich verstand ihn."

„Meinen Sie, daß wir schon so weit sind, Doktor?" fragte mein Vater zweifelnd, „sie ist stark und schön, ich werde ihr einen anderen Hund schenken, und dann wird es gut sein."

Der Doktor schüttelte den Kopf und entgegnete ernst:

„Geben Sie der ermatteten Lunge Ihres Kindes freie Luft zu athmen, oder es wird ihr wie eine Blume im dumpfigen Zimmer ergehen."

Der Arzt grüßte und ging.

„Ich hatte gethan, als ob ich während dieser Unterredung schlief. Als mein Vater allein war, setzte er sich an mein Bett, und fühlte mir den Puls."

„Sie ist allerdings sehr krank!" murmelte er bestürzt, „und ich will lieber ein Opfer bringen, als diese Perle verlieren. — Dieses Mädchen ist ein wahrer Schatz für mich, sie wird mir einst eine gute Rente einbringen, und das ohne alle Gefahr."

„Am andern Tage ließ man mich in einen verschlossenen Wagen steigen, der fast den ganzen Tag über fuhr. Als ich ausstieg, war es Nacht, und am nächsten Morgen wachte ich in einem Zimmer auf, in welches die Strahlen der aufgehenden Sonne fielen. Ich sprang aus dem Bett, und eilte an das Fenster, Thränen der Freude traten mir in die Augen. Ich hatte einen weiten Horizont vor mir, Wälder, einen See, und grüne Hügel. Der Ort, wohin man mich gebracht hatte, war weit von Paris, seinen Namen habe ich nie erfahren können. Man ließ mich gehen, wohin ich wollte, aber es war mir nicht gestattet, mit fremden Personen zu sprechen. Meine gewöhnliche Wärterin und der stumme Diener, waren meine einzigen Gesellschafter. Ich fragte bisweilen die Dienerin nach dem Grunde dieser schrecklichen Abgeschlossenheit von der Welt, erhielt aber nie eine befriedigende Antwort. — Später sagte sie oft in einem frechen Tone, daß mein Vater mich bald abholen würde, und daß ich Kleider von Sammt und Seide,

Perlen in den Haaren, und Ringe mit kostbaren Steinen erhalten sollte, um zu glänzen. — Das verstand ich. — Für Alles, was schlecht oder leichtfertig war, hatte ich Sinn, und war auch nicht ganz unwissend. — Mein Vater hatte mir zu oft wiederholt, daß ich sehr schön sei, und mich häufig mit strahlendem Schmuck umgeben, um meine Eitelkeit zu wecken und meine Koketterie zu reizen. — Auf dem Lande entwickelte ich mich ungemein. Mein Körper wurde kräftig, mein Herz stark und mein Verstand, obgleich noch wenig ausgebildet, warf kühne Blicke über die aufgezwungene Schranken dieser Welt. Gegen den Herbst rief mich ein Brief meines Vaters nach Paris zurück. Als er mich wiedersah, schien er ganz erstaunt zu sein."

„Wie schön und groß Du geworden bist, Spinosa, sagte er freudig zu mir. Du bist jetzt eine Dame, und man muß Dich auch als eine solche behandeln. Tröste Dich nur, Du sollst bald neue Gesichter sehen, und Dich wie eine Fürstin schmücken."

Noch am Abend desselben Tages passirte mir eine Art von Ereigniß. Die Dienerin war damit beschäftigt, mein Haar zu ordnen und die Nachttoilette zurecht zu machen, als sie mir plötzlich ein Medaillon an einer seidenen Schnur um den Hals hing. Was ist das? rief ich erfreut. Von wem kommt das schöne Geschenk? — Still! unterbrach mich die Dienerin ängstlich: — Es ist ein gefährliches Geheimniß! — Mehr konnte ich von ihr nicht herausbringen. Ich war noch in der Betrachtung des seltsamen Geschenkes, welches mir von unbekannter Hand durch die Dienerin gemacht worden war, begriffen, als mein Vater plötzlich neben mir stand. — Ich versuchte das Medaillon in meinem Busen zu verbergen; aber er bemerkte sogleich meine Bewegung, und hielt mir den Arm fest."

„Was der Teufel!" rief er erstaunt. „Kennen wir schon den Weg in den Busen? — Dieser weibliche Versteck pflegt sonst in Deinem Alter den Mädchen noch nicht bekannt zu sein. — Zeige mir den Gegenstand, Spinosa, den Du mir verbergen willst. — Ich gebe ihn Dir wieder zurück, wenn Du meinen Willen gehorsam befolgst!

Er sprach diese Worte mit seinem gewöhnlichen gebieterischen Spotte, dem ich nicht zu widerstehen vermochte. — Fremden gegenüber hatten seine Gesichtszüge stets den unterwürfigen Ausdruck eines jüdischen Wucherers. Im Innern seines Hauses war er aber ein entsetzlicher Mensch. — Ich sehe noch immer sein Gesicht mit den strahlenden schwarzen Augen, und höre noch immer seine dumpfe, spöttische und

drohende Stimme. — Ich habe seitdem eine ähnliche Stimme gehört, Ben Ellinor, eine Stimme, welche, da ich Sie zum ersten Male vernahm, mir das Blut in den Adern erstarrend machte, und die mir durch Mark und Bein ging. Es war die Stimme eines Mannes . . ."

Die schöne Jüdin dämpfte ihre Stimme zu einem Flüstern herab, uud rückte dem jungen Manne näher.

„Es war die Stimme des Mannes, der über mich zu gebieten hat," fügte sie ängstlich hinzu.

Ben Ellinor verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

„Ich bin noch nicht so weit in meinen Mittheilungen, um Ihnen von diesem Manne erzählen zu können; nur will ich Ihnen eine seltsame Sache mittheilen. Dieser Mann, den ich unter dem Namen Moor kennen gelernt habe, und den alle Welt Hally Robinson nennt . ."

„Der Banquier Hally Robinson, er wäre . . ."

„Sie kennen ihn, Ben Ellinor?"

„Gewiß kennen ich ihn, er ist bisher mein Banquier gewesen. — Aber was wollten Sie über diesen Cröſus sagen?"

„Ich wollte Ihnen sagen," fuhr Spinosa sinnend fort — „aber Sie werden am Besten beurtheilen können, ob ich mich irre oder nicht, da Sie ihn kennen, — daß seine Stimme einmal einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht hat. — Ich hatte ihn schon früher, vor dieser Zeit sprechen hören, habe ihn später wieder gehört, und da schien es mir, als ob er seine Stimme absichtlich verstellte, während er jenes Mal, aber nur auf wenige Augenblicke, im Zorn und tiefster Aufregung sprach. Seine Stimme war unverkennbar die meines Vaters, Simon Baroche."

Ben Ellinor lächelte mit einer zweifelhaften Miene und erwiderte mit dem Kopfe schüttelnd:

„Welche Aehnlichkeit ist zwischen dem gutmüthigen Gesicht des Banquiers Robinson und dem entschlossenen, boshaften Ausdrucke des Juden Simon Baroche? — Bei dem ich mehrfach Geld wechselte. — Diese Unbedeutenheit der Züge des Banquiers kann nur eine Maske sein, da Sie mir sagen, Spinosa, daß er mit den räthselhaften Intriguen zusammenhängt, welche Sie umgeben; aber diese Maske würde Ihr Vater vergebens auf seine bewegliche Physiognomie zu legen versucht haben. '— Alles an ihnen ist verschieden, sogar entgegengesetzt. Uebrigens brauche ich Sie wohl nicht daran zu erinnern, daß Ihr Vater — todt ist."

„Ja, auf dem Schaffot gestorben!“ murmelte das arme Mädchen mit bleichen Wagen. „Ich habe ihn selbst am Galgen hängen sehen, Ben Ellinor!“

Nach einer kurzen Pause fuhr Spinosa in ihrer Erzählung fort.

„Ich sagte Ihnen, daß mein Vater mir energisch befahl, ihm den verborgenen Gegenstand auszuhändigen. — Ich mußte ihm gehorchen, wie groß auch mein Widerstreben war, mich von dem Medaillon zu trennen. — Er nahm es, und kaum hatte er die Augen auf einen Namen geworfen, welcher mit einem Wappen auf dem Medaillon eingravirt war, als ihm ein Ausruf des Zornes entfuhr. Den Namen habe ich noch im Gedächtniß, er lautete: „Doris Benjahie“ auch das Wappen glaube ich hier in London, auf einer Equipage des Lord Palmerston, wieder erkannt zu haben, doch irre ich mich gewiß in diesem Punkte.“

„Wer hat Dir dies Medaillon gegeben, Spinosa?“ fragte mich mein Vater mit vor Wuth gerötheter Stirn.

„Ich antwortete nicht und blickte verlegen vor mich hin.“

„Willst Du mir dieses unnütze Ding überlassen?“ fuhr er mit zuckender Lippe fort.

„O, nein! rief ich, die Hand hastig nach dem Medaillon ausstreckend. Lassen Sie es mir, mein Vater! fügte ich bittend hinzu.“

„Gut,“ erwiederte er nach einigen Augenblicken der Ueberlegung. „Ich will es Dir belassen, wenn Du mir eingestehst, daß Nancy, so hieß die Dienerin, Dir dies Medaillon gegeben hat!“

„Gott hat nun einen instinktmäßigen Abscheu vor der Lüge in uns gelegt, Ben Ellinor, denn ich, deren Unwissenheit hier, wie in jeder andern Beziehung vollkommen war, hatte die größte Mühe, die erste Unwahrheit über meine Lippen zu bringen. Aber ich wußte, daß mein Vater Nancy grausam schlagen und mit barbarischer Härte behandeln würde. Ich hatte Mitleid mit ihr. — Nein! antwortete ich endlich leise, es war nicht Nancy.“

„So war es Joel, der stumme Hund!“ rief er erbleichend, indem seine fürchterlichen Augen im wilden Feuer funkelten.

„O, nein, mein Vater! sagte ich im entschlossenen Tone. Auch von ihm habe ich das Medaillon nicht erhalten.“

„Ah!“ versetzte er mit einem seltsamen Lächeln, „Du verstehst schon zu lügen! — Vortrefflich, die Ausbildung wird nicht schwierig sein!“

„Er setzte sich neben mich, und drehte das Medaillon zwischen

seinen Fingern hin und her, als ob er es öffnen wollte, ich hatte keine Ahnung davon, daß es hohl sein könne. Nach einigen Sekunden drückte er an die Feder und das Medaillon sprang auf. Ich stieß einen Ruf der Ueberraschung aus."

„Das hast Du wohl gar nicht erwartet, Spinosa?" fragte er höhnend.

„Neugierig bog ich mich zu ihm, und fragte nach dem Inhalte."

„Es ist leer!" antwortete er kalt, indem er eine Haarlocke in den Kamin warf. —

„Dann zog er ein Messer hervor, und begann das Wappen auf dem Medaillon zu entfernen. — Nach einigen Minuten gab er mir dasselbe aber in dem Zustande zurück, in dem Sie es jetzt sehen."

Mit diesem Worten zog Spinosa ein Medaillon aus ihrem Busen, das auf beiden Flächen beschädigt war, und reichte es dem jungen Manne. — Ben Ellinor betrachtete es lange und aufmerksam. Der Name: Benjahie tauchte in seiner Erinnerung auf. Es war ihm, als hätte er diesen Namen schon einmal von Randal Stanton in Gegenwart des Marquis aussprechen hören. — Er konnte sich aber wegen der Länge der Zeit nicht mehr besinnen, bei welcher Gelegenheit dies geschehen war. Mechanisch gab er der zärtlich lächelnden Tänzerin das Medaillon zurück.

„Mein Vater," begann Spinosa, indem sie ihre Augen hinter ihrem Taschentuche verbarg, „sprach nun von Dingen mit mir, die ich damals so wenig verstand, und die ich Ihnen jetzt nicht wiederholen kann. — Sie werden aber den Sinn derselben aus meinen weitern Mittheilungen deutlich entnehmen können, — wenn Sie ihn nicht schon jetzt errathen sollten."

Ben Ellinor wurde blutroth. — Er empfand ein Gefühl der Scham, das er nicht zu deuten wußte.

„Nichtswürdig, — nichtswürdig!" murmelte er leise, und entfernte den Schweiß der auf seiner Stirn perlte. „Spinosa," sagte er dann zu dem lieblichen Mädchen mit dem Tone der tiefsten Ueberzeugung, „dieser Mensch — dieses Ungeheuer! — war unmöglich Ihr Vater!"

Die jugendliche Tänzerin wußte hierauf nichts zu erwidern. Sie erhob nur ihre Augen voll unendlicher Zärtlichkeit zu ihm auf, und fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Am andern Tage kam eine fremde Frau in mein Zimmer, und

verrichtete bei mir die Dienste einer Zofe. — Ich befragte Sie nach Nancy, doch sie lächelte nur, da sie meine Sprache nicht verstand. — Sie begann sogleich meine Toilette. — Die Kleider, welche ich anlegte, waren nicht die früheren. Ein kostbares Kleid, von schwerer Seide, mit werthvollem Gürtel umschloß eng meine Taille, und ein prachtvoller Schmuck vollendete und hob meine Toilette in einer Weise, daß, als ich vor den Spiegel trat, ich einen Ruf der Freude und Ueberraschung nicht unterdrücken konnte. — Zum ersten Male stieg das Gefühl der Eitelkeit, gemischt mit jugendlichem Stolze, in dem Bewußtsein meiner Schönheit, in mir auf. — An jenem Tage wurde ich in einem großen, eleganten Saal geführt, den ich bisher noch nicht betreten hatte. — Es war ein kostbarer Salon mit blauem Sammt tapeziert, und mit werthvollen Gemälden geschmückt. Ein kunstreich ausgelegtes Piano stand in einer Ecke, und auf den herrlichen Decken der Tische, lagen reichgebundene Album.' Die Bilder waren theils mythologischen Genres, mit der Absicht ausschweifende Sinnlichkeit zu erregen, theils behandelten sie ein Feld . . ." Die schöne Jüdin unterbrach sich.

„Ben Ellinor," sagte sie nach einem Augenblicke der Selbstbeherrschung. „Es ist noch nicht lange her, daß ich erröthen gelernt habe — ich kann Ihnen nicht sagen, was diese Bilder darstellten. — Alles das blendete meine Augen und erhitzte meine jugenliche Phantasie. — Ich bewunderte die schönen Körperformen der nackten Gestalten, welche mitten in entzückenden Landschaften lagen."

„Bravo, Spinosa, vortrefflich!" rief plötzlich die spöttische Stimme meines Vaters, der unbemerkt an meine Seite getreten war und mich in meinem Staunen überraschte.

„Die Scham — eine ganz natürliche Scham — Ben Ellinor, — und die, wie ich denke, uns Mädchen ohne alle Anleitung überkommt, machte mich hocherröthend."

„Wozu erröthest Du, Spinosa!" sagte mein Vater höhnend. „Allerdings macht die erhöhte Farbe Dich noch schöner, aber was Du da thutst, ist nicht verwerflich, und Du brauchst nicht darüber zu erröthen."

Ein Mensch mit zudringlicher Miene, der mit meinem Vater eingetreten, und an der Thür stehen geblieben war, kam näher und sagte mit einem sardonischen Lächeln, indem er sich unterwürfig verneigte:

„Sie haben ganz recht, Herr Baroche, — Kunstdarstellungen beleidigen niemals das Schamgefühl.“

„Dieser Mensch war ein berühmter Tanzlehrer, der mir Unterricht geben sollte. — Ein Anderer lehrte mich Englisch, Italienisch, Musik und Malen. — Ich lernte mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit, über welche meine Lehrer erstaunten, und mein Vater sich Glück wünschte. — Ein einziger Theil meiner Erziehung ging aber nicht nach seinem Wunsche. — Man stellte in allen Unterhaltungen mit mir, die Lüge und Heuchelei, als Tugend, und das Gold als einzige Glückseligkeit hin. Meine Lehrer und auch mein Vater, erzählten mit Begeisterung Streiche von kühnen Betruges und suchten mein Herz durch sittenlose, unreine Bilder zu vergiften, und jedes edle, tugendhafte Gefühl zu verbannen. — Aber Gott, der Erbarmungsvolle, hat mich dennoch durch seine Gnade wunderbar beschützt. — Er hat mir das Kleid der Unschuld mitten unter den furchtbarsten Gefahren nicht beflecken lassen. —

Eines Abends, als meine Lehrstunden zu Ende waren, kam mein Vater in den Lehrsaal und sagte im freundlichen Tone zu mir!

„Spinosa, ich gebe meinen Freunden heute Nacht einen Schmaus. Du bist Ihnen Liebe und Ehrfurcht schuldig, denn es sind Männer nach meinem Herzen, geschickt verwegen, und im Stande, die dumme, boshafte Menschenbrut zu übervortheilen. — Ich werde Dich ihnen vorstellen, mache geschmackvolle Toilette, damit meine Freunde mich einen beneidenswerthen Vater nennen.“

„Das war ein Befehl, gegen welchen ich keinen Widerspruch wagen durfte, ich mußte gehorchen. — In dem Augenblicke, wo ich mich nach meinem Zimmer wandte, rief er mich zurück, und fragte:“

„Hast Du Lust, Joel einmal wieder zu sehen?“

„Es war beinahe ein Jahr her, daß ich des armen, stummen Dieners nicht ansichtig geworden. — Ich zeigte meine Freude bei dem Gedanken, den Unglücklichen wieder zu sehen.“

„Nun so komm!“ sagte mein Vater kurz, und ergriff rauh meinen Arm.

Er ließ mich zur entgegengesetzten Thür des Lehrsaales hinausgehen, und anstatt in den Speisesaal zu treten, welcher darauf folgte öffnete er eine kleine verborgene Thür, welche in dem Zwischenkabinet, zwischen dem Lehrsaal und dem Speisesaal, angebracht war. — Ich sah oder ahnte die Existenz dieser Thür nicht im Geringsten. — Mir

kamen durch einen engen Korridor, der durch eine Lampe matt erleuchtet war, und nach etwa zehn Schritten befanden wir uns am Fuße einer schmalen und steilen Treppe, auf welcher oben eine Laterne brannte."

„Steige hinauf, Spinosa," sagte mein Vater, „dort oben wohnt Joel."

„Ich stieg ohne ein Gefühl der Furcht hinauf, und gelangte in das zweite Stockwerk des Hauses. — Mein Vater folgte sogleich und klopfte leise an eine niedrige Thür, welche sich augenblicklich öffnete. — Bevor wir eintraten, betrachtete er lächelnd mein Gesicht und sagte dann mit durchbohrenden Blicken:

„Hier ist mein Arbeitszimmer, — ich will Dir ein Geheimniß mittheilen, welches mich nach Cayenne bringen würde, wenn es zu den Ohren der Polizei gelangte."

„Wir traten ein. Das Zimmer war ein großes Laboratorium, in welchem die verschiedenartigsten Dinge bunt durcheinander geworfen waren. Linkerseits bemerkte ich an den Wänden, mit einer gewissen Regelmäßigkeit geordnet, eine große Anzahl verschiedener Kostüme, und auf einem Tische zahlreiche Büchsen mit Pomaden in verschiedenen Färbungen. Phiolen, falsche Bärte und zahllose Perrücken lagen umher. — Weiter hinten in einem Kasten befanden sich eine Menge großer und kleiner Werkzeuge, welche, wie ich später erfahren habe, Nachschlüssel und Dietriche waren. — Ganz zu Ende des Zimmers, rechts vom Eingange, befand sich noch ein kleines Gemach, in welchem der stumme Joel sich befand. Wie war er verändert seit einem Jahre, — seine hohlen, mageren Wangen waren von einem schmutzigen Bart bedeckt, und das Haar hing ihm bis über die Schultern herab. — Er hatte das Ansehen eines verwilderten, kränklichen und erschöpften Greises. — Sein düsteres Auge hob sich auf mich, als wir eintraten, er schien mich aber nicht zu erkennen, und er fuhr ruhig in seiner Arbeit fort."

„Nun, Joel," sagte mein Vater, „Du erkennst wohl Spinosa nicht?"

„Der Stumme richtete mit verwunderter Miene den Blick wieder empor, stieß dann einen freudigen Ruf aus, und ein sanftes Lächeln eilte flüchtig über seine zerstörten Züge hin. Er machte ein Zeichen mit dem Kopfe, das zugleich freundlich und respectvoll war."

„Weshalb sieht man Dich nicht mehr, armer Mensch?" sagte ich zu ihm.

Er betrachtete meinen Vater mit furchtsamen Blicken, die auf's

Beredsamste das ungeheure Gewicht von Sklaverei aussprach, mit welchem dieser ihn belastete. — Ich bemerkte gezwungene Unterwürfigkeit, und unter dieser — glühenden Haß. — Durch welche Mittel mein Vater diesen Mann hatte absperren, seinen Widerstand besiegen, und ihm Gehorsam abzwingen können, — habe ich niemals erfahren, ebensowenig wurde mir bekannt, was aus Nancy geworden ist, ich habe diese nicht wieder gesehen. — Die Beschäftigung Joel's im Laboratorium, aus welchem er seit einem Jahre nicht ein einziges Mal herausgekommen war, bestand darin: — Ringsumher auf seinem Tische, befanden sich kleine, länglich geschnittene Papiere, verschiedenartig gestempelt und mit Schrift bedeckt. — Hier und dort sah man Graveurinstrumente, Dinten verschiedener Farben, und xylographische Stöcke. Der arme Stumme machte für meinen Vater falsche Wechsel auf die verschiedensten Handlungshäuser Europa's. — Es war dies keine leichte Arbeit und nach jedem Versuche kam mein Vater, um das Resultat in Augenschein zu nehmen, er war ein Aufseher ohne Mitleid und Erbarmen. Sein durchdringender Blick entdeckte die unbemerkbarsten Fehler, und da es sich dabei um seine Freiheit handelte, so konnte auch nicht der geringste Fehler entschuldigt werden. — Wurde nun ein solcher entdeckt, dann stürzte sich der Unglückliche entmuthigt in die Arme der Verzweiflung, gleich einem gezähmten Thiere. — Er zerbrach seine Werkzeuge, warf sich der Länge nach auf den Boden, und mein grausamer Vater schlug dann mit einem Stocke so lange auf ihn, bis er aufstand, und die Arbeit von Neuem anfing. Daher kam es, daß der Stumme so bleich, und sein Gesicht alt geworden war, wie das eines Greises."

„Nun laß sehen, Joel," sagte mein Vater zu ihm, „wie weit Du mit Deiner Arbeit vorgeschritten bist!"

„Joel fuhr mit seiner Hand in einen kleinen Kasten und zog einige Wechsel hervor, welche er meinem Vater mit ängstlichen Blicken reichte. — Dieser prüfte diese lange und genau und rief dann endlich mit zufriedener Miene:

„Wahrhaftig, dieser Schuft ohne Zunge, ist doch noch zu Etwas gut. — Hier ist die Unterschrift auf Stieglitz in St. Petersburg mit Meisterhand nachgeahmt! — Du sollst auch zum Abendessen eine Flasche guten Weins haben. — Noch einige Monate Arbeit, und Du bist der Herr sämmtlicher Banken Europa's." —

„Er steckte den Wechsel ein, und ging zufrieden lächelnd der Thür zu.

„Lebe wohl, Du armer Joel!“ sagte ich mit thränenvoller Stimme zu dem Unglücklichen, „ich werde Dich bald wieder besuchen und Dir Erfrischungen bringen.“

„Er legte die Hand aufs Herz und lächelte schmerzlich vor sich hin. — Mein Vater rief mich gleich hinterher, ich mußte gehorchen.“

„Siehst Du, Spinosa,“ sagte mein Vater mit rauhem Lachen zu mir, als wir die Treppe hinabstiegen, „wie der Mensch geschaffen ist, um über die unvernünftigen Thiere zu herrschen, ebenso müssen die kräftigen Geister die Herrschaft über die schwachen haben. — Du hattest Mitleid mit Joel. — Das ist ein armseliges Gefühl, mag er bei seiner Arbeit umkommen oder nicht! — Aber genug davon! — Erwähne gegen Niemand, was Du gesehen! — Diese kleinen, Dir unbekannten Papiere, sind viel Geld werth, aber wenn die Polizei sie erwischt, werden sie zu einem tödtlichen Gifte.“

„Wir befanden uns jetzt bei der heimlichen Thür, welche mit dem Saale in Verbindung stand. — Ich hörte plötzlich ein Geräusch von Stimmen von der andern Thür her, und verbarg mich schüchtern hinter meinem Vater. — Es waren die Gäste, welche er erwartete, die sich laut unterhielten. — Er hieß mich durch das Boudoir gehen und befahl mir, Toilette zu machen. — Als ich nach Verlauf einer halben Stunde, durch die geschickten Hände meiner Kammerfrau, geschmückt in den Saal trat, erhob sich unter den Gästen meines Vaters ein Gemurmel der Bewunderung und des Erstaunens. — Es waren etwa zwölf Herren, welche um den Tisch saßen, der mit ausgesuchten Speisen bedeckt war. — Selten habe ich eine Gesellschaft gesehen, Ben Ellinor, die ehrwürdiger schien. Mein Vater war der Jüngste von Allen; die Andern hatten weiße und graue Bärte, wie sie auf die Brust der Weisen des Orients hinabfallen.“

„Setze Dich hierher, Spinosa,“ sagte mein Vater mit liebreicher Stimme zu mir, „iß und trink in Gesellschaft meiner Freunde, welche Dich lieben.“

In der That, Ben Ellinor, meine Furcht verging. Die strengste Sittlichkeit herrschte. Sie plauderten vom Handel, von Geldgeschäften und Weltereignissen. Diener, welche ich in unserm Hause bisher nicht gesehen hatte, warteten bei Tische auf und gossen Wein ein, den Alle nur mit großer Mäßigung genossen. — Als aber die Braten abgetragen waren, um dem Dessert Platz zu machen, setzte mein Vater aus einem verborgenen Wandschranke, den Tisch ganz voll Flaschen, und

verschloß die Thüren. — Nun veränderte sich plötzlich die Scene. Der Bärte der Gäste fielen wie durch Zauberschlag, und meine erstaunten Augen erblickten meist junge Männer, deren Physiognomien lebendiger wurden, als die Flaschen entkorkt waren. Ihre Stimmen wurden laut und eine nervenerschütternde Orgie begann."

„Nun," sagte mein Vater nach einer Pause, „wie findet Ihr meine Tochter, Spinosa?"

„Verschiedene Ausrufungen zu meinem Lobe wurden laut, man hielt mich für unvergleichlich schön."

„Denkt Ihr nicht, Freunde, daß Spinosa in allen Ländern für die Tochter eines Fürsten gelten könnte."

„Ganz gewiß — für die Tochter eines Königs!" rief man von allen Seiten.

„Nun gut, meine Freunde," versetzte mein Vater lachend, „binnen Kurzem werde ich mich zum Fürsten machen, und Spinosa soll ein Theil meiner Verkleidung abgeben. — Macht nicht so große Augen, Freunde!" fügte er höhnisch zu, „meine Tochter ist ein wohlerzogenes Mädchen, man darf vor ihr dreist von Geschäften sprechen."

„Jeder warf mir liebkosende, aber auch freche Blicke zu."

„Aber Spinosa wird nicht dabei stehen bleiben," fuhr mein Vater schon halbberauscht fort. „Ich brauche eine Sirene, um die Spieler wieder in meine Salons zu locken . . ."

„Geht es nicht gut, Baroche?" fragte man erstaunt.

„Sehr schlecht geht es!" rief mein Vater ärgerlich. „Ein Goy hat ein Spielhaus nicht volle zweihundert Schritte von hier, eröffnet. Die vornehme Welt geht zu dem Christen, weil sie dort Weiber, Musik und Gesang findet. — Und bei mir gewinnt man auch nicht allzuhäufig, wie Ihr wißt!"

„Ein allgemeines Gelächter folgte den letzten Worten."

„Das sind zwei Seiten, auf die ich Spinosa benutzen werde; es giebt aber noch eine dritte, die ich Euch wohl nicht erst lange auseinander zu setzen brauche," fuhr mein Vater mit einem vielsagenden Lächeln fort. — Gott sei es gedankt! — Die Mitglieder unseres Hofes lieben es, sich von Zeit zu Zeit zu zerstreuen, und ich habe keine Vorurtheile."

„Abermals erfolgte ein schallendes Gelächter."

Ben Ellinor stand der kalte Schweiß auf der Stirn.

„Aber trinken wir, Freunde!" fügte mein Vater lebhaft erregt

hinzu, „und sprechen wir von andern Dingen. Ismael Rago, willst Du mir einen Wechsel auf Stieglitz in St. Petersburg discontiren?"

„Das Geld ist selten, Baroche," erwiderte dieser, „wie hoch ist der Wechsel?"

„Fünftausend Silberrubel. — Ich will Dir fünfzig Rubel als Disconto belassen."

„In der That!" murmelte der Jude höhnend, „fünfzig Rubel und dreißig zu! — Ich biete Dir das, — weil Du es bist, Baroche!"

„Nun, meinetwegen!" versetzte mein Vater gleichgültig. „Ich bin Dir zugethan, Ismael, auch wenn Du mich lebendig schindest. — Hier ist der Wechsel von Giroud Moser in Marsaille indossirt."

„Er übergab den Wechsel an Ismael Rago. Die andern Gäste, denen mein Vater ein geheimes Zeichen des Einverständnisses gemacht, tranken, lachten verstohlen, und sahen Rago von der Seite an. — Dieser unterwarf den Wechsel einer sorgfältigen Prüfung. Nach zwei oder drei Minuten reichte er meinen Vater den Wechsel zurück."

„Ich habe mir die Sache überlegt, Baroche," sagte er im kalten Tone. „Es fehlt mir das Geld zum Discontiren."

„Mein Vater runzelte die Stirn und zeigte ein ärgerliches Gesicht."

„Du hattest doch noch soeben Lust, Ismael!" rief er forschend.

„Ich habe mich aber besonnen," antwortete der Jude trocken.

„Warum?" fragte mein Vater heftig.

„Weil der Wechsel falsch ist, Simon Baroche!" sagte der Jude im festen Tone.

„Mein Vater schlug heftig mit der Faust auf den Tisch. Die Adern auf seiner Stirn schwollen ihm an."

„Es ist wahr," sagte er endlich, indem er sich zwang, ruhig zu scheinen, „unsere Freunde wissen, daß ich Dein Geld nicht genommen haben würde. — Sie waren davon unterrichtet — es war nur eine Probe."

„Nun gut," sagte Ismael Rago, indem er langsam seinen Wein schlürfte, „dann ist die Probe ungünstig ausgefallen — das ist Alles. — Der den Wechsel fabrizirt hat, ist ein ungeschickter Esel!"

„Worin liegt der Fehler, Ismael?" fragte mein Vater bleich vor Wuth.

„An vielen Stellen, Simon," antwortete Rago lächelnd. „An dem Namenszuge von Stieglitz ist ein Ring zu viel."

„Es ist wahr," entgegnete mein Vater den Wechsel sinnend betrachtend.

„Ferner liegt in der Unterschrift selbst etwas Ungewisses und Hartes. Die Wechsel dieses weltberühmten Bankhauses sind gewöhnlich von einer festen, aber auch zierlichen Hand geschrieben, niemals habe ich ein so linkisch gemachtes St. gesehen. Außerdem ist aber auch noch ein orthographischer Fehler vorhanden."

„Hole den Schuft der Satan!" rief mein Vater, dessen Zorn furchtbar wuchs, mit drohender Stimme. „Es ist wahrhaftig Alles so, wie Du sagst, Bruder Ismael! — Dieser nichtswürdige, stumme Hund, will mich absichtlich in's Unglück bringen! — Ich schlage den erbärmlichen Wicht noch todt!"

„In wilder Hast stürzte er einige Gläser hinunter. Sein Gesicht wurde dunkelroth vor Wuth. — Er wandte sich zu mir und sagte mit bebender Stimme:

„Spinosa, gehe, und hole mir dieses Vieh, ich werde ihm seine Ungeschicklichkeit bezahlen!"

„Ich zitterte am ganzen Körper, und wurde leichenblaß, — aber ich rührte mich nicht von der Stelle. Mit donnernder Stimme wiederholte er seinen Befehl, als er sah, daß ich nicht gehorchte. — Er hob in seiner Wuth die Hand gegen mich — aber er schlug nicht. — Wie ein wilder Eber stürzte er endlich hinaus, und nach wenigen Minuten schleppte er den unglücklichen Joel an den Haaren herbei. — Bald hörte ich nur noch das dumpfe Stöhnen des Stuumen, und das unaufhörliche Geräusch eines Stockes, der auf seinen mageren Körper in schnellen Schlägen niederfiel. — Ich hatte vor Entsetzen die Augen geschlossen, um so viel als möglich diesem grausigen Anblick zu entfliehen. — Als die Schläge nachließen und zuletzt ganz aufhörten, vernahm ich ein ängstliches Geflüster der Gäste meines Vaters".

„Er ist todt!" rief man endlich von allen Seiten.

„Ich öffnete die Augen, und sah auf dem Fußboden des Saals nichts als eine regungslose Masse liegen, welche kein Lebenszeichen erkennen ließ. — Aber plötzlich bewegte sich diese Masse, langsam und vorsichtig, und Joel richtete sich meinem, nach Luft ringenden Vater gegenüber, mit der Schnelligkeit eines Gedankens auf. — Eine Waffe befand sich in seinen Händen. — Ich glaubte, daß es um meinen Vater geschehen sei. Mit einer instinktmäßigen Bewegung, die stärker war als mein Wille, warf ich mich zwischen Joel und meinen Vater.

— Jetzt war es Letzterer, an den die Reihe kam, zu zittern. — Der Stumme schien Rache an seinen grausamen Peiniger nehmen zu wollen, doch in diesem verhängnißvollen Augenblicke, krallten sich die beiden Hände eines jungen, kräftigen Juden um den Hals Joel's, so daß dieser dunkelroth im Gesicht wurde. — Die Waffe entfiel seiner Hand; er stieß ein dumpfes Stöhnen aus, schloß die Augen, und gab es auf, länger Widerstand zu leisten."

„Laßt ihn los, Benjamin!" sagte mein Vater ruhiger werdend. — „Er soll nicht getödtet werden. Laßt ihn nur unbedenklich los, seine Wuth ist vorüber. Ich kenne sein Gemüth, er wird sich ruhig verhalten."

„Das ist nun Deine Sache, Simon," entgegnete Benjamin, und ließ Joel los."

„Unter den Gästen gab sich eine Bewegung des Entsetzens kund. Jeder erwartete den Stummen sich auf meinen Vater stürzen zu sehen, — aber er that es nicht."

„Auf die Knie!" rief ihm Letzterer rauh zu.

„Der Unglückliche legte sich geduldig auf's Knie. Mein Vater schwang von Neuem den Stock über seinem Kopfe, — aber er schlug nicht."

„Ich verzeihe Dir!" sagte er endlich, indem sein stechendes Auge den Stummen durchbohren zu wollen schien, „weil Du ein Thier bist. — Marsch, hinaus — an die Arbeit! — Hörst Du! — Oder wehe Dir!"

„Joel erhob sich, senkte das Haupt — und schlich wie ein Hund der Thür zu. — Auf der Schwelle kehrte er sich noch einmal um, und ich schaudere noch, wenn ich an den Blick denke, den er in diesem Augenblicke auf meinen Vater warf. — Unbändige Wuth, fürchterliche Rachsucht lag in diesem anhaltenden Blicke. — Alle Gäste meines Vaters fühlten es gleich mir. — Ismael Rago schüttelte bedenklich den Kopf, als Joel aus dem Saale verschwunden war und sagte mit Ueberzeugung:

„Diese wilde Kreatur wird Dich eines Tages noch erwürgen, Simon Baroche!"

„Mein Vater zuckte verächtlich die Achseln, und ein stolzes Lächeln der Ueberlegenheit spielte um seinen Mund."

„Grämt Euch nicht darum, meine Freunde," sagte er nachlässig. „Ihr müßt mich wahrlich einen Stümper nennen, wenn ich nicht wissen sollte, die hündische Natur eines solchen elenden Wurmes zu bändigen.

— Trinkt, Freunde!" fügte er ärgerlich hinzu, „und lassen wir den Gegenstand fallen, er mißfällt mir!"

„Mein Vater hatte seine Gründe, Ben Ellinor," fuhr Spinosa nach einer kleinen Pause fort, „der Rache Joel's so zu trotzen, denn der Unglückliche war wirklich so gebändigt, daß er sich nicht aufzulehnen wagte, wenn nicht die alleräußersten Umstände ihn dazu zwangen. — Außerdem mußte zwischen ihnen noch ein unbegreifliches Band existiren, welches ich mir niemals habe erklären können. — Er hatte im Arbeitszimmer eine Menge von Waffen, und doch versuchte er nicht, sich derselben gegen meinen Vater zu bedienen. Auf unsern spätern Reisen durch Frankreich, Deutschland, Italien und den ganzen Orient, folgte er uns beständig, er war gewissermaßen frei, und doch versuchte er niemals zu entfliehen. — Wir blieben ungefähr noch sechs Monate nach diesem Auftritte in Paris, aber meine bisherige Gefangenschaft hörte von da an auf. — Mein Vater führte mich überall hin, und man erstaunte über meine Schönheit."

„Du siehst, wie Dich alle Welt schön findet, Spinosa," sagte mein Vater freudig zu mir. „In zwei bis drei Jahren werden diese Komplimente, welche Du überall, wo Du vorüberkommst, aus dem Munde so vieler hochgestellter Persönlichkeiten hörst, direct an Dich selbst gerichtet werden. — Du wirst lieben, Spinosa, nnd gewiß recht glücklich sein."

Das ganze Haus in der Straße St. Honorè stand jetzt zu meiner Verfügung, und doch machte es mir zu jener Zeit besonderes Vergnügen, einige Stunde in dem Gefängnisse des armen Joel zuzubringen. Meine Gegenwart tröstete ihn, und ich war glücklich über die Linderung, die ich ihm dadurch verschaffte. — Er zeigte mir in der Abwesenheit meines Vaters seltsame Dinge, und er war es, der mir den Gebrauch der Essenzen und Pomaden zeigte, die auf einer Toilette im Laboratorium standen. — Eines Tages stand er von dem Tische auf, wo er unaufhörlich arbeitete, reckte seine steifen Glieder, schüttelte sein langes, verworrenes Haar und fing zu lachen an. — Sie wissen, Ben Ellinor, wie ausdrucksvoll das Mienenspiel dieser Unglücklichen ist, welche der Sprache beraubt sind. Das Lächeln des armen Joel schien mir zu sagen: „Ich will Ihnen etwas Ueberraschendes zeigen." — Er nahm mich bei der Hand und führte mich zu der Toilette, vor welcher er sich niedersetzte. — Dann nahm er fünf oder sechs kleine Phiolen, roch daran, und stellte sie bei Seite; darauf machte er mir

ein Zeichen, ich sollte die Augen schließen. — Um ihm eine Freude zu machen, gehorchte ich. — Etwa zwei Minuten blieb ich mit geschlossenen Augen, nach dieser Zeit stieß mich Joel sanft an. — Ich machte die Augen auf und in der That, Ben Ellinor, ich erkannte ihn nicht, und fuhr erschreckt mehrere Schritte zurück, während er von ganzem Herzen lachte. — Es war eine Veränderung mit ihm vorgegangen, welche an Zauberei grenzte. Seine eben noch dunkele Gesichtsfarbe, hatte jetzt einen bleichen, grünlichen Teint angenommen, gerade wie die Gesichtsfarbe des Banquiers Robinson. — Es giebt keinen schlagenderen Vergleich. — Die bleichen Reflexen dieser matten und welken Haut, hatten dem Auge Joel's seinen wilden Glanz geraubt, er glich einem Straßenbettler, der vom Elend stumpf geworden ist, und dies mußte umsomehr der Fall sein, da seine langen schwarzen Haare jetzt in farblosen Büscheln über seine gebleichte Stirn fielen und sich sich mit dem entfärbten Bart vermischten."

„Und milderte diese Veränderung den Ausdruck seiner Physiognomie?" fragte Ben Ellinor nachdenklich.

„Diese Veränderung milderte denselben insofern," erwiderte Spinosa, „als sie ihm jede Art von Charakter nahm. Das markirte Gesicht Joel's, war plötzlich unbedeutend, und ähnlich den Gesichtern der Kurzsichtigen geworden."

„Ich möchte wohl den Banquier Hally Robinson sprechen hören, Spinosa, wenn er seine Stimme nicht verstellt," sagte Ben Ellinor mit zerstreuter Miene.

Die reizende Jüdin sah ihn unruhig und fragend an.

„Es ist eine thörichte Idee, Spinosa, die mir so eben durch den Sinn fuhr," antwortete er hastig. „Fahren Sie nur ruhig fort, meine Gedanken gähren förmlich, seit ich Ihnen zuhöre, und bringen mich auf Unmöglichkeiten."

„Der arme Joel freute sich über mein Erstaunen," fuhr Spinosa fort. „Er zeigte auf sein Haar, dann auf die Phiolen um mir begreiflich zu machen, daß in denselben Etwas befindlich sei, was augenblicklich die Farbe der Haare ändere; darauf wies er auf sein Gesicht und auf die Pomaden. — Plötzlich sah ich alle Muskeln seines Gesichtes zittern. — Er wurde nicht roth, weil er unter der Fülle von Farbe, welche über sein Gesicht gezogen, nicht erröthen konnte; aber sein Auge wandte sich voll Schrecken nach der Thür. — Mein Vater stand auf der Schwelle."

„Was ist das?“ fragte er, die Stirn runzelnd.

„Verzeihung, mein Vater!“ sagte ich bebend. „Ich war es, die Joel bat . . .“

„Lüge, Spinosa!“ unterbrach er mich, höhnisch anlachend. „Lüge nur fort, meine Tochter!“ fügte er mit zufriedener Miene hinzu. „Du kannst Dich nicht früh genug in diesem Gewerbe üben.“

„Er ging auf den armen Stummen zu, der an allen Gliedern zitternd dastand, zog ihn heftig an den Haaren und sagte rauh zu ihm:“

„Zittere nicht, alberner Thor, ich bin nicht böse! — Meine eigene Absicht war es schon, vor Spinosa einmal dasselbe Experiment zu machen, denn es ist gut, daß sie alle Kunstgriffe unseres Standes kennen lernt. — Hättest Du ihn auf der Straße in dieser Veränderung wiedererkannt, Spinosa?“ wandte er sich forschend an mich.

„Unmöglich, mein Vater!“ antwortete ich entschieden.

„Er begann zufrieden zu lächeln und sagte:

„Ja, ja, Mancher würde viel Geld für meine Geheimnisse geben! — Nun, Joel,“ wandte er sich an den Stummen, „wie weit bist Du mit Deinen Arbeiten?“

„Joel ging an seinen Arbeitstisch und legte meinem Vater eine Anzahl Wechsel vor, die er wiederum genau prüfte. — Dieselben mußten ohne Fehler sein, denn er steckte sie ruhig ein, wobei er zufrieden mit dem Kopfe nickte.“

„So!“ sagte mein Vater plötzlich, „jetzt können wir uns auf den Weg begeben, damit wir Spinosa in die große Welt einführen, und sie einem Fürsten würdig machen. Ihre Schönheit und ihr großes Talent — werden ihr die größten Bühnen der Welt willig öffnen. — Ich werde Dich als Diener mitnehmen, Joel — bist Du zufrieden damit?“

„Der Stumme zeigte seine langen, weißen Zähne mit einem lauten Gelächter der Freude. — Ich war wahrscheinlich die einzige Person in der Welt, für die er Zuneigung empfand. — Einige Tage darauf reisten wir nach Italien ab. — Ich will Ihnen nicht mit meinen Erlebnissen in Italien, Deutschland, Spanien und im Orient langweilen. Wir blieben vier Jahre lang in diesen verschiedenen Ländern, und ich nahm nach den Willen meines Vaters den Namen Pepa Varlenta an. — Unter diesem Namen bin ich in der Künstlerwelt bekannt und berühmt geworden. — Ich gestehe es mit Scham im Herzen, Ben Ellinor, ich war überall zum Betruge behülflich, denn mit Hülfe von List und Betrug Geld zu erwerben, schien mir damals keine ehrlose

Handlung zu sein, meine innerste Ueberzeugung war, daß Alles in dieser Welt auf diesen Zweck hinauslaufe. Sie sehen, Ben Ellinor," sagte die schöne Tänzerin leise, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten, „daß die traurigen Lehren meines Vaters und meiner Lehrer; bei mir nicht ganz verloren gegangen waren. In einem Sinne verdiente ich schon die Verachtung der Welt, und Gott nur allein weiß es, wo ich auf diesem schlüpfrigen Abhange noch angelangt sein würde, da ich unbewußt eine Binde vor den Augen hatte, und unaufhörlich nichtswürdige, giftige Rathschläge in mein Ohr flüstern hörte."

Spinosa senkte das Haupt und schwieg. — Ben Ellinor ergriff ihre Hand und hauchte einen leisen Kuß darauf.

„O, ermuthigen Sie sich, Spinosa," sagte er mit ernster und zitternder Stimme, durch welche das Mitleid seiner Seele mit der schönen Sünderin, und seine verhaltene Leidenschaft unverkennbar hindurch drangen. „Blicken Sie frei Jedermann in's Antlitz, denn Sie brauchen sich nicht zu schämen, Ihre schöne Seele offen dazulegen. In Ihrem Gewissen giebt es keinen geheimen Winkel, in welchen Sie einen Theil Ihrer Erinnerungen verbergen müßten. — Warum wollen Sie über die Verbrechen eines Andern erröthen? — O, Spinosa, wie edel ist es, über Fehler zu weinen, die elende Menschen begingen. — Ich sage es aus dem Grunde meines Herzens! — Schmach Denjenigen, der in Ihrem bedauernswerthen Leben Stoff zu Tadel finden wollte! — Spinosa, ich liebe — ich bewundere Sie!"

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Ben Ellinor!" flüsterte sie mit Thränen in den Augen. — „Ich wußte, daß Sie gut, edel und hochherzig sind! — Hören Sie den Schluß meiner Erlebnisse," fügte Sie sanft hinzu.

„Das einzige beständige Ziel meines Vaters während unserer langen Reise, war die Verwerthung der von Joel fabrizirten Wechsel. — Er erreichte dasselbe zum größten Theil, und Sie werden vielleicht zu jener Zeit von dem gewaltigen Sturm gehört haben, der in der Handelswelt Europa's und weiter hinaus ausbrach. — In Frankreich, England, Amerika, Rußland, Deutschland und andern Ländern, herrschte ein panischer Schrecken, über die Menge von Betrügereien. — Ueberall, wo mein Vater hinkam, setzten ihn Briefe oder frühere Beziehungen mit Juden in Verbindung, welche irgend ein lichtscheues Gewerbe betrieben. Vermöge ihrer Unterstützungen, — des pomphaften Namens, den er sich beigelegt und auch, wie ich leider gestehen muß, meines

unwillkürlichen Beistandes, gelang es ihm, eine bedeutende Summe zu realisiren, so daß, als wir von Konstantinopel nach Paris heimkehrten, mein Vater mehr als zwei Millionen Franken besaß. — Zu jener Zeit, Ben Ellinor, war ich schon ganz Weib geworden. — Ernsthafte Gedanken erhoben sich in den Stunden des Nachdenkens in meiner Brust, und ein unbestimmtes Gefühl, ein unerklärliches Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, mischte sich in meine Träume. — Mein Vater fand mich reif für den abscheulichsten Theil seiner Absichten mit mir. — Er wollte mit meinem Herzen — mit meinem Körper einen schamlosen Handel treiben."

Als das reizende Mädchen diese letzten Worte sprach, hob sich ungestüm ihr jungfräulicher Busen, ihre Wangen wurden bleich, während ihr dunkles Auge einen flüchtigen Glanz annahm. — Der junge Mann ballte in stiller Wuth seine Hände und blickte starr vor sich hin.

„Es wären das für mich schreckliche Augenblicke gewesen, Ben Ellinor," hob sie nach einer kleinen Pause wieder an, „wenn ich von Anfang an die Absicht meines Vaters errathen hätte. — Aber die Unwissenheit ersparte mir die Angst über meine Lage. — Als ich endlich begriff, was man von mir wollte, war ich stark, — ich liebte Sie, Ben Ellinor, und mein Vater hatte nicht mehr Zeit, sein Ziel zu erreichen. — Seine erste Sorge, als wir in Paris ankamen, war, sein Spielhaus in der Straße St. Honoré auf prächtigen Fuß einzurichten. — Sie werden gewiß gehört haben, Ben Ellinor, wie sehr diese Höhle während des größten Theils eines Jahres im Flor war. — Man nannte sie den „Olymp," und die Kundschaft desselben bestand nicht nur aus Fremden von Distinction, sondern auch aus dem höchsten Adel Frankreichs. — Aber mein Vater trieb auch in diesem Hause noch Wechsel- und Wuchergeschäfte, und sein Geschäftslokal, welches sich in den nach hinten hinaus belegenen Zimmern befand, wurde den ganzen Tag fast nicht leer. — Eines Tages ging ich nun im Garten spazieren, und gab meine Seele schon dem unbestimmten Gedanken hin, welche die Köpfe junger Mädchen unausgesetzt erfüllen. Da hörte ich plötzlich ein Geräusch auf dem Hausflur. — Sie waren es, Ben Ellinor — Sie waren so eben im Begriff in das Comtoir meines Vaters zu treten. — Ein seltsamer Zufall — mein Schicksal vermuthlich — ließ mich neugierig die Gartenthür halbaufmachen, und in den Hausflur blicken. — Ich sah Sie, Ben Ellinor, in Ihrer großen Jugend, mit den dunklen Augen und dem schönen, ernsten

Angesicht. — Ich fand Sie hinreißend schön. — Als Sie in das Comtoir meines Vaters eingetreten waren, schlich ich mich an der Mauer des Hauses entlang, und stieg auf einen Gegenstand, der am Boden lag, von wo aus ich in das Zimmer sehen konnte, worin Sie sich befanden, ohne selbst gesehen zu werden. — Mein Herz pochte ungestüm, ich wußte aber nicht warum, ich hatte viele schöne Männer auf unsern Reisen gesehen, aber keinen — der Ihnen glich, Ben Ellinor! — Meine Augen brannten, wie, wenn man weinen will, und doch empfand ich im Innern meiner Seele eine unbekannte, nie geahnte Seligkeit. — So lange Sie im Comtoir verblieben, verharrte ich auf meinem Platze; ich betrachtete Sie unaufhörlich; es war mir, als wenn irgend etwas von Ihnen zu mir überging, und ich berauschte mich an dieser geheimnißvollen Berührung. — Wissen Sie, Ben Ellinor, von jenem Tage an, liebte ich Sie mit verzehrender Gluth. — Als Sie das Haus meines Vaters verließen, und ich Sie nicht mehr wiedersah, wurde mein Herz öde und kalt, ich vergoß oft bittere Thränen der Schwermuth. — Mein Vater traf mich an jenem Tage, kurze Zeit darauf, als Sie ihn verlassen, im Garten, theilnahmlos und starr vor mich hinblickend. — Ich gefiel mir darin, mit Ihrem Bilde zu liebkosen, das mit feurigen Zügen in meiner Seele wohnte."

„Hast Du vielleicht den jungen Cavalier gesehen?" fragte mich mein Vater, der dies aus meinen hastigen Fragen nach Ihnen vermuthete.

„Ja, mein Vater!" rief ich ungestüm, indem sich meine Wangen mit glühendem Roth bedeckten, „ich habe ihn gesehen!"

„In welchem Tone Du das aussprichst, Spinosa!" erwiderte er lachend. „Der junge Mann ist von vornehmer Geburt, unermeßlich reich, aber mit gefährlichen Ansichten und noch gefährlicheren Ansprüchen erfüllt, die er bei dem Kaiser geltend machen will."

„Wie heißt er, mein Vater?" fragte ich mit wogender Brust.

„Ben Ellinor, einfach Ben Ellinor," antwortete mein Vater, „ob er aber später einen andern Namen, vielleicht auch einen pomphaften Titel, Fürst, Herzog oder Prinz führen wird, kann nur das Schicksal wissen, ich fürchte aber . . ."

„Mein Vater sprach seine Befürchtungen nicht aus. Meine Augen füllten sich aber, ich wußte nicht warum, mit heißen Thränen.

„Nur Geduld, Spinosa, nur Geduld!" rief er tröstend. „Ich werde schon besser für Dich sorgen. Binnen Kurzem werde ich Dich

an einen Ort führen, wo Du unter dem höchsten Adel dieses Landes wirst Deine Wahl treffen können. — Dieser junge Araberfürst ist keine gute, wohl aber eine gefährliche Partie für Dich."

„Mein Vater hielt nur zu bald sein Versprechen. Er führte mich eines Abends an einen Ort, wo ich in der That hätte unter der anwesenden Herrenwelt wählen können. — Aber nicht in dieser Absicht führte er mich dorthin, sondern er rechnete auf mich, um eine Art Komödie, als Sirene zu spielen, und seinen Spekulationen zu dienen. — Zwar waren die feenhaft ausgeschmückten Salons des Olyms stets von schönen, wie Königinnen geschmückten Mädchen angefüllt, nichtsdestoweniger genügten diese Mädchen nicht, wie man glauben mußte, denn mein Vater wollte sich auf mich stützen, und einen theatralischen Coup aufführen, welcher mit den herrlichen Decorationen der Säle übereinstimmte. In dem Hauptsaale war ein prachtvoller Vorhang angebracht, hinter welchem ein kostbares Piano stand. Vor dem Vorhange befand sich eine hohe, kunstreich gearbeitete Balustrade, welche den Durchgang hinderte. — Als ich zum ersten Male hineintrat, wirkte die warme und kostlich parfümirte Luft des Saales lebhaft auf meine Nerven, sowie das Geräusch der Unterhaltung in der Nähe, meine Schüchternheit erschreckte. Mein Vater befahl mir, mich an das Piano zu setzen."

„Habe keine Furcht, Spinosa," sagte er freundlich, „und singe so schön Du kannst. Niemand kann Dich hier sehen."

„Er sprach die Wahrheit, der Vorhang schützte mich vollkommen vor allen Blicken."

„Ich ließ die Finger über die Tasten des herrlichen Instruments hingleiten, — sogleich ließen sich vor dem Vorhange scheltende Stimmen der Spieler vernehmen."

„Das ist eine schlechte Ueberraschung, Baroche!" rief man von allen Seiten, „lassen Sie das Piano schweigen, das uns die Ohren zerreißt!"

„Nur immer weiter, Spinosa," sagte mein Vater leise zu mir.

„Es war mir ganz gleichgültig, ob ich den Leuten gefiel oder nicht. Ich präludirte noch einige Sekunden, und begann darauf eine Arie in italienischer Sprache aus einer Oper von Verdi, welche ich früher gelernt hatte. — Anfangs erhob sich meine Stimme kalt und methodisch, als ob ich vor meinem Lehrer sang, aber nicht lange konnte ich den Zauber der Verdischen Musik widerstehen. Die Leidenschaft

ergriff mich, ich gab meine ganze Seele dem Gesange hin, ich vergaß, was mich umgab — vergaß den Ort, wo ich mich befand, ich sang nur für mich."

„Ganz vorzüglich, Spinosa, ganz vorzüglich!" rief mein Vater, der inzwischen unbemerkt wieder eingetreten war, als er bemerkte, daß ich die letzte Note des Finale beendet hatte."

„In demselben Augenblicke brach ein wahnsinniges Beifall- und Bravogerufe im Saale aus, das seltsam genug im Widerspruche stand mit dem unwilligen Gemurmel, welches die ersten Noten meines Gesanges begrüßte."

„Es ist die Patti, — die Malibran — die Viardot — nein die Pasta oder die Grisi!" rief man unter einander."

„Mein Vater rieb sich vergnügt die Hände, lachte still vor sich hin, und begab sich in den Saal zurück. — Man bestürmte ihn von allen Seiten mit Fragen."

„Die Sängerin ist keine von den genannten Damen!" sagte mein Vater laut.

„Und wer ist sie denn, Baroche?" fragte man lebhaft.

„Es ist die schöne Sirene des Olymps, meine Herren!" rief mein Vater stolz. — „Ein Weib, wie Sie noch keines gesehen!"

„Natürlich wollte man mich sehen, und forderte ungestüm, daß die Balustrade entfernt werde."

„Es thut mir unendlich leid, Ihnen diesen Wunsch abschlagen zu müssen, meine Herren," erwiderte mein Vater verschmitzt lachend. „Die Sirene wird sich niemals persönlich zeigen."

„Tausend, — Fünftausend — Zehntausend Franken! — Wenn Sie mich hinter den Vorhang lassen, Baroche!" rief man sich überbietend, durcheinander."

„Mein Vater konnte kaum seine Freude zurückhalten."

„Es ist ein prächtiges Geschäft, beim Teufel! — Es wird wahrhaft Gold regnen!" murmelte er. — „Um keinen Preis, meine Herren, ist die Sirene, dies Götterweib zu sehen!" sagte er dann mit lauter Stimme, „und ich bitte Sie, ruhig weiter zu spielen. — Die Sirene hat übrigens bereits das Haus verlassen. — Morgen aber, meine Herren, wird sie wieder singen."

„Ich begab mich nach diesem Auftritt durch eine geheime Thür nach meinem Zimmer. — Am andern Tage waren die Salons vom Olymp zu klein, um die Menge der stolzen Cavaliere zu fassen, welche

mit Anbruch des Abends dorthin strömte. — Ich sang zum zweiten Mal. — Man stürmte mit Gewalt die Balustrade, um mich zu sehen, aber ich war rechtzeitig durch die geheime Thür entflohen. Dies geheimnißvolle Gebahren reizte die Neugier der blasirten Cavaliere auf's Lebhafteste. — In allen Kreisen sprach man jetzt von der wunderbar schönen Sirene des Olymp's."

„Ja, Spinosa," unterbrach sie Ben Ellinor lächelnd, „man sprach von Ihnen überall. — Maler, welche Sie nie gesehen haben, lieferten Ihr Portrait in phantastischer Kleidung, und die gelesensten Journale brachten wunderbare und geheimnißvolle Aufsätze. — Aber Niemand wurde zugelassen, Sie auch nur einmal zu sehen."

„Niemand, Ben Ellinor. — Niemand kann sich rühmen, die Sirene gesehen zu haben. O, mein Vater war ein sehr geschickter Menschenkenner, er wartete und spekulirte auf die Wirkung der bis zum Wahnsinn getriebenen Neugier, er erwartete den Paroxismus der Mode, um . . . um mich für einen hohen Preis an einen Wüstling zu opfern. — Er machte gegen mich aus seinen Plänen zuletzt kein Geheimniß mehr, aber sie erschreckten mich wenig, weil mir ihre Bedeutung nicht ganz klar war."

„Spinosa!" sagte mein Vater eines Abends zu mir, „die Zeit ist da, ich will eine vornehme Dame aus Dir machen, Du sollst glücklich werden. Unter den Fürsten, welche Dir jeden Abend applaudiren, sollst Du heute Abend wählen."

„Diese Worte nahmen nur verwirrt in meinem Geiste Platz. — Ich dachte an Sie, Ben Ellinor! — Glänzend geschmückt nahm ich am Piano meinen Platz hinter dem Vorhange ein. An dem Lärm der Unterhaltung konnte ich merken, daß die Versammlung heute noch zahlreicher war, als gewöhnlich. — In der That stand denn auch eine lange Reihe Wagen mit den Wappen der edelsten Geschlechter Frankreichs und des Auslandes versehen, vor der Thür des Olymp's."

„Sie plaudern, diese blasirten Affen!" brummte mein Vater ärgerlich, „sie plaudern, und das ist Alles. — Wenn ich ihnen alle Abend ein Concert geben würde, so dürfte der Olymp bald aus der Zahl der Spielhäuser verschwunden sein. — Sie doch einmal nach, Spinosa, ob die Dummköpfe um den grünen Tisch versammelt sind."

„Jetzt erst bemerkte ich einige kleine Löcher in dem Vorhange, welche von Außen nicht sichtbar waren. Das Auge an diese Löcher nahe bringend, sah man mit Bequemlichkeit Alles, was in dem Saale

vorging. Die Meisten der Anwesenden schienen nur von mir zu sprechen, ihre Blicke hafteten so glühend auf dem Vorhange, als ob sie mich hätten sehen können. Ich wich erschreckt einige Schritte zurück."

„Fürchte Dich nicht, Spinosa," sagte mein Vater beruhigend, „die Augen aller dieser vornehmen Herren können durch den Vorhang ebensowenig dringen, als durch eine Mauer. Sie würden einen ganz andern Lärm machen, wenn sie eine Ahnung von Deiner Anwesenheit hätten, denn Du mußt nur wissen, daß alle diese jungen und alten Cavaliere, seit jenem Tage, wo sie von Dir gehört, einen Nagel im Kopfe haben, so daß schon bedeutende Wetten unter ihnen zu Stande gekommen sind, wobei ich aber der Gewinnende sein werde. — Eine seltsame Art von Wette — nämlich, wer der Herr Deines Herzens bleiben wird. — Willst Du, Spinosa, daß ich Dir meinen Rath bei dieser gewinnbringenden Angelegenheit ertheilen soll?" —

„Diese Herren kennen mich also schon?" fragte ich anstatt ihm zu antworten.

„O, nein, Spinosa!" rief er vergnügt. „Dem Teufel sei Dank! — Das hieße die Hälfte Deines Zaubers auf's Spiel setzen. — Es hilft Dir Alles nichts, daß Du schön bist; die Einbildungskraft dieser überspannten Menschenklasse weiß Dich doch noch mehr zu verschönern. — Verlaß Dich nur auf mich, ich werde dafür Sorge tragen, daß Dein erster Geliebter ein Bild von Dir entwirft, welches seine minder glücklichen Nebenbuhler ganz närrisch im Kopfe machen soll, und die Hälfte davon im Stande ist, sich aus wahnsinniger Liebe zu Dir eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

„Sie ist blond!" sagte man in diesem Augenblicke im Saale, so laut, daß ich die Worte bis hinter den Vorhang deutlich hören konnte."

„Ei, bewahre, Durchlaucht!" rief ein Anderer. „Dieser Teufel von Baroche, kommt direct aus dem Orient, es ist jedenfalls eine Cicassierin, das schönste Wesen auf dem ganzen Weltall, — eine Odaliske, aus dem Serail Mahomed's geraubt, eine Stunde vorher, ehe der Sultan ihr seinen ersten Besuch gemacht."

„Höre sie nur, diese verliebten Laffen, Spinosa," sagte mein Vater mit einem satanischen Lachen, indem er durch eines der kleinen Löcher im Vorhang sah. — Plötzlich wurde er ernst. „Zum Teufel, sie werden ungeduldig!" rief er erschreckt. „Man darf mit der Ungeduld von Leuten dieser Art nicht zu lange sein Spiel treiben, die Sache dürfte zuletzt gefährlich werden, besonders, wenn man eine, von

der Polizei nur scheinbar geduldete Spielhöhle offen hält. — „Nun laß sehen!" fügte er dringlich hinzu, „welchen Du von diesen edlen Cavalieren wählen willst? — Ich werde Dir die Namen und Titel der vornehmsten bezeichnen. — Beeile aber Deine Wahl!"

„Aus welchem Grunde soll ich denn überhaupt wählen, mein Vater?" fragte ich ängstlich.

Er runzelte die Stirn, stieß wüthend mit dem Fuße auf den Boden, und erwiderte im barschen Tone:

„Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, mich nicht verstehen zu wollen! — Wenn Du Dein Spiel mit mir treibst, so mache ein Ende damit — oder wenn Du wirklich mich nicht verstehst, so lasse mit Dir machen, was ich will!"

„Inzwischen wurden die edlen und vornehmen Herren merklich immer ungeduldiger. Es herrschte unter ihnen eine Art von Fieber. Die Stimmen begannen lauter zu werden, und einen zornigen Ausdruck anzunehmen."

„Teufel!" brummte mein Vater ärgerlich, „die Sache wird bedenklich, ich muß dem Dinge schnell ein Ende machen. — Ich will es Dir nur gerade heraussagen, auf welchen Cavalier ich die Augen geworfen habe. — Er ist noch nicht hier, wie ich bemerkt habe, aber er wird bestimmt kommen. Heute Abend wirst Du nicht singen, Spinosa," fügte er nachdenklich hinzu. „Es wird Niemand sich darüber Beschwerde zu führen erlauben, wenn ich ankündigen werde, daß unsere Sirene sich im tete-à-tete mit dem Fürsten Tolstoy befindet."

„Sie fühlen wohl, Ben Ellinor," sagte die schöne Jüdin verschämt, „daß es unmöglich war, nicht endlich zu verstehen, was mein Vater mit mir vor hatte." —

„Und fand dieses tete-à-tete mit dem Fürsten statt, Spinosa?" fragte Ben Ellinor, der es vergeblich versuchte, ruhig zu scheinen.

Die Tänzerin lächelte sanft und entgegnete mit seelenvoller Stimme:

„Nun haben auch Sie Furcht, Ben Ellinor? — Nur ein wenig Geduld, Ihre Furcht wird sich bald legen und einen ganz andern Charakter annehmen."

„Dort ist der Fürst!" rief plötzlich mein Vater freudig, indem er unsanft meine Schulter berührte. „Sieh hin, Spinosa!"

„Ich wankte auf meinen Füßen vor Furcht und Entsetzen, und war nahe daran in Ohnmacht zu fallen. Meine Verzweiflung war groß, aber ich hatte noch so viel Muth einen Blick in den Saal zu

werfen. — Ich bemerkte einen Mann von hohem Wuchse, mit einem ungemein markirten Gesicht, die Brust mit vielen Orden geschmückt. — Mein Vater bezeichnete ihn mir als Dawidoff Wolkonski, Fürst Tolstoy, Gesandter des Kaisers Alexander II. am französischen Hofe. — Es lag in der Erscheinung dieses Mannes, welcher ein tartarischer Prinz war, sehr viel von der Natur eines Pferdes, seine langen Zähne schienen Hunger auf Heu zu haben, und zwischen seinen breiten Schultern war Platz für hundert Knutenhiebe. Der That nach war der Fürst ein Tartar voll Verdienst. Er hatte in Paris eine hohe Stellung einzunehmen gewußt und eines Abends zweimalhunderttausend Franken im Spiele verloren, welche er am andern Tage meinem Vater zahlen ließ.

„Ich werde mich jetzt entfernen, Spinosa, und Dir den Fürsten Tolstoy holen. Bereite Dich vor ihn freundlich zu empfangen."

„Ich litt unaussprechlich, Ben Ellinor, und fühlte meine Kräfte immer mehr schwinden, doch der Gedanke an die entsetzliche Gefahr machte mich stark. — Ich nahm alle meine Kräfte zusammen, und fragte mit zorniger Stimme:

„Was kann dieser Mann von mir wollen?"

„Ein cynischen Lächeln umspielte den zusammengekniffenen Mund meines Vaters."

„Dasselbe, was Du von dem jungen Araberfürsten, Ben Ellinor, willst, Spinosa!" antwortete er mit einem rohen Lachen. „Uebrigens wird der Fürst es Dir schon selber sagen."

„Ich werde ihn niemals empfangen!" rief ich entschlossen."

„Du wirst ihn schon empfangen! — Ich werde Dich zu zwingen wissen, alberne Thörin!" versetzte er mit jener gebieterischen, drohenden Stimme, welche er stets gegen den armen Joel annahm, indem er meinen entblößten Arm in einer Weise ergriff, daß seine scharfen Nägel mir tief in's Fleisch drangen. — Seine Augen hatten einen Ausdruck von düsterer und wahrhaft diabolischer Bosheit angenommen. — Er näherte sein Gesicht dicht an das meinige, und sagte im harten Tone:

„Du bist mein Eigenthum, — Du gehörst Niemandem als mir, — ich bin Dein Herr, — verstehst Du? — Ich könnte Dich tödten, aber es liegt mir mehr daran, Deinen störrischen Sinn zu beugen, und ich werde ihn beugen!"

Sein flammendes Auge versenkt mich fast. — Ich war zwar niedergeschmettert, Ben Ellinor, — aber ich beugte mich seinem Willen nicht.

„Sie können mich tödten, mein Vater!“ sagte ich mit fester Stimme, „aber mich niemals zum Nachgeben zwingen!“

„Nun gut, so werde ich Dich tödten!“ rief er mit Schaum vor dem Munde. „Aber langsam am Feuer sollst Du verdorren, — alle Tage nur ein wenig sterben! — Verflucht sei diese Stunde! — Welcher Dämon hat Dir diese Scham eingeflößt, elender Wurm! — Fünfzehn Jahre habe ich daran gearbeitet, Dir eine Binde vor die Augen zu legen, und doch bist Du nicht blind geworden! — Da möchte man den Satan verleugnen, und glauben, daß es eine Gottheit giebt! — Doch Du spielst nur Komödie mit mir, Spinosa!“ fügte er sanfter hinzu. „Ich gehe und hole den Fürsten. — Du wirst entweder freiwillig oder mit Gewalt die Huldigungen des stolzen Gesandten annehmen. Die Russen haben eine Art, galant zu sein, bei der man sich in Acht nehmen muß. — Ich habe Dich ihm verkauft, bin im Voraus bezahlt worden, und der Käufer erwartet die Lieferung. — In zehn Minuten ist der Fürst bei Dir, in zehn Minuten wird ein gutes Schloß Euch Beide von lästigen Zeugen abschließen! — Auf Wiedersehen, Spinosa! — ich . . . Teufel!“ unterbrach er sich plötzlich, als eine auffallende Bewegung im Saale verrieth, das etwas ganz Besonderes dort sich ereigne. „Was ist das!“

„Der Minister des Innern, Herzog von Morny, Stiefbruder des Kaisers Louis Napoleon III. war so eben in die von blendender Helle strahlenden Salons getreten, und war von den Anwesenden mit größter Ehrerbietung begrüßt worden. — Mein Vater ordnete seine Toilette, und entfernte sich hastig. — Ich eilte an den Vorhang, und sah durch die kleinen Löcher, aber ich sah nur unbekannte, kalte Gesichter, und unter ihnen das wilde Gesicht des tartarischen Prinzen, mit dem mein Vater mich bedrohte. Der barbarische Kopf dieses Mannes über dem goldgestickten Frack, hob sich für mich aus der Menge hervor, wie ein drohendes Gespenst. — Ich wollte schreien und um Hülfe rufen, vermochte es aber nicht. Ein niederdrückendes Gewicht legte sich auf meine Brust. — In diesem Augenblicke trat mein Vater ein, und ging gerade auf den Herzog von Morny zu, der mit dem Fürsten Tolstoy augenscheinlich von mir sprach. — Eine kurze Unterredung zwischen den Dreien folgte, und ich sah endlich ganz deutlich, wie sich der Herzog vor dem Fürsten verbeugte, und dieser sein blitzendes Auge auf den Vorhang richtete. — Dieser entsetzliche Blick rettete mich, Ben Ellinor! — Er peitschte mich mit solcher Furcht, daß ich

meine Erstarrung abschütteln, und durch die verborgene Thür, die mein Vater in der Eile vergessen hatte, zu verschließen, eilen konnte. — In einigen Minuten befand ich mich unangefochten und unbemerkt auf der Straße."

Ben Ellinor athmete leichter auf; und sah mit liebevollen Blicken in das schöne Gesicht der reizenden Jüdin.

„O, wenn ich Sie rächen könnte, Spinosa!" rief er mit Wärme. „Aber Simon Baroche, dieser Teufel in Menschengestalt, ist meiner Rache enthoben — er ist todt!"

Ein langer, herzinniger Blick aus Spinosas dunklen Augen, lohnte ihn für seine Theilnahme.

„Noch einige Minuten lief ich auf gutes Glück weiter," fuhr die liebliche Tänzerin nach einer Weile fort, „dann setzte ich mich ermattet auf einen Stein an der Straßenecke nieder. — Ich wußte nicht, wohin ich fliehen sollte, ich war ganz durchschauert von Frost und Nebel. — Ich fürchtete mich auch, so allein mitten in der Nacht, in dem großen, weiten Paris umherzuirren — aber ich war glücklich, der drohenden Gefahr entronnen zu sein. — Ich dachte an Sie, Ben Ellinor, und vergaß, daß ich keinen andern Zufluchtsort hatte, als das verderbenbringende Haus meines Vaters, und daß die Gefahr, welcher ich heute entgangen, sich morgen um so drohender für mich zeigen würde. — Ich dachte nicht daran, daß der eiserne Wille meines unnatürlichen Vaters, der sich einmal so schrecklich kundgegeben, sich nicht ändern würde, daß seine einmal lüstern gemachte Habsucht unter jeder Bedingung gestillt werden müsse, und daß, ohne irgend einen Schutz gegen ihn, ich früher oder später doch dem Joche der Tyrannei mich würde beugen müssen. — Ich dachte an alle diese Sachen so wenig, Ben Ellinor, daß meine erste Handlung, durch welche ich Gebrauch von meiner Freiheit machte, die war, in das Haus meines Vaters zurückzukehren."

„Wie, — Sie kehrten in diese Höhle des Lasters zurück, Spinosa?" rief der junge Mann bestürzt.

„Ja, Ben Ellinor, ich kehrte dahin zurück," antwortete das arme Mädchen leise. „Erschöpfen Sie aber Ihr Mitleid nicht um dieser Sache willen," fügte Sie sanft hinzu. „Ich habe seit jener Zeit Tage von so herzbrechendem Elende gesehen, daß ich mich nach dem Hause meine Vaters sehnte. — Doch hören Sie weiter. — Anstatt nun aber auf mein Zimmer zu flüchten, benutzte ich einen günstigen

Augenblick, und stieg unangefochten zu Joel in's Arbeitszimmer hinauf. — Er war vielleicht das einzige Wesen, welches für mich eine Art von Liebe hegte, ich hoffte nicht auf ihn, der gleich mir unterdrückt war, aber ich flüchtete zu ihm aus Instinkt, um meine Noth mit seiner Knechtschaft zu vereinen. Der arme Stumme lag ganz angekleidet auf einer Matratze mitten im Zimmer ausgestreckt. Das war sein armseliges Lager. — Er schlief fest. — Als ich ihn erweckte, machte er eine Geberde des lebhaftesten Staunens, und in der That, Ben Ellinor, meine Anwesenheit zu dieser nächtlichen Stunde, verbunden mit der Unordnung meiner reichen Toilette, mußte ihn sehr in Verwunderung setzen. — Mit Hülfe von Geberden, die bei ihm die Sprache beinahe ersetzten, befragte er mich, und ich erzählte ihm mit schluchzender Stimme das abscheuliche Verfahren meines unnatürlichen Vaters, sowie meine Flucht aus dem Olymp. — Er senkte traurig den Kopf, schien aber nachzudenken. — Nach einigen Minuten nahm er meine Hand, küßte sie unterwürfig, führte mich in den Verschlag, wo er gewöhnlich arbeitete, und zeigte mir eine Vertiefung, die groß genug war, meinen Körper zu verbergen, dann deutete er mit dem Finger auf einen leeren Teller, der sich auf dem Tische befand. Das hieß in der Sprache des armen, stummen Menschen: er wolle mich in der Vertiefung verbergen, und seine Nahrung mit mir theilen. — Es war ein thörichter Gedanke, mein Vater mußte meine Anwesenheit doch sehr bald erfahren, und Joel dann unbedenklich das Opfer seines Mitleids werden. — Das hätte ich mir gleich sagen sollen, und ohne Zweifel sagte es sich auch der Stumme, denn er war merklich niedergeschlagen und resignirt. — Aber ich war unfähig, so weit meine Berechnungen auszudehnen. Ich sah nichts, als daß ich den Verfolgungen meines Vaters und der furchtbaren Nothwendigkeit entging, die Gegenwart des Russen ertragen zu müssen, dessen Bild von allen Erinnerungen dieses entsetzlichen Abends, mir immer wie ein abscheuliches Ungethüm vor den Augen schwebte. — Dieser Gedanke gab mir Muth und Zuversicht. — Und doch, Ben Ellinor, wie furchtbar war hier die Gefahr. — Wie viel mehr hätte ich zittern müssen, wenn meine Unerfahrenheit in der Welt nicht so groß gewesen wäre. In den glänzenden Sälen des Olymps war mein Vater nichts als ein Mensch, der mit lichtscheuen Lastern Wucher trieb, kaum geduldet, der verdächtige, unaufhörlich überwachte Inhaber eines Etablissements, welches die Art seiner Besucher verhinderte, der Strafe des Gesetzes zu ver-

fallen. In dem Gefängnisse des armen Joel war er unumschränkter Gebieter, Tyrann ohne Controlle. — Hinter dem Vorhange, war ich kaum zwanzig Schritte von einer Versammlung von Männer getrennt, die zwar zügellos und ganz und gar der Leidenschaft ergeben, aber bei Alledem doch edel waren, und im Grunde des Herzens doch etwas von Stolz, wenn nicht Ritterlichkeit besaßen. — Diese Männer von edler Geburt, hätten zusammen mich gegen die Willkür meines herzlosen Vaters vertheidigt, während jeder Einzelne von ihnen gewiß meine Noth gemißbraucht hätte. — In dem Arbeitszimmer dagegen war ich allein, — allein in einer Höhle des Verbrechens, deren Existenz Niemand ahnte. — Kein Ohr würde meinen Hülferuf in der Stunde der Gefahr vernommen haben. — Niemand war zu meinem Schutze bei mir, als ein armes, verstümmeltes, durch Sklaverei verdummtes Wesen, — mir zwar ergeben, aber energielos und seit Jahren daran gewöhnt, sich in das tyrannische Joch meines Vaters zu beugen. — Hier war es, Ben Ellinor, wo ich entweder sterben oder — besiegt werden mußte. — Um mich zu retten, bedurfte es aber des Unterganges meines Vaters. — Gott legte die schwere Hand seiner Rache auf ihn. — Er wurde in dem Augenblicke niedergeschmettert, wo er mich erbarmungslos in den Abgrund stoßen wollte. — Ich weiß nicht, was seit meiner Flucht im Olymp vorging. — Alles, was ich später erfahren habe, ist, daß mein Vater jene Nacht anwandte, meine Spur zu verfolgen. — Etwa gegen elf Uhr Morgens, hörte Joel und ich seinen leisen, furchsartigen Schritt auf der verborgenen Treppe. — Ich verbarg mich eiligst und am ganzen Körper zitternd, in der Vertiefung. Joel setzte sich an seinen Tisch, so daß er mich durch diesen und durch seine Person, vollständig den Blicken meines Vaters entzog. — Er bedeutete mir Stillschweigen, mit einer Geberde, die nur zu sehr seine eigene Unruhe und Besorgniß kund gab. — Ich blieb unbeweglich, und hielt meinen Athem an. — Mein Vater trat nachdenklich ein."

„Eine verdammte Geschichte," brummte er, die Thür hinter sich schließend. „Der Fürst verlangt seine Anweisung auf fünftausend Rubel zurück! — Der Satan soll mich holen, wenn das eine so leichte Sache ist, auf diese Weise erlangtes Geld wieder zurückzugeben!"

„Ich sah ganz deutlich, wie er aus seiner Brusttasche ein Papier herauszog und es aus einander faltete."

„Mache Papier zum Durchzeichnen zurecht!" sagte er im rauhen

Tone zu Joel. „Spitze Deine Feder und übe Deine Finger, ich werde Dir gleich eine wichtige Arbeit geben!“

„Der arme Stumme gehorchte. — Ich fühlte, wie er auf seinem Stuhl zitterte. — Er suchte sein Federmesser — und fand es nicht. Der Schreck und die Angst ließen ihn die Besonnenheit verlieren. — Mein Vater ging inzwischen im Zimmer unruhig auf und ab.“

„Es ist eine verdammte Geschichte!“ brummte er noch immer vor sich hin. „Dieses elende Geschöpf verdirbt mir durch ihren Eigensinn einen goldenen Handel! — Wo werde ich einen tartarischen Esel wiederfinden, wie Se. Durchlaucht, der Lust hat, mir eine Anweisung von fünftausend Rubel im Voraus zu geben, ohne zu wissen, ob er bei der Sirene reuissirt. — Das Geschäft versprach Millionen einzubringen! — Und dieser Herzog von Morny, welcher noch die Kasse seines Gebieters und Stiefbruders zur Verfügung hat. — Zum Teufel! es ist um wahnsinnig zu werden! — Das Mädchen ist eine seltene Perle, sie ist wunderbar schön, und hätte selbst den Kaiser verführen können! — Wo nistet sich noch überall die Tugend ein! — Aber es ist meine Schuld, ich hätte sie nicht einen Augenblick aus dem Auge verlieren sollen. — Irgend Jemand hat ihr gewiß den verdammten Rath gegeben, und ihr die alberne Lüge in's Ohr geraunt, welche man weibliche Ehre nennt! — Es ist beinahe, als ob eine höhere Bestimmung darin liegt. Diejenigen Mädchen, welche man täglich von weiblicher Tugend und Ehre predigt, nehmen diese gewöhnlich sehr bald auf die leichte Achsel, während sie doch eine ganz andere Erziehung genoß. — Der Teufel hat sie den albernen Knaben, Ben Ellinor, erblicken lassen. — Aber zum Satan! — errathen denn die Frauenszimmer Alles was Schamhaftigkeit und Liebe heißt? — oder lehrt sie vielleicht die Liebe die Scham? — Verdammt sei die hohle Phrase von weiblicher Ehre!“

„Er näherte sich in aufgeregter Stimmung den an allen Gliedern bebenden Stummen, warf das erwähnte Papier in schroffer Weise auf den Tisch, und sagte im despotischen Tone zu ihm:

„Hier, zeichne die Unterschrift durch! — Wir werden uns derselben bei Gelegenheit bedienen! — Der Fürst soll wahrlich nichts dabei gewinnen! — Nimm Dich aber zusammen, daß Du den Schein nicht verdirbst. — Wenn eine Spur vom Durchzeichnen darauf zu sehen ist, schlage ich Dir Deinen dummen Schädel ein!“

„Joel nahm das Papier und begann die Unterschrift durchzu-

zeichnen, während mein Vater von seiner bösen Laune unaufhörlich geplagt, ungeduldig im Zimmer auf und ab ging. Er murmelte fortwährend vor sich hin, ich verstand aber nichts mehr davon."

„Wie weit bist Du?" fragte er plötzlich, indem er sich an Joel wandte.

„Ich fühlte von Neuem, wie der Unglückliche heftig zusammenfuhr. — Mein Instinkt sagte mir, daß er in seiner Aufregung einen Fehler begangen haben müsse. — Mein Vater nahm das Papier, welches Joel zauderte, ihm zu überreichen. — Er stieß einen gräßlichen Schrei der Wuth aus."

„Nichtswürdiger Schuft!" brüllte er mit verzerrten Zügen. „Verfluchtes Thier! — Ich habe Dir doch gesagt, Du solltest Dich in Acht nehmen! — O, diesmal sollst Du mir's mit Deinem elenden Leben bezahlen."

„Es war Folgendes geschehen, Ben Ellinor!" sagte Spinosa nach einer Pause der Erholung. „Der Unglückliche hatte halb den Verstand und sein ruhiges Blut verloren. — Anstatt eine Feder zum Durchzeichnen der Unterschrift des Fürsten zu nehmen, hatte er sich eine Art von Grabstichel bedient, und damit die Anweisung durchschnitten. — Unmöglich konnte man dem Fürsten ein Papier zurückgeben, das so augenscheinlich die untilgbaren Spuren eines versuchten Betruges trug. — Diesmal vereinigte sich nun Alles, um die unbezähmbare Wuth meines Vaters auf's Höchste zu steigern; meine Flucht, seine verfehlte Hoffnung, die Gefahr, welcher er durch die Unvorsichtigkeit Joel's ausgesetzt wurde. — Er war daher gar kein Mensch mehr. — Seine mit Blut unterlaufenen Augen rollten in den unnatürlich ausgedehnten Augenhöhlen unstät umher. Die Muskeln seines Gesichts bewegten sich in krampfhaften Zuckungen. — Seine Lippen öffneten und schlossen sich wieder, ohne mehr als unartikulirte Laute hervorzu bringen, während sie die weißen Zähne sehen ließen, die sich knirschend auf einander bewegten. — Ich konnte aus dem Versteck seinen Gemüthszustand genau beobachten, — noch nie hatte ich ihn so gesehen, und unwillkürlich zitterte ich um das Leben des armen Stummen. — Dieser schien von einer seltenen Regungslosigkeit getroffen zu sein, denn er bewegte sich nicht einmal, nur die großen Tropfen kalten Schweißes, welche seinen Schläfen entlang rannen, deuteten darauf hin, daß noch Leben in ihm sei. — Mein Vater, nachdem er einige Sekunden vor seinem Opfer stehen geblieben war, als ob er es mit

seinen eigenen Händen zerfleischen wollte, sprang plötzlich zur Seite, und ergriff aus der Waffensammlung einen schweren, mit einer Bleikugel versehenen Stock. — Mit einem Satze sprang er auf den Unglücklichen zu, und ließ die Bleikugel mit furchtbarer Gewalt auf den Körper Joel's niederfallen. — Bei diesem tödtlichen Schlage bewegte sich der Stuhl des armen Stummen. — Ich wollte laut aufschreien, aber es war mir unmöglich; das Entsetzen hatte meine Zunge gelähmt. Meine Augen schlossen sich unwillkürlich, ich war einer Ohnmacht nahe. — Ich hörte und fühlte fast, drei mit grausiger Wuth, schnell hintereinander geführten Schläge, worauf hinterher der schwere Stuhl des Stummen auf meinen Körper fiel. Zwei nervenerschütternde Schreie, wie ich diese in meinem Leben noch nicht gehört hatte, zerrissen plötzlich mein Ohr, ich öffnete unwillkürlich die Augen, und bemerkte, das Joel nicht mehr auf seinem Platze war. — Der fürchterliche Schmerz, die Gewißheit, sterben zu müssen unter den wiederholten Schlägen meines Vaters, vielleicht auch der Gedanke an meine hülflose Lage, — Alles das zusammengenommen, hatte die knechtische Furcht des armen Sklaven endlich galvanisirt. — Er hatte sich erhoben, und stand, mit seinem lange Zeit unterdrücktem Hasse, meinen Vater wie ein drohendes Ungewitter gegenüber. Mit einem Satze war er hinter dem Tische hervorgesprungen, der ihn bisher von seinem Peiniger trennte, und ein grausiger Kampf, ein abscheuliches Würgen begann. Der arme Stumme war verwundet, blutig zerschlagen, und hatte zu seiner Vertheidigung nichts als seine waffenlose Hände, während mein Vater mit einem Stocke schlug, von dem jeder Schlag tödtlich sein konnte. — Aber der stumme Mensch, ohne Waffen, hatte zwanzig Jahre Barbarei und Märtyrerthum zu rächen. — Sein Gesicht glich in diesem furchtbaren Augenblicke dem eines Teufels. — Mit einer blitzschnellen Bewegung war einem tödtlichen Schlage, der nach seinem Kopfe gerichtet war, ausgewichen, und den Moment benutzend, in welchem sein wüthender Angreifer wieder den Arm zu einem neuen Schlage erhob, hatte er ihn, gleich einem blutgierigen Raubthiere bei der Gurgel gepackt. Das Röcheln ihrer Brust, ihr keuchender Athem machte einen grausigen Eindruck auf mich, und lähmte meine Geisteskräfte bis zu einem Grade der Erstarrung. — Mein Vater ließ keinen Schrei mehr hören, er war dem Erwürgen von der Hand des rasenden Stummen nahe. — Ich bemerkte, wie dieser seinen tyrannischen Gebieter bis zum andern Ende des Laboratoriums an den Haaren

zog, und mit einem starken Seile knebelte, wobei er von Zeit zu Zeit in ein markerschütterndes, thierisches Geheul ausbrach, wobei er seine langen, weißen Zähne, die spitz waren, wie bei einem wilden Thiere, unaufhörlich zeigte. — Er glich in diesem Augenblicke, mehr einem Dämon der Unterwelt, als einem Menschen. Ich sah diese entsetzliche Scene ganz deutlich, aber ich war nicht im Stande, mich zu bewegen, noch einen Laut aus meiner beengten Brust hervorzubringen. — Ich war wie vom Blitze getroffen, und mein verwirrter Geist war kaum fähig, die furchtbare Lage meines Vaters zu fassen. — Ich sah betroffen, dem Wahnsinne nahe, gleichgültig zu, als wenn die Kämpfenden mir ganz fremd gewesen wären. — Als der Stumme sein Opfer hinlänglich gefesselt hatte, eilte er plötzlich zur Thür hinaus und verschwand mit einem schallenden Gelächter des Triumphes. — Etwa eine halbe Stunde darauf zeigte sich das blutige und schrecklich zerschlagende Gesicht des Stummen auf der Schwelle wieder. Ihm folgten einige Polizeibeamten, die er herbeigeholt hatte, und die dicht hinter ihm, in das geheimnißvolle Gemach eintraten. — Beim Hinauseilen hatte Joel, mit Hülfe seiner ausdrucksvollen Geberde, mir energisch angedeutet, die Fesseln meines Vaters nicht zu lösen. — Dieser hatte sich inzwischen einigermaßen wieder erholt, und sah mit verstörten Blicken die Polizeibeamten an. — Auch ich hatte meine Geisteskräfte theilweise wiedergefunden, und trat ohne Zagen aus meinem Versteck hervor. Als mein Vater mich erblickte, stieß er plötzlich einen gellenden Schrei des Erstaunens und der Wuth aus. — Er wurde verhaftet, und das Laboratorium von den Polizeibeamten versiegelt. Wir stiegen die Treppe hinab, und gelangten in die kostbar ausgestatteten Salons des Olymps. — Joel hatte mich als seine Tochter den Polizeibeamten bezeichnet. — Mein Vater sah aus, als wäre er von Marmor. — Er wurde gefesselt hinweg geführt. Joel und ich blieben allein. — Der Bezirks-Präfekt hatte die Beschlagnahme der Effecten und des Hauses angedeutet, und erklärt, daß er die erforderlichen Maßregeln, sogleich beantragen werde. Ich kannte das Schicksal nicht, welches meinen Vater erwartete. — Seine äußerliche Ruhe, ließ mich nicht den Gedanken fassen, daß es sich um Freiheit und Leben handeln könne. — Was mir aber gewiß schien, war, daß ihm ein großes Unglück drohe, und daß der Stumme die Ursache desselben sei. — Ich hatte kaum die Kraft, an diesem Gedanken festzuhalten, und noch weniger den Muth, Joel Vorwürfe zu machen. — In einem Sessel ausgestreckt,

verfiel ich zuletzt in einen Halbschlummer, und fühlte nichts mehr von den heftigen Pulsschlägen, die mein aufgeregtes Blut hervorbrachten. — So verging etwa eine Stunde. Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich den Stummen aus einem Zimmer in das andere eilen, und seine Taschen mit Werthgegenständen füllen. Endlich blieb er vor mir stehen und sah mich traurig an. — Wie war er aber im Gesicht verändert, Ben Ellinor," fügte Spinosa seufzend hinzu. „Welcher Ausdruck von tiefer Reue war an Stelle des wilden Triumpfes getreten, welcher noch vor wenigen Stunden seine Züge belebte. — Er schlug sich an die Brust wie ein Verzweifelter, und schluchzte wie ein Kind. — Wie ich bereits erwähnt habe, Ben Ellinor, es muß zwischen ihm und meinem Vater ein geheimnißvolles Band existirt haben, und die furchtbare Aufregung seines Zornes war gewiß nur im Stande gewesen, ihn zum Zerreißen seiner Sklavenketten zu treiben. Als seine Wuth nun wieder verrauscht war, ermaß er sein Vergehen — und weinte bitterlich. Sobald er sah, daß ich wieder zu mir kam, stürzte er auf mich zu, sank auf den Boden zu meinen Füßen, und bedeckte meine Hände mit unzähligen Küssen. Dann klopfte er lächelnd auf seine Taschen, die voll Geld gestopft waren, und zog mich sanft am Arm der Thür zu. — Ich begriff, daß er mich aus dem Hause entfernen wollte, und setzte ihm deßhalb keinen Widerstand entgegen."

Es war ganz und gar Nacht geworden, als Spinosa zu diesem Theile ihrer Erzählung gekommen war. Sie war von dem anhaltenden Sprechen und den schmerzlichen Erinnerungen ganz ermüdet. — Der Fremde in dem dunklen Kabinet schlief noch immer. Da nun aber das Gespräch zwischen Spinosa und Ben Ellinor eine Weile ruhete, so wußte er nicht, wie ihm geschah, als er plötzlich aufwachte und sich erschreckt umsah. — Er rieb sich die Augen, und bestrebte sich etwas Ordnung in seine Gedanken zu bringen, die von unruhigen Träumen ganz verwirrt waren. — Er war eingeschlafen, als es etwa neun Uhr Abends war, zu jener Zeit waren die beiden Liebenden noch zusammen. — Jetzt fragte es sich, ob sie es noch waren, und was Spinosa wohl erzählt haben könnte.

„Dummkopf, der ich bin!" murmelte er vor sich hin, „ich habe länger als zwei Stunde geschlafen, während dieser Zeit hat das alberne Mädchen Zeit genug gehabt, den verliebten Thoren Sachen zu erzählen, die er nicht zu wissen brauchte."

Wie er diese Worte leise zu sich selbst sprach, berührte eine Hand

im Dunkeln seinen Arm, und drückte ihn kräftig. — Er stieß einen unterdrückten Schrei des Erstaunen aus und sagte dann halbärgerlich:

„Sie waren hier, John Bourquet?“

„Ja,“ antwortete dieser im sarkarstischen Tone, „ich war hier und habe Wunderdinge im Nebenzimmer erzählen hören. Sie haben wohlgethan zu schlafen, denn wenn Sie, wie ich, gewacht hätten, würden Sie Dinge gehört haben, die Sie vielleicht verstanden hätten, und die Ihnen nicht ganz angenehm gewesen wären. — Die schöne Tänzerin hat sehr viel gesprochen, und es ist oft von einem Manne die Rede gewesen, den Sie wahrscheinlich früher sehr genau gekannt haben. Er hieß: Simon Baroche! — Zwischen diesem Manne und Ihnen hat man eine seltsame Vergleichung angestellt, die, auf mein Wort, sehr gefährliche Folgen haben könnte, wenn man sich nicht beeilt, das Uebel schnell zu beseitigen.“

John Bourquet theilte in kurzen Umrissen den Fremden das Gehörte mit, und fügte zu seiner Erzählung die romantische Excursion, welche Ben Ellinor in den Gewächshäusern des Schlosses Kew seiner Zeit gemacht hatte.

„So, so,“ erwiederte der Fremde nachdenklich, der anscheinend gleichgültig die Mittheilungen Bourquet's mitangehört hatte, „er war also der Narr, welcher die Geschichte angerichtet hat, wovon die halbe Welt sprach. — Nun, das ist ein prächtiger Zufall,“ fügte er frostig hinzu, „und diese gute Nachricht spricht Sie durchaus frei, daß Sie Dinge gehört haben, die für Sie nicht bestimmt waren, und die dem Horcher das Leben kosten.“

John Bourquet schauderte, und trat erschreckt einige Schritte zurück. — Er wollte sich entschuldigen, doch der Fremde gebot ihm in kurzer Weise Stillschweigen.

Das Zimmer, in welchem sich Spinosa und Ben Ellinor befanden, war inzwischen erleuchtet worden. Eine der Negerin hatte Kerzen auf großen silbernen Leuchtern gebracht.

„Hören Sie nur weiter zu, John Bourquet,“ hatte der Fremde zu ihm höhnisch gesagt. „Jetzt wird das Mädchen gleich wieder anfangen, und das Ende ihrer Geschichte wird Sie noch mehr interessiren, ohne daß es Gefahr für mich — ich wollte sagen: für unsere Gesellschaft hat,“ verbesserte er sich schnell. „Es handelt sich um eine tödtliche Execution, das Hängen des Juden Simon Baroche! — Ich war dort und sah die ganze verdammte Geschichte mit an.“

Der Fremde sprach die letztern Worte mit einem kalten Tone, aber in demselben lag ein geheimer Schauder, und man konnte große Schweißtropfen auf der bläulichweißen Färbung der Stirn bemerken. Als er schwieg, drang die Stimme Spinosas ganz deutlich wieder in das Kabinet.

„Ich habe Ihnen nur noch wenig zu erzählen, Ben Ellinor," begann sie im schwermüthigen Tone. „Joel miethete ein kleines Quartier in einem abgelegenen Stadtviertel von Paris, aber nicht sehr weit entfernt von dem Gefängnisse, wohin mein Vater vor wenigen Tagen gebracht worden war. Wir lebten sehr ärmlich, denn Joel verwandte das Gold, welches er aus dem Hause meines Vaters mitgenommen hatte, zum größten Theil für ihn, um ihn eine Erleichterung seiner Gefangenschaft zu verschaffen. Der arme Stumme empfand die bitterste Reue über seine That. — Er war jetzt zwar frei, doch fühlte er sich unglücklicher, als zur Zeit seiner Sklaverei. Er sehnte sich nach der Kette zurück. — Aber es stand nicht in seiner Macht, das Geschehene — ungeschehen zu machen. — Ich kann nicht genau sagen, wie viel Tage zwischen der Verhaftung meines Vaters und der Hinrichtung lagen. Eines Abends, etwa in der zehnten Stunde, drangen zwei Polizeibeamten in unsere ärmliche Wohnung. — Joel war gerade ausgegangen, um einige Einkäufe für unsern kleinen Haushalt zu besorgen. Die Beamten nöthigten mich mit sanfter Gewalt, das Haus zu verlassen, und einen vor der Thür haltenden, dicht verschlossenen Wagen zu besteigen. Ich glaubte nicht anders, als man wollte mich in das Gefängniß meines Vaters bringen. — Der Wagen fuhr im scharfen Trabe davon, und hielt nach etwa einer Stunde in einer mir ganz unbekannten Gegend, und vor einem großen Hause, welches in einem Park zu liegen schien, still. Das großes Thor dieses Hauses wurde plötzlich geöffnet und der Wagen fuhr durch dasselbe, worauf sich das Thor sogleich wieder schloß. Das Haus selbst schien gänzlich ausgestorben zu sein. Kein Geräusch ließ sich vernehmen, kein Lichtstrahl drang durch die großen Bogenfenster. Ein Mann sprang von dem Kutschersitze und öffnete den Wagenschlag. Ich stieg aus, und wurde von einem Diener durch ein offenes Portal in das Innere des Hauses geführt. Dieser schritt eine Treppe hinauf, und ich folgte in ängstlicher Erwartung der Dinge. Endlich gelangten wir in einen matterleuchteten Korridor, der Diener öffnete eine Thür, und nöthigte mich, in ein hellerleuchtetes Gemach einzutreten. Er entfernte sich

darauf, und ich hörte, wie man die Thür von Außen verschloß. — Nun hörte ich noch, wie einer der Polizeibeamten, welche gefolgt waren, zu dem Diener sagte: „Ich bitte mir eine Quittung über die erfolgte Ablieferung der Person auszustellen,“ worauf dieser bereitwilligst antwortete. Ich vernahm nun die Schritte der sich entfernenden Personen. Eine Grabesstille trat ein, ich setzte mich in einen Sessel und versank in ein tiefes Nachdenken. Das Aeußere des ungemein elegant meublirten Gemaches, erregte in mir einen unbestimmten Verdacht, denn es wurde mir klar, daß ich mich unmöglich in einem Gefängniß befinden könnte. — Und so war es auch. — Das Haus gehörte dem Herzog von Morny, Stiefbruder des Kaisers Napoleon III. Es war indessen nicht seine eigentliche Wohnung, sondern sein Absteigequartier, der verschwiegene Ort seiner Mußestunden, sein Hirschpark, sein Harem. — Er hatte wahrscheinlich mit Hülfe der Polizeispione meinen Aufenthalt ermitteln, und mich entführen lassen.“

„Das in diesem Hause die abscheulichsten Orgien gefeiert wurden, können Sie sich wohl denken, Ben Ellinor, und will ich davon schweigen, was ich Entsetzliches in ihm gesehen und gehört habe, nur die wichtigsten Momente will ich Ihnen mittheilen. — Nachdem man mich einige Tage durch strenge Einsamkeit mürbe gemacht glaubte, wagte es der Herzog mir einen Besuch abzustatten. Welche Mittel und welche Worte ich angewandt habe, den Zudringlichen von seinem sträflichen Beginnen abzuhalten, weiß ich nicht mehr, nur so viel ist mir noch im Gedächtniß geblieben, daß alle seine niedrigen Kunstgriffe an meiner Wachsamkeit und an meinen weiblichen Stolz scheiterten. — Um Ihnen aber über die Mordanschuldigungen gegen meinen Vater ein klares Bild liefern zu können, Ben Ellinor, muß ich Ihnen Etwas erzählen, das ich nur aus verschiedenen spätern Mittheilungen weiß.“

„Ich denke, Sie werden mich verstehen, meine Herren,“ sagte der Herzog eines Abend bei einer festlichen Gelegenheit zu seinen Gästen, die aus den höchsten Würdenträgern des Reiches bestanden, und zuder man mich mit Gewalt geschleppt hatte, „wenn ich Ihnen sage, daß das Fräulein die Tochter Simon Baroche's, die Sirene des Olymps ist, welche aus wichtigen Gründen meiner Obhut anvertraut worden. — Das stolze Fräulein weigert sich ganz entschieden in unserer Mitte Platz und an unsern Freuden Theil zu nehmen.“

„Ja, ich bin Spinosa, die Tochter des Juden Simon Baroche's — Die Sirene des Olymps!“ rief ich mit dem Stolze der Unschuld,

„wer aber von den Anwesenden kann mich eines Tadels in Ansehung meines Rufes bezüchtigen? — Gewiß Niemand! — Ich fordere deßhalb, daß man mich frei von hier gehen läßt, ich fordere . . .“

„Mein Fräulein,“ unterbrach der Herzog mich ungestüm, „ich muß Sie ersuchen, sich kurz zu fassen. — Entweder theilen Sie hier unsere Freuden, oder — bemühen Sie sich in Ihr Gemach zurück. — Dieser Diener wird Sie dahin geleiten!“

„Nimmermehr!“ rief ich im Tone größter Entrüstung, indem ich meine Hände abwehrend gegen den andringenden Diener ausstreckte. „Hier will ich um Gerechtigkeit rufen, bis man sie mir gewährt. — Hören Sie, meine Herren, Gerechtigkeit verlange ich von Ihnen, die Sie zu Hüter der Gesetze, vom Kaiser bestellt worden sind.“

Kaum hatte ich die letzten Worte in leidenschaftlicher Erregung gesprochen, so öffnete sich in diesem verhängnißvollen Augenblicke eine große, mit reichen Draperien verhängte Flügelthür und ein Diener rief in den Saal hinein: Se. Majestät der Kaiser!“

Wie ein Zauberschlag berührten mich diese Worte, und mit gespanntester Aufmerksamkeit, blickte ich dem Herrscher Frankreichs entgegen, dessen Eintritt eine allgemeine Bewegung im Saale hervorrief. — Aus der Art, wie der Herzog seinen Gebieter empfing, zeigte sich eine gewisse Vertraulichkeit und ging deutlich hervor, daß er nicht unerwartet bei diesem Feste erschien, sondern daß man seinem Erscheinen schon lange entgegen gesehen habe. Dennoch schien dem Herzog der Eintritt Napoleon's gerade in diesem Augenblicke ungelegen zu sein, und er konnte sich nicht enthalten, während des Empfanges zornige Blicke auf mich zu werfen, welche zum Fortgehen zu bewegen, der Diener sich umsonst bemühte. Der Gebieter Frankreichs wollte eben an der Seite des Stiefbruders Platz nehmen, als plötzlich sein Blick auf mich fiel, deren Augen sich sogleich fest auf ihn richteten, indem mein Mund den Ruf: „Gerechtigkeit, Sire!“ wiederholte. — Der Kaiser schaute fragend auf den Herzog, der sich vergeblich bemühte, seine Verlegenheit zu verbergen, und der unter den spöttischen Blicken und dem sarkastischen Lächeln seines Gebieters wahrscheinlich nur eine wahrheitswidrige Erzählung von mir mit leiser Stimme vorbrachte. — Einige Augenblicke schaute Napoleon regungslos und wie träumend vor sich nieder. Dann richtete er seine matten, grauen Augen mit seltsamen Blicken auf meine Gestalt, und sagte im langsamen Tone:“

„Sie sollen nicht umsonst an die Gerechtigkeit appellirt haben. —

So wie die Töne des Tambourins erschallten, strömten die Zuschauer von allen Seiten herbei, um den Tanz zu sehen.

Die Gerechtigkeit bin ich! — Vertrauen Sie mir Ihre Sache an. — Ich werde sie untersuchen und schlichten nach dem Befunde. — Aber hier ist nicht der Ort dazu. — Morgen will ich Sie hören. — Bis dahin bringe man das Mädchen in ein sicheres Gewahrsam, und lasse es durch Niemand stören oder beunruhigen. — Hören Sie, Herzog! — durch Niemand! — Sie werden für die genaue Vollstreckung meiner Befehle Sorge tragen. — Denn, wenn gleich der Jude Simon Baroche gegen unsere geheiligte Person einen Mordversuch verübt hat, so soll dennoch seine schöne Tochter nicht darunter leiden."

„Mit diesen Worten sah mich Napoleon verfänglich an, und mußte ihm mein Erröthen und mein Erstaunen umsomehr auffallen, da es das erste Mal war, daß ich mich nicht nur dem großen Kaiser gegenüber befand, sondern auch aus seinem Munde eine Anschuldigung gegen meinen Vater hörte, die mir völlig fremd war. — Bestürzt und verwirrt verbeugte ich mich, und nahm nur noch eine befehlende Handbewegung und ein flüchtiges Neigen des Hauptes wahr, welches meine Entlassung andeutete. — Ohne weiteren Widerstand zu leisten, folgte ich dem Diener. — Morgen sollte mir ja Gerechtigkeit werden, und bis dahin bürgte mir des Gebieters Wille für meine Sicherheit. Dies beschwichtigte allmälig meine Befürchtungen, und ruhig betrat ich mein einsames Gemach wieder."

„Nach der bis zum frühen Morgen durchschwelgten Nacht, erwachte Napoleon gegen elf Uhr von einem kurzen Schlummer. Dringende Geschäfte erwarteten ihn bereits, welche ihn dermaßen in Anspruch nahmen, daß er wahrscheinlich seines Versprechens, gegen mich Gerechtigkeit zu üben, vergessen hätte, wenn nicht ein ganz besonderer Umstand ihn die Ereignisse des vergangenen Abends, und mit ihm meine Person in's Gedächtniß zurückgerufen hätte. Den getreuen Staatsdienern kam es nur darauf an, die erschöpfte Kasse zu füllen, um daraus natürlich mitschöpfen zu können. Man wußte, daß mein Vater bedeutende Reichthümer besaß, es kam nun darauf an, einen gesetzlichen Grund zu finden, sich des Vermögens meines Vaters zu bemächtigen. — Die Fälschungen reichten nicht hin, ihm an das Leben zu kommen, was aber unumgänglich nothwendig war, um eine Confiscation zu bewerkstelligen. Es war für das Gehirn des schlauen Herzogs nicht schwer, einen solchen Grund herbeizuschaffen, und glaubte er wahrscheinlich noch, dadurch über mich eine größere Gewalt zu erlangen. — Es war um die Zeit, als Napoleon die Geschäfte abgethan,

das Frühstück eingenommen hatte, und sich anschickte, einen Spazierritt durch das Wäldchen von Boulogne zu machen. — Er hatte seine inneren Gemächer verlassen, und schritt von seinen Adjutanten gefolgt, durch den Corridor der Tuillerien. — Plötzlich hemmte ein Geräusch, das seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, seine Schritte. Vor der verschlossenen Thür, die aus der Gallerie Marsan in das Foyer führte, hörte er die laute, heftige Stimme eines Mannes, der durchaus vor den Kaiser geführt zu werden verlangte. — Die diensthuenden Adjutanten verweigerten ihm dies ganz entschieden. — Unter andern Verhältnissen würde Louis Napoleon diesen Wortwechsel nicht beachtet haben. Heut war dies anders. Seine Nerven waren im höchsten Grade abgespannt, seine Stimmung sehr niedergedrückt, unsicher und fast ängstlich. — Der Gedanke an ein neues Attentat blitzte wahrscheinlich durch seine Seele, als er diese Stimme hörte, und mit fahler Bläße auf dem Gesicht, die Hand unwillkürlich am Degengriffe, machte er hastig einige Schritte von der Thür zurück, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, seinen starren Blick von derselben loszureißen. — Der Mann des 2. Decembers erbebte in seiner Seele, die Furcht machte ihn auf Augenblicke stumm. — Aber nur auf Augenblicke. — Im nächsten Momente hatte er seine Fassung wiedergewonnen, und ein fahler Zornesblick aus seinen Augen traf seine Begleiter, welche Zeugen seiner Schwäche gewesen. — Denselben Nachmittag noch wurden diese Herren in den aktiven Dienst zur Armee nach Algier versetzt. — Große Männer haben auch schwache Stunden, aber Wehe dem, der Zeuge davon ist. Karl der Große zitterte vor einem Hahnruf, — Wallenstein wurde heftig krank, wenn er eine Spinne zufällig erblickte, und Napoleon I. verlor seine Ruhe und Kaltblütigkeit, wenn ein Kind weinte, aber Niemand durfte von dieser Schwäche bei ihnen Kenntniß nehmen. Jedermann kannte sie, that aber alles Mögliche, um nicht Zeuge davon zu sein. — Der Kaiser wandte sich an den nächsten der Adjutanten.

„Oeffnen Sie die Thür, und sehen Sie nach der Ursache des Lärmes!“ sagte er im herrischen Tone.

„Dies geschah, und durch die geöffnete Thür erblickte man im Vorgemache einen elegant gekleideten jungen Mann — ein Werkzeug des Ministers, um meinen Vater zu vernichten. — Auf die Schulter des jungen Mannes legte eben einer der Palastoffiziere seine Rechte, um ihn zu verhaften Napoleon III. war auf die Thürschwelle getreten, und seinen kalten Blick durchbohrend auf die Gesichtszüge des

Eindringlings richtend, fragte er mit leiser, klangloser, aber schneidender Stimme:

„Was will dieser Mann, und warum verhaftet man ihn, Kapitain?"

„Der Offizier wandte sich mit einer tiefen Verbeugung gegen den Kaiser, während der junge Mann unter dem Bann von dessen Blicke erbebte, und nur mühsam seine Fassung bewahrte."

„Sire!" antwortete der Offizier, „dieser Mann schlich sich in auffallender Weise durch die Wachen und Dienerschaft bis in dieses Vorgemach. Hier angehalten, giebt er vor, eine Audienz bei Eurer Majestät erbitten zu wollen, da er Wichtiges und Dringliches vorzubringen habe. Das Verdächtige aber in seinem Benehmen, veranlaßte mich, ihn einstweilen in Gewahrsam zu nehmen, bis ich den Palast-Kommandanten über die Sache Bericht erstattet hätte."

„Seit wann dürfen die Bürger Frankreichs ihrem Kaiser nicht mehr ihr Anliegen persönlich vortragen, Kapitain?" entgegnete Napoleon im strengen Tone, der es zu Zeiten liebte, die Rolle des Beschützers offenkundig zu spielen, selbst wenn der übliche Anstand verletzt war."

„Sie haben zwar nicht den gewöhnlichen Weg gewählt, junger Mann, um eine Audienz zu erlangen," wandte er sich an diesen, „indessen mögen Sie immerhin diesen Nachmittag sich wieder hier einfinden. Ich werde Ihr Begehr anhören."

„Napoleon wandte sich zum Gehen. Der junge Mann aber trat ihm keck in den Weg, er war gut instruirt worden, und rief:

„Sire! — Nicht diesen Nachmittag — jetzt bitte ich Euer Majestät, mich huldvollst anhören zu wollen! Was ich Euer Majestät zu sagen habe, leidet keinen Aufschub und ist von höchster Wichtigkeit für die Geschicke Frankreichs und seines erhabenen Kaisers!"

„Napoleon schaute forschend auf den Sprechenden, der sich bei den letzten Worten tief verneigte."

„Nun, denn, so sprechen Sie, mein Herr," sagte er im ernsten Tone.

„Entschuldigen Euer Majestät meine Kühnheit," erwiderte der junge Mann ehrfurchtsvoll, „aber ich muß im Interesse der Sache und in Ihrem eigenen, Sire, Sie bitten, mir eine geheime Audienz zu bewilligen."

„Der Kaiser schaute unentschlossen vor sich nieder. — Einer der Adjutanten näherte sich, um ihm ehrerbietige Vorstellungen über die

Gefahr, der er sich aussetzte, zu machen. Aber Napoleon wandte sich heftig von ihm ab. Gerade diese Einmischung ließ ihn einen entgegengesetzten Entschluß fassen. Er wollte wahrscheinlich zeigen, daß er von seiner Umgebung nicht beeinflußt werde. — Er schritt wieder in den Corridor zurück, indem er dem jungen Mann mit einer Handbewegung andeutete, ihm zu folgen, seiner Begleitung aber, zurückzubleiben. Hinter den Beiden schloß sich die Thür. Sie waren allein und dennoch belauscht."

„Ihr Name, mein Herr?" fragte Napoleon III. ernst.

„Bernard Foillet, Euer Majestät," antwortete der junge Mann furchtlos.

„Nun, so sprechen Sie, Herr Foillet," sagte der Kaiser ungeduldig, „beeilen Sie sich aber, denn meine Zeit ist gemessen!"

„Ich schätze mich glücklich, Sire, in der Lage zu sein, Ihnen gewisse geheime und wichtige Papiere der legitimistischen Partei zur Disposition stellen zu können. Briefe des Grafen von Chambord an den Grafen von Paris, Briefe der Herren Thiers, Talleyrand und Anderer, welche über eine Verschwörung dieser Herren, ihre Verbindungen und Genossen in Paris, dem übrigen Frankreich und dem Auslande, sowie über ihre weiteren Pläne, die umfassendste Aufklärung zu geben vermögen. Ebenso sprechen diese Papiere in deutlicher Weise über das in voriger Woche gegen Euer Majestät verübte Attentat, und ist der Thäter ganz ohne allen Zweifel daraus ersichtlich, denn sein Name ist in den für ihn, von der legitimistischen Partei entworfenen Instructionen, klar und deutlich genannt."

„Ach, mein Herr!" rief Napoleon kalt, „glauben Sie, daß die Regierung nicht schon genügend von diesen Thatsachen unterrichtet ist? Indessen werde ich Ihren guten Willen immerhin zu schätzen und zu belohnen wissen. Geben Sie die Papiere nur an den Polizei-Präfekten Herrn von Maupas ab."

„Verzeihen Euer Majestät," sagte der junge Mann verwirrt, „ich selbst bin nicht im Besitze der Papiere. Aber ich kenne die Person, welche sie verwahrt, und werde diese nur Euer Majestät nennen."

„Wir werden Ihre Anhänglichkeit an unserer Person zu würdigen wissen," versetzte Napoleon mit einem spöttischen Lächeln. „Nennen Sie mir diese Person!"

„Die Papiere sind im Besitze eines Mädchens, Sire!" sagte Foillet

langsam. „Dieses Mädchen befindet sich zwar, so viel ich weiß, seit einigen Tagen in den Händen der Polizei, aber . . .“

„Wie, mein Herr!“ fuhr der Kaiser auf, über dessen Züge ein düsterer Schatten zog. „Wenn dieses Mädchen ohnedies in den Händen der Gerechtigkeit ist, hätten wir Ihrer nicht bedurft, um deren Geheimnisse zu entdecken! — Wie heißt das Mädchen?“

„Spinosa Baroche!“ antwortete Bernard Foillet nachdrücklich, „Tochter des Juden Simon Baroche, dessen Secretair ich bisher war, und daher von den vorhandenen Umständen genau unterrichtet bin.“

„Letzteres war aber eine Unwahrheit, Ben Ellinor,“ fügte die Tänzerin hinzu, „denn mein Vater benutzte diesen Foillet nur in seinem Fondsgeschäft als Buchhalter, ohne daß dieser jemals eine Ahnung von den weitern Geschäften meines Vaters hatte, oder Geheimnisse besaß, die diesem gefährlich werden konnten. Er war, wie schon gesagt, nur ein feiles Werkzeug des Herzogs von Morny, und mußte nach dessen Plänen natürlich handeln. — Als nun dieser Elende meinen Namen aussprach, blickte Louis Napoleon überrascht auf.“

„Spinosa Baroche!“ wiederholte er, „die Sirene, welche . . . Ah, gut!“ unterbrach er sich. „Ich werde mich von der Wahrheit Ihrer Angaben überzeugen. — Sie aber bleiben einstweilen in Haft.“

„Foillet, heftig zusammenfahrend, wollte noch etwas bemerken; aber Napoleon unterbrach ihn und rief einen Adjutanten, dem er einen Befehl mit leiser Stimme ertheilte, worauf der junge Mann diesem folgen mußte. Dann verließ der Beherrscher Frankreichs das Gemach, und im Schloßhof seinen prachtvollen arabischen Hengst besteigend, sprengte er mit einer zahlreichen Suite an den salutirenden Wachen der Tuilerien vorbei, nach dem Boulogner Wäldchen.“

„Ich kehre jetzt, Ben Ellinor, zu meinen Abenteuern im Schlosse des Herzogs von Morny zurück. Als ich mich wieder in meinem Gemache befand, verbarrikadirte ich die Thür mit Möbeln und Geräthschaften aller Art. Dann legte ich mich zu der mir so nothwendigen Ruhe nieder. — Spät am Morgen erwachte ich aus einem erquickenden Schlummer. Als ich mich ankleidete, entfiel der Tasche meines Kleides ein kleines Packet. — Wie dasselbe dahin gelangt war, ist mir bis heute noch ein Räthsel geblieben, denn ich hatte es vorher nie bemerkt. — Ich hielt es unschlüssig in meiner Hand, da mir auch der Inhalt gleichgültig und unbekannt war. Lange überlegte ich, was

ich damit anfangen sollte; endlich kam ich zu dem Entschlusse, das Packet in die helle Flamme des Kamins zu werfen, schon erhob ich die Hand, um die Papiere der Flamme zu überliefern, als mir plötzlich der Gedanke einfiel, daß Joel vielleicht diese Papiere aus dem Hause meines Vaters mitgenommen und mir diese zugesteckt habe, weil sie für mich von Wichtigkeit wären. Ich beschloß, die Schriften wenigstens vorher zu lesen, und öffnete zu diesem Zwecke das mit einem feinen Schnur und dem Siegel meines Vaters verschlossene Packet. Es waren verschiedene Briefe und Abschriften von Antworten. Die meisten waren an meinen Vater gerichtet, und sprachen über Verhältnisse und Dinge, die mir nicht nur vollständig unbekannt, sondern auch unverständlich waren. Sie trugen meist die Unterschrift des Grafen von Chambord. — Ich war noch mit dem Lesen eines weitläufigen Schreibens beschäftigt, welches von Ausführung eines Attentats gegen die Person des Kaisers sprach, und verschiedene andere Anweisungen enthielt, als sich geräuschlos die von Außen verschlossene Thür des Gemaches öffnete, was ich weder hörte noch bemerkte. In der Thür erschien der Herrscher Frankreichs, allein, ohne jede übliche Begleitung seiner Adjutanten. Der weiche Fußteppich machte seine Schritte unhörbar. Hinter ihm schloß sich die Thür. Ein Lächeln lag auf seinen sonst so ernsten Zügen, als er mich erblickte, die ich mich unbelauscht wähnte. Sein Lächeln verschwand aber, als er die vielen Schriftstücke auf dem Tische sorglos ausgebreitet liegen sah. — Ein sonderbares Gefühl, das uns oft beschleicht, wenn, — ohne daß wir es wissen, — Jemand, hinter unserem Rücken stehend, uns belauscht, machte es, daß ich mich plötzlich umwandte. Ein Schrei der Ueberraschung und der entsetzlichsten Verlegenheit entfuhr meinen Lippen, und, — wie bei einem Verbrechen e r t a p p t — bebte meine Gestalt und zitterten meine Hände, die sich vergeblich bemühten, das verhängnißvolle Papier zu beseitigen, dessen Sinn ich nur oberflächlich begriff. Mein Instinkt sagte mir aber, es könne das Todesurtheil meines Vaters werden. — Der lauernde und stechende Blick des Mächtigen, sein halb ernstes, halb sinnliches Lächeln, erschreckte und verwirrte mich, und ich stand, unter dem Einflusse seines festen Blickes erbebend, mechanisch auf, um dem einzigen Manne, in dessen Händen mein Geschick und das meines Vaters ruhte, eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung zu machen. Er erwiderte herablassend meinen Gruß."

„Verzeihen Sie, Mademoiselle, wenn ich Sie gestört habe," sagte

er endlich. Allein ich komme, um das Versprechen, daß ich Ihnen gestern gegeben, zu erfüllen. — Sie fordern von mir Gerechtigkeit. Diese soll Ihnen, wie jeden andern meiner Unterthanen, unverkürzt werden. Da ich indessen die Sache nicht vollkommen kenne, in welcher ich ein Urtheil fällen soll, so ersuche ich Sie, mir Ihr Anliegen vorzutragen."

„Während dieser Worte hatte ich meine Fassung wieder gewonnen. Napoleon nahm Platz, und nachdem ich ihm für seine Huld in ehrerbietigen Worten meinen Dank gesagt hatte, erzählte ich ihm, so viel mir nothwendig schien, die Ereignisse, die mich betroffen, und welche mich in dieses Haus gebracht hatten. — Er hörte ruhig und regungslos zu. Als ich geendet, wandte er sich mit freundlicher Miene zu mir, die ich in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihm stand, und sagte:

„Was Sie mir da sagen, Mademoiselle, stimmt in der Hauptsache allerdings mit der Wahrheit, wie ich diese kenne, überein. — Allein Sie täuschen sich doch vielleicht in einem Punkte. — Ich spreche offen, wenn ich Ihnen sage, daß ich es begreiflich finde, wenn in eines Mannes Herzen der Wunsch erwacht, ein so reizendes, liebenswürdiges Wesen, wie Sie sind, zu besitzen. — Wenn ich gerecht sein soll, Mademoiselle, — und dies verlangen Sie doch von mir, — kann ich diesen Wunsch nicht verdammen. — Mehr noch, mein liebliches Kind, ich theile diesen Wunsch, ich . . ."

„Bei diesen so unerwartet gesprochenen Worten, war ich befremdet zurückgewichen. Meine Züge spiegelten so unverhohlen die Regungen meines Innern, die Furcht und den Abscheu wieder, daß er, der seiner ungestümen Natur nachgebend, angefangen hatte, aus seiner Rolle zu fallen, sich bezwang, wieder etwas einzulenken."

„Nun wohl!" fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während welcher seine glühende Blicke über meine Gestalt schweiften. „Ich sagte, Sie täuschen sich in einem Punkte, Mademoiselle! — Dieser Punkt ist, daß Sie dem Herzog Ihre — Verhaftung schuld geben . . ."

„Sire!" rief ich entschlossen. „Wem sonst soll ich dieses Vergehen gegen die Freiheit und Unantastbarkeit einer Ihrer Unterthanin zur Last legen?"

„Napoleon lachte laut auf und erwiderte ironisch:

„Ich bin Ihr Herr und . . !"

„Dann haben Sie doppelt die Pflicht, Sire, Gerechtigkeit zu üben!" unterbrach ich ihn mit fester Stimme.

„Ganz gewiß!“ sagte er kalt. „Ich will auch gerecht sein, — gerecht gegen mich selbst. — Ich sagte, daß Sie den Herzog falsch anklagen! — Wäre denn der Fall undenkbar, daß ich selbst der Mann sei, Sie um jeden Preis zu besitzen!“

„Ich schrie laut auf, und wich noch weiter von ihm zurück. — Er machte eine Bewegung, mich zu umfassen. — Sein Gesicht röthete sich, und seine zusammengezogene Augen schienen meine Gestalt verschlingen zu wollen. — Ungeachtet seiner großen Aufregung, reichte aber ein einziger Blick hin, den er zufällig auf die auf dem Tische liegenden Briefschaften warf, um ihm die Herrschaft über seine erregten Sinne wieder gewinnen zu lassen. Warum sollte der mächtige Mann Gewalt anwenden, da er überzeugt war, daß ich mich später willig seinen Wünschen würde fügen müssen. Als er einmal das drängende Blut beschwichtigt hatte, ward er augenblicklich Herr seiner kalten Vernunft; und diese ließ ihm in meinem unverhohlenen Abscheu einen verletzenden Stachel seines Stolzes empfinden. Ein bitterer und höhnischer Zug lagerte sich um seinen Mund, als er mit langsamer, aber ernster Stimme fortfuhr:

„Ach, Mademoiselle, Sie entsetzen sich vor einem bloßen Phantom, vor einer bloßen Möglichkeit, deren ich erwähnte. — Das Wichtigste an der Sache ist, daß der Grund Ihrer Verhaftung und Gefangenhaltung in einer schweren Anklage besteht, die gegen Sie erhoben worden . . .“

„Und wessen klagt man mich an, Sire,“ unterbrach ich ihn abermals, ohne meine Augen zu senken.“

„Sie sind als Rebellin, als Intrigantin und Theilnehmerin von gegen unsere Person und Regierung gerichteten Konspirationen bezeichnet worden,“ entgegnete er lauernd.

„Sire!“ rief ich lächelnd, „davon verstehe ich nichts! — Ich bin ein unwissendes Mädchen in diesen Dingen, und ist die Anklage erdichtet, mindestens aber ein Irrthum!“

„Mademoiselle, es ist kein Irrthum!“ versetzte er barsch. „Auf bloßen Verdacht hin, würde man die Ruhe eines jungen Mädchens, und wäre es auch noch so schön, nicht gestört haben. Man hat Beweise gegen Sie!“ fügte er mit erhobener Stimme hinzu.

„Beweise, Sire?“ wiederholte ich erstaunt.

„So ist es,“ sagte er kurz. „Ihr Name ist Spinosa Baroche,

Tochter des wegen Fälschung, Hochverraths und des versuchten Mordes gegen unsere Person verhafteten Juden Simon Baroche!“

„Mein Name ist allerdings Spinosa Baroche, Sire,“ antwortete ich mit Bangigkeit im Herzen; „die von meinem Vater angeblich verübten Verbrechen sind mir aber gänzlich unbekannt.“

„Gut für Sie, Mademoiselle!“ unterbrach er mich, „denn diese Verbrechen führen auf's Blutgerüst!“

„Ein entsetzlicher Schrei entfuhr meinen Lippen. — Ich warf mich vor ihm auf die Kniee und rief händeringend: „Gnade, Sire! — Um der ewigen Barmherzigkeit willen — Gnade!“

„Es thut mir leid,“ erwiderte er im kalten, abstoßenden Tone, „daß ich Ihnen in dieser Beziehung keine Hoffnung machen kann. — Das bedrohte, das gefährdete Vaterland erlaubt mir nicht, in diesem Falle nach meinen Gefühlen zu handeln.“

„Diese Worte drangen gleich Dolchstichen durch meine Seele. Meine Augen blieben zwar trocken, aber die thränenlosen schauten stier und glanzlos aus den gerötheten Höhlen. — Ein krampfhaftes Zucken durchbebte meinen ganzen Körper. Louis Napoleon war nach den letzten Worten auf mich zugetreten und hatte mich, die ich noch immer regungslos vor ihm kniete, aufgehoben und in einen Fauteuil niedergelassen.“

„Mademoiselle,“ sagte er sanft, „Ihr Schmerz beunruhigt meine Brust; aber der oberste Beamte des Staates kann der Gerechtigkeit nicht hemmend in die Arme greifen. Sie selbst haben diese Gerechtigkeit angerufen.“ „Er blieb vor mir stehen und betrachtete mich in meinem Schmerze mit starren Blicken, die allmälig ein düsteres Feuer belebten. Seine Züge veränderten sich während dieses Anschauens. Ein gewisses Zucken um die Mundwinkel, die erweiterten Nasenflügel, und die sich vergrößernden Augen gaben Zeugniß von den Bewegungen, die, hervorgerufen von den Einwirkungen der Sinnlichkeit, sein Inneres durchtobten. Er neigte sich zu mir und erfaßte meine Hand, indem er mir in's Auge zu schauen suchte. Dies gelang ihm nur halb. Aber der Blick, den ich durch den doppelten Schleier der Wimpern und der Thränen auf meinen Augen haften und brennen fühlte, hatte etwas so wunderbar Mächtiges, daß ich, erbebend und schaudernd in tiefster Seele, meines Widerstrebens ungeachtet, meine Blicke auf die seinen richten mußte, ohne sie so schnell wieder losbekommen zu können. Mit leiser Stimme fuhr er fort:

„Sie baten um Gnade, schöne Spinosa! — Wenn ich nun sagte, daß der Lenker eines Staates unbeirrt Gerechtigkeit üben muß, so schließt dies nicht aus, daß er als Mensch Gnade gewähren kann. Und — es kommt nur auf Sie an, ob Sie menschliche Gefühle in meiner Brust erwecken und fest halten wollen. Erwidern Sie diese Gefühle, und Ihrem Vater soll kein Haar gekrümmt werden.“

Anfänglich war ich in bangem Erstaunen, dann im höchsten Grade entsetzt, in tiefster Seele verwundet, seinen Worten gefolgt. — Als er geendet, fuhr ich mit einer Bewegung des Abscheues empor. Er hielt mich aber fest und sagte:

„Spinosa, ich biete Ihnen meine Liebe an! — Wollen Sie ein Glück zurückweisen, das zu erringen Tausende froh wären? — Ihre seltene Schönheit entwaffnet die Gerechtigkeit . . .“

„Ja, Sire!“ rief ich laut, „Gerechtigkeit — nichts als Gerechtigkeit beanspruche ich! — Mißbrauchen Sie die Gewalt nicht, die Sie besitzen. Wenden Sie dieselbe vielmehr an, die Menschen glücklich zu machen, und ewig wird dieses Herz Sie segnen und in Liebe und Bewunderung Ihrer gedenken,“ fügte ich mit thränenvollen Augen hinzu.

„Seien Sie mein, Spinosa, und es soll Ihrem Willen gefolgt werden!“

„Sire, Ihr Antrag verletzt mich tief,“ entgegnete ich bitter, „aber ich will nicht länger daran denken, ich will für Sie beten und Ihnen ewig dankbar sein, nur entlassen Sie mich, und retten Sie meinen Vater!“

„Mademoiselle, Sie kennen meinen Entschluß! — Willigen Sie ein und . . .“

„Niemals, Sire, niemals!“ rief ich mit tiefster Entrüstung.

„Dann soll das Gesetz seinen freien Lauf haben!“ versetzte er heftig. „Ihr Vater ist in meiner Gewalt!“

„Gerechtigkeit, Sire, Gerechtigkeit!“ rief ich abermals in größter Angst, ohne zu wissen, daß ich meinen Vater dadurch verurtheilen mußte.“

„Dieses ewige Rufen nach Gerechtigkeit! — Mädchen, Sie wissen nicht, was Sie thun! — Sie laden das Unheil selbst über Ihr Haupt, wie über das Ihres Vaters,“ entgegnete er finster.

„Weil ich nicht ehrlos mich dem Willen eines Tyrannen unterwerfe! — Gott wird mich schützen!“

„Dieses Wort, kaum ausgesprochen, hatte wie mit einem Zauber=

schlage seine Haltung und Geberden verwandelt. Statt der leidenschaftlichen Hast zeigte er nun plötzlich wieder seine gewohnte, eisige Ruhe. Er trat einen Schritt von mir zurück. Die Arme über einandergeschlagen, sah er mich mit seinen fahlen Augen einige Augenblicke starr an."

„Mädchen, Sie vergessen, mit wem Sie sprechen," sagte er drohend mich anblickend. „Sie haben auch vergessen, daß ein Mann, der sich so weit vergeben, um die Liebe eines Mädchens zu flehen, die Verweigerung derselben, nie vergeben wird. — Wer hindert mich, Sie dennoch zu meinem Willen zu haben; aber ich verschmähe die Gewalt. — Sie weisen mein Ansuchen zurück, möge sich Ihr Geschick erfüllen. Der Jude, Simon Baroche, wird seine Verbrechen am Galgen büßen, und sein Besitzthum wird confiscirt werden. Sie dagegen werden in Bagno hinlänglich Zeit haben, das beleidigte Vaterland durch Reue zu versöhnen."

„Ich war ruhig vor ihm stehen geblieben und sagte nach Anhörung seiner Worte, im Gefühle meiner Unschuld:

„Sire, thun Sie, was Sie vor dem ewigen Richter zu verantworten im Stande sind! — Mein Vater und ich, mögen in Ihrer Gewalt sein, allein es giebt noch Gesetze, und diese werden mich wenigstens freisprechen. Denn ohne Beweise . . ."

„Beweise sind genügend vorhanden!" unterbrach er mich hastig, und ein häßlicher Zug des Hohnes spielte um seine Lippen.

„Welche, Sire?" rief ich betroffen.

„Diese hier, Mädchen!" entgegnete er, indem er mit einer schnellen Bewegung die auf dem Tische liegenden Schriftstücke ergriff."

„Er schlug die gefälschten Papiere auseinander, und mit einem triumphirenden und höhnischen Lächeln flogen seine Blicke darüber hin."

„Diese Papiere enthalten das Todesurtheil Ihres Vaters!" sagte er drohend. — „Er wird Ihnen seinen Tod zu danken haben!"

„Nach diesen kalt, höhnisch und langsam gesprochenen Worten entfernte er sich, und ließ mich in meinem unsäglichen Schmerze allein. Laut weinend sank ich in einen Armstuhl und verlor in einer heftigen Ohnmacht die Erinnerungen an die verlebte, mir ewig unvergeßlich bleibende Scene."

Wir sind nicht im Stande die Gefühle Ben Ellinor's zu schildern, welche in seiner mächtig wogenden Brust herrschten, als die schöne Jüdin mit ihrer Erzählung inne hielt, und mit thränenvollen Blicken

in sein leichenblasses Antlitz sah. — Eine bittende Geberde deutete indeß der Tänzerin an, ihre Erzählung zu beenden. Nach einer kleinen Pause fuhr sie einigermaßen gefaßt fort:

„Es war Nacht, als ich aus meiner Ohnmacht erwachte. Der Mond schien hell durch die hohen Fenster meines Gemaches. Allmälig kehrte mein Bewußtsein und mit ihm die Erinnerung an die schrecklichen Begebenheiten zurück. — Ich sann über meine unglückliche Lage und über einen Ausweg der Rettung nach. — Da mit einem Male drängte sich mir ein Gedanke der möglichen Rettung auf. — Mein Nachtmahl stand servirt auf dem Tische. Hastig ergriff ich ein Messer, und trennte mit ihm die leinenen Betttücher, sowie die seidenen Vorhänge in lange Streifen, welche ich, neuen Muth schöpfend, zu einem festen Seile drehte. — Bald hatte ich meine Arbeit verrichtet, und freute mich ungemein darüber, daß sie mir so kunstgerecht gelungen war. Vorsichtig öffnete ich nun ein Fenster, spähte mit meinen Blicken nach allen Richtungen des Parks hin, und überzeugte mich, daß kein lebendes Wesen meinem Wagstück hindernd im Wege sei. — Kein Laut ließ sich hören. Oede und verlassen schien das Haus und seine Umgebung zu sein. — Fest knüpfte ich das Seil an die Fensterbrüstung und sah dasselbe nach einigen Augenblicken, vom Nachtwinde hin und her geworfen, den Boden erreichen. — Muthig schwang ich mich auf die Brüstung und ergriff das Seil. — Behutsam setzte ich den Fuß auf die Knoten, welche in Zwischenräumen darin angebracht waren, und erreichte nach vielen Anstrengungen — glücklich den Boden. — Ein zweites Seil, sowie das Messer, befanden sich in der Tasche meines Kleides. Mit flüchtigen Schritten eilte ich durch den Park, jenen Theil desselben wählend, welcher nicht vom Monde beleuchtet, und am Meisten von Laubgängen und Gebüsch bedeckt war. — Endlich hatte ich das eiserne Gitter erreicht, das den Park von der Straße absperrt. Dieses Gitter war etwa acht Fuß hoch. — Ich überlegte einen Moment, wie meine weitere Flucht am Besten zu bewerkstelligen sei. — Endlich fand ich das einzige Mittel. — Ein großes Ziegelstück, welches am Boden lag, ergiff ich, knüpfte dasselbe fest in das Ende des Seils und ein sicherer Wurf brachte es auf die äußere Seite des Gitters, durch welches es nicht mehr zurückzuschlüpfen vermochte, sondern durch zwei Spitzen der Gitterstäbe auf der Höhe der obersten Querstange gehalten und festgeklemmt wurde. — Krampfhaft die Fingern um die Eisenstäbe klammernd, kletterte ich vorsichtig in die Höhe, schwang dann das Seil

auf die andere Seite, während ich oben gebückt stand und mich mit einer Hand am Gitter festhielt, und stieg nun so gut es ging herab. — Meine Kleider waren mir natürlich sehr hinderlich, und ich erreichte nur durch einen Fall den Erdboden, ohne mich weiter, als an Händen blutend, beschädigt zu haben. — Einen Augenblick blieb ich erschöpft und vom Schmerze betäubt in halbliegender Stellung, wie mich eben der Fall zu Boden brachte, liegen. — Plötzlich ließ sich ein wüthendes Hundegebell im Park und ganz in der Nähe des Gitters hören, worauf bald verschiedene Stimmen mahnend an mein Ohr schlugen, und mich aus meiner Betäubung aufrüttelten. — Ich erkannte augenblicklich die Gefahr, in der ich mich befand, erhob mich eilig von der Erde, und lief so schnell die Beine mich zu tragen vermochten, über die, vom Monde beleuchteten Felder in den Schatten der nahegelegenen Gebüsche. — Allein, in einer mir völlig unbekannten Gegend, in welcher ich nicht wissen konnte, nach welcher Seite ich die Schritte zu richten hatte, um meinen Verfolgern zu entgehen, wurde meine Lage auch dadurch noch gefährlicher, daß das Mondlicht scharf auf mich und die Umgebung fiel, und deutlich meine Gestalt den Verfolgern zeigte, denn die Gebüsche waren nur niedrig und oft unterbrochen. — Ich hörte hinter mir das Bellen der Hunde, das Oeffnen der Gitterthür, die Schritte und das Rufen der Verfolgenden. Diese wußten anfänglich ohne Zweifel nicht, nach welcher Richtung ich entflohen sei; — so schloß ich wenigstens aus den einzelnen Worten, welche der Nachtwind zu meinen Ohren brachte. — Ich lief aber unaufhaltsam vorwärts. — Endlich sah ich große, ausgebreitete Baummassen vor mir. Ich erreichte glücklich deren dichten Schatten — und befand mich in den Elyseischen Feldern. — Auf vielen Umwegen erreichte ich endlich unsere bescheidene Wohnung und traf dort Joel in einem Gemüthszustande an, den zu beschreiben ich außer Stande bin. Der arme Stumme war dem Wahnsinne nahe, und nur mein Wiedererscheinen brachte neue Lebensfunken in seinen zerrütteten Körper. — Wir verließen noch in derselben Stunde unser armseliges Asyl, und bezogen eine kleine Dachwohnung in einem anderen, abgelegenen Stadtviertel von Paris. — Der Prozeß meines Vaters wurde inzwischen mit aller Strenge und allen Waffen der Lüge und Intrigue geführt. Joel hatte seinen ganzen Baarvorrath dazu verwandt, die unglückliche Lage seines Herrn und seines ehemaligen Peinigers nach Möglichkeit zu mildern, so daß uns bald

die nothwendigsten Subsistenzmittel fehlten und wir wahrscheinlich dem Hungertode erlegen wären, wenn ich nicht den Entschluß faßte, unser tägliches Brod als Straßentänzerin zu verdienen. Durch den Verkauf meiner werthvollen Ohrringe gelang es Joel, sich ein Kostüm als spanischer Tambourinschläger und für mich einige geschmackvolle Tanzkostüme zu beschaffen. In dieser Verkleidung wagten wir es zunächst den Carrouselplatz, den Platz Vendome und den Königsplatz zu betreten, und während Joel nach meiner Anleitung das Tambourin schlug, tanzte ich unter dem Jauchzen der Menge und dem Schlagen der Castagnetten den Fandango und Volero. — Ich hatte diese Tänze in Sevilla einstudirt und vielfach in den Theatern von Madrig, Cadix, Toledo, Barcelona und andern getanzt. Der Fandango ist der sonderbarste und verführerischste Tanz der Welt. Es ist die Pantomime der Wollust, soweit sie ohne grobe Beleidigung des Sittlichkeitsgefühls stattfinden kann. So wie die Töne des Tambourins erschallten, strömten die Zuschauer von allen Seiten herbei, um den Zaubertanz zu sehen, und Personen von Alter, Stand und Herkunft konnten sich kaum enthalten, ihn nach der verlockenden Melodie mitzutanzen. Wir hatten reichliche Einnahmen, ich aber auch viele Nachstellungen, denen ich aber mit Gottes gnädigem Beistande glücklich entging. — Der Tag der Entscheidung des Prozesses meines Vaters rückte heran. Ich war mit Joel bei der Verhandlung vor den Assisen zugegen. Dort sah ich meinen Vater seit seiner Verhaftung zum ersten Male wieder. Er trug das häßliche Kleid der Gefangenen von Mazas,*) und seine Hände waren mit eisernen Ketten gefesselt. Sein Gesicht war sehr bleich, aber seine angegriffenen Augen hatten ihren Ausdruck von bitterer, unbeugsamer Ironie beibehalten. — Ich stand sehr nahe der Anklagebank und konnte ganz genau sein Gesicht sehen. Ungeachtet meiner Verkleidung erkannte er mich. Mit leiser Stimme fragte er verstohlen nach meinem Befinden, ohne aber den Blick nach mir zu wenden. — Kaum war ich im Stande, zu antworten, meine durch die erschütternde Scene erregten Gefühle, hielten meine Zunge gefesselt.

„Fassung, Spinosa!" flüsterte er kaum hörbar. „Bereut Joel seine That? — Ist er es, der mir die vielen Unterstützungen zukommen läßt?"

---

* Staatsgefängniß.

„Ja, mein Vater!“ antwortete ich leise, „er bereut tief sein Vergehen!“

„Der Narr!“ brummte mein Vater vor sich hin.

Ich stieß Joel an, der vollständig geistesabwesend schien. — Ich glaubte, der unglückliche stumme Mensch wollte sich vor meinem Vater niederwerfen, so große unbegrenzte, abergläubische Ehrfurcht drückte sein Gesicht in diesem Augenblicke aus. — Mein Vater hielt ihn aber mit einem Blicke zurück und flüsterte ihm ganz leise folgende seltsame Worte zu:

„Du hast mich zu Grunde gerichtet, aber Du wirst Deine That gewiß bereuen und mich retten wollen. Eile zu dem Professor Guido Guiseppo und veranlasse, daß er mich noch heute im Gefängniß besucht. Sage ihm, ich erwarte von seiner Güte ein Geschenk — einen Dolch!“

„Die Aufsichtsbeamten meines Vaters, welche augenscheinlich bestochen waren, hatten dieser kurzen Unterhaltung nichts entgegengesetzt, aber in dem Augenblicke, wo sich der Präsident erhob, um das Urtheil zu verkünden, befahl der Eine ihm Stillschweigen. — Mein Vater wurde wegen versuchten Mordes, Hochverraths und Fälschung als Jude zum Strange verurtheilt. — Besinnungslos wankte ich am Arme des Stummen aus dem Sitzungssaale. — Joel vollzog sogleich den ihm von meinem Vater ertheilten Auftrag. Der Professor Guiseppo mußte wohl ein Mann von Macht und Ansehen sein, denn trotz der strengen Befehle, die jeden Besuch unmöglich machten, gewann der Professor Zutritt zu meinem Vater. Noch an demselben Tage empfing ich durch ihn ein Schreiben meines Vaters. Es lautete etwa so:

„Ich gedachte aus Dir eine vornehme Dame zu machen, Spinosa, ohne den albernen Joel würde ganz Paris der Sirene des Olymps einen Thron errichtet haben, einen Thron, dessen Stufen von Gold gewesen wären. — Jetzt ist Alles zu Ende. — Und doch, Spinosa, wer weiß, was die Zukunft Dir und mir noch vorbehält. Nächsten Freitag komme mit Joel vor Tagesanbruch nach Mazas. — Der Professor Guiseppo wird Euch den Eintritt verschaffen. — Es ist mein letzter Wille, Du wirst ihn befolgen, Spinosa! — Joel soll auf meine geringste Bewegung ein aufmerksames Auge haben. — Ich werde seiner bedürfen. Auf Wiedersehen, Spinosa! — Ich glaube nicht an einen Gott, sonst würde ich sagen: Gott segne

Dich. — Du wirst reich werden, wenn Du willst, denn Du bist schön. — Also wolle nur!“

„Der Brief meines Vaters erregte ein unangenehmes Gefühl in mir. — Das ist Alles, was ich sagen kann, Ben Ellinor. Die Zeit der schmerzhaften Aufregung war vorüber. Alles glitt an dieser Decke von Gefühllosigkeit ab, welche sich um mein Herz gelagert hatte. — Ich empfand eine vollständige und allgemeine Unempfindlichkeit. — Alles, was ich Ihnen von der Verurtheilung und Hinrichtung meines Vaters erzählt habe und noch erzählen werde, entlockte mir nicht eine einzige Thräne. — Ich las Joel das vor, was ihn betraf. — Ein Blitz der innigsten Freude ging über das bedrückte Gesicht des armen Stummen. Ich glaube, er hoffte Gelegenheit zu finden, seinem Herrn noch dienlich zu sein, und auf diese Weise so viel als möglich das verhängnißvolle Werk seines Zornes wieder gut machen zu können. — Es war ungefähr elf Uhr Nachts. Am andern Tage sollte mein Vater gehängt werden. — Ich schlief, aber es war jener peinliche Schlaf voll Angst und bösen Träumen, der meine Nächte nur zu einer langen Ermüdung machte, als Joel in meine Schlafkammer trat und mit einer verständlichen Geberde mir begreiflich machte, daß die Zeit zum Aufbruche gekommen sei. — Ich kleidete mich schnell an, und wir machten uns auf den weiten Weg. — In dem Augenblicke, wo wir die schwarzen Mauern von Mazas erreichten, schlug es auf dem Glockenthurme von Notre-Dame drei Uhr. — Wir wurden gegen Vorzeigung einer Karte, die uns von dem Professor Guiseppo zugestellt worden war, ungehindert eingelassen und erreichten bald den großen Hof des entsetzlichen Zellengefängnisses, wo man mit Errichtung des Galgens beschäftigt war. — Alles geschah in der größten Eile. — Man fürchtete, vom Tage überrascht zu werden, und die Gefängnißbeamten trieben unaufhörlich die Arbeiter an. — Bei jedem Hammerschlage sah ich den armen Joel zusammenfahren, er sah aus, als schlage man auf sein Herz. — Ich hörte nicht gleichgültig, aber erschlafft zu; ich begann in der Seele einen dumpfen, stechenden Schmerz zu fühlen. — Die Arbeit ging immer schneller vor sich. Mein Vater mußte den Lärm dieser Vorbereitung hören. Auf einem harten Lager zu ebener Erde — dem letzten Lager der zum Tode Verurtheilten — liegend, konnte er die Bretter eines nach dem andern zählen, welche zusammengefügt, den Boden seines Schaffots bildeten. — Die Stunden der Nacht vergingen, und das erste Licht des

jungen Tages — eines düsteren Wintertages — erhellte die Scene. Joel und ich standen zwischen zwei Barrieren. — Ein Zwischenraum trennte uns von den übrigen, nicht sehr zahlreichen Zuschauern. Endlich war das Schaffot fertig. Die Arbeiter verschwanden, und der Raum zwischen uns und dem Gerüste wurde von einer starken Militairabtheilung eingenommen, die nur einen Gang vom Gefängnisse nach dem Schaffot frei ließ. Gegen sieben Uhr etwa begann ein langsames, dumpfes Glockengeläute vom Thurme des Gefängnisses. Zu gleicher Zeit stiegen zwei Männer das Schaffot hinauf und stellten einen Sarg auf das Gerüst. — Es lief unverkennbar ein Schauer durch die Menge. „Endlich, endlich!" flüsterte man. Seit zehn Minuten ungefähr erklang die Armesünderglocke, als sich plötzlich eine Thür des finstern Gebäudes öffnete, und die Richter, in Begleitung eines Geistlichen im Ornate, erschienen. Ihnen folgte mein Vater. — Er war sehr bleich, Ben Ellinor, aber keine Aufregung war in seinem Gesichte zu erkennen, es hatte den Ausdruck seines gewöhnlichen beißenden Spottes. — Mit festen Schritten bestieg er das Schaffot und stand mitten auf dem Gerüste still. Seine Hände waren auf dem Rücken gefesselt, und um seinen bloßen Hals trug er einen Strick."

„Da ist der Jude! — Da ist der Mörder!" rief man von allen Seiten verächtlich.

„Mein Vater beachtete diese schmähenden Ausrufungen nicht, er stand einige Schritte vom Fuße des Pfahles bei dem offenen Sarge. — Er bückte sich, um ihn näher in Augenschein zu nehmen, dann stieß er ihn verächtlich mit dem Fuße von sich. — Der Sarg rauschte auf dem Sande hin, mit welchem das Gerüst bis zum Rande des Schaffots bedeckt war. — Mein Vater richtete sich darauf stolz in die Höhe und durchlief mit sicherem Blicke die Menge.

„Welch' ein verhärteter Bösewicht!" hieß es unter den Zuschauern, worunter sich einige der vornehmen Gäste meines Vaters befanden.

„Der Geistliche öffnete jetzt ein Buch und las nur so obenhin etwas daraus. Mein Vater hörte nicht auf die Worte des Kaplans. Er runzelte die Stirn und befahl ihm, sich zu entfernen. Dieser, dessen christlicher Eifer nicht sehr groß zu sein schien, einen Juden zu bekehren, zog sich sogleich zurück. — Ich weiß es nicht zu sagen, Ben Ellinor, wo die Henker herkamen," fuhr Spinosa nach einigen Minu-

ten der Erholung fort, „aber sie waren plötzlich da und standen hinter dem Verurtheilten auf dem Gerüste. — Noch immer ertönte die Sterbeglocke meines Vaters. — Er schien zu beten, ich bemerkte aber, wie sein düsterer Blick die Menge durchflog, und wie er das Auge nach den Fenstern des Gefängnisses, in denen einige Köpfe sichtbar waren, richtete. Er schien offenbar Jemanden zu suchen. Sein Blick blieb an einem Eckfenster haften, und ich glaubte zu bemerken, daß er seinen Kopf beugte zu einem kaum wahrnehmbaren Gruße. — Darauf richtete er das Auge wieder auf die Zuschauer und schien uns endlich zu bemerken. — Ein Strahl von wilder Freude erheiterte augenblicklich seine bleichen Züge, als er Joel erblickte, der seine Arme weinend nach ihm ausstreckte. — Mein Vater nickte mir freundlich zu. — Plötzlich rief der Henker ein mir unverständlich gebliebenes Wort. Man brachte eine Leiter, welche er an den Querbalken des Galgens lehnte. Diese Leiter, auf deren Stufen er hinaufstieg, diente ihm dazu, das Ende des Strickes fest zu machen, das eben noch um den Hals und Leib meines Vaters niederhing. — Als das geschehen war, stieg der Henker die Leiter wieder hinab, welche man wegnahm. Jetzt wurde noch eine Schlinge um den Hals des Verurtheilten gelegt, eine Geberde des Henkers, der sich neben die Feder gestellt hatte, welche das bewegliche Brett in horizontaler Lage erhielt, genügte nun, um ihn in die Ewigkeit zu befördern. — In diesem entscheidenden Augenblicke, wo die Gespräche von allen Seiten aufhörten, warf die Sonne einen schwachen rothen Schein auf die oberen Fenster des Gefängnisses. — Mein Vater schauderte zusammen, er senkte den Kopf, seine Entschlossenheit schien im Begriff zu sinken.

„Muth!" rief plötzlich eine tiefe und weittönende Stimme, welche aus einem Fenster des Gefängnisses kam.

„Alle Blicke wandten sich unwillkürlich nach ihm. Mein Vater grüßte kaum merklich, dann richtete er entschlossen den Kopf wieder hastig empor und machte Joel ein Zeichen, als wenn er ihn zu sich riefe. — In zwei oder drei Sekunden mußte die verhängnißvolle Stunde schlagen. — Aber der arme Stumme bedurfte in seiner Verzweiflung nur einer Sekunde, um mit einem einzigen Sprunge die Barriere zu übersteigen, die ihn vom Schaffot trennte, die ihm in den Weg tretenden Soldaten zurückzuwerfen und auf den Vorsprung des Schaffots zu eilen. — Die Zuschauer, durch dies unerwartete Schauspiel lebhaft bewegt und bestürzt, sahen ihn bald an meines Vaters

Seite. — Joel's Bewegungen waren so schnell, so überraschend gewesen, daß Niemand daran denken konnte, ihm erhebliche Hindernisse in den Weg zu legen. — Der Henker betrachtete ihn wie versteinert mit dummen Blicken und regte sich nicht. Seine Knechte hatten den Verurtheilten entfesselt und waren das Schaffot herabgestiegen. — In dem Augenblicke, wo Joel das Gerüste betrat, hatte mein Vater unter die Gefängnißkleidung gegriffen und einen kurzen Dolch hervorgezogen, wahrscheinlich derselbe, den ihm der Professor Guiseppo beschaffen sollte — und stieß ihn mit einem wilden Jauchzen in des Unglücklichen Brust. — Der arme Joel stürzte sogleich todt zu Boden. — Simon Baroche wandte sich nach dem Fenster des düstern Gefängnisses, schwang triumphirend den blutigen Dolch und rief mit unheimlichen Blicken:

„Dank — tausend Dank!"

„Die Menge ließ ein Geschrei des Entsetzens hören. — In diesem Augenblicke schlug die achte Stunde vom Thurme des Gefängnisses. — Der Henker, wohl mehr aus Gewohnheit seines Handwerks, als aus überlegter Weise, denn er schien noch immer vor Entsetzen starr zu sein, drückte mit dem Fuße auf die Feder des verhängnißvollen Brettes. Die Fallthür ging hinab, das Seil spannte sich aus, die Hälfte von dem Körper meines Vaters verschwand in dem Loche. — Sein Gesicht zog sich zusammen und wurde darauf unbeweglich. — Das angespannte Seil wand sich langsam herum und gab dem Körper, der schon nichts mehr war als eine Leiche, eine abscheulich drohende Bewegung. — — Ich schloß vor Entsetzen die Augen, meine Kniee wankten, mir war es, als ob eine Hand von Eis sich auf mein Herz legte. — Darauf sah und fühlte ich nichts mehr." —

Spinosa hielt inne und weinte leise dem unnatürlichen Vater eine Thräne der Wehmuth nach. — Ben Ellinor, welcher von der Erzählung des schönen Mädchens tief ergriffen war, starrte schweigend vor sich hin. Er war nicht im Stande ein Wort des Trostes dem armen Kinde zu sagen.

In dem dunklen Kabinette zitterte John Bourquet unwillkürlich an allen Gliedern, und murmelte Ausrufe des Schreckens. — Der stolze Banquier Hally Robinson selbst schien außerordentlich aufgeregt zu sein, und einen Augenblick zitterte sein Körper und schwankte, als ob er fallen würde. — Bourquet, der dicht neben ihm statt, fühlte von der Stirn des Banquiers einen Tropfen eiskalten Schweißes fallen.

„Ja!" flüsterte er nach einer Pause endlich vor sich hin, „so war es! — Sie hat nichts vergessen — selbst den Dolchstoß nicht. — Joel verdiente ihn nicht, — aber dieser Teufel, dieser Guiseppo . . . Sie hören mir zu, Bourquet!" wandte er sich im rauhen Tone zu diesem. „Wissen Sie nicht, daß man sich mitunter durch die Ohren vergiftet, und daß Menschen schon gestorben sind, weil Sie zu viel gehört haben?"

„Sir!" stotterte Bourquet bestürzt. „Ich . . ."

„Still!" unterbrach ihn Hally Robinson barsch. „Hat sie nicht gesagt, daß das Seil sich drehte, — langsam drehte! Man mußte den Leichnam leblos der Bewegung dieses verfluchten Strickes haben folgen sehen können, daß muß abscheulich gewesen sein — fürchterlich!"

Er fuhr mit der Hand unter seine Cravatte, als ob ihm plötzlich der Athem vergangen wäre.

„Als ich wieder zur Besinnung kam, Ben Ellinor," fuhr Spinosa in diesem Augenblicke fort, „stand die Wintersonne schon hoch. Man hatte mich, am Boden liegend, wahrscheinlich nicht bemerkt. — Die Todesvorrichtungen waren bereits wieder verschwunden. — Mir war es, als habe ich in einem Traum gelebt, der in seiner Schauerlichkeit alle Grenzen überschritten. — Ich verließ ungehindert den grausigen Gefängnißhof, obwohl man sich sehr verwunderte, mich in seinen Räumen noch zu sehen. Meine Schritte richtete ich halbunbewußt nach meinem armseligen Dachstübchen, aber bevor ich dort ankam, war mir das Bewußtsein des Geschehenen wieder zurückgekehrt. — Mein Vater und Joel waren todt — ich stand einsam und verlassen in der Welt, Ben Ellinor, ein junges Mädchen, deren Kindheit man absichtlich verlängert hatte, die ich von nichts Weiterem wußte, als von nichtswürdigen oder leichtfertigen Dingen. — Auch ich, wie seiner Zeit der arme Stumme, sehnte mich nach den Tagen der Sklaverei zurück. — Acht Tage verbrachte ich in meiner Dachkammer, fast ohne Speise und Trank, ohne Feuer, in stiller Einsamkeit, nur mit meinem Schmerz, mit meinem unaussprechlichen Kummer beschäftigt. Endlich siegte die Lust zum Leben, ich wagte mich auf die Straße und versuchte allein mein Brod durch Tanz zu verdienen, aber jetzt fühlte ich erst den herben Verlust, der mir durch den Tod Joel's zugefügt worden war. Man verfolgte mich unaufhörlich mit abscheulichen Anträgen, ich war schutzlos den Verfolgungen gegenüber. — Wie ein gejagtes Wild flüchtete ich, und erreichte glücklich mein armseliges Asyl, wo ich mich

tagelang eingeschlossen hielt. — Man forderte endlich von mir den Miethszins, und da ich diesen nicht zu zahlen vermochte, so jagte man mich aus dem Hause. — Obdachslos irrte ich in den Straßen von Paris umher. Da fand ich eines Abends eine Nummer des Moniteurs, woraus ich zu meiner größten Freude ersah, daß Sie, Ben Ellinor, in London waren. — Ich beschloß dorthin zu flüchten. — Durch meinen Gesang in den untern Wirthshäusern von Paris, erlangte ich die Mittel zur Ueberfahrt. — Bald befand ich mich am Ziele meiner heißen Wünsche. — London ist hell und strahlend beim Beginn der Nacht. — Ich hatte anfangs keine Furcht, der Gedanke an Sie, Ben Ellinor, umfaßte meine Seele und hielt meine Kräfte aufrecht. Ich ging an den luxuriösen Magazinen in der Fleet-Street entlang, ich ging ohne zu denken, und ohne zu fürchten. — So nahe dem Reichthum und der Pracht," sagte ich zu mir, „ist es unmöglich im Elende umzukommen!" Minder Unwissende, als ich, haben sich von diesem Gefühle verführen lassen. Der Unglückliche, der verschmachtet, weigert sich noch bis zu seinem Ende, daran zu glauben, daß ein solcher Tod möglich sei. — Und wie viele Menschen sterben auf diese Weise. Immer hofft man — da kommt der Tod; man haucht den letzten Seufzer zwei Schritte von einem Tische aus, von dem die Brodsamen schon allein genügend wären, das Leben des Verhungernden zu verlängern; aber man giebt sie eher den Hunden, — der arme Mensch ist unnütz in der Welt. — Meine wenigen Mittel waren durch die Ueberfahrt gänzlich erschöpft. — Ich glaubte Sie in London sehr bald zu finden, aber ich kannte diese Riesenstadt nicht. — Immer weiter ging ich, ohne zu wissen wohin. — Es wurde spät. — Ich sah die Magazine sich eines nach dem andern schließen. — An der Ecke von Cornhill, redete mich ein Mann an. Er sagte mir, daß ich sehr schön sei, und fragte mich, ob ich ihm in sein Haus folgen wollte. — Ich nahm es ohne Zaudern an, und gab mir nicht die Mühe, meine Freude zu verhehlen. Aber unterwegs sprach er in einer Weise zu mir, die mich zwang, ihn zu verlassen. Ich hatte ein Gefühl in mir, das meiner Unwissenheit zu Hülfe kam. — Mitternacht kam. — Die Vorübergehenden wurden seltener. — Die Läden waren geschlossen. — Nagenden Hunger, große Mattigkeit verspürte ich nach und nach in meinem Körper. Ich legte mich auf die Stufen der St. Paul's Kirche und schlief sogleich ein. — Vor Tagesanbruch wachte ich erstarrt, und fast

unfähig mich zu bewegen, auf. Ein Wächter kam vorüber, ich rief ihn, sagte ihm: daß ich Hunger habe. —

„So, so,“ sagte dieser Mann zu mir, indem er mich nach einer Gaslaterne hinzog, „und doch bist Du schön? — Wie zum Teufel kannst Du Hunger haben? —“

„Ich schwankte, mein Kopf fiel von einer Schulter zur andern.“

„Aber was thut's,“ fuhr der Wächter gutmüthig fort, „Du bist vielleicht ein ehrbares Mädchen, obwohl solcher Mädchen in London nicht Viele sind. — Ich will Dich nach einem Asylhause führen.“

„Er nahm mich unter den Arm, und mich nach Kräften unterstützend, brachte er mich nach dem Armenhause der City, wo man mich ohne Schwierigkeit aufnahm. Augenblicklich wurde mir Beistand geleistet, aber nach vierundzwanzig Stunden hieß man mich gehen, denn dies ist die Frist, welche die öffentliche Barmherzigkeit den Unglücklichen gibt, welche zu sterben im Begriff sind. — Ich begab mich auf die Polizei-Präfektur und erfuhr, daß Sie in Clifford-Street wohnten, das war Alles. Ich fragte von Haus zu Haus nach Ihnen, aber Niemand kannte Sie dort.“

„Es ist wahr,“ sagte Ben Ellinor, düster vor sich hinblickend, „ich verbarg mich, weil meine Gläubiger mich in's Schuldgefängniß setzen wollten. — Die geheimnißvolle Hand, welche meine Börse füllte, hatte sich noch nicht zwischen mich und meine Gläubiger gelegt.“

Der Banquier Hally Robinson lachte in dem dunklen Kabinet vor sich hin und sagte zu John Bourquet:

„Haben Sie von jenem dreisten Burschen gehört, welcher mit dem Teufel einen Packt schloß? — Die geheimnißvolle Hand, von der jener verliebte Thor spricht, ist etwas Aehnliches wie der Teufel! — Und Sie wissen, Bourquet, daß der Teufel immer früher oder später seinen Kindern den Hals umdreht.“

„Damals war es, Ben Ellinor,“ begann Spinosa wieder, „als der Gedanke an einen freiwilligen Tod zum ersten Male mir in den Sinn kam. Ich wollte die Anerbietungen, welche auf das Elend eines Weibes spekuliren, nicht annehmen. — Ich empfand jetzt, was man leidet, bevor man vor Hunger stirbt, und die Furcht trieb mich zum Selbstmorde. — Ich ging der Themse zu. Aber an jenem Abende erfuhr ich eine seltsame Augentäuschung, welche mich vom Tode rettete. — Während ich meine Seele dem Ewigen empfahl, und eben ausholte zum Sprunge in die Tiefe, ergriff ein Mann meinen Arm und

zog mich einige Schritte zurück, in diesem Augenblick zuckte der Strahl einer Gaslaterne flüchtig über sein Gesicht hin, und ich glaubte deutlich das höhnisch lächelnde Antlitz meines Vaters zu sehen."

Ben Ellinor machte eine Geberde der Ueberraschung.

„Das ist in der That seltsam," flüsterte er, „dahinter steckt ein rätselhaftes Geheimniß, das ich zu ergründen bestrebt sein werde."

Hally Robinson zuckte verächtlich in seinem dunklen Verstecke die Achsel, und murmelte einige unverständliche Worte. —

Spinosa erzählte, ihre Geschichte fortsetzend, ihre Ankunft im Hause des Banquiers, die Einrichtung ihrer jetzigen Wohnung, der Luxus, mit dem sie später umgeben wurde. — Ihre Einführung, als Sennora Pepa Varlenta, in die große Welt. — Sie sprach von der im Theater von Covent-Garden gespielten Ringscene, und erwähnte selbst das bedeutungsvolle Erkennungswort: „mors tyrannis."

„Sie wissen jetzt Alles, Ben Ellinor," sagte sie sanft, „ich habe Ihnen nichts verborgen, meine Seele liegt klar vor Ihnen, und jetzt ist es an Ihnen, zu sagen, ob ich noch würdig bin, Sie zu lieben."

„Spinosa," erwiderte der junge Mann mit Zärtlichkeit und Bewunderung, „den Mann, den Sie lieben, ist Ihr Schuldner. Sie haben unendlich gelitten und geduldet, aber das reine Gold Ihres Herzens hat nicht gelitten unter so unreinen Berührungen. — Ja, Spinosa, Gott hat Ihnen eine Seele gegeben, die eben so schön ist, als Ihr himmlisches Gesicht. — Wollen Sie meinen einfachen Namen tragen?"

„Ob ich will!" stammelte das junge Mädchen erröthend und lehnte sich entzückt an ihn. Sie fand keine Worte, um die Größe ihres Glückes auszudrücken.

„Kommen Sie, Spinosa," rief Ben Ellinor entschlossen, „bleiben Sie nicht einen Augenblick länger unter diesem unreinen Dache. — Die Frau Gräfin von Castiglione ist Ihre Freundin geworden. Sie ist mächtig und wird Ihnen in ihrem Hause eine Zufluchtsstätte gewähren, bis zu dem Tage, welcher mir das Recht geben wird, Sie selbst zu beschützen. — Kommen Sie, Spinosa!"

„Ich bin gern bereit, Ihnen zu folgen, Ben Ellinor!" sagte die schöne Tänzerin, indem sie sich, vor Freude außer sich, von ihrem Sessel erhob.

Sie gingen der Thür zu. — Aber in dem Augenblicke, wo Ben Ellinor die Hand auf die Klinke des Schlosses legte, öffnete sich plötzlich

die Thür, und Hally Robinson erschien mit John Bourquet auf der Schwelle.

„Sie sind allein in dieses Haus gekommen, Sir," sagte der Banquier kalt. „Sie werden es auch eben so verlassen!"

Das arme Mädchen hing sich erschreckt an Ben Ellinor's Arm. — Dieser machte sich sanft los. — Einen Augenblick schien ihm der Gedanke an einen Widerstand durch den Sinn zu gehen. Sein dunkles Auge schleuderte drohende Blitze. Aber er besann sich und antwortete, indem er seine Stimme mäßigte:

„Es sei, Sir — ich werde allein gehen! — Auf Wiedersehen, Spinosa!" flüsterte er dem ängstlich ihn anblickenden Mädchen zu. „Sie werden nicht lange auf mich zu warten haben. — Ich schwöre es Ihnen!"

Er ging schnell zwischen Robinson und Bourquet hindurch, stieg hastig die Treppe hinab und stürzte hinaus. — Eine Stunde später, klopfte ein Polizeibeamter im Namen der Königin und des Gesetzes an die Thür des Hauses Lample-Street No. 9 und forderte mit seinen Begleitern Einlaß.

„Gott segne Ihre allergnädigste Majestät!" antwortete eine spöttische Stimme durch eines der Fenster der ersten Etage.

Das Fenster wurde wieder schnell geschlossen, und nach einer Minute öffnete sich die Hausthür. — Man drang mit aller Vorsicht ein. Niemand zeigte sich, um der polizeilichen Recherche Widerstand zu leisten. Vom Keller bis zum Giebel visirte man das Gebäude. Die Schränke standen auf und in Unordnung, wie nach einer hastigen Abreise, nirgends zeigte sich ein menschliches Wesen. Das Haus war verlassen — es stand leer.

Ende des dritten Theiles.

Der Verbannte.

Es neigt die Sonne sich dem Untergang entgegen
Und matter schon erglänzt ihr rother Strahl,
Der Abend naht, und dunkle Schattenwolken legen
Sich kühlend rings auf Berge, Flur und Thal.
Die Erde, die ermattet von des Tages Gluthen
Nach Kühlung lechzt, sieht froh der Sonne Lauf,
Sie sinkt, jetzt taucht sie unter in des Meeres Fluthen,
Es athmet tief die ganze Schöpfung auf!

Ein Auge nur folgt stumm und traurig ihrem Scheiden,
Ihm leuchtet wohl der Sonne holdes Licht.
Zum letzten Mal, umspielt sein bleiches, früh von Leiden,
Von Gram und Schmerz entstelltes Angesicht.
Das Herz, dem jede Hoffnung, jeder Traum entschwunden
Und dem hinieden Dornen nur geblüht,
Hat bald nun ausgeblutet, bald nun überwunden
Im Tod, vor dem das Leben rasch entflieht.

Auf schwerem Krankenlager ruhet da verlassen,
Von keiner Hoffnung, keinem Trost erquickt,
Der arme Dulder, dem der Tod schon seine blassen,
Entfärbten Siegel auf die Stirne drückt,
Vom Vaterlande fern und fern dem heim'schen Heerde,
Von dem er grausam, mitleidlos gebannt,
So schmachtet, stirbt der Flüchtling bald auf fremder Erde,
Verlassen, einsam, arm und unbekannt.

So war mein Streben, all' mein Kämpfen denn vergebens!
So seufzt er leis' mit namenlosem Schmerz,
Und was mir bleibt' von all' den Gütern dieses Lebens
Ist, ach, ein Grab und ein gebrochnes Herz! —
Und doch wie warm schlug einst dies Herz der Welt entgegen,
Wie schlug es kühn in jener frohen Brust,
Die hohe, heilige Entwürfe nur zu hegen,
Nur edlen reinen Strebens sich bewußt.

Um mein bedrängtes Volk der Knechtschaft zu entreißen,
Dem Joch des Sklaventhumes zu entzieh'n
Eilt' aus des Wissens, aus der Jugend frohen Kreisen
Ich todeskühn zur blut'gen Wahlstatt hin.

Ja, allem Großen, allem Schönen freudig sterben,
Dem frühe ich mein Leben schon geweiht,
So wollt' ich um des Daseins höchste Kronen werben,
Die Götterhuld dem Erdensohn verleiht.

Doch ach, der schöne Traum entfloh auf leichtem Flügel
Und finster naht des düstern Schicksals Macht,
Der Edlen Wahlstatt thürmet sich zum Leichenhügel,
Umweht von kalter grauser Todesnacht.
Und da, wo Tausende für Freiheit kühn gerungen,
Zu früh beschlossen ihren Heldenlauf,
Da pflanzen Schergen, von Despoten feil gedungen,
Mit lautem Hohn, der Knechtschaft Zeichen auf.

Und die dem Racheschwert der Dränger nicht erlagen,
Die büßten in des Kerkers banger Qual,
In der Verbannung trüben nebelvollen Tagen,
Für ihres Busens höchstes Ideal.
Auch mich, der blutend von der Wahlstatt kehrte wieder
Der traurig, krank, ermattet, hoffnungslos,
An schweren, unheilbaren Wunden lag darnieder,
Auch mich traf der Verbannung herbes Loos.

Und an dem Gott in meiner eigenen Brust verzagend,
Getäuscht in meines Traumes schönstem Wahn,
Sucht ich, den Keim des Todes schon im Herzen tragend,
Fern ein Asyl weit über'm Ocean.
Und sterben muß ich hier, allein mit meinen Leiden,
Allein, verlassen in dem fremden Land,
Und ach, kein Freund, kein Segenswunsch wird mich geleiten,
Zum frühen Grab, am fernen Meeresstrand.

Er schweigt, — ermattet, sterbend sinkt sein Haupt jetzt nieder,
Des Todes kalter Hauch umweht sein Angesicht,
Sein Aug', das nie des Tages holden Schimmer wieder
Begrüßt, senkt langsam, traurig sich, und bricht.
Der Abendröthe Purpurlicht beginnt zu bleichen,
Erlischt, entschwindet nun in raschem Lauf,
Und wie des Tages letzte Rosengluthen weichen,
Schwebt licht sein Geist zu jenen Sphären auf. —

Druck von C. F. Weiss in Berlin.

Amerika's Kinder der Hölle

und

die finsteren Geister Europa's

oder

Kampf um Menschenrechte.

Illustrirter historischer Roman der Neuzeit

von

Retcliffe III.

Vierter Theil.

Berlin.
Verlag von Friedrich Scherl.

Inhalts-Verzeichniß.

Vierter Theil.

Vierter Theil.

I.
Das Maaß ist voll.

In der ersten Hälfte des Monats Februar 1865 berief Abraham Lincoln, der Vater seines Volkes, einen großen Kriegsrath nach Grant's Hauptquartier. Außer der Stimme des Oberbefehlshabers waren ausschlaggebend vornehmlich die Rathschläge der Generale Sherman und Sheridan. Schließlich wurde ein Plan festgestellt, dahin gehend, die feindliche Hauptarmee unter General Lee, welche Richmond deckte, gänzlich mit eisernen Banden zu umklammern und die Kreise, welche ihr zur Entwickelung ihrer letzten Kräfte noch verblieben waren, immer enger zu ziehen. Die gewaltigen Operationen der Armeen begannen. — Petersburg, die gigantische Festung, um deren Erhaltung und Besitz so lange und so verzweifelt gekämpft worden war, mußte von den Truppen Lee's geräumt werden, und mit ihm fiel Richmond, die Seele der Rebellion. Zu spät sah der Oberbefehlshaber, General Lee, es ein, daß er längst Petersburg hätte räumen müssen. Nun war es zu spät; als er einen neuen Stützpunkt suchen wollte, da nahte auch schon die Vernichtung.

Lange Zeit war seit jener Nacht, in welcher sich die beiden Stiefbrüder Conrad Heiduck und Oldar Valori auf eine so entsetzliche Weise wiedergesehen hatten, verflossen.*) Inhaltsschwer an Ereignissen, welche die Geschichte Amerika's mit blutigem Griffel in die Anna-

*) Seite 844.

len gegraben, war die Zeit der fürchterlichen Kämpfe sowohl für den Norden, wie auch für den Süden gewesen. Das Sternenbanner der Union wehte siegreich von den Thürmen Richmond's.

Vom Appomatox bis weit über die Weldonbahn hinaus, hatte der Geschützkampf mit furchtbarer Heftigkeit gewüthet. Vorwärts ging es mit Sturmkolonnen gegen die hohen Wälle von Petersburg, die sich nur mit unsicheren Linien vom grauen Horizont abgrenzten. Die Katastrophe hatte nicht nur das Schlachtfeld mit Todten besäet, sondern auch die Kasematten der Festung mit Gefangenen überfüllt. General Ulysses Grant war nach dem Rückzuge Lee's siegreich in Richmond eingezogen.

In einem der Gemächer, welche die Wohnung des Kommandanten von Petersburg bildeten, ging mit langsamen Schritten ein ernster Mann, in der kleidsamen Uniform eines Generals der Unions-Armee, auf und nieder. Von Zeit zu Zeit blieb er tiefsinnig und augenscheinlich in trauriger Stimmung, vor einem mit Schriften bedeckten Tische stehen und blätterte in den darauf liegenden Heften. Es waren die Namenlisten der Gefangenen, welche sich bisher in den Händen der Conföderirten befunden und deren Reihen durch grenzenlose Martern entsetzlich gelichtet waren. Sie wurden durch die Einnahme Richmond's und der Festung Petersburg aus ihrer langen Haft befreit. Welche Grausamkeiten gegen die Unglücklichen von Seiten ihres entmenschten Peinigers verübt worden sind, liefert uns der Prozeß Heinrich Wirtz's. Dieser „weiße Teufel," wie ihn die Neger nannten, dieser Henker des Gefangenlagers, empfing am zehnten November 1865 durch die Hand des Nachrichters, den tausendfach verdienten Tod. Die Laufbahn dieses Barbaren ist uns bekannt. Von Rom aus ging er nach Amerika, wo er in einer Wasserheilanstalt von Massachusetts ein Unterkommen als Badediener fand. Mit Hülfe der dort erlernten Kunstgriffe und ausgestattet mit einer grenzenlosen Unverschämtheit, ließ er sich, wie sein würdiger Freund und Gesinnungsgenosse Blackburn, in Lousiana als Arzt nieder, verheirathete sich und trat später in die Armee der Südstaaten, in welcher er nach kurzer Zeit Hauptmann und Inspector der Gefängnisse von Richmond wurde. Im Frühjahr 1864 wurde Wirtz aus besonderer Rücksicht auf seine Brutalität und Grausamkeit gegen die armen Gefangenen der Unionsarmee, zum Kommandanten des Gefangenlagers in Andersonville ernannt. Die Enthüllungen, welche über das unmenschliche

Verfahren dieses Henkers gegen die seiner alleinigen Willkür unterworfenen Gefangenen an das Tageslicht kamen, sind über alle Maßen grauenhaft, und man fragt sich vergeblich: ob es denn möglich ist, daß in unserm aufgeklärten Jahrhundert ein menschliches Wesen in die Barbarei des Mittelalters verfallen konnte.

Die Berichte der gefangenen Offiziere des Südens, welche die eiserne Dienstpflicht zu Werkzeugen der Grausamkeit dieses Vandalen machte — und vor allen Dingen die 15,000 Körper, welche zu Andersonville eingescharrt liegen, lassen keinen Zweifel an der Wahrheit nachfolgender Scenen übrig. Es ist eine mit unvertilgbarer Schrift in den Annalen des amerikanischen Bürgerkrieges eingetragene Thatsache, daß durch die Brutalität des weißen Henkers, mit Vorwissen, wenn nicht im Auftrage des ebenbürtigen Präsidenten Jefferson Davis, mehr als 25,000 kriegsgefangene Bundessoldaten durch Hunger und Durst, brennende Sonnenstrahlen, Nässe, Kälte, Unrath und körperliche Mißhandlungen der grausamsten Art, erbarmungslos hingeopfert worden sind.

Eine 4—500 Schritt lange und kaum so breite Waldfläche, rings von einem starken Bretterzaune umschlossen und in der Mitte von einem seichten und trägen Bache durchströmt, dessen Ufer sich in einem stinkenden Sumpfe verloren, war das offene Grab der armen Gefangenen. Etwa zehn Fuß von diesem Zaune war ein dichter Verhau von Sträuchern gezogen, — die Todtengrenze genannt — welche Niemand bei Gefahr seines Lebens berühren, noch weniger aber überschreiten durfte, denn die zahlreichen Wachen, welche von 20 zu 20 Schritten aufgestellt waren, hatten geschärften Befehl, Jeden niederzustrecken, welcher der Todtengrenze zu nahe kam. — Aber auch jeder Fluchtversuch der Gefangenen wurde mit dem Tode geahndet. Die Schildwachen überschritten nun noch meist diesen grausamen Befehl, denn Wirz hatte jedem Posten drei Dollar für den Tod eines „verfluchten Yankee's — wie er die Gefangenen nannte, zugesichert.

Ein deutscher Ansiedler, welcher als Offizier in das Unionsheer eingetreten und in die Gefangenschaft gerathen war, streckte, um seinen nagenden Hunger zu stillen, die Hand nach einem verschimmelten Stück Brod unter dem Zaune durch, das ein Mitleidiger über die Todtengrenze geworfen hatte. Der Tod sühnte sein Vergehen, denn im nächsten Augenblicke zerschmetterte eine Kugel seinen Schädel.

Als der Raum dieses elenden Aufenthaltes immer mehr ange-

füllt und die fürchterlichen Qualen der Gefangenen immer unerträglicher wurden, machten Viele von den Anordnungen des vandalischen Kommandanten Gebrauch, um ihr ensetzliches Loos zu beenden. — Sie streckten die abgemagerten Hände über den Zaun — und ihre Leiden waren vorüber, denn die auf Anhöhen aufgestellten Schildwachen fehlten nie ihr Ziel.

Im Monat August 1865 stieg die Anzahl der, in dem engen Raume untergebrachten Gefangenen, auf circa 35,000 Mann, die stets unter dem freien Himmel campiren mußten, da jedes schützende Obdach fehlte. — Wie Ameisen zusammengedrängt, allen Unbilden der Witterung und den gräßlichen Einflüssen einer durch massenhafte Excremente völlig verpesteten Atmosphäre ausgesetzt, hierzu noch die Schrecknisse des nagenden Hungers — glich dieser Raum einem lebendigen Kirchhofe. — Die Rationen, welche den Gefangenen gereicht wurden, bestanden aus madigem und ranzigem Fleisch und Brod. Die Quantität war nicht für sechsjährige Knaben, geschweige denn für Männer genügend.

Zu den grausigen Bildern des Hungers, der Viele zur Raserei, zum Blödsinn, zum Selbstmorde, oder zum Verbrechen an den eigenen Leidensgefährten trieb, gesellten sich noch die Furien der ansteckendsten Krankheiten, welche die ungesunden Nahrungsmittel, die verpestete Luft, das Liegen auf bloßer Erde und der grenzenlose Unrath erzeugten. Dysenterie, Scorbut und die schreckliche Gangräne lichteten die Reihen der lebendig Begrabenen. Zu Skeletten abgemagert, fielen den Unglücklichen die Zähne aus, die Extremitäten faulten ab, es bildeten sich am ganzen Körper jauchige Eitergeschwüre, in welchen die Maden zolldick hausten. — Viele dieser Verlassenen lagen stöhnend auf dem feuchten Boden und wurden im buchstäblichen Sinne des Wortes vom Ungeziefer aufgefressen. — Den Zustand, in welchem sich bei ihrer Erlösung durch die Unionstruppen Diejenigen befanden, deren Körper die monatlangen Qualen überstanden hatten, vermag keine Feder zu beschreiben, denn zu schwärzlichem Leder zusammengeschrumpft war die Haut und mit Geschwüren bedeckt, der abgemagerte Körper dieser Unglücklichen, welche nur noch dem Namen nach einem Menschen ähnlich sahen.

Eine armselige Genugthuung hat die beleidigte Menschheit durch den Tod dieses Teufels in Menschengestalt erhalten. Seine letzten Stunden waren nicht die eines reuevollen Sünders; mit frecher, gleich=

gültiger Miene bestieg der Vandale das Schaffot, und tausende von Stimmen erfüllten die Luft mit Jubelgeschrei, als sie den Verbrecher in den Händen des Henkers sahen. — Die Erde ist befreit von einem Ungeheuer, welches in den Annalen Amerika's ewig leben wird, und dessen Namen, in Verbindung mit Wilkes Booth, Blackburn und Oldar, dem Mulatten, verdammt sind, im Himmel und auf Erden.

General Weitzel, der Kommandant von Petersburg, saß noch vor seinem Arbeitstische und las mit thränenfeuchten Augen das Schauergemälde, welches wir zwar in grausigen, aber doch wahrheitsgemäßen Zügen vor dem Blicke des Lesers entrollt haben, als plötzlich unangemeldet ein Ordonnanzoffizier in das Gemach trat, welcher einen Brief in seiner rechten Hand trug. Nachdem er salutirt, blieb er an der Thür stehen.

„Was bringen Sie, Lieutenant Graf?" fragte General Weitzel mit einem freundlichen Blick auf die schlanke Gestalt des jungen Offiziers.

„Herr General!" antwortete Napoleon Bonaparte, genannt August Graf, mit wohltönender Stimme, „ich melde pflichtschuldigst, daß mir bei der heutigen Revision der Kasematten von dem gefangenen Spion in Nr. 13, welcher sich anfangs für einen unionistischen Offizier ausgab, dieser Brief übergeben worden ist, mit der ausdrücklichen Bedingung, denselben Ihnen, Herr General, persönlich einzuhändigen."

General Weitzel nahm das Schreiben und trat zur Seite um es zu lesen. Das Blatt enthielt einige mit Bleistift geschriebene Worte. Sie lauteten:

„Herr General!"

„Gegen Zusicherung von Straflosigkeit bin ich im Stande, einige „wichtige Mittheilungen zu machen." James Blount.

Der Kommandant wandte sich wieder an den Offizier und sagte in ernstem Tone:

„Beordern Sie einen Auditeur, und lassen Sie den Gefangenen hierher schaffen."

Nachdem August Graf militairisch salutirt hatte, beeilte er sich, den erhaltenen Befehl zu vollziehen. Etwa eine halbe Stunde darauf trat der Divisions-Auditeur ein, und bald nach ihm der Gefangene aus Nr. 13, in welchem wir den Oberlieutenant James Blount von der Conföderirten-Armee erkennen, dessen Bekanntschaft wir in der

Taverne zu Brownsville gemacht haben.*) — Er hatte, wie wir wissen, damals den Befehl erhalten, den Rückzug Oldar's, des Mulatten, bei dem gefährlichen Unternehmen bei Madison mit seiner Abtheilung zu decken.

Zwei Stunden, nachdem James Blount bei dem General eingetreten war, marschirte über den Washington-Platz ein kleines Infanterie-Detachement, geführt von August Graf, welches ein Haus besetzte, in welchem Oldar sich aufhalten sollte. — Dieser gefährliche Verbrecher hatte es übernommen, vergiftete Kleider, welche von Blackburn mit dem tödtlichem Stoffe des gelben Fiebers infizirt worden waren, in die Lazarethe, Kasernen und Lager der um Richmond und Petersburg concentrirten Unions-Armee zu schmuggeln.

Abraham Lincoln erschien am 4. April 1865, vor den Thoren Richmond's, umgeben von einer dichtgedrängten Menschenmenge. Gehoben von dem wogenden Strom des Volkes bis zum Kapitol hin, zog er in die Stadt ein. Er betrat den Balkon des Regierungsgebäudes und schaute wehmüthigen Blickes auf die unübersehbare Masse von Männern, Weibern, Kindern, Schwarzen und Weißen, welche unter lautem Jauchzen und Zurufen tanzten, sprangen, ihre Mützen schwenkten und mit ihren Tüchern Freudenzeichen gaben. Dann nach wiederholtem freundlichen Gruße begab er sich in das leerstehende Haus des Rebellen-Präsidenten Jefferson Davis. Hier empfing er unter dem endlosen Jubel der auf den Straßen wogenden Bevölkerung, die ihr ununterbrochenes „Heil Lincoln, Heil!" empor rief, die Behörden der Stadt, sowie die vornehmsten Bürger Richmond's, und nahm die Einladung zu einem Ballfeste mit gewinnender Leutseligkeit an, das ihm zu Ehren am Abend im Regierungspalaste stattfinden sollte. Am nächsten Tage beabsichtigte Abraham Lincoln nach Washington zurückzukehren. Wir folgen einer langen Reihe von Wagen, die am Abend, des mit großer Pracht gefeierten Ballfestes, ihren Weg nach dem Regierungsgebäude nehmen, über dessen mächtigem Portal riesige Transparente erglänzten.

Strahlend, blitzend, von Wohlgerüchen durchduftet, plaudernd und lachend, wogte eine bunte Menge in den geräumigen, festlichgeschmückten Sälen auf und nieder. Man hätte glauben sollen, daß hier nur eine Devise — „die Freude" herrsche, und doch lauerte unter der Maske des Frohsinns schon der scheußliche Meuchelmord.

---

* Seite 833.

Die Musik hatte so eben begonnen. — Weich klangen die Töne der Melodie, weich und melancholisch, wie des Yankee's Lieder sind, — und gleich wieder zuckte des südlichen Blutes heiße Flamme rasch empor. — Seht, wie wirbeln die Paare durch den Raum des großen Hauptsaales.

Am untern Ende desselben, unfern des Orchesters, erregte eine Dame durch die Anmuth, durch die lebensvolle Innigkeit, mit der sie tanzte, das allgemeine Interesse. Das war nicht mehr Tanz — das war tiefe Empfindung, in reizenden Bewegungen ausgedrückt. — Eine hohe Gestalt, schlank und doch üppig gebaut, umwogten die weißen Falten eines Spitzenkleides. — Eine weiße Rose schimmerte auf ihren vollen Busen, eine Rose im dunklen Haar, und eine Perlenschnur, die auf dem sammtnen Inkernat des Nackens matt glänzte, war der ganze Schmuck dieser Dame; und doch war sie in ihrer edlen Einfachheit, welche die blendende Schönheit ihres jungfräulichen Antlitzes noch mehr hervorhob, reizender als Alle, die Edelsteine und Gold zu ihrer Zierde gewählt.

In ihrer Nähe stand mit verschränkten Armen, wohlgefällig sie betrachtend, ein Mann in vorgerückten Jahren, und wenn sich während einer raschen Bewegung der Dame ihre Blicke begegneten, belebte der Ausdruck der zärtlichsten Liebe die Züge des Alten.

Ein Artillerie-Offizier, der, hinter einem Pfeiler stehend, die junge Dame schon seit einigen Minuten mit dem lebhaftesten Interesse beobachtet hatte, gleichsam als glaubte er eine Bekannte in ihr zu erkennen, war, als er der Richtung ihres lebhaften Blickes folgte, des alten Herrn ansichtig geworden.

Ein freudiges Erstaunen röthete das Antlitz des jungen, kräftig-gebauten Offiziers. Jetzt schien er nicht mehr zweifelhaft in seinem Erkennen, und hastig auf den Alten zuschreitend, näherte er sich ihm in dem Augenblicke, als eine Tanzfigur die Dame im weißen Kleide ganz in die Nähe des alten Herrn brachte. — Sie bemerkte den Offizier, und blitzschnell schoß es ihr siedendheiß in die Wangen. — Es kam vom Herzen! — Was war doch das? — Nur einen Blick noch! — Ja, er ist es. — Sie konnte ihn nicht verkennen.

Der Tanz führte sie aber wieder hinweg. — O, wäre er doch erst zu Ende! — Da schweigen plötzlich die Instrumente, und mit beflügeltem Schritte eilte die junge Dame, der ihr galanter Tänzer kaum zu folgen im Stande war, auf den alten Herrn zu, an dessen

Seite so eben der Offizier stehen geblieben. Verwundert sah sich jener um, und einen Augenblick fesselte ihn sprachloses Staunen. — Der Offizier verbeugte sich gegen die Dame und küßte die feingeformte Hand, dann des Alten Rechte ergreifend, sagte er mit freudiger Stimme:

„Meinen herzlichen Gruß, Herr Dufrois! — Das ist ja ein glückliches Zusammentreffen! — Wie kommen Sie nach Richmond!"

„Conrad! — Conrad Heiduck! — Ja, sind Sie es denn wirklich? — Ich traue meinen alten Augen kaum! — Victorine, so sage doch, ist's denn wirklich unser Conrad, der vor uns steht?"

„Ja, lieber Vater, er ist's — es ist Conrad Heiduck!" erwiderte freudig Victorine, die Dame im weißen Spitzenkleide.

„Sie mögen wohl erstaunt sein, mich als Offizier zu sehen," nahm derselbe das Wort. „Sie sollen Alles erfahren. Bin ich doch eben so verwundert, Sie hier zu finden, da ich Sie ruhig in Brashear vermuthete!"

„Ja, ja, das werden wir uns Alles erzählen. Aber hier im Tanzsaale ist nicht der geeignete Ort," versetzte Jerôme Dufrois heiter gestimmt. „Kommt Kinder! — Dort hinten im Nebensaal hat man eine Art Palmenhaus errichtet, mit stillen, traulichen Plätzchen, dort wollen wir Platz nehmen und plaudern. — Ach, wenn ich unseres letzten Zusammenseins in New Orleans gedenke . . ." Bei diesen Worten fuhr der alte Dufrois mit der Hand über die Stirn, als wollte er die düstern Wolken verscheuchen, welche die Erinnerung an die Vergangenheit zusammentrieb.

Victorine, welche am Arme ihres Vaters hing, bemerkte, wie diese Gedanken ihn verstimmten, und sanft seinen Arm drückend, sagte sie mit weicher Stimme:

„Ach, laß die Erinnerung uns nicht die Freude des heutigen Abends verderben, lieber Vater!"

„Ja, vergessen wir die Vergangenheit!" rief Conrad lächelnd, „eine helle, freundliche Gegenwart hat sich vor unsern Blicken aufgerollt, die wollen wir im Auge behalten."

Victorine beugte sich am Arme ihres Vaters etwas vor und schalkhaft mit dem Finger drohend, sagte sie freundlich:

„Sie müssen uns aber auch Alle Ihre Erlebnisse erzählen, Conr . . ." doch den Fehler des unfreiwilligen Geständnisses, daß er in ihrem Herzen schon mit so vertrautem Namen wohne, verbessernd,

fügte sie erröthend schnell hinzu: „Ja, ja, mein Herr Offizier, Sie dürfen uns nichts verschweigen!"

Aromatischer Duft erfüllte den Raum des mit tropischen Gewächsen feenhaft geschmückten Saales, angenehme Kühle strömte ihnen entgegen, als sie die Schwelle überschritten. — An einem zierlichen Tische mit Marmorplatte nahm der alte Dufrois mit Victorinen und Conrad Platz.

Die glänzenden, hell- und dunkelgrünen Blätter der Bäume und Blumengewächse wölbten sich zu einem prachtvollen Dache über den Häuptern dieser drei Personen, in deren Gemüthern der grelle Kontrast ihrer letzten und gegenwärtigen Zusammenkunft sicher einen tiefen Eindruck hervorbringen mußte. . . . .

. . . .

Das Gestirn des Tages war im fernen Westen hinabgesunken, Dunkel lagerte sich über die Erde, und schwarze Wolkenberge, die am nördlichen Horizonte emporstiegen, ließen eine schlimme Nacht befürchten. Bald hatten sich die düstern Massen ausgebreitet, und heulend tobte der losgelassene Sturm über die Flächen hin, schweren Regen vor sich hertreibend. — Es war eine Nacht hereingebrochen, in der Jeder sich glücklich pries, den ein Obdach vor diesem Unwetter beschützte.

Die überall geschlagene, von Richmond und Petersburg verdrängte Armee des Südens, befand sich auf der Flucht. Die Rückzugslinie des Feindes ist mit allem möglichen Material bedeckt, Geschütze, Pulver- und Lagerwagen versperren die Straße. General Lee flüchtet immer weiter, da erscheint ihm in Rücken und Flanke die Armee vom James-Fluß, die ihm den letzten Rückzugsweg abschneidet. Nur die Nacht mit ihrem Unwetter rettet ihn für heute vor weiterer Verfolgung. Er hofft noch immer, Lynchburg zu erreichen. — Vorwärts dringen die aufgelösten Glieder, aber der Feind folgt ihnen wie eine hungrige Meute.

Der Morgen bricht an. Lee ordnet seine Schaaren zum letztem Kampfe. — Noch einmal erschallt der Kriegsruf des Südens, blind stürmen die bewährten Veteranen vor, sie wähnen nur Kavallerie vor sich zu haben, jedoch das ganze zweite Corps steht ihnen gegenüber, und ein furchtbares Feuer schmettert ihre vordersten Reihen nieder. — Der trotzige Rebell erstarrt vor Schrecken und fühlt die Schlinge an seinem Halse. — Von der Danvillebahn verdrängt, abgeschnitten

von der Armee Johnston's und von Grant, Hancock, Stoneman, bedroht und rettungslos dem Untergange geweiht, — an der Spitze einer durch Entbehrungen, Strapazen und Verluste aller Art geschwächten und bereits demoralisirten Armee, bleibt dem Rebellen-General nichts Anderes übrig, als entweder einen Verzweiflungskampf zu wagen, der mit vollständiger Vernichtung enden mußte, oder — die Kapitulation. — Diese erfolgte denn auch am andern Tage. — Der furchtbare Kampf, welcher vier Jahre lang gewüthet, war durch das Strecken der Waffen aller Rebellenhaufen zu Ende. Große Opfer an Menschen, Material und zu Grunde gerichtetem Eigenthum hat der unnatürliche Kampf verschlungen.

In der Gegend von Lynchburg liegt das zur Vertheidigung der Bai befestigte Monroe. Auf der Straße dorthin ging in jener unfreundlichen Nacht raschen Schrittes ein einzelner Mann. — Der Sturmwind hatte ihm die Mütze entrissen und peitschte ihm sein langes Haar, das von Regen triefte, fortwährend in's Antlitz. Von Zeit zu Zeit strich er es wieder zurück, beugte sich vorwärts, und, die Kraft der anstürmenden Windsbraut besiegend, schritt er muthig voran.

Einen in der Ferne zitternden Lichtschein konnte man für den Zielpunkt des eiligen Wanderers halten, indem er in Zwischenräumen stehen blieb und dann die Richtung verfolgte.

Nach einer Viertelstunde, in welcher der Mann unermüdlich gegen das feindliche Element gekämpft, hatte er sein Ziel erreicht. — Es war ein einzelnes Gehöft, ein Wirthshaus, wie man sie in Virginien findet, und welche den arabischen Oasen in der Wüste nicht unähnlich sind.

Ein paar Hunde fuhren mit wüthendem Bellen auf das Gitterthor los, an dem der Fremde kräftig rüttelte. Die Thür des Blockhauses öffnete sich, ein Mann mit einer Laterne schritt über den Vorhof, und sein gebieterischer Ruf, der den Sturmwind übertönte, brachte die bellenden Wächter zum Schweigen, die, als der Fremde eingetreten, ihn schnuppernd und knurrend bis zur Hausthür begleiteten.

Wir treten mit dem Unbekannten in die Stube ein, um uns darin ein wenig umzusehen.

Vom Rauch geschwärzte, rohe Balken bilden die Decke des Zimmers, welches, unverhältnißmäßig lang, nur spärlich von einer Oel=

lampe erleuchtet wird, die von einem Tragbalken herabhängt. An den Wänden laufen gezimmerte Bänke hin, vor denen, der Thür gegenüber, zwei Tische von der einfachsten Konstruktion stehen, nämlich — auf vier Pfählen ein breites Brett. In einer Ecke ist Stroh gelegt, und dunkle Gestalten, die der rothe Schein der Lampe zuckend beleuchtet, lassen die Wanderer vermuthen, die in diesem Asyl Obdach gefunden hatten. — Aus besonderer Rücksicht für den Fremden, dessen Aeußeres dem Wirthe vielleicht reichlichen Gewinn versprechen mochte, wurde die Lampe von der Kette, die sie trug, ausgehängt und vor ihm auf den Tisch gestellt.

Dieser Fremde, ein Mann von einigen dreißig Jahren, hatte ein mageres, gelbliches Gesicht, schwarze Haare und stechende, schwarze Augen, die unstät hin und her rollten und ein unangenehms Gefühl in Jedem hervorriefen, auf den sie mit unheimlichem Blicken sich hefteten. Ein schwarzer Tuchrock, bis an den Hals zugeknöpft, gab dem Mann ein militairisches Aussehen.

Er hatte sich, offenbar in übler Laune, an einem der Tische niedergelassen und die Frage des Wirthes, ob er einen kräftigen Grogk und einen tüchtigen Imbiß wünsche, mit einem barschen „Ja" beantwortend, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt, indem er die Ellenbogen auf den Tisch stützte.

Welche Bilder mochten wohl an der Seele dieses finsteren Menschen vorüberziehen? — Waren es die Erinnerungen an die Vergangenheit, oder beschäftigten ihn die bangen Zweifel, die das menschliche Herz bei dem Gedanken an unsere nächste Zukunft oft so entsetzlich quälen? — Wir strengen unsere Geisteskraft an, wir bieten das Aeußerste auf, um nur einen sichern Blick in das undurchdringliche Dunkel werfen zu können, das vor uns liegt — doch vergebens! — An einer geringfügig scheinenden Möglichkeit, deren Idee uns plötzlich durchzuckt, scheitert der ganze Plan, den wir vielleicht schon entworfen, und so peinigen wir uns selbst — während wir das Naheliegende oft ganz übersehen. — Doch solche Gedanken mochten es wohl nicht sein, die des Mannes Gehirn durchkreuzten, denn offenbar beschäftigte ihn die Vergangenheit.

Oft fuhr er plötzlich aus seinem Brüten stöhnend auf, hob zitternd die geballte Faust empor und flüsterte in unheimlichem Tone:

„Wer mag der Verräther sein?"

Dann sank er wieder in sich zusammen und vergrub das Gesicht in seinen Händen.

Schon als der Fremde auf des Wirthes Frage geantwortet hatte, war bei dem Tone dieser Stimme, eine der auf dem Stroh liegenden Personen aufmerksam geworden. — Die leidenschaftlichen Ausbrüche des Fremden, obwohl sie mit unterdrückter Stimme geschahen, ertönten dennoch in dem weiten Gemache.

Behutsam richtete sich auf dem Strohlager ein Mann empor, welcher die Hand über die Augen hielt, um den an dem Tische sitzenden Fremden schärfer beobachten zu können, und fand, als derselbe abermals die Hände einen Augenblick vom Antlitz entfernte, die Gelegenheit, sich von seiner Vermuthung zu überzeugen. Er erhob sich leise von seinem Lager, zog den Mantel, der ihm als Decke gedient, über die Schulter herauf und näherte sich geräuschlos, wie eine Schlange, dem Tische.

Mit dem letzten Schritte rasch hervortretend, erfaßte er den Fremden am Arme und ihm fest in die Augen schauend, rief er laut:

„Sehe ich recht — Oldar Valori!"

Wie von einer Viper gestochen, sprang der überraschte Mulatte empor, trat einen Schritt zurück und machte eine Bewegung, als beabsichtigte er, eine Waffe aus seiner Kleidung hervorzuziehen.

„Beruhigen Sie sich, mein Freund," sagte der Mann im Mantel, „erkennen Sie mich denn nicht? — War ja doch auch bei der Blutarbeit bei Madison. — Ich bewunderte, mit welcher Geschicklichkeit Sie das schauerliche Nachtgemälde auf der Eisenbahnbrücke nach Memphis in Scene setzten. Hui — wie die Waggons mit reißender Schnelligkeit in die Tiefe fuhren."

Zögernd trat der teuflische Mulatte heran.

„Ah, Sie sind es, Oberlieutenant Blount!" sagte Oldar gleichgültig.

„Freilich bin ich es," erwiderte Blount, indem er lüstern nach dem Grogk schielte. „Sie betrachten meinen Mantel, Freund Oldar," fügte er lachend hinzu, „nun ja, es ist wohl kein Prachtstück mehr, aber ich denke, daß auch bei Ihnen die schönen Tage vorüber sind; denn unsere Sache steht ganz schlecht. Doch setzen wir uns, der Grogk macht meinen Durst rege. Ja, ja, Oldar, wer hätte an diese Wendung der Dinge gedacht. Hole der Satan diesen Lincoln! — Sie betrachten noch immer meine zerrissene Uniform, Oldar. Nun, ich

komme geraden Weges aus der Gefangenschaft und habe seit jener Nacht bei Memphis kaum zwei Mal das Zeug vom Leibe gehabt."

Bei der wiederholten Nennung des Ortes war der Mulatte sichtlich zusammengefahren, und indem er die Hand auf Blount's Arm legte, sagte er im barschen Tone:

„Nichts mehr davon, Oberlieutenant!"

„Nun, nun, hat ja hier nichts zu bedeuten!" erwiderte dieser höhnisch lächelnd. „Aber sagen Sie mir doch, Oldar," fügte Blount mit einem forschenden Blick auf das finstere Gesicht des Mulatten hinzu," wo Sie bisher gesteckt haben? — Sie scheinen mir auch nicht in Pracht und Herrlichkeit gelebt zu haben."

„Wahrlich nein!" versetzte Oldar Valori mit düsterem Blick.

Und mit leiser Stimme erzählte er den aufmerksam aufhorchenden Oberlieutenant nun seine Erlebnisse; von dem vereitelten Entführungsversuche, seiner Verhaftung und bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke, wo er auf der Flucht vor den Unionsgerichten, die ihn in Richmond unausgesetzt verfolgten, stets nur die Nächte und solche Wege benutzt habe, in deren Nähe sich keine Soldaten der Unionsarmee befanden.

Mit kurzen Worten erzählte der Oberlieutenant seine Abenteuer, und durch die Worte des Mulatten auf einen Verdacht gelenkt, theilte er ihm dasjenige mit, was ihm von der Scene in der Taverne zu Bronsville noch erinnerlich war. — Das plötzliche Erscheinen eines Artillerie-Offiziers, den Eindruck, welchen die Mittheilung, daß Oldar der Vollbringer des grausigen Eisenbahnunglückes bei Memphis gewesen sei, auf den Offizier gemacht, und daß derselbe, nachdem er ihn und den Lieutenant van der Laaken offenbar absichtlich betrunken gemacht, spurlos wieder verschwunden sei.

„Sie sehen also, Valori," sagte der Oberlieutenant am Schlusse, „daß der fremde Artillerie-Offizier, welcher vorgab, aus Vicksburg zu sein, und der in New-Orleans Sie so entschieden hinderte, Ihr Vorhaben gegen die schöne Tochter des alten Dufrois auszuführen, eine und dieselbe Person und Niemand Anderes, als Ihr eigener Stiefbruder Conrad Heiduck war, der damals als Spion nach Bronsville kam. Durch meine und van der Laaken's unvorsichtige Mittheilungen hatte er genaue Kenntnisse von unserer Lage, und von der von Ihnen bei Madison vollführten kühnen That Kenntniß erhalten. — Und was ist also natürlicher!" fügte er listig hinzu, „als daß er Sie bei seinen

Vorgesetzten als einen höchst gefährlichen Menschen bezeichnet und das Gehörte in schwarzen Bildern vorgetragen hat."

Der Oberstlieutenant hielt inne, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten, wie ein kluger Arzt, der die Resultate einer geringen Dosis abwartet, um dann weiter handeln und je nach Befinden die Dosis verstärken zu können. Doch bei dem vulkanischen Temperamente, des ohnehin gegen den Bruder mit Haß erfüllten Mulatten, genügte ein Funken, um die glühende Lohe zum Ausbruch zu bringen.

Er war aufgestanden und durchmaß mit hastigen Schritten heftig erregt das Gemach. Plötzlich blieb er vor James Blount stehen und sagte mit vor Zorn sprühenden Blicken:

„Ja, ja, Herr Oberlieutenant, Sie haben ganz Recht! — Der Bube ist es, der mich um Alles gebracht, denn der Besitz des Mädchens, war noch die einzige Ader, die mein Leben durchzitterte. — Der Nichtswürdige hat zuletzt noch den elenden Verrath begangen, der die Verfolger an meiner Ferse heftete. — Mein Leben ist jetzt nicht mehr sicher! — Aber ihm soll sein Verrath vergolten werden! — Wüßte ich nur seinen Aufenthalt," fügte er im unheimlichen Tone hinzu, „ich würde ihn mit meinen Händen langsam erwürgen! — Was kommt es mir auf ein Menschenleben mehr oder weniger an."

„Wollen Sie den Aufenthalt des Verräthers wissen?" fügte Blount lauernd hinzu. „Wollen Sie sich an den Elenden rächen, Oldar?"

„Ob ich mich rächen will, fragen Sie noch?" rief der Mulatte heftig. „O, es ist der einzige Gedanke, der meine Seele bewegt. — Und kostete es auch mein Leben, ich opfere es gern, aus der Mitte der Feinde würde ich den verhaßten Buben herausholen. — O, könnte ich doch noch meine Hand in sein Blut tauchen! — Alles, Alles habe ich verloren! — Wie ein Geächteter — wie ein Verfluchter muß ich fliehen! — Um ihm seinen Verrath vergelten zu können, will ich mein Letztes, mein Leben willig opfern!"

Bei diesen hastig gesprochenen Worten grub er voll brennendem Racheburst die Nägel in das Fleisch seiner Hände, und die glühenden Augen schien aus ihren Höhlen treten zu wollen. In seiner, alle Grenzen übersteigenden Leidenschaftlichkeit, glich er einem bösen Wesen der Unterwelt.

„Beruhigen Sie sich, Oldar Valori," sagte der Oberlieutenant mit erkünstelter Theilnahme. „Der Verräther befindet sich in Richmond. — Nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft in Peters=

burg, schlenderte ich durch die Straßen von Richmond, als mir ein Artillerie-Offizier begegnete, der mich scharf fixirte. Ich sah ihn genauer an, und erkannte Ihren Bruder, der sich in Bronsville, als Janso Peracos, Lieutenant und Adjutant des General Hill bei der Feldartillerie des fünften Corps vorstellte."

„Wie!" rief Oldar auffahrend, „der Elende ist in Richmond?"

„Ja, so gewiß ich hier bin," versetzte Blount mit dem Kopfe nickend. „Ich konnte ihn unmöglich verkennen."

„Dann wage ich es nach Richmond zu eilen, und wenn sich der Teufel mir in den Weg stellt!" sagte der Mulatte entschlossen.

„Ganz Recht so!" erwiderte der Oberlieutenant aufmunternd, indem er eine Brieftasche aus seinem Mantel zog, und ein Blatt herausriß, worauf er schnell einige Worte schrieb. „Hier Valori," fügte er drängend hinzu, „haben Sie die Adresse eines zuverlässigen Freundes in Richmond, bei dem Sie vor jeder Verfolgung sicher sind, und der Sie nach Kräften unterstützen wird, denn er haßt die Anhänger Abraham Lincoln's von ganzer Seele."

Oldar nahm hastig das Blatt Papier, bezahlte seine Zeche und sagte dann zu Blount im herzlichen Tone:

„Leben Sie wohl, Herr Oberlieutenant! — Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, es ist vielleicht der letzte Dienst, den Sie mir erweisen, denn auf jeden Fall verlasse ich die Vereinigten-Staaten und suche nach Mexico zu entkommen, wenn der Teufel mein Vorhaben gelingen, und mich mit dem Leben davon kommen läßt. Leben Sie wohl!"

Er schüttelte ihm nochmals die Hand und stürzte zur Thür hinaus. — Der listige Oberlieutenant trank behaglich den Rest des Grogs aus, und flüsterte wohlgefällig lachend vor sich hin:

„Nur zu, wahnsinniger Narr! — Du hast tausende in den Tod gejagt, laufe nun selbst in das Messer, das Du gegen den eigenen Bruder zückst. — Mich hast Du unbewußt aus der Gefangenschaft — vielleicht vom sichern Tode des Erschießens gerettet, der mir als Spion gewiß war. — Jetzt sollst Du mir weiter helfen."

Nach diesen Worten warf er seinen Mantel um die Schultern, verließ das Haus und verschwand im Dunkel der stürmischen Nacht. Er wandte seine Schritte dem Bivouakfeuer der Unions-Armee zu . .

. . . .

. . . .

„Zwei Tage nach meiner Rückkehr in die Schanzen vor Vicksburg,“ so begann Conrad Heiduck in dem künstlichen Gartensaale seine Erzählung, „erhielt ich eine andere Batterie und mit ihr den Befehl nach Croß-Roads aufzubrechen, um mit andern Truppen zu dem Corps des Generals Banks zu stoßen, welcher dem Rebellencorps des General Price am oberen Red-River gegenüber stand. Eine Flotille unter Admiral Porter begleite die Expedition den Red-River hinab, blieb aber in den Stromschnellen stecken. — General Banks wurde aber bei Croß-Roads total von den Rebellen geschlagen, er zog sich mit einem schweren Verluste von 4000 Gefangenen und 40 Kanonen nach dem Mississippi zurück. General Steel schlug sich mit gleich empfindlichen Verlusten mit der Cavallerie nach Little-Rock durch, und Admiral Porter rette die Flotille dadurch, daß er sich durch Ausführung eines kühnen Manövers, nach dem Mississippi rechtzeitig zurückzog. — Die Lage der Flotte war nämlich eine so verzweifelte, daß man sie verloren geben mußte, denn oberhalb der Fälle des Red-River in niedrigem Wasser liegend, war sie völlig wehrlos und mußte zerstört werden oder dem Feinde in die Hände fallen, wenn sie nicht mehr von der Landarmee gedeckt werden konnte. Dieser aber war dadurch, daß die Rebellen den Fluß oberhalb Alexandria blockirten, das Proviant abgeschnitten, so daß ihr Rückzug unter allen Umständen stattfinden mußte. — In dieser wahrhaft entsetzlichen Noth legte Oberst Bailey, ein Mann, welcher als Holzfäller und Flößer in den westlichen Strömen reiche Erfahrungen gesammelt, einen Plan vor, der von den meisten Oberoffizieren als total unpraktisch bespöttelt, doch dem hellen Geiste des Admirals Porter sogleich einleuchtete. — Der gigantische Plan ging nämlich dahin, eine Reihe von Dämmen zu bauen, welche das Wasser der Fälle aufhielten, dadurch den Wasserstand erhöhten, und es den Schiffen möglich machten, an einem bestimmten, dafür geeigneten Punkte über die Fälle in das tiefe Fahrwasser unterhalb derselben zu gelangen. Daß dieser riesenhafte Plan im Laufe der Zeit Erfolg versprach, unterlag keinem Zweifel. Aber was sonst Monate erforderte, mußte jetzt in wenigen Tagen, bevor die Rationen für Menschen und Thiere ganz ausgingen, bewerkstelligt werden, und hierin allein lag die ungeheure Schwierigkeit. — Unverdrossen ging jedoch Oberst Bailey an's Werk, und was er verlangte, wurde ihm willig zur Verfügung gestellt. — Die Dampfmühlen der Nachbarschaft wurden niedergerissen, um Material zu dem riesigen

Das Echo der Felsen gab den Todesschrei der Unglücklichen mehrfach wieder. Seite 1159.

Unternehmen zu liefern; 3000 Mann setzten unaufhörlich ihre Aexte in den Wäldern in Bewegung und 5000 Gefährten schafften die gewonnenen Bäume und Stämme an's Ufer. In unglaublich kurzer Zeit war der Urwald gelichtet. Ein kolossaler Baum nach dem andern fiel krachend zu Boden. Tag und Nacht wurde mit einem Eifer gearbeitet, der über jedes Lob erhaben war. Alle fühlten die ungeheure Verantwortung, die auf ihnen lastete, und Alle arbeiteten mit gleicher Anstrengung, da eines Jeden Existenz von einem raschen Erfolg abhing. Felsen wurden aus ihrem tausendjährigen Bette gehoben, auf Flachboote geschafft und mit diesen versenkt. So wuchs der Damm, vom Ufer auslaufend, von Stunde zu Stunde. Aber obgleich das staunenswürdige Werk stetig fortschritt, war es doch so ungeheuerlich und die Menge der entgegenstehenden Schwierigkeiten so einleuchtend, daß wohl Niemand — außer Oberst Bailey — an das Gelingen glaubte; aber Jeder war wenigstens entschlossen, zu thun, was nur irgend möglich war. Endlich zeigten sich aber Spuren des Gelingens. — Die Zweifler wurden plötzlich zu Gläubigen, denn schon fielen die Gewässer, schon wurden sie in ihren Bahnen gehemmt. Da mit einem Male brachte ein unverhältnißmäßiger Druck an einem Theile des Hauptdammes einen Bruch zu Wege, der Alles zu vereiteln drohte. Schnell entschlossen, giebt Admiral Porter die Ordre, wenigstens zu retten, was irgend zu retten ist. Das Admiralsschiff, der „Lexington“ soll den grausigen Versuch wagen, da, wo der Strom in wildem Strudel durch die Lücke braust, mitten durch den wirbelnden Gischt zu fahren und wo möglich die unteren Fälle zu erreichen versuchen. — Dreißigtausend Menschen sahen mit athemloser Spannung dem kühnen Unternehmen zu. Von der erfahrenen Hand Porter's geleitet, steuert das Admiralsschiff mitten in den verderbendrohenden Strudel hinein. — Es scheint darin unterzugehen, es schwankt hin und her — verschwindet endlich in der tobenden Schaummasse und liegt begraben in der Tiefe des grollenden Elementes. — Ein tausendfältiger Schrei des Entsetzens durchdringt die Luft, denn Jeder fühlte, daß die Flotte unrettbar verloren sei. — Da plötzlich taucht aus den kochenden Fluthen der gigantische Rumpf des Schiffes wieder auf und gleitet ruhig und majestätisch, die besiegten Gewässer hinab, begleitet von dem donnernden Jubelruf der staunenden Armee. Jetzt erfaßt ein verwegener Muth die kühnen Seemänner. Dem stolz dahinfliegenden „Lexington“ folgt ohne Zagen der „Neosho“ dann der „Hindmann“ und

endlich der „Osoge. — Aber mittlerweile war das Wasser so sehr, gesunken, daß von weiteren Rettungsversuchen auf dem bisherigen Wege Abstand genommen werden mußte. Doch Oberst Bailey, der ehemalige Holzfäller, verzweifelte nicht. In einem Augenblicke das Werk von sechs Tagen vernichtet zu sehen, erlahmt wohl den kühnsten Geist, aber er, der verwegene Mann ging dennoch, von den Mannschaften kräftig unterstützt, von Neuem an die Riesenarbeit. — Bis über die Schultern im Wasser stehend, mußten die unverdrossenen Arbeiter bei Tage wie bei Nacht mit dem gefährlichen Elemente um ihr Leben ringen und sich unglaublichen Anstrengungen unterziehen; aber überall wurde unter Scherzen und Lachen jede Schwierigkeit überwunden. — Bailey, der kühne Held, wollte nun sogar noch Vortheil aus dem Unfall ziehen. Die vom Strome gerissene, 55 Fuß weite Oeffnung wurde gelassen, durch eine Anzahl von Seitendämmen aber dafür Sorge getragen, daß das Wasser sich hier sammelte und eine Tiefe gewann, welcher der ganzen Flotte den Uebergang über die Felsen ermöglichte. Zunächst mußte man aber Kenntniß von den Untiefen haben. — Rüstige Hände machten das Taucherboot flott und schafften die Taucherapparate herbei. Diese bestanden aus einer vollständigen, vollkommen wasserdichten Kleidung von Kautschuck, zu der als Kopfbedeckung ein kupferner Helm gehörte, der vor dem Gesicht durch ein dickes polirtes Glas verschlossen war. An diesem Helme sind die Röhren befestigt, welche zur Erneuerung der Luft dienen, und die in das Boot reichen, aus welchen der Taucher aussteigt. Die Erneuerung der Luft erfolgt durch eine Pumpe, deren Handhabung die Arbeit von sechs Menschen erfordert. In einer Tiefe von 60 Fuß unter der Oberfläche hausen die Bewohner der Gewässer, welche den Taucher in drohender Weise umschwärmen und oft angreifen. — Bei einer Tiefe von 75 Fuß verschwindet das Licht, es tritt eine tiefe Finsterniß ein, und ein durch die Wirkung der Pumpe entstehendes electrisches Licht spielt im Innern des Helmes. Zwei Matrosen von probehaltigem Muthe, legten die Taucherrüstung an, und machten sich fertig, das Wagniß zu bestehen. Sie drückten den Helm fest, die Gewichte zum Herabziehen auf den Meeresgrund, wurden angehängt. Das geeignete Zeichen erfolgte, und die kühnen, mit dem Taucherwesen vertrauten Männer, wurden über den Schiffsrand geschwungen. Mit der Schnelligkeit eines Gedankens fuhren sie in die grausige Tiefe. Es währte keine drei Minuten und sie hatten den Meeresgrund er=

reicht. „Wir befanden uns auf einer scheinbaren Fläche,“ erzählte später Melburn, so hieß der eine von den Tauchern, „die sich nach Süden zu senkte und nordwärts hob. — Als wir vor uns hinblickten, entstieg der Tiefe ein düsterer, schwarzer Gegenstand, den unser geübtes Auge für einen hohen Felsen erkannte. — Ich winkte Schorfmann,“ so hieß der Andere, „auf diesen loszugehen. — Wie einem zu Muthe ist, der zum ersten Male auf dem geheimnißvollen Meeresgrunde einherschreitet, kann ich nicht sagen,“ berichtete Melburn. „Hier sind tausend Dinge, die selbst Demjenigen, der diesen gefährlichen Gang hundertmal gemacht, in Erstaunen setzen. Rund um uns lag die wasserbedeckte Fläche; nur konnte hier das Auge nicht, wie in der obern Luft, weit in die Ferne sehen, denn das Wasser wurde bei wachsendem Abstand immer dichter und schien sich in nebliche Dunkelheit zu verlieren. Außer dem unabläßigen Gurgeln, das die aus dem Luftventil entweichende Luft und dem Rauschen, das unsere Bewegung durch das Wasser verursachte, war kein Laut zu hören. Wir schritten rüstig vorwärts, denn die in der Oberwelt scheinbar plumpe Rüstung ist hier unten ganz vortrefflich, und verursacht dem geübten Taucher nicht di geringste Unbequemlichkeit. —

Während wir auf dem Meeresgrunde fortschritten und dem Gleiten und Schießen der tausend verschiedenen Fische und Ungestüme um und neben uns staunend folgten, segelte über unsern Häuptern, gleich einem dunklen Gewölk am Himmel, das vortrefflich construirte Taucherboot auf der Oberfläche langsam dahin. Und jetzt, etwa funfzig Ellen vor uns, ragte die thürmende Gestalt eines grauschwarzen Felsens, den unser Auge zuerst aus der Ferne bemerkt hatte, empor. Bald konnten wir einen länglichen dunklen Gegenstand vom Felsen unterscheiden, über den wir aber nicht klar werden konnten. Nach etwa einer Viertelstunde kamen wir dem Felsen so nahe, daß der dunkle Gegenstand sich als der „Stern“ eines wahrscheinlich gesunkenen Fahrzeuges erwies, dessen Rumpf hier lag. — Plötzlich stieß mich Schorfmann an,“ fuhr Melburn fort, „und zeigte nach oben; der Richtung seiner Hand folgend, sah ich die ganze Oberfläche des Wassers in schäumenden Wellen. Ein augenblickliches Zittern fuhr mir durch's Herz; es ging aber schnell vorüber. Wir waren in einer gefährlichen Lage. Ein Sturm war offenbar im Anzuge. — Sollten wir, dem Gegenstande unseres Strebens so nahe, wieder umkehren, sollten wir die Gestalt des Felsens, seine Höhe und seine Umgebung nicht ergrün-

den? Sollten wir unsere Brüder dem Untergange weihen? — Nein, ich wollte nicht! — Vorwärts trieb mich mein Herz! — Ich gab Schorfmann ein Zeichen, voranzugehen, und wir hielten festen Blickes unsern Cours. — Plötzlich erhob sich der Fels vor uns, düster und schrecklich. Die rauhen Seiten waren von den Einwirkungen des Wassers zerfressen und an einigen Stellen mit einem Gewirre von Gewächsen bedeckt. Wir kletterten über eine Spitze, die von der Klippe hervorstach, und vor uns lag der Rumpf eines mächtigen Dampfers. — Er war senkrecht untergegangen und stand, zwischen den Felsen eingeklemmt, gerade aufrecht, wie auf der Werft. Neugierig, wenigstens den Namen des Dampfers zu erfahren, erklimmten wir den Schiffsrand. — Da ließ sich im Wasser ein dumpfes Aechzen hören, das uns warnend in die Ohren klang und uns die drohende Gefahr verkündete. Was zu thun war, mußte rasch gethan werden. Nachdem wir die Gestalt des Felsens und die drohenden Untiefen möglichst genau untersucht und die erforderlichen Bahnen für unsere Schiffe ermittelt hatten, drängte uns ein unwiderstehlicher Reiz, das Innere des gesunkenen Schiffes zu untersuchen. Schorfmann eilte in die Kajüte, ich in den Kielraum. — Ich stieg die Leiter hinab und drang in die Zimmermannswerkstatt. Alles war voll Wasser. Die Wogen des Meeres waren eingedrungen und trieben mit dem Menschenwerk ihr Spiel. — Ich ging in den Ladungsraum. Alles war leer. — Plötzlich wurde ich von einem seltsamen Geräusche auf dem Verdeck aufgeschreckt. — Die schweren Tritte eines Menschen, der in tödtlicher Angst oder in furchtbarer Hast dahinläuft, trafen mein Ohr. — Das Herz schlug mir heftig. — So schnell, wie die Schwere meiner Rüstung es erlaubte, stieg ich durch den ersten besten Ausgang, der sich mir zeigte, die Leiter hinan und sprang auf's Deck. — Es war Schorfmann. — Er kam auf mich zu, umklammerte meinen Arm, drückte ihn krampfhaft und deutete auf die Kajüte. — Ich wollte hinein. — Er stemmte den Fuß vor und suchte mich zurückzuhalten. — Er wies auf das Boot und flehte mit Geberden eines Wahnsinnigen, endlich nach oben zu steigen. — Es war ein entsetzlicher Anblick. Diese stummen Zeichen einer schreckenumfaßten Seele, womit sie sich verständlich zu machen sucht, sie sind schauerlich, diese Winke, wenn kein Antlitz zu sehen, keine Stimme zu hören ist. — Sah ich aber auch sein Antlitz nicht, so sah ich doch die Augen durch die plumpe Maske wie Feuerkohlen glühen. — Ich muß

in die Kajüte und sehen, was es dort giebt," dachte ich bei mir und entriß mich seinen Umschlingungen. — Er schlug erschreckt die Hände zusammen, wagte aber nicht zu folgen. — „Gott im Himmel," dachte ich bei mir, „was muß da vorgehen, um die Seele eines versuchten Tauchers in dem Grade zu entsetzen. Ich mußte mit meinen eigenen Augen sehen. — Hastig eilte ich vorwärts und erreichte die Kajütenthür, öffnete und trat in ein Vorgemach, sah aber nichts, und doch erfaßten Schauer meine Seele, denn da unten auf dem Meeresgrunde, da ist nur Schweigen, und welch' ein grauenhaftes, feierliches Schweigen. Ich durchschritt den geräumigen Saal, „wie mag in ihm der Nothschrei der untersinkenden Passagiere wiedergehallt haben," dachte ich." Nur der Seemann, der mit solchen Scenen vertraut ist, kann empfinden, was die Seele in solchen Momenten fühlt. — „Ich gelangte endlich an die Hinterkajüte und trat ein. — „Gott im Himmel!" rief ich mit Entsetzen, „welch' ein grausiger Anblick!" — Und hätte ich mich nicht mit der krampfhaften Gewalt, die der Todesschreck giebt, an den Griff der Thür festgehalten, ich wäre wahrlich zu Boden gesunken. Ich stand wie eingewurzelt, denn vor mir starrte ein Haufen Menschen, Männer und Weiber, erfaßt in dem letzten Todeskampfe von den überwältigenden Fluthen; Jeglicher an den Fleck gebannt, Jeglicher in der Stellung, worin der Tod ihn überrascht. Jeder war bei dem heftigen Zusammenstoß des Schiffes mit dem Felsen von seinem Sitze aufgesprungen, und Alle hatten sich in wilder Hast nach der Thür gedrängt. — Allein die erbarmungslosen Fluthen waren schneller als sie. — An der Thür muß das Gedränge furchtbar gewesen sein; denn hier lagen sie übereinander gehäuft. Einige auf dem Boden, Andere über sie wegrasend, um in wahnsinniger Hast den Ausgang zu gewinnen. — Einer hatte über den Tisch zu klettern versucht, war aber auf ihm geblieben, sich an einen eisernen Pfosten festhaltend. Keiner hatte das, was er mit krampfhaften Griff gepackt, losgelassen; Jeder stand und schaute wirren Geistes auf die Thür, durch die ich eingetreten war. — Auf mir also hefteten diese angsterfüllten, schrecklichen Augen der Menschen Alle. — Diese Augen, in welchen das Feuer des Lebens dem Eisglanz des Todes gewichen war. — Diese Augen, die gleich denen der Wahnsinnigen ausdruckslos daherstierten. — Unter diesem stieren Blicke gefror mir das Blut zu Eis. Diese Verzerrung der Gesichter, in denen sich Angst, Schreck, Verzweiflung — kurz alle Seelenstürme ausprägten — standen mit den erfrorenen, verglasten

Augen, in einem so schrecklichen Gegensatze. — Der Anblick des Menschen auf dem Tische war schrecklicher, als aller Uebrigen, das lange, schwarze Haar flatterte ihm aufgelöst um die Schultern, und der wilde Kinn- und Knebelbart gaben ihm das grausige Ansehen eines Dämons. — Welche Marter, welch' unsäglicher Todeskampf stand auf diesen verzweifelten Gesichtern geschrieben. Ich achtete nicht die Gewässer des gefährlichen Red-Rivers, die schon in leichter Aufregung waren, als ich den Dampfer betrat. Doch hätte der Sturm mit zehnfach stärkerer Wuth darüber hinrasen müssen, sollte er in dieser schauerlichen Tiefe nur einigermaßen bemerklich sein. — Aber er hatte inzwischen in bedenklicher Weise zugenommen und die Bewegung ließ sich auch in dem Abgrunde verspüren. — Plötzlich bekam der Dampfer einen mächtigen Stoß und erzitterte unter dem Wogenanprall. — Alle die gräßlichen Gestalten schwankten und stürzten. — Ich eilte von dem Platze des Schauergemäldes, mit dem einzigen Gedanken, so schnell als möglich davon zu kommen. Auf dem Meeresgrunde wieder angelangt, suchte ich die an meinen Fersen hängenden Gewichten abzuwerfen und bemühte mich aufzusteigen. Aber jemehr ich mich abmühte die hinderlichen Eisengewichte zu beseitigen, jemehr verlor ich die nöthige Ruhe, ich riß daran mit wahnsinniger Heftigkeit — sie wichen nicht. Die eisernen Klammern waren steif geworden. — Eines der Gewichte hatte ich bei dem krampfhaften Winden und Ringen endlich losgerissen, aber das andere hielt mich mit unbesiegbarer Gewalt am Boden fest. Ich fühlte unter der vergeblichen Anstrengung meine Kräfte und fast alle Hoffnung — die Oberwelt wieder zu erreichen — nach und nach schwinden, und die Schauerscene in der Kajüte trat mit ihren grausigen Bildern vor meine Seele und legte sich mit ihrer ganzen Wucht auf meine Sinne. — Wo war Schorfmann geblieben? — Dieser Gedanke fuhr mir wie ein Blitz durch den Kopf. — Er war nicht mehr zu sehen, — zwei Gewichte lagen am Boden. — er war davon geeilt. — Ich schaute aufwärts; — dort schwebte das Boot auf den stürmischen Wogen. — Die Gewässer wogten stärker und stärker. Das versunkene Fahrzeug fühlte ihre Gewalt und erzitterte. — Plötzlich schwankte es über und lag auf der Seite. — Von der Fluthengewalt erschüttert, bekam es einen neuen Ruck. — Der Dampfer stand nun wie auf der Schaukel, und der gelindeste Stoß des Wassers war hinlänglich, ihn überzukippen. Er krachte in seinen Fugen, dröhnte, arbeitete und drehte sich auf seiner Seite herum. Es

war die höchste Zeit, daß ich aus seinem Bereiche kam, denn vielleicht noch einen Augenblick und der Riesenbau schlug über mich zusammen. — Mit der Verzweiflung eines Menschen, der den sichern Tod vor Augen sieht, riß ich unter Anwendung der letzten Kraft an den Gewichten — sie lösten sich, brachen und fielen. Im Moment begann ich zu steigen und in wenigen Minuten schwamm ich auf dem Wasserspiegel. — „Dem Himmel sei Dank!" rief ich, „da wiegt das Boot mit seiner Bemannung!" Sie spürten, daß ich aufstieg — sie erblickten mich endlich, kamen durch die tobenden Gewässer glücklich hindurch und an mich heran. — Ich war gerettet! — Schorfmann war von dem gräulichen Schauplatze geflohen, als ich in die Kajüte trat, blieb aber im Boot, um hülfreich bei der Hand zu sein."

„Diese beiden verwegenen Männer gingen nie wieder in die Tiefe," fügte Conrad nach einer Pause hinzu. „Denn Zeit ihres Lebens werden ihnen die schrecklichen Bilder der Todten des „Mamion" — diesen Namen führte der Dampfer — vor ihrer Seele stehen. — Doch ihr heldenmüthiges Wagstück war für unsere Flotte von großer Tragweite. — Ihre Angaben und Berechnungen erwiesen sich als richtig. Die titanenhaften Anstrengungen der Soldaten, bei Bildung der Seitendämme und die Gewinnung des Fahrwassers, wurden vom glänzendsten Erfolge gekrönt. Noch einen Tag der nothwendigsten Vorbereitungen verging — und die ganze Flotte war gerettet! — Der Union wurde dadurch eine furchtbare Katastrophe erspart und den Rebellen ein unermeßlicher Vortheil entrissen. — Der Jubel war ohne Ende! —"

„Worte genügen nicht!" rief Admiral Porter, „um die Bewunderung auszudrücken, die ich den großen Fähigkeiten Oberst Bailey's und der todesmuthigen Verwegenheit der beiden Matrosen zolle. Es ist ohne Zweifel die größte Leistung dieser Art, welche die Welt jemals gesehen!" — Bei dieser Gelegenheit, welche für die Union verhängnißvolle Folgen haben konnte, wurde ich mit meiner Batterie einem Cavallerie-Regimente zugetheilt," fuhr Conrad Heiduck in seiner Erzählung fort, „und wir hielten Befehl vorzurücken, um die Armee General Price's im Schach zu halten, damit die erwähnten Arbeiten vorgenommen werden konnten. Eines Tages schickte sich der Rebellen-General an, uns mit überlegenen Streitkräften anzugreifen. — Auf einer gewissen Distanz blieb das Regiment stehen, ich aber mußte mit meiner Batterie weiter vor, um den Angriff auf ein großes Quarré

vorzubereiten, das aus mehreren Regimentern bestehend, vor uns eine feste Stellung eingenommen hatte, und uns in gefährlicher Weise im Wege stand. — Ich befand mich mit meinen Mannschaften schon eine geraume Zeit im Feuer und erwartete sehnlichst die Sturmsignale der Cavallerie, als ich, mich umsehend, bemerkte, daß das Regiment plötzlich Contreordre erhalten und links abgeschwenkt hatte. Was war zu thun. — Bemerkte das Quarré, daß ich mit meiner ihm großen Schaden verursachenden Batterie ohne Bedeckung sei, so war ich sammt den Geschützen verloren. — Ich erkannte sogleich die drohende Gefahr, richtete schnell einige Worte an meine unverzagten Kanoniere, ließ mit der Schnelligkeit eines Gedankens ein heftiges Granatfeuer eröffnen, — dann aufprotzen, und im tollsten Carriere sprengten wir, trotz des dichten Kugelregens, den das ungeheuer decimirte Quarré auf uns eröffnete, bis auf vierhundert Schritte vor, ließ abprotzen, und ein gewaltiges Kartätschenfeuer auf den überraschten Feind richten. — Meine Geschütze warfen ganze Reihen nieder — Alles geräth in Verwirrung — und in wenigen Minuten ist das Quarré gesprengt, ein regelloser Haufen flieht vor dem vernichtenden Eisenhagel, der ihm unaufhörlich nachgesandt wurde. — Der Platz war geräumt, die Gefahr beseitigt. — Ich hatte ein neues Manöver vollführt: mit Artillerie zu stürmen. Wenn nun auch die Leistungen der beiden kühnen Taucher wesentlich zur Förderung des Gelingens unseres Vorhabens beitrugen und überall die gerechteste Anerkennung fand, so wurde mein glücklich vollführtes Manöver mit Staunen und Bewunderung von allen Waffengattungen besprochen. — Ich war so glücklich, daß dieser Vorfall zur Kenntniß des Ober-Feldherrn gelangte. — Er ließ mich vor wenigen Tagen zu sich befehlen, ich mußte ihm Alles genau erzählen, und wurde unter den erhebendsten Lobsprüchen zum Ober-Lieutenant befördert. Mein Patent als Offizier hatte mir die Kundschafter-Rolle in Bronsville bereits eingebracht," schloß Conrad seine Erzählung.

„Bravo! mein lieber Heiduck!" rief der alte Dufrois freudig aufathmend und klopfte vertraulich dem jungen Mann auf die Achsel.

Victorine aber, die erst mit Schaudern, dann aber mit leuchtendem, unverwandtem Blicke der Erzählung zugehört, ließ jetzt das schöne Köpfchen sinken, und spielte sinnend mit ihrem Battisttuche. Conrad bemerkte es und wandte sich mit den Worten an sie:

„Nicht wahr, mein Fräulein, es war recht unpassend von mir, hier

an einem der Heiterkeit geweihten Orte, solche grausige Bilder und blutige Schlachtscenen aufzurollen? — Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie traurig gestimmt, aber Sie selbst drangen darauf, einen Theil meiner Erlebnisse zu erfahren."

„Wie sollte ich traurig sein!" antwortete Victorine. „Im Gegentheil, ich freue mich in dem stolzen Bewußtsein, einen so braven und tapfern Mann meine Rettung zu verdanken!"

Bei diesen Worten schlug sie das schöne Auge auf und ließ den Blick mit so zärtlichem Ausdrucke auf Conrad ruhen, daß er überzeugt sein konnte, die seelenvollste Theilnahme, wenn nicht ein noch innigeres Gefühl, schlummere für ihn in dem Herzen des liebenswürdigen Mädchens. Einige Augenblicke waren Beide in seligem Anschauen versunken, als ein Tänzer, der mit Victorinen zu einer Quadrille engagirt war, herantrat, um sie abzuholen.

Nachdem das Mädchen sich entfernt hatte, rückte der alten Handelsherr seinen Stuhl näher zu Conrad Heiduck und sprach eine Weile mit ihm über die Finanzlage des Landes und über die wichtigen Errungenschaften des neuen Sieges. Plötzlich brach Dufrois seine Rede ab und sagte im hastigen Tone:

„Appropo, mein lieber Herr Oberlieutenant, ich wollte schon immer fragen: haben Sie seit jener Nacht nichts von . . . von"

Der gutmüthige Alte war verlegen um einen Ausdruck, denn der, welchen er gebrauchen wollte, würde seiner Meinung nach Conrad vielleicht wehe gethan haben."

„Von demjenigen Menschen," fuhr er endlich fort, „der Victorine entführen wollte?"

Eine drohende Falte, ein düsterer Schatten lagerte sich auf der Stirn Conrad's, doch beherrschte er sich und antwortete kalt, aber im verbindlichen Tone:

„Nein, ich weiß nichts von dem Elenden! — Was soll das?" wandte er sich plötzlich mit einer schnellen Bewegung um.

Während der alte Dufrois mit Conrad eifrig sprach, hatte sich ein anständig gekleideter Mann unbemerkt zu dem Tische hingeschlichen und schnell einen Zettel vor den Offizier auf den Tisch geworfen. Als Conrad den Blick erstaunt um sich warf, war der Fremde schon verschwunden. — Er las den Zettel, sank aber entsetzt in den Stuhl zurück, von dem er in der ersten Ueberraschung aufgesprungen war.

Erschreckt griff der Alte nach dem Papier. — Doch kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er ausrief:

„Gott im Himmel! — Was soll das bedeuten? — Er ist hier! — Eilen Sie, Conrad, um nach Victorinen zu sehen!"

Das verhängnißvolle Papier enthielt nur die Worte:

„Wir haben miteinander abzurechnen: wenn Sie kein Feigling sind, so erscheinen Sie dort, wo man Sie in einer Stunde erwartet.

Oldar Valori."

Am Rande des Papieres war der Ort angegeben.

Conrad Heiduck und der alte Dufrois, die sich schnell wieder gefaßt hatten, eilten in den Saal, in dem eine plötzliche Bewegung stattfand, so daß die Musik mitten in der Quadrille schweigen mußte. Alles strömte nach einer Ecke des Tanzsaales. Ahnungsvoll drängten sich Beide hindurch, um endlich Victorinen zu erblicken, die ohnmächtig zusammengesunken war. Schnell brachte sie der besorgte Vater und Conrad bei Seite, man wendete ätherische Salze an, und nach etwa einer Viertelstunde kam Victorine wieder zu sich. —

Als sie sich gänzlich erholt hatte, erzählte sie dem Vater, indem sie sich noch immer ängstlich umschaute, daß plötzlich während der Quadrille dicht an ihrem Ohre ihr Name genannt worden sei; erschreckt habe sie sich umgewandt und das bleiche Gesicht und die unheimlich funkelnde Augen des Mulatten erblickt. — Weiter wußte sie nichts mehr. Der Wagen wurde herbeigeschafft und der alte Handelsherr stieg mit seiner schönen Tochter ein. — Am Schlage sagte er leise zu Conrad:

„Erwarten Sie mich in dem kleinen Saale, ich komme sogleich wieder zurück. — Sie dürfen nicht allein nach jenem Orte gehen!"

Nachdem der besorgte Vater Victorine der Obhut ihrer Verwandten übergeben, eilte er nach dem Regierungspalaste zurück, und bestürmte den jungen Offizier, sich seines Wagens zu bedienen. Conrad stieg lächelnd über die seltsame Hast des Alten ein, und rasch rollte der Wagen in der Richtung fort, die Heiduck bezeichnet hatte. In den Sälen hieß es, eine Dame sei plötzlich ohnmächtig geworden. — Der Tanz hatte wieder begonnen, und Niemand ahnte, daß das Unwohlsein der Dame, die Entwickelung eines blutigen Dramas war.

II.

Die verhängnißvolle Audienz.

An einem Vormittage, etwa in der elften Stunde, hielt ein Kabriolet vor dem französischen Gesandschafts-Hôtel auf dem Portland-Place in London. Ein junger, schöner Mann stieg hastig aus und trat in das elegante Palais. Es war der Enkel Abd-el-Kaders.

„Melden Sie dem Fürsten Anatoile Eugen d'Auvergne," sagte der junge Mann gebieterisch, „daß Ben Ellinor Napoleon Bonaparte, Se. Durchlaucht um eine Audienz bittet."

Ganz London kannte, wie schon erwähnt, die Ansprüche und Abkunft Ben Ellinor's, um so weniger konnte sie dem Kammerdiener des Gesandten fremd sein. — Der Diener, an welchen Ben Ellinor sich im Vorzimmer wandte, blieb daher einen Augenblick mit weit aufgerissenen Augen sprachlos stehen, denn eine Unterredung zwischen dem Gesandten und dem Bastard seines Gebieters, schien ihm etwas ganz Außerordentliches, fast Unmögliches zu sein. Aber er gehorchte, als der junge, heißblütige Mann, ihm im befehlenden Tone, seine Worte nochmals wiederholte. Nach einigen Minuten kehrte er wieder zurück und ersuchte Ben Ellinor in das Empfangszimmer zu treten. Der junge Mann folgte dem Kammerdiener in einen eleganten Salon und warf sich ungenirt in einen Sessel. Seine Gedanken waren in großer Aufregung. — Was in dem Hause Lample-Street vorgegangen war, die Erzählung der Tänzerin, ihr plötzliches Verschwinden, Alles das war noch zu frisch in ihm, als daß es vor seinem Verstande so klar

und verständlich hätte daliegen können, wie Erinnerungen durch das Nachdenken von mehreren Tagen werden. Er fühlte und wußte beinahe, daß ein mächtiger, und da ihm nicht beizukommen war, um so gefährlicherer Feind, ihm jetzt Spinosa streitig mache. Er kam jetzt zu dem Gesandten seines Vaters, um von diesem die Mittel zur Bekämpfung und Besiegung des geheimnißvollen Gegners zu verlangen. Sein Zweck war, Spinosa wieder aufzufinden und möglichst zu beschützen. Welche Mittel er ergreifen müsse, um zu diesem Resultate zu gelangen, und wie er den Gesandten zur Hülfe bewegen wollte, das wußte er selbst noch nicht. Aber für den Augenblick kam es ihm nicht darauf an. Er glaubte ein Uebergewicht über den Gesandten seines Vaters durch seine unaufhörlichen Kämpfe errungen zu haben, er fühlte sich stark genug, mit ihm von Macht zu Macht zu unterhandeln.

Während Ben Ellinor, in Gedanken versunken, vor sich hin starrte, öffnete sich plötzlich eine Seitenthür und der stolze Fürst Anatoile Eugen d'Auvergne trat gemessenen Schrittes in den Empfangssaal. — Ben Ellinor erhob sich und verneigte sich ceremoniell. Der Gesandte erwiderte den Gruß, indem er sich bemühte, seinem Gesichte einen Ausdruck herzlicher Zuneigung und Güte zu geben. Aber ein Blitz des Hasses, welcher heimlich über sein Antlitz hinglitt, genügte Ben Ellinor, sich durch diese Maske nicht täuschen zu lassen! — Der Fürst brach zuerst das Schweigen.

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?" sagte er mit einer Stimme, welche den Ausdruck seines Gesichtes widersprach. „Kommen Sie etwa um einen neuen Skandal zu provociren?"

„O nein, Durchlaucht," entgegnete Ben Ellinor mit Offenheit, „ich bin gekommen, Ihnen einen Vergleich anzubieten."

„Wie, mein Herr!" rief der Fürst höhnend, „Sie wollen Ihren maßlosen Verfolgungen endlich ein Ziel setzen?"

„Ich werde meinen Vater fernerhin schonen, Durchlaucht," erwiderte Ben Ellinor lächelnd. „Nehmen Sie an, daß die Stimme des Blutes in meinem Herzen gesprochen hat, daß ich es müde bin, einen Vater zu verfolgen, der sein Kind durchaus nicht anerkennen will, ungeachtet es von mütterlicher Seite aus altem fürstlichen Blute entsproß, und daß ich einen Feind nicht länger mit Waffen schlagen will, der sich in diesen nicht zu vertheidigen weiß, mit einem Worte, daß ich es müde bin, die Verachtung der Welt auf einen Mann her-

abzubeschwören, der so hoch steht, und den ich immerhin als meinen natürlichen Vater betrachten muß."

„In der That?" fragte der Gesandte mißtrauisch. „Sie haben eine sehr rauhe Art, mein Herr, den Frieden anzubieten!" fügte er im harten Tone hinzu.

„Das kommt daher, Durchlaucht," versetzte Ben Ellinor bitter, „weil ich die äußerste Grenzen des Elends erreicht habe, und da ich nicht im Stande bin, meinen Vater mit offenen Armen, wie es einem liebenden Sohn zukommt, zu umpfangen, so wandelt mich die Laune der Nachgiebigkeit an. Er ist zwar so grausam, sich meiner zu schämen und vielleicht auch geneigt, selbst meinen Tod herbeizuwünschen, aber ich will dennoch Gnade vor Recht ergehen lassen und die Hand zum Frieden bieten. Sie selbst, Durchlaucht, haben fortwährend so viel Furcht, um sich herum das laute Geschrei der Welt über den unnatürlichen Vater, Ihrem Gebieter, zu hören, der sein armes Kind verleugnet, das meine Stimme besänftigt oder hervorruft. Und diese Meinung der Welt, dieses nie ruhende Geschwätz der giftigen Tagespresse, summt Ihnen, und durch Ihre Berichte Ihrem Gebieter so spöttisch, so bitter, so schneidend Nachts, während der Schlaf Ihnen flieht, um die Ohren, daß ich Mitleid mit dieser Höllenqual empfinde. — Ich bin kein Henker, und heute gefällt es meinem Herzen, dieser Folter ein Ende zu machen."

Der Fürst wurde purpurroth vor Zorn. Jedes dieser im spöttischen Tone gesprochenen Worte, fiel wie ein Keulenschlag auf sein stolzes Herz. Dieses verächtliche Mitleid schmetterte ihn vollends nieder und erregte noch mehr seinen Zorn. Einen Augenblick lang stieg ihm das heiße Blut so mächtig zu Kopfe, daß seine Hand sich unwillkürlich bewegte, während sein Blick begehrlich nach dem prachtvollen Pistolenkasten hinsah, der auf einem Waffenschranke im Salon geöffnet stand. —

Ben Ellinor seinerseits glaubte wahrscheinlich genug gesagt zu haben, denn er hatte ein Album mit Ansichten ergriffen, und blätterte zerstreut darin. — Der Zorn des Fürsten d'Auvergne legte sich, und bebte gewissermaßen vor dieser siegreichen Ruhe zurück. Es schien ihm fast unmöglich, diesen jugendlichen Menschen anzugreifen, der so gerechte Ansprüche an seinen Gebieter hatte, und der es verachtete, den Bewegungen eines bewaffneten Feindes zu folgen. Die Pistolen blieben im Kasten und der Gesandte bemühte sich, Fassung zu gewinnen.

„Demnach beleidigen Sie heute nur noch aus Gewohnheit und zum letzten Male?“ fragte der Fürst ironisch.

„Sie irren, Durchlaucht,“ antwortete Ben Ellinor höflich, „ich insultire Niemand. Ich setze nur den äußerst traurigen Zustand auseinander, in welchen ich durch meine Waffen, meinen Vater versetzt glaube.“

„Sie machen es mit einem Worte wie die Kaufleute, welche eine Waare herabwürdigen, um sie für einen niedrigen Preis zu erlangen.“

„Nicht ganz und gar, Durchlaucht,“ erwiderte der junge Mann kalt. „Der Handel scheint mir keinen Stoff zu einer passenden Vergleichung darzubieten. Ich, Durchlaucht, würdige herab, um einen höheren Preis zu erzielen . . .“

„Es ist also ein schamloser Handel, den Sie mir vorschlagen wollen, mein Herr?“ unterbrach ihn der Gesandte ungestüm.

„O, nein, Fürst! — Es ist eine Kapitulation die ich Ihnen anbiete!“ rief Ben Ellinor mit stolzer Geberde. „Weisen Sie diese zurück, so mag der Kampf von Neuem beginnen . . .“

„Gestatten Sie mir, mein Herr, Ihnen zunächst das Gegenstück dieses mit so düsteren und geschickten Farben gemalten Bildes zu zeigen,“ unterbrach ihn abermals der Fürst, und erregte durch seine Worte die Aufmerksamkeit des jungen Mannes.

„Reden Sie, Durchlaucht, ich gestatte es Ihnen ein Gegenstück zu malen,“ entgegnete Ben Ellinor ironisch lächelnd.

„Es ist wirklich von Ihnen sehr herablassend, dies zu gestatten,“ sagte der Gesandte und versuchte nun auch zu spötteln. „Mein erhabener Gebieter, ist durch Ihre maßlosen und unwürdigen Machinationen, wodurch Sie sich ein Recht zu erzwingen glauben — welches Sie niemals erlangen werden — sehr unglücklich. Aber Sie, mein Herr, der Sie so stolz zu sprechen wissen, meinen Sie denn in einer besseren Lage zu sein? — Jemehr ein Kind den Vater elend schildert, jemehr verräth dasselbe die Tiefe seines eigenen Unrechts und eigenen Elends — denn Gewinnsucht ist die Triebfeder. — Sie sind arm, wie ich weiß,“ fügte er lauernd hinzu, „und Derjenige, den Sie täglich empfindlich zu beleidigen bestrebt sind, ist reich und mächtig. Sie handeln also ganz wie ein kluger Mann, daß Sie zu mir kommen, und um Frieden bitten. Sie wollen durch diesen Akt doch gewiß die Mittel gewinnen, sich vor Hunger und Schuldgefängniß zu schützen.

Es wäre nur gerathener gewesen, einen andern Ton anzuschlagen, als in drohender Manier aufzutreten."

Ben Ellinor antwortete nicht sogleich, es schien, als habe er die Absicht, dem Fürsten Zeit zu lassen, seine Rede zu verlängern.

„Durchlaucht," entgegnete er endlich im ruhigen Tone, „es ist in dem Allen, was Sie gesagt, ein wenig Wahrheit und sehr viele Irrthümer. — Ich bin allerdings seit jener Zeit arm, wo jene mächtige, aber geheimnißvolle Hand die Quelle meines Reichsthums räthselhafterweise verstopfte. Jene Hand wird Ihnen gewiß nicht unbekannt sein, denn es liegt in dem Interesse Ihres Herrn und Gebieters, daß ich arm und elend umher irre. Ich denke nun auch gar nicht daran, meine große Armuth zu leugnen, ebensowenig, daß die Zeit der Schuldenmacherei für mich längst vorbei ist, ich habe keinen Credit mehr . . ."

„Wollen Sie mich etwa glauben machen, daß Sie von Ihrer Hände Arbeit leben?" fragte der Fürst sarkastisch.

„Nein, Durchlaucht, ich verstehe nicht zu arbeiten," antwortete Ben Ellinor mit edler Offenheit.

„Und doch leben Sie . . ."

„Ja, ich lebe und vielleicht zum Mißvergnügen meines erhabenen Vaters!" unterbrach ihn der Enkel Abd el-Kaders mit Hoheit, wobei in seiner Stimme viel Bitterkeit lag. „Aber ich mache keine Schulden, die Zeit ist vorüber, man giebt dem Sohne des . . . Almosen!"

Ben Ellinor sprach den Namen seines Vaters nicht aus, ein Gefühl der Wehmuth preßte seine Brust zusammen.

Wie?" rief der Gesandte, auf seinem Sessel heftig zusammenfahrend. „Hätten Sie die Narrheit so weit getrieben? — Hätten Sie den Namen, den Sie tragen — ob mit Recht oder Unrecht, will ich dahingestellt sein lassen — so geschändet, daß Sie bettelten?"

„Fürst!" rief Ben Ellinor drohend, „Sie vergessen sich! — Ich erhalte zwar Almosen, aber ich fordere sie nicht. — Doch genug der bitteren Worten! — Also zur Sache! — Aus diesem oder jenem Grunde biete ich Ihnen — Frieden an. Wollen Sie ihn im Namen Ihres Souverains acceptiren?"

„Es kommt auf den Preis an, mein Herr, welchen Sie beanspruchen," entgegnete der Gesandte, verstohlen das erregte Gesicht des schönen jungen Mannes betrachtend.

„Den Preis?" wiederholte Ben Ellinor. Er zauderte — augenscheinlich traf ihn diese Frage unvorbereitet.

„Ja, wie viel brauchen Sie?" fragte der Gesandte lauernd.

„Durchlaucht," antwortete endlich Ben Ellinor mit langsamer, ernster Stimme, „ich weiß nicht genau, wie viel ich brauche — aber ich glaube, daß ich sehr viel brauchen werde. — Ich fordere die Erlaubniß aus der Kasse meines kaiserlichen Vaters nach Belieben schöpfen zu dürfen!"

Bei diesem maßlosen Ansinnen bieb der Fürst einen Augenblick wie versteinert. Er sah den jungen Mann starr in's Gesicht, als ob er in demselben eine vernünftige Erklärung dieser seltsamen Worte suche. Diese Forschung konnte indeß nicht genügen, denn Ben Ellinor's ruhige und entschlossene Züge gaben seinem Vorschlage eine ganz ernste Bedeutung.

„Sie scheinen eine übertriebene Forderung zu stellen, mein junger Herr!" rief der Gesandte mehr erstaunt als zornig.

„Vielleicht!" erwiderte Ben Ellinor ruhig. „Ich verlange ein in aller Ordnung abgefaßtes Dokument, das mir gestattet, auf die Kasse meines Vaters nach Belieben anzuweisen, und das mir verbürgt, daß meine Anweisungen hier und an allen Orten von den französischen Gesandtschaftskassen unweigerlich nach Wechselrecht gezahlt werden."

„Sie bleiben bei dieser Forderung?" fragte der Fürst seinen Zorn noch immer überwindend.

„Ich bleibe ganz entschieden dabei, Durchlaucht!" sagte Ben Ellinor mit festem Tone.

Der Gesandte mußte sich die äußerste Gewalt anthun, um nicht diese Unterredung gewaltsam abzubrechen.

„Ich sollte eigentlich unsere Unterredung für beendigt ansehen," fuhr er endlich auf, „denn es ist eine wahre Narrheit, Ihren Worten eine ernsthafte Bedeutung beizulegen, oder ihnen weitere Aufmerksamkeit zu schenken. — Aber die Sache ist pikant und originell," fügte er mit einem lauten Gelächter hinzu. „Ich bitte Sie deßhalb mir nur noch zu sagen, was Sie denn eigentlich mit diesen großen Summen anzufangen gedenken, denn unbedeutend werden wohl Ihre Anweisungen gerade nicht sein?"

„Ich brauche diese Summen für ein schönes, junges Mädchen," antwortete Ben Ellinor ernsthaft, „das ich liebe, und das man mir

geraubt, entführt hat. — Ein bezauberndes Wesen, das Ew. Durchlaucht mir helfen soll, wieder zu finden, und das . . ."

„Und Sie meinen, daß Sie, einer Unbekannten wegen, die kaiserliche Chatoulle nach Willkür brandschatzen könnten?" unterbrach ihn der Fürst höhnend.

„Ich rechne mit größter Bestimmtheit darauf, Durchlaucht!" rief Ben Ellinor drohend, indem sein ganzes Wesen eine herausfordernde Stellung annahm.

In diesem Augenblick öffnete sich eine der Flügelthüren des Salons, der Kammerdiener des Fürsten trat herein, und überreichte ihm, auf einem kleinen silbernen Teller, eine elegante Adreßkarte.

„Der Gentleman, dessen Name hier auf dieser Karte steht, wünscht auf der Stelle mit Ew. Durchlaucht in einer mehr als dringlichen Angelegenheit zu sprechen," sagte der Kammerdiener mit einer Verbeugung, indem er einen beteutungsvollen Blick auf Ben Ellinor warf.

„Wo ist dieser Herr?" fragte der Gesandte, bald die Karte, bald seinen Kammerdiener betrachtend.

„Im Sprechzimmer der Suplikanten, Ew. Durchlaucht!" antwortete der Diener ehrfurchtsvoll.

„Gut ich werde kommen!" sagte der Fürst mit einer Geberde, die dem Diener andeutete, den Fremden zu bescheiden.

Der Kammerdiener entfernte sich.

„Sie entschuldigen mich wohl für einige Minuten, mein Herr," wandte er sich dann an seinen seltsamen Gast, und ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er hastigen Wesens den Empfangsalon.

Ben Ellinor blieb allein. — Er wartete eine Viertelstunde — eine halbe Stunde — der Fürst kam nicht wieder, und die Geduld war keine vorherrschende Eigenschaft bei ihm. — Um die Langeweile und seinen Unmuth zu verscheuchen, ging er im Salon unruhig auf und ab, und wandte seine Schritte zufällig den Tisch zu, woran der Gesandte bisher gesessen hatte. Sein Blick fiel gleichgültig auf die von dem Kammerdiener gebrachte Karte, die der Fürst wahrscheinlich aus Uebereilung hatte liegen lassen, und las darauf den Namen des Banquiers, Hally Robinson.

Seine Verwirrung und sein Erstaunen war in der That nicht gewöhnlich. Er fürchtete mit Recht, daß das plötzliche Erscheinen dieses gefährlichen Mannes ihm und seinen Verhältnissen gelte. Schon faßte er den Entschluß, die Unterredung Robinson's mit dem Gesandten

zu belauschen, aber es war schon zu spät, der Fürst Anatoile Eugen d'Auvergne erschien in diesem Augenblicke lächelnd und mit fast freudiger Miene auf der Schwelle des Salons.

„Verzeihung, mein Herr!“ sagte er im seltsamen Tone, „daß ich Sie habe so lange warten lassen. — Jetzt stehe ich ausschließlich zu Ihren Befehlen!“

Im Sprechzimmer hatte sich inzwischen Folgendes ereignet:

Als der Gesandte eintrat, fand er den angesehenen Banquier Hally Robinson nicht allein. Es waren noch drei Herren im Sprechzimmer anwesend. Diese waren John Bourquet, ein Arzt und Niemand geringeres als Se. Lordschaft, der Oberst der Polizei. Der Banquier, welcher das Wort führte, theilte dem Gesandten den Mordversuch in Kew auf die Person Ihrer Majestät der Königin Victoria mit. Der Fürst d'Auvergne, welcher natürlich von diesem Vorfalle, der seiner Zeit ganz England beschäftigte, Kenntniß hatte, war erstaunt, daß man ihm eine Mittheilung von einer Begebenheit mache, die jedes Kind längst wußte, und die schon wieder vergessen schien, da es der Polizei durchaus nicht gelungen war, den Mörder zu ermitteln. Bald aber ging sein Erstaunen in freudiger Ueberraschung über, als er erfuhr, daß der vermeinte Mörder Niemand anders sei, als sein seltsamer Gast, Ben Ellinor, und daß man alle Ursache habe zu glauben, der Mörder sei ein Verrückter, den man der öffentlichen Sicherheit wegen in's Irrenhaus schaffen müßte. Natürlich ging der Gesandte freudig auf die Meinung ein, und versprach sein Gespräch mit dem jungen Manne so fortzusetzen, daß der mitanwesende Irrenarzt und die übrigen Herren als ungesehene Zeugen dabei sein konnten. Der berühmte Arzt war Kronmedicus Ihrer Majestät und sollte einen Bericht über den Gemüthszustand Ben Ellinor's abfassen, und dem Oberst der Polizei behändigen.

Wie wir gesagt haben, hatte Ben Ellinor in dem Augenblicke, wo der Fürst d'Auvergne über die Schwelle trat, gerade den Namen des Banquiers gelesen, und war davon noch ganz erregt.

Bei den ersten Worten des Gesandten antwortete er rauh:

„Sie haben soeben mit dem Juden Simon Baroche gesprochen, Durchlaucht!“

Der Fürst wich bestürzt einige Schritte zurück und wurde leichenblaß. — Er glaubte in der That, daß Ben Ellinor total verrückt sei.

„Was sagen Sie da?“ rief er stotternd. „Der Mann, dessen

Namen Sie da ausgesprochen, ist ja als Mörder des Kaisers, meines erhabenen Gebieters, gehängt worden!" fügte er nach einer Pause hinzu, indem er scheuen Blickes das Gesicht des jungen, erregten Mannes betrachtete.

„Nichtsdestoweniger lebt er, Durchlaucht!" fuhr Ben Ellinor mit erhöhter Stimme fort, „und ist mit dem Banquier Hally Robinson identisch! — Aber ich bitte," unterbrach er sich ungeduldig, „mich nun nicht länger aufzuhalten, sondern das verlangte Dokument endlich auszufertigen."

Der Fürst schien wie umgewandelt, er ließ sich nicht lange bitten, bereitwilligst setzte er sich an einen kostbaren Schreibtisch und schrieb, aber nur mit Mühe konnte er seine freudige Stimmung unter der üblen Laune verbergen, welche er annehmen mußte, da er eine wichtige, und seinem Gebieter kostspielige Akte schrieb.

„So," sagte der Gesandte, als er fertig war, „hier haben Sie, was Sie verlangt haben, und ich hoffe, daß Sie nun in Zukunft Ihr kindisches Gebahren unterlassen werden. Auf Wiedersehen, mein junger Herr!"

Ben Ellinor nahm das Dokument, grüßte und ging hinaus. Der Fürst athmete tief auf, erhob sich, öffnete ein Fenster und legte sich weit hinaus, indem er nach unten sah.

In diesem Augenblicke öffnete sich die äußere Thür und Ben Ellinor stieg die Stufen der steinerne Treppe hinab. Am Fuße derselben stand Hally Robinson, der Banquier. Ben Ellinor erkannte ihn augenblicklich. Er erkannte auch die Männer, welche das Gesandtschaftspalais umgaben, für Polizisten.

„Das paßt ja vortrefflich!" rief er mit lauter Stimme. „Meine Herren!" wandte er sich an die Beamten, „ich fordere Sie auf, diesen Menschen zu verhaften," und zu gleicher Zeit faßte er den Banquier beim Kragen.

Aus einem Wagen, welcher vor der Thür hielt, steckte der Arzt, John Bourquet und der Polizei-Oberst den Kopf hinaus.

„Sie sehen es," sagte der Börsenfürst sich nach dem Wagen wendend. „Thun Sie Ihre Schuldigkeit!"

„Einen Augenblick!" entgegnete der Oberst, indem er den Arzt ansah. „Mein werther Sir!" fügte er, sich zu Ben Ellinor wendend hinzu, „aus welchem Grunde fordern Sie die Verhaftung dieses Herrn?"

„Ich setze voraus, Sir,“ sagte Ben Ellinor stolz, „daß Sie das Recht haben, diese Frage an mich zu richten?“

„Teufel!“ brummte der Arzt, „er hat gar nicht das Aussehen eines Wahnsinnigen!“

„Ich bin Chef der Polizei!“ versetzte der Oberst lächelnd.

„In diesem Falle,“ sagte Ben Ellinor freudig, „will ich Ihnen mittheilen, daß dieser Mensch, dem Sie den Namen Hally Robinson geben, nichts anders ist, als ein Verbrecher der schlimmsten Sorte, ein Jude, ein Fälscher, der auch zu einer staatsgefährlichen Verbrechergesellschaft gehört . . .“

„Sie sehen und hören!“ unterbrach ihn der Banquier.

„Er ist wirklich toll!“ sagte der Arzt zu dem Oberst.

Dieser gab sogleich der Polizeimannschaft ein Zeichen, welche sich dem jungen Mann näherten, und um ihn einen Kreis bildeten.

„Und übrigens,“ fuhr Ben Ellinor fort, „steht dieser Mensch der Natur nach unter dem Gesetz, denn er ist durch List oder Zufall der menschlichen Gerechtigkeit entschlüpft. — Er ist vor etwa einem Jahre in Paris gehängt worden!“

Ein schallendes Gelächter Robinson's, in das sich bald die lärmende Lustigkeit der Polizeimannschaften und der gaffenden Menge mischte, unterbrach Ben Ellinor plötzlich.

„Ohne Zweifel, der Mensch ist närrisch!“ sagte der Arzt laut.

„Zum Binden toll!“ rief der Gesandte oben aus dem Fenster herab.

„Thun Sie Ihre Pflicht!“ sagte der Oberst zu dem Offizier der Polizisten und warf sich in den Wagen zurück.

Im nächsten Augenblicke war Ben Ellinor ergriffen, in den Wagen gehoben und auf dem Wege nach Bedlam.

Es existirte, wie wir wissen, ein geheimes, enges Band zwischen Hally Robinson und John Bourquet. Das Haus Lample Street No. 9 stieß an das, worin letzterer wohnte. Außerdem hingen diese beiden Häuser auch noch unter sich, durch einen geschickt verstreckten Durchgang zusammen, von dessen Existenz Niemand eine Ahnung hatte. Auf diesem Wege wurde denn auch das Haus Nummer 9 geräumt, während Ben Ellinor die Polizei herbeiholte. — Spinosa hatte nicht daran gedacht, Widerstand zu leisten, weil es ihr unbekannt war, daß man sie von einem Hause zum andern führe. Kaum waren sie in Bourquet's Zimmer gekommen, so nahm der Banquier den Gefährten bei Seite und flüsterte ihm hastig zu:

„Melden Sie der Loge sogleich, daß das Haus Lample-Street in den Händen der Polizei ist. — Ich habe noch in dieser Nacht zu thun, denn dieser Ben Ellinor muß so schnell als möglich stumm gemacht werden.“

„Es ist eine böse Geschichte, Sir,“ sagte John Bourquet mürrisch.

Der Banquier zuckte die Achseln und entgegnete im zuversichtlichen Tone:

„Ich werde ihr schon eine gute Wendung zu geben wissen, wozu nützt das Klagen! — Beeilen Sie sich nur die Anzeige zu machen. Das Uebrige soll meine Sache sein.“

Bourquet warf einen Blick auf die Tänzerin und flüsterte:

„Werden wir sie allein lassen?“

„Weshalb nicht?“ entgegnete Hally Robinson sorglos. „Wir schließen die Thür ab! — Sie sind sehr unvorsichtig gewesen, mein schönes Kind,“ wandte er sich an Spinosa, „aber jeder Sünder erhält Verzeihung, wenn er bereuet. — Ich will für Sie wirken und sorgen, daß aus der ganzen Geschichte kein Unglück für Sie entsteht. Adieu, mein Kind!“

Mit diesen Worten verließen beide das Zimmer, welches von Außen verschlossen wurde. — Spinosa war allein. — Sie hatte den Kopf in die Hände gestützt, und versuchte das Chaos von Gedanken zu entwirren, die sich in ihrem Gehirn kreuzten. — Wie bereute sie das Geständniß, welches sie Ben Ellinor abgelegt, und das diesem nun unsichtbare, mächtige, unversönliche Feinde geschaffen. Diese unbekannten Gefahren, welche sie um des Geliebten Haupt zusammengezogen, schienen ihr um so furchtbarer, als sie dieselben nicht mit ihm theilen konnte. Das arme Mädchen hatte zwar ein starkes Herz, aber alle Kräfte verließen Sie, so bald es sich um Ben Ellinor handelte. Nach wenigen Augenblicken rannen schwere Thränen ihr über die Wangen.

„O, mein Gott, ich habe ihn getödtet — ich werde ihn nie wiedersehen!“ flüsterte sie verzweifelt.

Ein schwaches Gestöhne wurde plötzlich hinter ihr vernehmlich, wie ein Echo ihrer trostlosen Klage; sie achtete nicht darauf und versuchte zu beten. Während des Gebetes verstärkte sich das Gestöhn. Spinosa horchte und stand auf, denn in ihrer reinen Seele konnte selbst die Verzweiflung das Mitleid nicht ersticken. Sie horchte aufmerksam, das Gewimmer wurde schwächer, dann wieder stärker. Es schien aus

der Wand zu kommen, aber nirgends erblickte sie eine Thür, das Zimmer schien in der Mitte zu liegen, denn es hatte kein einziges Fenster. — Spinosa nahm eine Kerze und leuchtete an den Wänden umher, doch lange Zeit suchte ihr forschendes Auge den geheimen Ausgang oder Eingang in ein anderes Gemach, endlich tastete ihre Hand rein zufällig auf eine Leiste, und eine kleine Tapetenthür sprang auf, die in ein dunkles Kabinet führte. Das beherzte Mädchen trat muthig ein, und warf ihre Blicke forschend umher. — Doch schaudernd trat sie unwillkürlich einen Schritt zurück, als sie auf einem elenden Lager, kaum zehn Schritte von sich, ein Kind von etwa acht Jahren bleich, abgezehrt und kraftlos liegen sah. Es war ein Mädchen, ihr Gewimmer verstummte, sobald der Schein des Lichtes in das Kabinet fiel. Vielleicht fürchtete es seinen Peiniger herbeigerufen zu haben, denn als ein Opfer unmenschlicher Barbarei mußte man das verlassene Wesen betrachten. Alle Umstände sprachen dafür, Licht und Luft zum Gedeihen eines kraftlosen, jugendlichen Körpers, fehlten ganz, und man mußte vermuthen, daß das bedauernswerthe Opfer in dem dumpfigen Kabinet langsam verschmachten sollte. — Das Kind öffnete noch einmal die schweren Augenglieder, schloß sie aber sogleich vor Entkräftung wieder und lächelte schmerzlich, als es das bezaubernde Gesicht der schönen Jüdin von der Kerze bestrahlt sah. Es glaubte wahrscheinlich von einem Traume umgaukelt zu werden.

Spinosa war inzwischen an das Lager herangetreten und hatte einen Blick des innigsten Mitleids auf das kranke Kind geworfen. Ihr Auge wurde feucht und zärtlich besorgt, wie das Auge einer Mutter an der Wiege ihres kranken Kindes; ihr Busen hob sich und ein trauriges Lächeln stahl sich über ihre reizenden Züge. Sie gedachte vielleicht ihrer eigenen, trostlosen Jugend. — Das Mädchen öffnete ihre Augen wieder, weil es plötzlich einen heißen Kuß auf seinen blassen Lippen fuhlte und betrachtete mit Erstaunen die engelgleichen Züge der schönen Tänzerin.

„Wer sind Sie, Madame?“ hauchte das Kind mit erstrebendem Blicke. „O, mein Gott — ich verkomme vor Hunger!“

Spinosa, tief ergriffen von den Worten des verschmachtenden Kindes, eilte aus dem Kabinet und kam sogleich mit der Mahlzeit zurück, die man für sie hingestellt hatte. — Ihre großen, dunklen Augen lächelten vor Entzücken.

„Ich verzeihe diese Menschen Alles, was sie mir Böses gethan

haben,“ murmelte sie freudig vor sich hin, „weil sie mir die Mittel gegeben, dieses arme Kind zu helfen.“

Sie half das kranke Kind auf, unterstützte es beim Essen und lächelte es freundlich zu, sagte es süße Worte und bedeckte seine bleichen, abgemagerten Hände mit Küssen. — Das Mädchen lebte fast zusehens wieder auf, es wurde einigermaßen gekräftigt durch die reiche Nahrung.

„Was für einen furchtbaren Hunger Du hattest, mein armes Kind!“ sagte Spinosa wehmüthig. „Und wie bleich und abgezehrt Deine Wangen sind. — Wer bist Du armes Wesen, das man hier so absichtlich dem Hungertode preis giebt?“

„Ich heiße Clary,“ antwortete das Kind langsam, indem es wieder erschöpft in die Kissen zurücksank. „Werden Sie immer bei mir bleiben?“ flüsterte es kaum hörbar. „Wenn Sie nicht mehr da sind, lassen sie mich doch vor Hunger sterben!“ fügte das arme Wesen unwillkürlich und von plötzlichen Schrecken ergriffen, leise hinzu.

Die schöne Jüdin richtete sich instinktmäßig auf, als ob sie sich zwischen das Kind und eine plötzlich erkannte Gefahr stellen wollte. Zum ersten Male hatte sie eine unbestimmte Ahnung von der Lage des kleinen Mädchens. Sie fragte sich, warum man dieses arme Kind in einem Hause vor Hunger und Entkräftung sterben lasse, wo Alles Wohlstand athmete. — Spinosa richtete Fragen über Fragen an Clary. Das Kind versuchte, darauf zu antworten, aber es wollte der Tänzerin nicht gelingen, das abscheuliche Geheimniß zu errathen, und vergebens beschäftigte sie sich damit, den Knoten dieser barbarischen Intrigue zu lösen. — Nur das stand fest, daß das arme Kind bisher viel gelitten hatte, so daß seine Angst nur zu sehr gerechtfertigt war.

„Die Elenden!“ rief Spinosa mit funkelnden Augen, „sie mögen kommen, ich werde Dich vertheidigen, ich fühle mich stark! — mögen sie kommen!“

Sie unterbrach sich, weil sie das Kind plötzlich zittern und die Augen schließen sah. Bevor sie noch sich umwenden konnte, um zu erforschen, was die Ursache dieses plötzlichen Schreckens sei, sagte eine drohende Stimme ganz in ihrer Nähe:

„Hier ist nicht der Ort für Sie, Sennora! — Gehen Sie hinaus!“

Spinosa wandte hastig den Kopf und sah mit herausfordernden Blicken in die vor Wuth entstellten Züge John Bourquet's, der seiner Gewohnheit gemäß, mit fuchsartigen Schritten in das Kabinet getreten war. Sein Gesicht war vor Zorn stark geröthet, denn sein Auge

hatte die Ueberbleibsel des reichlichen Mahles wahrgenommen, welche das Kind erhalten hatte.

„Mein Herr!“ rief die Tänzerin mit flammenden Blicken, „ich werde dieses Kind nicht verlassen — ich werde nicht gehen!“

John Bourquet trat bis zum Bette des Kindes vor und sagte, indem er seinen wachsenden Zorn zurückzudrängen suchte:

„Sennora, die kindischen Formen dessen, was man Galanterie nennt, kenne ich nicht, und verachte sie. Ich fordere Sie einfach auf, sich auf der Stelle aus diesem Gemache zu entfernen!“

Spinosa wandte ihr Gesicht mit einem schmerzlichen Blicke dem Kinde zu.

„O, verlassen Sie mich nicht, Madame!“ rief das kleine Mädchen mit Aufbietung aller ihrer Kräfte im herzzereißenden Tone.

„Dich verlassen!“ erwiderte die Tänzerin mit erhobener Stimme. „Nimmermehr! — Es giebt keine menschliche Gewalt, die mich von Dir trennen kann!“

Mit diesen Worten schlang sie ihren Arm um das zitternde Mädchen. — Der herzlose Verbrecher stieß einen dumpfen Fluch aus.

„Sennora!“ sagte er mit vor Wuth bebender Stimme. „Sie kennen mich nicht, und können auch nicht ermessen, welches Vergehen Sie in meinen Augen begangen haben, indem Sie in dieses Gemach auf räthselhafte Weise gedrungen sind . . .“

„O, ich kenne Sie nur zu gut, mein Herr!“ rief die schöne Jüdin verächtlich, „und ich weiß, daß Sie wohl fähig sind, ein schmachvolles Verbrechen zu begehen! — Ich sehe, ich fühle, daß man dieses arme, verlassene, — vielleicht geraubte Kind — hat verschmachten lassen wollen! — Ich werde es in Zukunft beschützen, ich werde über das hülflose Wesen wachen!“ —

Bei diesen mit größter Leidenschaft gesprochenen Worten, tauchte plötzlich hinter dem Rucken der streitenden Personen unbemerkt ein Gesicht auf. Es war der Banquier Hally Robinson der geräuschlos eingetreten war. — Anstatt in das dunkle, jetzt nur von einer Kerze erleuchtete Kabinet einzutreten, blieb er unbeweglich und gleichsam im Schatten gehüllt, theilnahmlos auf der Schwelle stehen, und richtete sein ausdrucksvolles Auge mit vollkommener Gleichgültigkeit auf die seltsame Scene. — John Bourquet war bei den Worten Spinosas sichtlich vor innerer Wuth heftig zusammen gefahren.

„So, so,“ sagte er endlich mit verbissenem Grimme. „Sie scheinen

sehr viel zu wissen und sich für Etwas zu interessiren, das Sie nichts angeht! — Nun, gut!“ fuhr er im drohenden Tone fort, „ich will das Geschehene vergessen, aber bei Ihrem Leben! — gehen Sie jetzt aus diesem Gemache!“

„Ich werde nicht gehen!“ wiederholte Spinosa in entschlossenem Tone, indem ihr glühendes Auge mit erhabener Ruhe, ohne sich zu senken, das Unheil verkündende Leuchten von Bourquet's Blicken aushielt. — „Zuerst müssen Sie mich tödten, elender Mörder, wenn Sie diesem armen Kinde an's Leben wollen!“

Die Hand des tödtlich beleidigten Mannes fuhr unwillkürlich in die Brusttasche seines Rockes, sein gewöhnlich bleiches Gesicht wurde bis über die Stirn hinaus blutroth, während seine unstät blickenden Augen voll Mordgier unheimlich funkelten.

„Hinaus!“ brüllte er, seiner Sinne über diesen unverhofften Widerstand nicht mehr mächtig, wobei seine rechte Hand einen blanken Stahl nach der Brust der Jüdin zückte. „Du hast es nicht besser gewollt!“

Keine Muskel in dem strahlend schönen Gesicht Spinosa's verzog sich. Nur richtete sie ihr feuchtes Auge gen Himmel, denn sie fühlte, daß ihre Todesstunde gekommen sei. — Aber Hally Robinson, der Banquier, hatte sich endlich entschlossen, eine thätige Rolle bei diesem Auftritt zu übernehmen, in dem Augenblicke, wo John Bourquet von einem jener Wuthparoxysmen befallen war, welche Leute ausgesetzt sind, die gewöhnlich ihre Leidenschaft heuchlerisch verbergen, in diesem Augenblicke, wo er auf das noch immer unbeweglich dastehende Mädchen zustürzte, hielt ihn plötzlich der kräftige Arm Robinson's fest. — Bourquet wandte sich erschrocken um und suchte sich aus den umschlingenden Händen des Banquiers frei zu machen, aber seine Kraftanstrengungen waren vergeblich.

„Wie!“ rief er mit zuckender Lippe, „Sie wagen es, mir Gewalt anzuthun?“

„O nein!“ erwiderte Robinson kalt, „ich will nur nicht, daß Sie dieses Mädchen tödten sollen!“

„Und wenn ich es dennoch will?“ fragte der Wüthende mit rollenden Augen.

„Dann werde ich Sie daran zu hindern wissen!“ entgegnete der Banquier mit eisiger Ruhe.

Und warum? wenn ich fragen darf!" brüllte Bourquet in seiner entsetzlichen Wuth.

„Aus mehreren Gründen," sagte Hally Robinson plötzlich mit ganz veränderter Stimme, indem sein Gesicht eine merkwürdige Veränderung erlitt.

Die Tänzerin, welche der Zorn Bourquet's nicht hatte zum Zittern bringen können, fuhr erschreckt zusammen und heftete jetzt auf den Banquier einen forschenden, unruhigen, aber auch furchtsamen Blick. — Das bis zum Tode erschreckte, kranke Kind lag leblos auf seinem Schmerzenslager.

„Welche Gründe sind das?" fragte Bourquet höhnisch.

„Erstens, weil dieses Mädchen meine Tochter ist!" fuhr Robinson, ohne seine Ruhe zu verlieren, fort, „und zweitens liegen Umstände vor, die Sie nicht zu wissen brauchen!"

Spinosa zitterte und ihre Wangen erbleichten, aber sie gab keine Ueberraschung kund. — Bourquet stutzte und ließ langsam den Dolch zu Boden fallen.

„Nun, Spinosa!" sagte Hally Robinson spöttisch, indem er sie mit jenem durchdringenden, vernichtenden Blicke maß, von welchem das liebliche Mädchen öfter mit Ben Ellinor gesprochen, „erkennst Du mich nicht wieder?"

„Ich erkenne Sie jetzt ganz genau!" hauchte die Tänzerin, immer mehr erblassend, „und dennoch — dennoch . . ."

„Dennoch, Spinosa, bedeutet bei einem so gelehrten Manne, wie der weltberühmte Professor Guido Guiseppo, Nichts! — Du hast mich hängen sehen, nicht wahr? — Wer weiß, ob es nicht noch einmal geschieht!" fügte er mit einem rauhen Lachen hinzu. „John Bourguet!" wandte er sich an diesen, dessen Wuth sich mit einem Schlage gelegt zu haben schien, „wenn ich sage: Sennora Pepa Varlenta ist meine Tochter, so verstehen Sie mich wohl, zu der Zeit, wo ich Simon Baroche hieß, nannte man sie — Spinosa Baroche, das ist Alles — und doch ist dies nicht der Hauptgrund, weshalb ich mich zwischen Sie Beide gestellt habe! Ihr Leben ist in das „eiserne Thatenbuch" der Rächerloge eingetragen, sie ist gefeit! — Das ist der Hauptgrund!"

„So, so!" sagte John Bourquet und ließ den Kopf sinken. „Und doch weiß sie . . . Wer wird es übernehmen, sie zum Schweigen zu

bringen?“ brach er kurz ab. — „Wollen Sie es thun, Simon Baroche?“

Der Jude warf einen entsetzlichen Blick auf das schöne Mädchen, das furchtsam die Augen niederschlug, und sagte:

„Nun ja, John Bourquet, ich werde das übernehmen. Sie kennt mich. — Kommen Sie!“ fügte er hastig hinzu, „man erwartet uns in der Loge. Ich bin eigentlich nur hierher zurückgekehrt, um Sie abzuholen. — Wenn dieser kaiserliche Bastard nicht meine Chatoulle in Paris hätte in Anspruch nehmen wollen, würde das alberne Mädchen sich nicht in ihn verliebt haben, folglich hätte sie dann den tartarischen Prinzen zum Verehrer angenommen, woraus folgt, daß ich nicht versucht haben würde, um fünftausend armseliger Rubel willen die Handschrift Sr. Durchlaucht nachzuahmen, so daß ich keine Gelegenheit gehabt haben würde, den armen Stummen zu schlagen, der mich dann nicht gefesselt und die Polizei geholt hätte, woraus ganz genau folgt, daß ich nicht gehängt worden wäre. — So köstlich nun auch das Antidotum des Professors Guiseppo gegen den Strick sein mag, Bourquet, so schwöre ich Ihnen doch, daß man in Mazas verdammte Stunden zubringt. — Aber lassen Sie uns eilen!“ unterbrach er sich.

Sie gingen zusammen. Bourquet schloß alle Thüren hinter sich zweimal herum zu. — Einige Sekunden nach ihrem Fortgehen öffnete sich die geheime Thür, welche aus dem Kabinet in das Zimmer führte, in das man Spinosa bei dem kranken Kinde eingesperrt hatte. Bourquet schien darauf keinen Werth gelegt zu haben, daß die Jüdin den Mechanismus der Thür kannte. Spinosa trat durch die Thür schüchtern ein. Das schöne Mädchen ging schnell durch das Zimmer und drückte auf die Klinke der andern Thür, durch welche die Männer hinausgegangen waren. — Sie schüttelte lächelnd den Kopf. Darauf verschwand sie, um in wenigen Minuten mit dem Kinde wiederzukommen, dessen schwankenden Gang sie mit anmuthiger und rührender Sorgfalt unterstützte. Das kleine Wesen war sehr angegriffen, die Spuren eines langen und grausamen Leidens, welchem man es offenbar absichtlich unterworfen hatte, waren auf seinem magern und bleichen Gesicht in grausigen Zügen zu lesen. Clary's jugendliche Gestalt sank bei jedem Schritte ermattet zusammen, nur mit Mühe schlich sie durch das Zimmer. Spinosa küßte das bleiche Kind unaufhörlich auf den schmerzlich lächelnden Mund, worauf der Schatten des

Todes schon zu lagern schien, und nahm einen solchen zärtlichen Ton der Stimme an, wie eine ängstlich besorgte Mutter es bei ihrem einzigen, todeskranken Kinde thun würde. Sie versuchte, dem unbeweglich gewordenen Geiste des armen Kindes wieder Schwungkraft zu geben, um wenigstens etwas über die Herkunft desselben zu erfahren.

„Siehst Du, süße Clary," sagte die Jüdin mit einem bezaubernden Lächeln, „jetzt gehst Du schon allein. Ich habe fast gar nicht mehr nöthig, Dich zu unterstützen. Weißt Du wohl, Clary," fügte sie mit leuchtenden Augen hinzu, „daß wir Beide jetzt die Herrinnen vom Hause sind? — Man hat uns zwar eingeschlossen, aber ich hoffe bald einen Weg zu unserer Rettung zu finden, an dessen Versperrung die Barbaren nicht gedacht haben. — Aber wir müssen eilen, denn wir würden diese Gelegenheit vielleicht nicht noch einmal so günstig wiederfinden."

Spinosa war durch das Zimmer geeilt. Sie drückte auf eine künstlich gearbeite Rosette, welche die Bestimmung zu haben schien, die Falten einer prachtvollen Draperie zu halten. Das muthige Mädchen drückte mit aller Energie ihrer fast männlichen Kraft darauf. Hinter dem Getäfel ließ sich ein Geräusch vernehmen und eine maskirte Thür, welche mit dem verlassenen Hause No. 9, Lample-Street communicirte, öffnete sich weit.

„Sieg!" rief Spinosa mit dankerfülltem Blicke zum Himmel. „Du Vater der Liebe, hast mein Gebet erhöret!"

Sie nahm das Kind in ihre Arme, wickelte es in ihren warmen Shawl und trug es ohne anzuhalten durch den Gang bis zu einer Hinterthür des Hauses No. 9. Eine halbe Stunde darauf hielt ein Fiaker in West-End vor dem prächtigen Palais der Gräfin von Castiglione.

Es war noch am frühen Morgen, als Spinosa, die schöne Tänzerin, die Gemächer der mächtigen Favoritin des Herzogs von York, mit dem schlafenden Kinde in ihrem Armen, ganz erschöpft betrat. — Sie war, wie wir wissen, von Ben Ellinor gewaltsam getrennt worden, in dem Augenblicke, wo sie mit ihm das verhängnißvolle Haus verlassen wollte. — Was aus ihm geworden, war ihr völlig unbekannt, und da sie nicht wagte, sich allein in seine Wohnung zu begeben, so dachte sie natürlich daran, bei der Gräfin vorläufigen Schutz zu suchen, und von hier aus Nachricht über Ben Ellinor zu erlangen.

Die Gräfin erschrak nicht wenig zu einer so ungewöhnlichen Stunde,

die reizende Tänzerin mit einem schlafenden Kinde neben sich, auf dem Divan in ihrem Empfangzimmer, bleich und erschöpft sitzen zu sehen. Beim Anblick der schönen Züge des Mädchens lächelte die Gräfin fast freudig.

„Ich glaubte schon," sagte sie herzlich, indem sie ihr Erstaunen überwand, „daß Sie mich vergessen haben, Sennora Varlenta, und ich bin sehr glücklich, Sie zu sehen, wenngleich Ihr Aussehen und die Stunde Ihres Erscheinens einen seltsamen Grund haben mag."

Die Tänzerin ergriff die zartgeformte Hand der Gräfin und küßte sie mit einem Blicke, der zu sagen schien:

„O, üben Sie Erbarmen, dringen Sie nicht in meine Geheimnisse, aber gewähren Sie mir Ihren mächtigen Schutz."

Die Gräfin von Castiglione, eine erfahrene Weltdame, begriff zwar nicht den Zustand des armen Mädchens, aber sie verstand das stumme Flehen des wunderbar schönen Auges. Sie schwieg, und ein liebevolles Lächeln ermuthigte die Jüdin, und versicherte ihr den ausgedehntesten Schutz, um den sie in stummen Geberden so verständlich sprach.

„Wie bleich und verändert Sie selbst sind, theure Gräfin," begann Spinosa mit feuchtem Blicke. „Auch Sie scheinen zu leiden."

„Ja," antwortete die Gräfin von Castiglione mit einem sanften Lächeln, indem sie die Hand auf's Herz legte, „ich leide — aber meine Leiden gehören zu denen, die ein Arzt nicht heilen kann. — Ich will Ihnen später meine Leiden erzählen. — Aber was ist Ihnen denn geschehen, Sennora?" fügte Sie mit dem Drange der weiblichen Neugier hinzu. „Sie scheinen auch nicht glücklich zu sein?"

„Ich kann Ihnen meine Leiden nicht mittheilen, Frau Gräfin," entgegnete Spinosa schmerzlich, indem sich ein trauriges Lächeln über ihre madonnenhaften Züge langsam dahinstahl. „Meine Leiden verbergen ein großes Geheimniß, und dies Geheimniß, so furchtbar in seinem Wesen, gehört nicht mir. — Seit ich Sie nicht gesehen, habe ich viel gelitten, aber auch viel freudevolle Stunden gehabt. Der Tag, an welchem ich Ihnen, Frau Gräfin, mein Herz ganz werde öffnen können, wie ich es Herrn Ben Ellinor geöffnet habe, dessen Weib ich nun bald sein werde, wird für mich ein unaussprechlich glücklicher sein."

Die Gräfin zog die schöne Tänzerin liebkosend an ihre Brust.

„Ich wußte wohl, daß Sie mir wenigstens einen Trost brachten,"

sagte sie mit herzgewinnender Freundlichkeit. „Es ist für mich etwas so angenehmes, Sie, Sennora, glücklich zu sehen. Ich kenne Herrn Ben Ellinor, und weiß, daß er edel und gut ist — so gut und edel, als Sie in der Gluth Ihrer jungen Liebe ihn sich nur denken können."

Die Gräfin küßte Spinosa zärtlich auf die Purpurlippen ihres rosigen Mundes, diese neigte erröthend ihr Gesicht zu Boden und lächelte verschämt.

„Ich komme zu Ihnen, Frau Gräfin," sagte die Tänzerin endlich mit leiser Stimme, „Sie um ein Asyl für mich und für jenes verlassene Wesen zu bitten." Spinosa deutete bei diesen Worten auf das schlafende Kind. „Wenn ich Ihnen auch meine Geheimnisse nicht mittheilen kann," fuhr sie nach einer Pause schmerzlich erregt fort, „so darf ich Ihnen doch die Verlegenheit nicht verhehlen, in der ich mich befinde — ich habe kein Obdach!"

„Wie?" rief die Gräfin erstaunt, „die gefeierte Sennora Pepa Varlenta hat kein Obdach? — Wie verstehe ich das?"

Die reizende Tänzerin schwieg und lächelte traurig vor sich hin.

„Verzeihung, Sennora!" fuhr die Gräfin von Castiglione fort, indem sie sich durch liebevolles Wesen bemühte, nicht weiter in die seltsamen Geheimnisse des schönen Mädchens zu dringen. „Ich danke Ihnen," fügte sie mit einem seelenvollen Blicke hinzu, „daß sie gefühlt haben, daß mein Haus so gut wie das Ihrige ist."

Die letztern Worte der blendend schönen Gräfin wurden mit offenem, herzlichem Tone gesprochen, und doch umwölkte sich flüchtig ihre weiße Stirn, so wie sie aufgehört hatte zu sprechen. Man konnte sie der Gewöhnlichkeit nicht beschuldigen, und von bürgerlichen Elementen war auch kein Athem in ihrer stolzen Seele — aber sie war ein Weib! — Ohne ihr Wollen und mit zauberhafter Schnelligkeit kombinirte ihr scharfer Verstand eine Menge von Ideen. Sie erinnerte sich der seltsamen Unwissenheit, welche die schöne, gefeierte Tänzerin bei ihrem plötzlichen Erscheinen in der vornehmen Welt, und bei den flüchtigen, in den Momenten der Vertraulichkeiten ihr enschlüpften Bekenntnissen gezeigt hatte. Sie stellte diese verschiedenen Umstände mit dem Stande des Mädchens zusammen, die Tänzerin war, und von der noblen Herrenwelt mit feurigen Liebesanträgen unausgesetzt wie ein Planet umschwärmt wurde, und doch in die Geheimnisse des Weibes und der Liebe nicht eingeweiht schien. Sie war in diesen Punkten unwissender wie ein Mädchen von zehn oder zwölf Jahren. — Auf diese Weise

kam die schlaue und listige Maitresse, die gefährliche Sirene und Todtfeindin der Männerwelt, endlich dazu, sich zu fragen: wie die auf Händen getragene, schöne Sennora Pepa Varlenta in den Fall kommen könnte, mit einem Kinde eines Asyls zu bedürfen. Diese Gedankenarbeit dauerte ungefähr eine halbe Minute. Das Ergebniß derselben war ein Zorn, den die Gräfin gegen sich selbst empfand, und daß sie das reizende Mädchen mit verdoppelter Zärtlichkeit umarmte.

„Ich kannte Ihre unbegrenzte Güte, Frau Gräfin," versetzte Spinosa, die noch roth und verwirrt war. „Ich bitte um einen Zufluchtsort und außerdem . . ." Sie schwieg verschämt.

„Außerdem?" fragte die Gräfin sanft. „Reden Sie ohne Scheu," Sennora," fügte sie ermuthigend hinzu.

„Ich möchte Herrn Ben Ellinor sprechen," flüsterte die Tänzerin leise und hob den schönen Kopf in die Höhe, als wollte sie gegen die Röthe, die in ihrem engelgleichen Antlitz aufstieg, protestiren.

Die Gräfin erhob sich lächelnd, ergriff eine kleine silberne Glocke und schellte.

„Sehen Sie doch, Sennora," sagte sie fröhlich, „Sie haben mich von meinem Kummer geheilt. — Bringen Sie mir mein Schreibzeug," wandte sie sich in heiterer Laune zu der eintretenden Kammerfrau.

In wenigen Augenblicken legte die Dienerin eine prächtige Schreibmappe von Maroquin auf den Tisch und entfernte sich. — Die Gräfin tauchte die Feder in die Dinte.

„Wir wollen ihm eine Ueberraschung bereiten, meine süße Freundin! rief die Gräfin lachend. „Ich werde ihm nicht schreiben, daß Sie hier sind, und wenn er kommt, dann. . . ."

„Nein, nein, Frau Gräfin!" erwiderte Spinosa erbleichend, „sagen Sie ihm, daß ich bei Ihnen bin, das wird ihn beruhigen, denn er wird gewiß fürchten, daß mich Gefahren umgeben."

„Wie Sie das Wort aussprechen, Sennora, — Gefahren!" sagte die Gräfin verwundert. „Nun, ich werde Herrn Ben Ellinor schreiben, daß Sie in meinem Asyl gesichert sind."

Sie schrieb schnell einige Zeilen nieder, schloß den Brief, klingelte und befahl der eintretenden Kammerfrau, sogleich das Schreiben nach Clifford-Street zu Herrn Ben Ellinor besorgen und auf Antwort warten zu lassen.

Die Dienerin entfernte sich mit dem Briefe. — Spinosa richtete

einen dankbaren Blick auf die Gräfin und lächelte sie zärtlich an. Die beiden Freundinnen plauderten eine Zeitlang mit einander, bis das Frühstück servirt wurde. Die Gräfin fühlte sich ungemein erheitert und hingezogen zu dem lieblichen Kinde. — Häufig bedarf es nur des Klanges einer befreundeten Stimme, um die schweren Wolken zu zerstreuen, welche Einsamkeit und Kummer um die Seele anhäufen.

Spinosa sah sehr häufig nach dem Zeiger der kostbaren Uhr, welche auf dem Kamin stand. Endlich erschien die Kammerfrau wieder. Sie hatte einen Brief in der Hand.

„Gieb schnell!“ rief die Gräfin erregt, während die schöne Jüdin bleich wurde und die Hand auf's pochende Herz legte.

Die Kammerfrau reichte ihrer Gebieterin das Schreiben — es war dasselbe, das sie vor ungefähr einer Stunde geschrieben. Es war uneröffnet.

„Was bedeutet das?“ fragte sie bebend.

„Verzeihung, Frau Gräfin,“ antwortete die Kammerfrau. „Herr Ben Ellinor ist aus seiner Wohnung plötzlich verschwunden, man kennt seinen Aufenthalt nicht.“

Spinosa schwankte und mußte sich auf die Lehne des Divans stützen.

Gegen zwei Uhr Nachmittags am andern Tage, ließ Lord Derby sich bei der Gräfin von Castiglione anmelden. Diese befand sich mit der schönen Tänzerin in ihrem Boudoir. Spinosa hatte die Nacht im Hause der Gräfin zugebracht. Der Name des Lords würde zu jeder andern Zeit sehr störend die Gespräche der beiden Damen unterbrochen haben, aber heute wurde er ohne Verdruß, ja fast mit Freude vernommen. Man war begierig, etwas Neues zu erfahren, und der Lord war gewöhnlich von allen Neuigkeiten genau unterrichtet. Er wurde in das Boudoir eingelassen.

„Was giebt es Neues, Ew. Herrlichkeit?“ fragte die schöne Gräfin lebhaft, als die üblichen Begrüßungen stattgefunden hatten, bei welchen der Lord nicht wenig erstaunt war, die spröde Tänzerin in Gesellschaft der intriganten Gräfin zu finden.

Nachdem er verschiedene Scandalösa aus der vornehmen Welt vorgebracht hatte, worüber die Gräfin oftmals lachen mußte, während Spinosa nachdenklich vor sich hinstarrte, sagte er plötzlich:

„Die Hauptneuigkeit betrifft den liebenswürdigen Abkömmling Napoleon III. — Herrn Ben Ellinor.“

Spinosa ließ den Arm sinken und wurde so unbeweglich, daß man sie für eine Statue hätte halten können.

„Was ist denn mit ihm geschehen?“ fragte die Gräfin bebend.

„Die Nachricht ist kaum glaublich,“ versetzte der Lord. „Herr Ben Ellinor ist wahnsinnig!“

Die Tänzerin zuckte zusammen, schwieg aber.

„Was denken Sie darüber, Lord Derby?“ rief die Gräfin außer sich.

„Ich bedaure den jungen Mann von ganzem Herzen,“ versetzte der Lord ausweichend. „Aber man beschuldigt ihn, einen Mordversuch auf die Königin vollführt zu haben.“

„Daran ist doch gewiß nichts Wahres, hoffe ich?“ sagte die Gräfin lächelnd.

Der Lord zuckte mit wichtiger Miene die Achsel und erwiderte leise:

„Ich weiß aus ganz zuverlässiger Quelle, daß Ben Ellinor vor einiger Zeit mit Gewalt in das japanische Gewächshaus des Schlosses zu Kew eingedrungen ist . . .“

„Weshalb, guter Gott?“ unterbrach ihn die Gräfin mit starren Augen.

Das zu Tode geängstigte Mädchen athmete hoch auf, und legte die Hand auf's Herz. Sie kannte die Geschichte aus den Mittheilungen Ben Ellinor's.

„Um eine Camelie zu erobern, Frau Gräfin, eine Camelie, die er für eine Kleinigkeit bei dem ersten besten Blumenhändler hätte haben können!“ rief der Lord verächtlich.

„Und hat er kein anderes Zeichen von Wahnsinn gegeben?“ fragte Spinosa schüchtern.

„Er soll, wie man sagt, das Feuer der Husaren ausgehalten, und seinen Renner — ein Pferd im Werthe von mindestens tausend Pfund — todt geritten haben,“ antwortete der Lord zuvorkommend. „Für eine Camelie — mir scheint . . .“

„Aber wenn diese einfache Blume nun einen Werth für ihn hatte, den Sie nicht ahnen können, Ew. Lordschaft,“ sagte die Tänzerin wehmüthig.

„Nun, wenn ich aufrichtig sprechen soll,“ entgegnete der Lord mit einer spöttelnden Geberde, „so sehe ich nicht ein . . .“

„Und was ist aus dem jungen Mann geworden?“ unterbrach ihn die Gräfin von Castiglione abermals.

„Ich kann es Ihnen nicht genau sagen, Frau Gräfin,“ antwortete der Lord artig, indem er sich anschickte zu gehen. Er fühlte, daß er mit seiner Neuigkeit durchaus Fiasco bei den Damen gemacht hatte. „Wahrscheinlich hat ihn die Regierung vorläufig in ein Irrenhaus einsperren lassen,“ fügte er noch ironisch hinzu.

Die schöne Tänzerin verlor bei diesen Worten ihre glänzende Farbe.

„Eingesperrt!“ rief sie todtenbleich. „Gefangener!“

„Ja, Sennora!“ sagte die Gräfin ernst. „Insofern ist die Sache ganz in der Ordnung. Man muß gestehen, daß sein Benehmen mindestens die erlaubten Grenzen überstieg.“

Der Lord empfahl sich und ging. — Als die beiden Damen allein waren, suchte die Gräfin vergeblich den Eindruck zu vermindern, den das Gehörte auf Spinosa hervorbrachte, anstatt auf den Beistand der mächtigen Freundin zu hoffen, wurde sie immer muthloser und trauriger.

„Ich muß seinen Aufenthalt zu erforschen suchen, Frau Gräfin!“ rief sie endlich in entschlossenem Tone. „Ich glaube zu errathen, daß er in diesem Augenblicke das Opfer einer nichtswürdigen Machination ist. — Ich kannte jenes verwegene Abenteuer vom Schlosse Kew, er selbst hat es mir erzählt. Die Blume war für ein Mädchen, Frau Gräfin, das er mit ganzer Seele liebte. — Sie ist todt, doch ihr Andenken wird in seiner Brust ewig fortleben. — Ist man toll, theure Gräfin, wenn man tief und innig liebt?“

„Sie sind glücklich, Sennora, bei dem Gedanken, daß er sie nicht minder liebt!“ konnte die Gräfin von Castiglione sich nicht enthalten zu sagen und mußte unwillkürlich auf ihre eigene Lage einen schmerzlichen Blick werfen, die nichts von wahrer, heiliger, reiner Liebe wußte.

„Glücklich!“ wiederholte die schöne Jüdin, schmerzlich lächelnd. — „O ja, sehr glücklich, daß ich geliebt bin! — Aber, Frau Gräfin, Sie kennen die furchtbaren und grausamen Feinde nicht, welche diese Liebe uns geschaffen. Sie sind ohne Erbarmen, jede Waffe ist ihnen recht, und sie sind sehr mächtig. — Vielleicht leidet er und klagt mich an, daß ich ihn vergessen habe! — Ich muß ihm zu helfen suchen!“

Die Gräfin hatte keine Worte, um einen solchen Entschluß zu bekämpfen, der unter ähnlichen Umständen gewiß auch der ihrige gewesen wäre. Da sie Spinosa bei ihren Nachforschungen nicht begleiten konnte, so gab sie ihr Verhaltungsmaßregeln und Briefe an die Directoren der ersten Irrenanstalten in der Umgegend London's mit. Ihr Instinkt sagte ihr, daß man nicht gewagt haben würde, Ben Ellinor in eine der Anstalten London's zu bringen.

Spinosa reiste noch an demselben Tage ab. Drei Tage hindurch besuchte sie die namhaftesten Irrenanstalten, aber nirgends fand sie eine Spur von Ben Ellinor. Sie hatte endlich ihre Umfahrt beendet und kehrte trostlos nach London zurück. Doch ihr Herz ließ sie nicht Ruhe finden. Sie begann in der Riesenstadt selbst ihre Nachforschungen und gelangte endlich nach Bedlam. — Man zeigte ihr Hunderte von Irren, aber man erklärte ihr auch, es werde Niemand zu den Wahnsinnigen gelassen, die geheim gehalten werden müssen.

Wahnsinnige im Geheimen! — Jedermann weiß, daß England ein freies Land ist. Aber wahnsinnig und geheim, das sind zwei Worte, die nicht zusammen passen, und mit der gepriesenen englischen Freiheit am allerwenigsten! Man behauptet, daß Bedlam, halb Irrenanstalt, halb Gefängniß, der englischen Regierung zu Staatsgefängniß diene. — In der That, es muß dort eine furchtbare Gefangenschaft für den vernünftigen Menschen sein. Geheime Wahnsinnige heißt in jeder Uebersetzung: Menschen von gesundem Verstande, die unter dem Vorwande von Wahnsinn, abgesperrt und geknechtet werden.

Spinosa verließ die grausige Stätte menschlichen Elendes und menschlicher Rachsucht in der festen Ueberzeugung, daß Ben Ellinor dort unter den geheim gehaltenen Unglücklichen schmachtete. — Sie irrte sich nicht, wie wir wissen. Der arme junge Mann war auf Ersuchen Hally Robinson's, oder vielmehr durch Einwirkung des Fürsten d'Auvergne und den Begehr des Chefs der Polizei nach Bedlam gebracht worden. Die politische Färbung, welche man nicht verfehlt hatte, seiner Verhaftung zu geben, war die Ursache, daß die Behörden dem Ansuchen des französischen Gesandten gern Folge leisteten.

Man erlaube uns bei dieser Gelegenheit zu bemerken, wie biegsam und vortheilhaft diese Anklage des Wahnsinns ist, die so einem für gefährlich gehaltenen Manne an den Kopf geworfen wird. Wir bestreiten England seine Freiheit keinesweges, nur müssen wir behaup=

ten, daß in Bedlam mehr als ein Unglücklicher schmachtet, der mit thränenvollen Augen nach dem Zuchthause, der Deportation — oder gar nach dem Schaffot verlangt, um von seiner namenlosen Pein erlöst zu werden. — Aber dieser Umstand schadet der englischen Freiheit in keiner Weise. Diese aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen — vergessenen Menschen, werden auf die gesetzlichste Weise gemartert und — wahnsinnig gemacht. — Sie sind aber auch dem Ausspruche der Untersuchungsjury nach schon vorher wahnsinnig, ihre Verrücktheit ist gesetzlich constatirt. — Und doch sind sie nur staatsgefährlich, aber nicht wahnsinnig!

Der Gesandte hatte es so angestellt, daß das Verhör Ben Ellinor's auf die Verhältnisse des berühmten Banquiers kam, und der kaiserliche Bastard mußte, vorurtheilsfreien Männern gegenüber, mit seinen Anrechten über sein Geburtsrecht und seinen Behauptungen über Hally Robinson, den er mit größter Hartnäckigkeit für den vor einigen Jahren in Paris gehängten Juden Simon Baroche erklärte, — im höchsten Grade für wahnsinnig erscheinen. Der Enkel des greisen Emirs Abd-el-Kader, verlangte nach den Sitten und Gebräuchen Arabiens, den Namen seines Vaters Napoleon Bonaparte zu führen. Seine Person war ein Pendant zu dem armen Lohndiener Ernst Graf in Dresden, der nie seinen Zweck erreichte, und dessen Leichnam man am 17. April 1865 in der Elbe fand.

Die Worte Ben Ellinor's wurden von ihm fließend und zusammenhängend gesprochen, aber die Jury erklärte seinen Zustand für unheilbaren Wahnsinn. Er war für die Außenwelt verloren.

Das arme Madchen wußte natürlich nichts von dem Allen. Als sie in das Haus der Gräfin nach einer Abwesenheit von sechs Tagen zurückkehrte, umarmte sie die Maitresse des einflußreichen Herzogs von York mit Thränen in den schönen Augen.

„Ich habe gethan, was ich gekonnt habe, Sennora Varlenta," sagte sie traurig. „Ich habe Erkundigungen eingezogen und ihn gefunden."

„Wo — wo ist er?" fragte Spinosa stürmisch, indem sich ihr voller Busen mächtig hob und senkte.

„In Bedlam!" antwortete die Gräfin schaudernd. „Aber seinen Aufenthalt zu entdecken, war nicht so leicht. Ich mußte alle List und Verstellung anwenden. Er ist für vollkommen wahnsinnig von der Jury erklärt worden . . ."

„Aber,“ unterbrach sie Spinosa hastig, „es wird ja keine große Mühe machen, zu beweisen, daß . . .“

Sie hielt plötzlich inne, denn ein Blick der Gräfin sagte ihr deutlich, daß Alles verloren sei.

„Mein armes Kind!“ sagte sie seufzend, „geben Sie sich keiner Hoffnung hin. Alles geschieht auf Antrag des französischen Gesandten, und dieser ist bei Hofe sehr einflußreich. — Es müßte ein Weg gesucht werden, dem Einfluß des Fürsten d'Auvergne kräftig zu begegnen.“

Die bezaubernde Gräfin von Castiglione stützte ihren wunderschön geformten Kopf auf ihren vollen Arm und wurde nachdenklich. Spinosa sah sie begierig an und suchte in ihren reizenden Zügen einen Schimmer von Hoffnung.

„Ben Ellinor ist der natürliche Sohn Napoleon's,“ flüsterte sie vor sich hin. „Ich kenne wie Jedermann in London seine Ansprüche und seine Kämpfe um Erlangung seiner vermeinten Kindesrechte. Der Fürst d'Auvergne muß sich im Namen seines Kaisers zu einem Vergleich verstehen, der die Zukunft Ben Ellinor's sichert. Er darf, ohne gefährliches Aufsehen in der vornehmen Welt zu erregen und den Haß der Großen England's gegen Frankreich zu vermehren, die Sache nicht auf die Spitze treiben. Man muß den Einfluß einer großen Persönlichkeit zu gewinnen suchen.“

Die Gräfin, von diesem Gedanken ergriffen, erhob sich ungestüm und setzte sich, zufrieden lächelnd, an ihren zierlichen Schreibtisch und schrieb. — Aber kaum hatte sie einige Zeilen vollendet, so umwölkte sich ihre reine Stirn, unmuthig warf sie die Feder fort.

„Nein, nein!“ rief sie zweifelnd, „ein Schreiben genügt nicht! — Ich muß mich entschließen, selbst zu ihm zu gehen. Er zürnt noch auf mich wegen der fatalen Ringgeschichte. Aber was hilft es, ich muß erkennen, ob die Macht meiner Reize noch gefährlich genug sind, eine Versöhnung zwischen uns herbeizuführen. Ich muß siegen!“ fügte die bezaubernd schöne Sirene drohend hinzu. „Ich will eine Ausgleichung zwischen dem Gesandten Frankreichs und dem Enkel Abd-el Kaders hergestellt wissen!“

„Erbarmen, Frau Gräfin!“ sagte Spinosa, welche nur die letzten Worte der Maitresse gehört, wohl aber ihre Unentschlossenheit bemerkt hatte. „Lassen Sie mich an Ihren Hoffnungen Theil nehmen!“

Die Gräfin ergriff lebhaft ihre beiden Hände, und küßte sie gerührt auf den lächelnden Mund.

„Sie kennen die gesellschaftlichen Zustände England's zu wenig, Sennora," entgegnete sie ernst. „Ein Mann, ohne Vermögen, ohne Namen, ist eine unbedeutende Person, hat diese aber mächtige Verbindungen, die sich energisch für ihn verwenden, und ihn in ihren Schutz nehmen, so fürchtet und verehrt man einen solchen Schützling."

Während die Gräfin von Castiglione diese Worte sprach, warf sie schnell einen kostbaren Shawl um ihre Schultern, und brachte ihre Locken ohne Hülfe der Kammerfrau unter den Hut.

„Se. Hoheit der Herzog von York ist kein gewöhnlicher Mann, fuhr die Gräfin ernst fort, „er hat großen Einfluß auf die Politik dieses Landes, und nährt einen unbegrenzten Haß gegen Frankreich. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Lord-Präsidenten des Ministerraths, haben eine bedeutende Tragweite. — Wenn es mir gelingt den Herzog zu überreden, daß Ben Ellinor in seiner Hand eine gefürchtete Waffe gegen Frankreich werden kann, um dasselbe in Person seines Herrschers empfindlich zu demüthigen, nnd den Hohn, wenn nicht mehr, der gebildeten Welt Europa's über das Haupt Napoleon's heraufzubeschwören, so ist der Sieg bestimmt unser!"

„O, versuchen Sie es, theure Gräfin!" rief die schöne Jüdin mit einem flehenden Lächeln, die von der ganzen Erklärung beinahe nichts verstand.

Die Gräfin, ergriffen von der Ausführung ihres Planes, nickte freundlich mit dem Kopfe, öffnete dann die Thür um zu gehen.

„Mein Wagen ist bereit," sagte sie mit dem ganzen Wesen ihres sinneberauschenden Wesens. „Fassen Sie sich in Geduld, Sennora Varlenta, in kaum einer Stunde bin ich zurück. — Hoffen Sie!"

Eine Minute darauf setzte sich die reizende Maitresse des Herzogs auf die elastischen Kissen des eleganten Wagens, welcher gleich darauf, von dem stolzen Gespanne angezogen, durch die Straßen London's nach Regent-Street davon rollte.

Die Gräfin Adele von Castiglione hatte in jener Nacht, in welcher der Raub des werthvollen Ringes an ihr vollführt wurde, nicht geschlafen. — Bei ihrem Aufstehen am andern Morgen empfing sie zwei Briefe zu gleicher Zeit. Der Erstere hatte folgenden Inhalt:

„Frau Gräfin!

Ich sende Ihnen hunderttausend Pfund in Banknoten. Ich weiß,

daß Sie heute Morgen noch Gelegenheit und Mittel finden werden, diese Summe gegen den Kronjuwel auszutauschen; machen Sie von diesen Mitteln, welcher Art sie auch sein mögen, Gebrauch, ich bitte Sie darum. — Die Königin, meine Anverwandte, weiß gewisse Schwachheiten nicht zu verzeihen. Ich will lieber diese Summe verlieren, als mir die Ungnade der Königin zuziehen.

Heinrich, Herzog von York und Albany."

Die schöne Sirene stieß einen tiefen Seufzer aus und las den zweiten Brief, der folgende Worte enthielt:

„Frau Gräfin!

Dem ehrenwerthen Charakter Sr. Hoheit, seiner hohen Stellung und den Schritten gemäß, welche wir bei ihm versucht, haben wir Grund zu glauben, daß Sie heute Morgen hunderttausend Pfund erhalten werden.

Nehmen Sie, Frau Gräfin, diese Summe in einen Fiacre mit, welcher in diesem Augenblicke vor der Thür Ihres Hôtels hält, und lassen Sie sich — aber ohne Begleitung — bis vor die Kirche von St. Paul fahren.

Wenn Sie eine Stunde zögern, ist der Juwel bereits auf dem Wege nach Dover, und es würde uns unmöglich sein, denselben später beschaffen zu können."

Keine Unterschrift.

„Was soll ich thun?" murmelte sie aufgeregt, „wie kann man sich dergleichen Leute ohne Gefahr anvertrauen? — Wer weiß, ob das Geld des Herzogs nicht dasselbe Schicksal haben wird, als der Ring. — Aber das Schreiben Sr. Hoheit ist positiv, er erwartet diesen Schritt von mir, da jedes Aufsehen vermieden werden muß. Der Herzog muß wohl Grund zum Vertrauen haben, und wenn ich zögere, kann Alles verloren gehen."

Die Gräfin vollzog den Wunsch ihres erhabenen Beschützers. Sie bestieg den geheimnißvollen Fiacre, welcher sich augenblicklich in Bewegung setzte, und im Trabe nach der Gegend der Kathedrale von St. Paul fuhr. In den weiten, öden Hallen der größten Kirche der Christenheit, wurde der Austausch vollzogen. Verdächtige Gestalten umwogten während der kurzen Dauer dieses seltsamen Geschäfts die Umgegend der Kathedrale und hielten jeden Unberufenen fern.

Spinosa wartete, — wie lang erschien ihr diese Stunde. Sie erinnerte sich jetzt der geringsten Worte und Bewegungen der Gräfin.

Bald erfüllte Hoffnung ihre Seele, und machte sie glücklich, bald drückte tiefe Entmuthigung ihr Herz nieder. Sie erinnerte sich, Thränen in den Augen der Gräfin gesehen zu haben, und diese Erinnerung war für sie keine gute Prophezeihung des harten Schicksals Ben Ellinor's. Sie errieth daraus, daß man die Thüren von Bedlam hinter ihm für ewig geschlossen, gleichsam wie man einen Marmorstein auf ein Grab legt.

Die Gräfin von Castiglione fand bei ihrer Rückkehr Spinosa auf dem Teppich knieend, die Hände zum Gebet gefaltelt, und das Gesicht in Thränen gebadet.

„Sieg!" rief sie voll Freude trunken und sich ihr um den Hals werfend. „Die Stimme eines Herzogs kann man nicht theuer genug erkaufen! — Sieg, Sennora, Sieg!"

Das arme Mädchen war von ihrem Glücke wie betäubt. Sie drückte die Hand der Gräfin an ihre Lippen, und fand keine Worte, um die Fülle ihrer dankbaren Regungen auszudrücken.

„Jetzt ist das Handeln an Sie, Sennora!" sagte die Gräfin noch immer erregt, indem sie stürmisch die Liebkosungen der jungen Tänzerin erwiderte. „Sie müssen dieses Schreiben sogleich zum Oberarzt von Bedlam tragen. Es ist eine Bitte des Herzogs, unterstützt von dem Lord-Präsidenten. Eine Bitte Sr. Herrlichkeit gilt noch etwas mehr, als ein Befehl. Sie wird Wunderdinge verrichten! — Diese einfache Bitte umfaßt die Freiheit Ben Ellinor's, Sennora!"

„Seine Freiheit!" erwiderte Spinosa unter Freudenthränen! „O, geben Sie her, Frau Gräfin! — Gott segne Ihre unaussprechliche Güte!"

In diesem Augenblicke befanden sich zwei Personen in dem Gemache des Oberarztes von Bedlam. Es waren die Aufsichtsbeamten der geheimen Abtheilung dieser grausigen Anstalt.

„Meine Herren!" sagte der Oberarzt so eben zu ihnen, „aus Ihrem Berichte ergiebt sich, daß Sie den Zustand des Kranken in No. 11, unausgesetzt beobachtet haben, und zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß er unheilbar ist. — Ich stimme dieser Ansicht durchaus . . ."

„Ein eiliger Brief für den Herrn Oberarzt!" sagte plötzlich ein Beamter, der die Thür halböffnete.

„Gut, gut," erwiderte der Herrscher von Bedlam gleichgültig,

„nehmen Sie also," wandte er sich wieder eifrig an die Vollstrecker seines Willens, „die scharfen Proceduren mit dem . . ."

„Das Schreiben trägt das Siegel des Ministeriums," fügte der Beamte hastig hinzu, und trat ganz in das Conferenzzimmer.

„So, so, das Siegel Sr. Excellenz des Lord-Präsidenten!" versetzte der Oberarzt, indem er das Schreiben hin und her wandte.

Er öffnete dasselbe mit einer ehrfurchtsvollen Miene. Während er die ersten vier Reihen las, verriethen die eisernen Züge seines Gesichts keine Bewegung. Als er mit dem Briefe zu Ende war, drückten sie große Selbstüberschätzung aus.

„Machen Sie der Sennora meine ergebenste Empfehlung," sagte er zu dem Beamten, „ich werde in wenigen Minuten zu ihren Diensten stehen! — Um nun wieder auf den Kranken in No. 11 zu kommen, so geht meine Meinung dahin," wandte er sich ruhig an die Aufsichtsbeamten, „daß Sie sich durchaus geirrt haben, denn wenn jemals ein Mensch den vollkommensten Gebrauch aller seiner geistigen Fähigkeiten besessen hat und besitzt, es der Herr Ben Ellinor ist. Er muß als geheilt betrachtet werden."

Die beiden Werkzeuge seiner Macht glaubten zu träumen, doch als bescheidene Trabanten in einer Bahn, deren Hauptgestirn der Oberarzt war, schwiegen sie, denn die Rückseite des offenen Briefes, zeigte ihnen das große Siegel des Ministerpräsidenten. Sie erriethen, daß Schweigen hier am Platze war.

„Ich werde es selbst übernehmen, die Thür der Anstalt dem Herrn Ben Ellinor zu öffnen," fügte der würdige Oberarzt stolz hinzu.

„Wie? So bald schon?" konnten vor Erstaunen die willenlosen Kreaturen nicht unterlassen zu fragen.

„Es ist niemals zu früh, wenn es sich darum handelt, der Gesellschaft ein ausgezeichnetes Mitglied wiederzugeben!" entgegnete der Oberarzt mit Salbung.

Er verließ sogleich das Gemach. Die beiden Männern sahen sich fragend an, zuckten schweigend die Achseln, und begaben sich auf ihren traurigen Posten.

Was vermag nicht eine Bitte, mit dem Siegel Sr. Herrlichkeit des Lord-Präsidenten versehen, auf die empfängliche Seele eines, mit unumschränkter Macht bekleideten Oberarztes von Bedlam!

Ben Ellinor, als gefährlicher Staatsverbrecher schon ohnehin bezeichnet, war seit zwei Tagen in eine von den vergitterten Zellen ge-

bracht worden, in welche man die Rasenden einzusperren pflegte. Er war buchstäblich mit Riemen bewegungslos gefesselt. Jedes seiner Glieder hing mit den entsprechenden Theilen eines massiven Gestelles von seltsamer Form zusammen, das den Namen Zwangstuhl trägt, und mit seinem ungeheuren Gewichte und seinem complicirten Systeme von Riemen die Kräfte eines Herkules herausfordern könnte. — Was der arme junge Mann während dieser Zeit gelitten, vermag keine Feder zu schildern. Zur Rechten und zur Linken waren ähnliche Zellen, wie die seinige. In diesen Käfigen brullten Tag und Nacht, wie wilde Thiere, Wahnsinnige, wie man sie vielleicht in allen Ländern findet, die aber besonders in den englischen Irrenanstalten häufig sind, Geschöpfe, die nichts Menschliches mehr haben, deren Mund schäumt, deren Schlund röchelt, deren blutiges Auge vor Wuth umherrollt, als wollte es aus seiner Höhle treten. Man sagt, das manches Opfer, das aus der menschlichen Gesellschaft verschwinden mußte, in weniger als zwei Wochen wirklich wahnsinnig und rasend geworden ist.

Ben Ellinor war eine energische Natur. Die furchtbare Marter würde wahrscheinlich auf ihn dieselben Folgen gehabt haben. Man konnte die Anstrengung, welche er gemacht hatte, um in dem fürchterlichen Kampfe nicht zu unterliegen, auf seinem bleichen Gesichte lesen, und sein Auge hatte, bei dem düsteren Ausdrucke verzweifelter Entschlossenheit etwas Irres.

Spinosa erschien ihm mitten in seinem unaussprechlichen Elend wie eine strahlende Erscheinung des Himmels. Anfangs glaubte er zu träumen und schloß die Augen, als wollte er noch einige Sekunden länger die liebliche Täuschung festhalten. Es bedurfte nichts Geringeres, als die irdische und nicht im Mindesten himmliche Stimme des gefürchteten Herrschers von Bedlam, um Ben Ellinor zum Gefühle der Wirklichkeit zurückzubringen. Der Oberarzt, der nach dem Wunsche des Herzogs von York und des Ministerpräsidenten gar nicht zu viel thun zu können glaubte, hatte, von der Schönheit der Tänzerin geblendet, diese selbst in die Zelle geführt, um die Wirkung des außerordentlichen Besuchs auf den, seiner Meinung nach wenigstens zweifelhaften Zustand des gefährlichen Kranken, zu beobachten.

„Ihr Diener, Herr Ben Elinor,“ sagte er zu dem sprachlosen jungen Manne kichernd. „Es ist in der That eine betrübende Geschichte. Nun, ich meine, acht bis zehn Tage in Bedlam sind kein Jahrhundert, wenngleich unter Umständen gerade nicht angenehm.“

Als Ben Ellinor, von dieser Anrede unangenehm berührt, die Augen öffnete, sah er das reizende Mädchen neben sich knieen, die vergebens bemüht war, die Riemen des fürchterlichen Zwangstuhles unter heißen Thränen zu lösen.

„Machen Sie sich keine Mühe, Sennora!" rief der Oberarzt, lächelnd über den Eifer des schönen Mädchens. „Man soll sogleich den Apparat beseitigen.

Ein Wink des Oberarztes gebot den Wärtern, das Werk zu vollbringen. In kaum einer Minute war es geschehen.

Ben Ellinor, mit seinen dunklen Augen und dem rabenschwarzen Haar, sprang auf die Füße und schüttelte sich wie ein gefangener Löwe des Heimathlandes seiner Mutter, der den Rand der ewigen Wüste wiedersieht, und die glänzende Mähne dem freien Winde der Einöde Preis giebt. Er richtete sich hoch auf, seine Augen funkelten, seinen Mund umspielte ein Lächeln, für das wir keinen passenden Namen haben, welches keine Feder, kein Pinsel wiedergeben kann. — Ohne eines Wortes mächtig zu sein, ergriff er Spinosa's Arm, die den ausgefertigten Entlassungsschein hielt, und zog sie hastig mit sich fort, nur bestrebt, der Höhle des Jammers zu entfliehen.

„Undankbarer!" brummte der Oberarzt mürrisch. „Er hätte wohl ein Wort der Anerkennung sagen können, denn er ist der Erste, welcher diese „geheime Abtheilung" von Bedlam wieder lebendig verläßt — und er wird auch wohl der Letzte sein."

Der Wagen der Gräfin von Castiglione, in welchem Spinosa gekommen war, rollte jetzt in der Richtung nach West-End dahin. Ben Ellinor saß neben dem lieblichen Mädchen und betrachtete schweigend, aber mit entzückten Blicken die engelgleichen Züge Spinosa's.

„Dank — tausend Dank!" flüsterte er endlich, ihre Hand ergreifend, indem er einen heißen Kuß darauf drückte. „Unendlichen Dank, mein holder Schutzengel!"

„Was müssen Sie gelitten haben, Ben Ellinor!" hauchte das sanft weinende Mädchen mit einem seelenvollen Blicke. „Und ich — ich bin die alleinige Ursache."

Ben Ellinor runzelte die Stirn, während seine Augen im wilden Feuer erglühten.

„Man gönnt uns unsere Liebe nicht!" versetzte er bleich werdend.

„So sind es also meine Peiniger, die Sie in diesen furchtbaren Kerker geworfen haben?" fragte Spinosa zögernd.

„Diese und der Gesandte meines Vaters!“ antwortete Ben Ellinor, mit den Zähnen knirschend. „Aber jetzt bin ich frei!“ fügte er drohend hinzu, „und ich will Abrechnung halten!“

„Was wollen Sie thun, Ben Ellinor?“ rief Spinosa erbleichend. „Hally Robinson ist wirklich mein Vater!“

„Fragen Sie mich nicht, Spinosa!“ versetzte er erregt. „Nennen Sie mir den Aufenthalt des Mannes, den Sie Ihren Vater nennen, ich will erfahren, ob er es in der That ist!“

„O, Ben Ellinor!“ sagte das arme Mädchen zitternd, „um unserer Liebe willen, setzen Sie sich seinem Zorn nicht auf's Neue aus.“

„Sein Zorn vermag nichts mehr gegen mich, Spinosa,“ erwiderte der junge Mann sanft. „Ich muß ihn sehen und sprechen, und zwar auf der Stelle.“

Er sprach die letzten Worte in einem so entschiedenen Tone, daß Spinosa nicht länger zu wiederstehen wagte. Sie bezeichnete ihm die Wohnung des Banquiers.

Sogleich steckte er den Kopf aus dem Wagenschlage und befahl dem Kutscher, nach James Street zu fahren.

„Ich bitte Sie, Spinosa, mich hier zu erwarten,“ sagte Ben Ellinor in dem Augenblicke, wo der Wagen anhielt, „ich werde bald zurückkommen. Bin ich in einer halben Stunde nicht wieder bei Ihnen, dann lassen Sie von der Polizeibehörde einen Mord konstatiren!“

„Ben Ellinor — Ben Ellinor, erbarmen Sie sich meiner!“ rief Spinosa händeringend.

Doch der mit seinem Vorhaben einzig und allein beschäftigte junge Mann hörte schon nicht mehr, einen Augenblick darauf ging er waffenlos über die Schwelle des Banquiers Hally Robinson. — Ein Diener ließ ihn ein. Er prüfte den Ankömmling von allen Seiten mit forschenden Blicken, bevor er sich entschließen konnte, ihn in den Empfangsalon einzulassen, denn die Zeit, welche Ben Ellinor in Bedlam zugebracht, hatte auf seinem Gesicht sichtbare Spuren einer grausamen Behandlung hervorgebracht.

„Ich bitte Sie Platz zu nehmen,“ sagte der Diener endlich im artigen Tone, „ich werde Sie dem Herrn Banquier sogleich melden. Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Das ist nicht nöthig,“ entgegnete Ben Ellinor barsch und nahm sich einen Sessel.

Der Diener, welcher schon auf halbem Wege nach der Thür war, wandte sich schnell um, und begann wieder ohne Umstände den seltsamen Besucher zu prüfen, der da sagte: es sei nicht nöthig, ihn mit seinem Namen anzumelden.

„Dann erlaube ich mir zu fragen: was zu Ihren Diensten steht?“ sagte der Diener argwöhnisch.

„Sagen Sie Simon Baroche, daß ein Herr ihn unter vier Augen zu sprechen wünscht,“ antwortete Ben Ellinor befehlend.

„Diesen Herrn kenne ich nicht,“ antwortete der Diener frostig.

„Simon Baroche, den Juden, wenn Ihnen das besser klingt!“ rief der junge Mann verächtlich.

„Und was wollen Sie von diesem, mein Herr, wenn ich fragen darf?“ sagte plötzlich die Stimme Hally Robinson's, der eben aus der entgegengesetzten Thür unbemerkt über die Schwelle trat.

Ben Ellinor wandte den Rücken. — Der Banquier hatte ihn nicht sobald bemerkt, als er, wie von einer Tarantel gestochen, einige Schritte zurücktaumelte und die Farbe wechselte.

„Ah — ah!“ rief er erstaunt, indem er seinen Augen kaum zu trauen schien. „Hat denn der Satan sein Spiel mit mir?“ fügte er leise hinzu, indem er nach Fassung rang.

„Wir haben eine ansehnliche Rechnung miteinander zu erledigen, Simon Baroche!“ sagte Ben Ellinor mit finstern Blicken zu ihm.

Der Jude, der sich noch immer bemühte, wieder Fassung zu gewinnen, trat langsam näher und scheuchte den Diener mit einer Geberde aus dem Zimmer.

„Die langen Rechnungen wickeln sich auch ohne großen Zeitaufwand ab, wenn man sich dabei nur richtig zu benehmen weiß, Herr Ben Ellinor!“ versetzte der Jude lauernd. „Was verlangen Sie von mir?“ fügte er kalt hinzu.

„Ich wünsche zunächst den Namen von Spinosa's Vater zu wissen!“ rief Ben Ellinor im entschlossenen Tone.

„Und dann?“ fragte Simon Baroche mit einem höhnenden Lächeln, wobei er einen durchdringenden Blick auf den jungen Mann warf.

„Erst nennen Sie mir diesen Namen, dann gehen wir weiter!“ fuhr Ben Ellinor fort.

„Und ich wünsche zu wissen, was Sie weiter von mir verlangen?“ entgegnete der Banquier ruhig, stieß mit dem Fuße einen Sessel Ben Ellinor gegenüber, und setzte sich nachlässig darauf, „weil es mir

unangenehm ist, unsere seltsame Unterredung gleich mit einer Weigerung zu beginnen."

„Hüten Sie sich, Simon Baroche!" rief Ben Ellinor drohend. „Meine Geduld geht zu Ende!"

Der Jude zuckte verächtlich die Achseln, und nahm jene herausfordernde Miene an, wie Leute, welche das Terrain recognosciren und die Kräfte ihrer Gegner kennen lernen wollen.

„Sie machen sich wohl über mich lustig, Herr Ben Ellinor?" sagte er endlich ironisch, „mich hüten! — Ich bringe mein ganzes Leben damit zu, mich zu hüten! — Die Vorsicht ist die Bedingung der Geschäfte, die ich treibe. — Aber Sie, mein junger Herr, haben nicht daran, sich zu hüten, als Sie die Schwelle dieses Hauses überschritten."

„O, doch, mein freundlicher Gönner!" antwortete Ben Ellinor sarkastisch.

Simon Baroche wartete einige Augenblicke, indem er vermuthete, der junge Mann würde sich näher erklären, aber Ben Ellinor schwieg, was den Juden zum Nachdenken veranlaßte.

„Mein Herr," begann der Banquier nach einer Pause im veränderter Tone, „reden wir einfach von Geschäften! Sie wollen ein Geheimniß von mir erfahren, das aber nur zu verkaufen ist . . ."

„Ich weigere mich nicht, es zu bezahlen," unterbrach ihn Ben Ellinor hastig.

„Sie sind arm, mein Herr!" rief der Jude boshaft, „ärmer jetzt, als Sie denken. — Die Hand, welche sich geheimnißvoll öffnete, um Ihnen alle Monate zwei hundert Pfund zuzustellen, ist für Sie verschlossen."

„Sie wissen, wer dieser Wohlthäter war?" unterbrach ihn Ben Ellinor abermals.

„Dies Geheimniß ist aber nicht zu verkaufen, mein Herr!" versetzte der Jude ernst. „So sind Sie also," fuhr er eindringlich fort, „nackt wie ein Bettler! — Aber auf der anderen Seite schwebt auch wieder das Vermögen eines Fürsten über Ihrem Haupte — an einem Haare. — Geben Sie sich nicht die Mühe, mich mit Drohungen zu erschrecken und mich nach Geheimnissen zu befragen, wie es Ihre Absicht doch zu sein scheint, ich habe nicht Lust, mich darüber ohne Weiteres klar auszulassen. — Ich kenne vielleicht die verstopfte Quelle Ihres Reichthums, und vermeine wohl ein Mittel zu haben, diese Quelle wieder nutzbar

Sie schauderte bei dem Gedanken, ein thätiges Werkzeug in dem Mord-Complott zu werden.

zu machen," fügte er lauernd hinzu," das heißt: wenn wir uns verständigen können . . ."

„Genug davon!" unterbrach ihn Ben Ellinor stolz. „Ich wünsche keine Verständigung mit Ihnen, Simon Baroche! — Ich bin hierher gekommen, um den Namen von Spinosas Vater zu erfahren, es sei gutwillig oder mit Gewalt."

„Es giebt eine Menge Dinge, die ich auf diese Weise erfahren möchte, und die man mir doch nicht sagt," entgegnete der Jude im verächtlichen Tone. „Zum Beispiel wäre ich neugierig, zu erfahren, welche mächtige Fee Ihnen die Thüren von Bedlam geöffnet hat."

Ben Ellinor erhob sich.

„Simon Baroche," sagte er, ruhig zu bleiben versuchend, „glauben Sie mir, man gewinnt nicht zweimal die Parthie, die Sie einst gegen den Galgen gespielt haben . . ."

„Das ist auch meine Meinung," unterbrach ihn abermals der Banquier ironisch.

„Ich gebe Ihnen nun mein Wort," fügte Ben Ellinor im heftigen Tone hinzu, „daß, wenn Sie mein Verlangen nicht erfüllen, ich Ihre Verhaftung auf der Stelle bewirken werde, denn . . ."

„Hören Sie auf!" rief der Jude mit erhobener Stimme. „Ihre Drohung schwankt in ihrer Basis! — Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ich Sie von hier lebendig fortgehen lasse."

„Dann, Simon Baroche, bereiten Sie nur Ihr Gegenmittel gegen den Strick des Henkers vor!" entgegnete Ben Ellinor mit eisiger Ruhe und entschlossenem Wesen. „Ich habe diesen Fall vorhergesehen und den Schutz jener mächtigen Fee, welche mir die Thüren von Bedlam, zu Ihrem Erstaunen geöffnet hat, angerufen."

Hally Robinson wandte sich verlegen ab, sein Gesicht bedeckte sich plötzlich mit jener Maske von Gutmüthigkeit, die er sonst zur Schau trug. Sein stechender Blick erlosch und seine Augen starrten nichtssagend in's Leere.

„Sie haben da einen leichten Sieg über einen armen Mann davon getragen, Herr Ben Ellinor," sagte er im klagenden Tone. „Setzen Sie sich nieder, ich stehen ganz zu Ihren Diensten und bin bereit, mitzutheilen, was Sie zu erfahren wünschen.

Ben Ellinor setzte sich wieder. Der Jude betrachtete ihn einen Augenblick mit unterwürfiger Miene. Darauf erglänzten seine Augen wieder — und zuletzt immer mehr, bis sie endlich jenes wahrhaft diabolische

Leuchten annahmen, vor dem ehemals die arme Tänzerin gezittert hatte. Zu gleicher Zeit hob sich seine schmale Lippe zu einem bitteren, düsteren Lächeln.

„Sie sind die Ursache, daß ich gehängt worden bin, Herr Ben Ellinor," begann er im kurzen und schneidenden Tone, der unangenehm des jungen Mannes Ohr berührte und seine Nerven zucken machte. Es war die natürliche Stimme des Juden, Simon Baroche. „Ohne Sie wäre ich schon früher unermeßlich reich gewesen. — Spinosa hätte mein Vermögen, durch ihre wunderbare Schönheit, in kurzer Zeit verdoppelt. — Sie haben mir ihr Herz, ohne es zu wissen, entwendet. Das Schicksal entzog Sie meiner Rache, Sie reussirten nicht mit Ihren gefährlichen Ansprüchen bei jenem Manne, der Sie als sein Kind nicht anerkennen kann und verließen heimlich Paris, weil die Häscher auf Ihre Spur gehetzt waren. Ich wäre nun ein großer Narr, wenn ich Sie auf andere Weise tödtlich verletzte, als Ihre eigene Laune verlangt. Sie kommen, um einen Namen zu erforschen, den ich mich weigerte Ihnen zu nennen. Jetzt sollen Sie diesen Namen ohne Kaufpreis erfahren: Der Vater von Spinosa, — ist Lord Arthur Palmerston. Die Mutter aber: die Jüdin Doris Benjahie, welche wegen versuchten Mordes gegen Se. Herrlichkeit auf dem Blutgerüste starb."

Ben Ellinor hörte die Mittheilungen des Juden über die Lebensschicksale der Mutter Spinosas — die wir an geeigneter Stelle erfahren werden — mit Entsetzen an. Er war bleich geworden, wie ein Gespenst, auf der Stirn stand ihm der Angstschweiß, er athmete schwer. Die Erzählung des Juden trug zu sehr das Gepräge der Wahrheit, er konnte daran nicht zweifeln.

„Auf meine Ehre!" stotterte er endlich, „nein, nein, ich kann nicht glauben . . ."

„Sie sprechen nicht die Wahrheit!" unterbrach ihn der Jude mit scheußlicher Freude in seinen wilden Blicken. „Ihr Gewissen schreiet Ihnen in die Seele hinein: daß der Sohn Napoleon III., niemals der Gatte einer Jüdin, niemals der Mann einer Tochter werden kann, deren Mutter auf dem Schaffot starb. Ihre gesellschaftliche Stellung verbietet Ihnen das!"

Ben Ellinor stieß einen dumpfen Seufzer aus, dann stand er mit Anstrengung auf und schwankte der Thür zu, während der Jude ihm mit entsetzlichem Spotte noch die Worte nachrief:

„Und doch ließe sich das Alles noch machen. Ich erkenne Spinosa Baroche, als meine Tochter an, ich der hochangesehene Banquier, Hally Robinson. Sie, Ben Ellinor Napoleon Bonaparte, werden mein Religionsbruder — und das sechstausendjährige Gesetz Mosis, segnet alsdann Ihre Ehe mit meiner schönen, reichen Tochter ein!“

Ben Ellinor taumelte gegen die Thür. Er hörte noch ein entsetzliches Gelächter an sein Ohr dringen und dann stürzte er stöhnend die Treppe hinab. — Nach wenigen Minuten trat er gefaßter an den Wagenschlag, stieg aber nicht hinein. Spinosa, die ihn freundlich anlächelte, stieß beim Anblick seiner verstörten Züge einen Schreckensruf aus.

„Spinosa!“ flüsterte er mit gebrochener Stimme, „ich kann Ihnen in diesem Augenblicke nicht folgen. — Leben Sie wohl!“

Die Stimme versagte ihm. Er gab dem Kutscher ein Zeichen, der sich verneigte, um seine Befehle zu empfangen. Gleich darauf rollte der Wagen davon.

Der arme, junge Mann blieb einen Augenblick unbeweglich, wie in den Boden gewurzelt stehen, — dann sah man ihn sich entfernen und in der Menge verschwinden.

Am Abend empfing Spinosa einen ausführlichen Brief von Ben Ellinor, der sie von Allem in Kenntniß setzte, was er von dem Juden erfahren hatte, und welcher mit den Worten schloß:

„Ich werde Sie nicht wiedersehen, Spinosa, weil ich Sie liebe — und nicht ehelichen kann. Vergessen Sie, daß wir hätten glücklich sein können, selbst wenn Ihr Vater ein elender Bettler gewesen wäre. Ich werde versuchen, die näheren Umstände Ihrer Geburt festzustellen.“

Das arme Mädchen las mit starren Augen diesen inhaltschweren Brief, und fiel erschüttert und ohnmächtig in die Arme der Gräfin von Castiglione.

Simon Baroche, der Jude, ging, als ihn Ben Ellinor verlassen hatte, sich vergnügt die Hände reibend, im Zimmer auf und nieder.

„Wieder ein gefährliches Spiel gewonnen!“ murmelte er vor sich hin. „Meine Rache ist vollbracht! — Wo lebt ein Sterblicher, der feststellen kann, daß nicht Lord Palmerston, sondern daß ich der Vater Spinosas bin? — Der Satan hatte seine Krallen im Spiele, sonst hätte der alberne Knabe auf eine Verständigung hören müssen!

— Ich hätte Beide reich und glücklich gemacht, denn der falsche Todtenschein, welchen wir an das Oberhaupt unserer Loge nach Washington sandten, ließe sich wieder ohne Gefahr beseitigen. Er wollte es aber nicht besser, mag er im Elende verkommen. Will ich aber meine Tage in Ruhe vollbringen," fügte er nachdenklich hinzu, „so muß ich John Bourquet und Spinosa beseitigen."

Einige Zeit ging er langsamen Schrittes im Zimmer auf und ab und schien über einen neuen, ruchlosen Plan nachzugrübeln. Plötzlich blieb er stehen, seine Augen strahlten, von einem unheimlichen Feuer erfüllt, sein Mund verzog sich zu einem scheußlichen Lächeln, während seine Gestalt das Wesen eines blutgierigen Tigers annahm. In seinem intriganten Gehirn reifte ein Plan, furchtbar in seiner Art, und eines Teufels würdig.

Spinosas Geist und Herz schienen von dem unheilvollen Schlage des Juden bedenklich angegriffen. Das arme, verlassene Mädchen litt schweigend am gebrochenen Herzen, und ihre geistigen Fähigkeiten wollten sich seit jenem Tage, wo Ben Ellinor auf Nimmerwiedersehen von ihr schied, nicht wieder auf ihre frühere Höhe hinaufschwingen. Die Gräfin von Castiglione umgab sie mit aller Liebe und Schonung. — Spinosa versuchte endlich zu lächeln und ihre düstere Traurigkeit abzuschütteln, aber vergeblich — der Schlag war zu heftig gewesen. Es hätten Monate von Glück dazu gehört, um die Krankheit ihrer Seele zu heilen. Wenn die Gräfin sich bemühte, sie den trübsinnigen Träumereien der Einsamkeit zu entreißen, dann folgte sie schweigend und düster. In ihren thränenmüden Augen lag unsäglicher Schmerz.

Auf der Straße von London nach Essex, führt ein Hohlweg durch schroffe Kreidefelsen nach dem Gute des Banquiers Hally Robinson. Die Gegend ist wild aber romantisch. Kurz vor dem Hohlwege ziehen sich dichtbewachsene Anhöhen dahin, welche sich neben drohende Abhänge und rauschende Waldbäche allmälig abdachen.

Der Abend war bereits weit vorgerückt, als ein eleganter Reisewagen, von dem kräftigen Gespann, eine felsige Anhöhe mühsam hinaufgezogen wurde. Die Pferde waren ermüdet und hielten, um sich zu verschnaufen, auf der Anhöhe still. Die dunklen Schatten des düstern Abends, ließen die Gegenstände ringsumher nicht mehr deutlich erkennen. Alles war öde und lautlos, die Natur schien zu schlafen. — In dem Reisewagen befanden sich zwei Personen. Es war John Bourquet und die vor Ermattung sanft eingeschlummerte Spinosa.

Auf dem Hintersitze des Wagens befand sich ein schläfriger Diener des Juden, während ein Reitknecht auf dem Rücken des Handpferdes die Zügel des Gespannes mit kundiger Hand führte. Der Weg ging einem steilen Abhange hinunter. —

In diesem Augenblicke huschte ein dunkler Schatten aus einem der am Wege befindlichen Gebüsche und verschwand unter dem Wagen. Seine Hand tastete an den Rädern umher und berührte die Achse. — Die Augen dieser unheimlichen Gestalt funkelten im wilden Feuer.

Die Rosse hatten sich einigermaßen erholt und zogen kräftig an, als die Stimme des Reitknechtes sie zu neuen Anstrengungen antrieb. Der Wagen begann sich in Bewegung zu setzen, und rollte auffallend schnell die Anhöhe hinab. Da plötzlich löste sich ein Vorderrad, die Achse brach, die Pferde stürzten kopfüber, und ein fürchterlicher Angstschrei durchschnitt die Stille der Nacht. Man sah Gestalten, welche aus dem Wagen zu springen versuchten, sich krampfhaft an der Außenseite anklammern, und eine Sekunde darauf Mann, Roß und Wagen mit einem donnernden Getöse in die grausige Tiefe hinabstürzen. Das Echo der Felsen gab den Todesschrei der Unglücklichen mehrfach wieder. Eine Minute darauf und Alles wird ruhig und still. — Da tritt der Mond auf einen Augenblick aus den dunklen Wolken hervor, ein teuflisches Jauchzen tönt durch die stille Nacht. Die bleichen Strahlen werfen ihr Licht auf ein menschliches Antlitz und lassen die verzerrten Züge Simon Baroche's, des Juden, erkennen. Sein wildes Lachen ertönt noch einmal, gleichsam als ob er damit den unsichtbaren Rächern aller Schandthaten verspotten wollte. Einzelne Strahlen des geisterhaften Lichtes fallen in die Felsenschlucht und sein triumphirendes Auge erkennt die zerschmetterten Gebeine seiner Opfer. —

Zittere, Verwegener! Die Rache des großes Geistes heftet sich von nun an, an Deine Ferse. Mit teuflischer List hatte er das arme Mädchen aus dem sichern Asyl der Gräfin gelockt — und sie dem grausigen Tode geweiht.

III.

Die Rache einer Mutter.

Es war noch sehr früh am Morgen, als in einem kleinen Gemache des Hôtels Palmerston in London, ein sehr junges, aber bildschönes Mädchen saß, welches bei dem Scheine einer Lampe eine Anzahl Briefe las, die tiefe und schmerzliche Empfindungen in ihrem Herzen hervorzubringen schienen; denn sie saß in Thränen gebadet und sah bleich und kummervoll aus.

Sie hatte der Thür den Rücken zugewandt, und ihre ganze Seele mit den vor ihr liegenden Briefen beschäftigt, so daß sie das Knarren der Thür nicht hörte, die leise geöffnet wurde. Eine ältliche Dame im modernsten Morgenanzuge blickte forschend in das Zimmer und stand plötzlich still, als sie das flackernde Licht der Lampe und das im Lesen vertiefte Mädchen sah.

Die Züge der Frau waren adlerartig und scharf markirt, ihre Augen lebhaft, ihre Gestalt groß und aufrecht, doch ihre eingefallenen Wangen wie ihre Augenbrauen, verriethen eine künstliche Färbung. Nur einen Augenblick blieb sie an der Thür stehen, dann näherte sie sich mit geräuschlosen Schritten, trat hinter die schöne Leserin, streckte ihren langen, hagern Hals aus und blickte mit einem unheilverkündenden Lächeln über ihre Schulter auf die Papiere, welche vor dem Mädchen auf dem Tische lagen.

Im nächsten Augenblicke legte sie ihre große Knochenhand fest auf die Briefe. Das überraschte Mädchen sprang mit einem gellenden Angstschrei auf, und stand mit todtblassem Gesicht und zuckender Lippe

vor ihr. Die Augen des Mädchen starrten die Dame mit Furcht und Entsetzen an, ihre Glieder waren bewegungslos, als wären sie in Stein verwandelt.

„Was sind das für Briefe, Doris Benjahie?“ fragte die Herzogin von Somerset in heftigem und durchdringendem Tone.

Das zitternde Mädchen bewegte die Lippen, vermochte aber nicht zu antworten.

„Ich befehle Dir zu antworten!“ rief die Tante des jungen Lords, Arthur Palmerston, herrisch.

„Verzeihung, Frau Herzogin, Verzeihung!“ schluchzte das arme Mädchen endlich, indem sie sich auf ihre Knie warf, und die Hände flehend zu ihr empor hielt.

„Dir verzeihen?“ sagte die Herzogin im höhnischen Tone. „Ich will erst sehen, — erst lesen — was ich Dir zu verzeihen habe.“

Mit diesen Worten griff sie hastig nach den Briefen.

„O, mein Gott!“ rief Doris mit herzzerreißender Stimme, indem sie aufsprang und ihre Hände nach den Papieren ausstreckte. „Sie dürfen diese Briefe nicht lesen, Frau Herzogin! — Thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber geben Sie mir ungelesen die Papiere zurück! — Sie sind mein — nur mir allein gehören sie! — Wer giebt Ihnen ein Recht dazu, mit Gewalt in meine Geheimnisse zu dringen!“

Aber die stolze Herzogin von Somerset, mit den marmorähnlichen Zügen, stieß das jammernde Mädchen heftig zurück, so daß sie zu der andern Seite des Zimmers hinübertaumelte, und sagte mit funkelnden Augen:

„Dein, Dirne, sind diese Briefe? — Ich will jedes Wort lesen! — Setze Dich auf jenen Stuhl, und verhalte Dich ruhig. — Doch es ist wohl besser,“ fügte sie höhnend hinzu, „wenn ich mich Deiner versichere!“

Hierauf nahm sie hastig die Briefe, wandte sich dann zur Thür, schloß diese ab und kehrte wieder zu dem Tische zurück. Sie legte den Schlüssel neben sich, zog die Lampe näher heran und begann die Briefe zu lesen.

Doris Benjahie bedeckte das mit Schamröthe erglühte Gesicht, mit ihren zitternden Händen.

„Ha!“ rief die Herzogin mit einer Stimme, welche dem Krächzen des Raben bei Anbruch des Tages gleich kam. „Arthurs Hand! —

O, ich hätte es errathen können! „Ewige Liebe und Treue:“ Narr, nichts ist ewig, als die Thorheit!“ fügte sie höhnend hinzu.

Sie vertiefte sich wieder in den Briefen. Plötzlich schien sie etwas zu finden, was sie lebhaft beschäftigte, denn ihre leise gesprochenen Bemerkungen hörten auf, während ihr Antlitz einen noch finstern Ausdruck annahm, und ihre Augen im unheimlichen Feuer funkelten.

„Ist es so weit schon gekommen?“ schrie sie endlich im heftigen Zorne. „Was bedarf ich noch mehr? — Du schamlose Dirne! — Aber ich will Alles wissen!“ fuhr sie drohend fort.

Die Herzogin nahm einen Brief nach dem andern und überflog ihn. Ihre Züge verzogen sich zu einem scheußlichen Lächeln als sie den letzten Brief gelesen hatte. Einige Augenblicke starrte sie dann finster und gedankenvoll auf die Papiere und wandte sich alsdann plötzlich zu dem bebenden Mädchen, welches heftig schluchzte und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Komm her, zu mir!“ sagte sie im harten Tone.

Das Mädchen gehorchte mit langsamen und wankenden Schritten, wagte aber nicht, ihre feuchten Augen aufzuschlagen. Als sie aber nahe genug war, sank sie nieder vor dem ahnenstolzen, herzlosen Weibe, in dessen Macht ihr Schicksal lag, und erhob ächzend ihre Hände, doch mehrere Augenblicke versagten die Lippen ihr den Dienst, sie brachte keinen Laut hervor. Endlich flüsterte sie kaum hörbar:

„Verzeihung, Frau Herzogin! — O, verzeihen Sie mir!“

„Vielleicht werde ich es thun,“ versetzte die Herzogin im sanfteren Tone, doch ihr unheimliches Lächeln ließ erkennen, wie wenig ernst diese Worte gemeint waren, „wenn Du ein vollständiges Bekenntniß ablegst. Sage mir offen und wahr, wie das Alles gekommen ist, vielleicht kann Deine Schande verborgen bleiben. Aber sprich schnell, ich habe nicht immer die nöthige Ruhe, einen solchen schamlosen Handel mit anzuhören. Arthur Palmerston, der Stolz unserer Familie, die Zierde eines uralten Adelsgeschlechtes und Du, die verachtete Tochter eines erbärmlichen Juden! — Es ist wahrlich, um wahnsinnig zu werden! — Nun, sprich, elende Dirne!“

„O, was soll, was kann ich sagen?“ rief das unglückliche Mädchen händeringend. „Er sah und bethörte mich durch seine heißen Liebesworte. Ich floh aus dem väterlichen Hause und ging arglos in das Netz, welches er mir stellte. — Der junge Lord brachte mich

durch List als Gesellschaftsdame der Frau Herzogin in dies Schloß. — Sie wissen ja Alles, Frau Herzogin! — Sie hörten ja oft die Worte, deren er sich bediente, die Versprechungen und Schwüre, die er mir gelobte. Doch Sie lächelten verächtlich darüber, und zuckten geringschätzend die Achseln. Oft wenn Sie auf Ihren Gütern waren, Frau Herzogin, stahl sich der Lord in mein Zimmer und wiederholte seine Liebesbetheuerungen. — Lange widerstrebte ich seinen Schwüren und wies ihn in sanfter Weise ab, aber ich liebte ihn so innig und wahr. — Ich glich einer belagerten Stadt, ich war ohne Hülfe und Beistand, ich verlor die Ueberlegung, vergaß in einer schwachen Stunde die ungeheure Kluft, die uns für ewig trennte, glaubte aber seinen Worten und war schwach genug, mich zu ergeben. Von keiner Seite wurde mir Hülfe und Beistand geleistet."

„Keine Hülfe und Beistand geleistet, elende Dirne!" rief die Herzogin wüthend. „Warum wandtest Du Dich nicht an mich, als Du die wachsende Gefahr erkanntest? — Da hättest Du gleich Hülfe gehabt."

„O, Frau Herzogin!" versetzte Doris vorwurfsvoll, „erinnern Sie sich gütigst, wie ich zu Ihnen flüchtete, und um Schutz bat. Aber Sie verspotteten meine Angst, und lächelten verächtlich über meinen Kummer. Ihr stolzes Herz hielt es für unmöglich, daß der hochgeborene Lord die Ruhe eines unbedeutenden Mädchens vernichten und ihre Ehre an den Pranger stellen konnte. Später wagte ich nicht mehr zu klagen, ich liebte ihn zu sehr, und schwieg um seinetwillen . . ."

„So war es also meine Schuld, nicht wahr?" unterbrach sie die Herzogin von Somerset höhnend, indem sie einen Blick stolzer Verachtung auf das Mädchen warf. „So ist es immer. Wenn eine Dirne aus dem Volke eine Thorheit begeht, so geschieht es nur, weil ein Anderer ihr keinen Rath oder Beistand gewährte. — War ich Deine Tugendwächterin, alberne Närrin, welche die Liebesbetheuerungen eines jungen Cavaliers nur zu willig glaubte?"

„Sie hätten es sein sollen!" versetzte Doris, indem sich ein Funke von Unwillen in ihr erhob, wie in dem Wurm, den man mit Füßen tritt, „Sie hätten es sein sollen, Frau Herzogin, gegen den eigenen Neffen, der meine Unwissenheit benutzte."

„Ha!" rief das stolze Weib mit funkelnden Augen, „ich will . . ." sie unterbrach sich jedoch schnell, mäßigte ihren Zorn und fragte im

strengen Tone: „Wer brachte Dir diese Briefe? — wer war der Theilnehmer Deiner Schuld?"

„Fragen Sie mich nicht danach, Frau Herzogin," versetzte weinend das unglückliche Mädchen. „Sind Sie zornig gegen mich, wenn Sie Ihr Gemüth Luft verschaffen wollen, fragen Sie, was Sie wollen, nur verschonen Sie einen Unschuldigen mit Ihrem Zorne!"

„Schweig, thörichte Dirne, mit Deinem albernen Geschwätz," sagte die Herzogin rasend vor Wuth. „Ich will es wissen, wer war der Ueberbringer dieser Briefe?"

„Ich sage es nicht," erwiderte Doris leise. „Er wußte nicht, was er überbrachte."

„Du willst nicht?" rief die Herzogin drohend, „vergiß nicht, daß Du in meiner Macht bist, Mädchen, und daß ich Mittel besitze, Dich zum Reden zu zwingen!"

„Sie haben nicht die Macht, mich zu bewegen, einem Andern Unrecht zu thun!" versetzte das gekränkte Mädchen im ruhigen Tone, „ich habe mir selbst genug Unrecht gethan. — Der junge Lord hat mich unglücklich gemacht und mich verlassen. Trotz allen diesen Gelübben und Versprechungen, die er mit eigener Hand geschrieben, ist er jetzt im Begriff, eine Andere zu heirathen, wozu er kein Recht hat, und sei er noch so hochgeboren. Gewiß, dies ist genug zum Elend, und ich will es nicht noch durch das Bewußtsein vergrößern, noch einen Andern in's Unglück gestürzt zu haben."

„Gelübde! — Versprechungen! Kein Recht, eine Andere zu heirathen!" schrie die Herzogin mit heiserer Stimme, indem sie ihren Ohren kaum zu trauen schien. — „Schamlose Buhlerin! — ich will Dir zeigen, was diese Versprechungen werth sind!"

Mit diesen, in größter Aufregung gesprochenen Worten, ergriff das in ihrem Stolze tief verletzte Weib der hohen englischen Aristokratie, die auf dem Tische liegenden Briefe und hielt sie an die Flamme der Lampe.

Vielleicht gegen die Erwartung der Herzogin, machte das Mädchen nicht die geringste Bewegung, sie von dieser unverantwortlichen Handlung abzuhalten. Ob sie fühlte, daß ihre Kraft nicht hinreiche, um mit dem kräftigen, männlichen Weibe zu ringen, die ihr auf diese Weise jeden Beweis über die gemachten Versprechungen raubte, oder ob es Fühllosigkeit oder Verzweiflung war, die sie zurückhielt, — genug, sie

stand bewegungslos da, ihre Augen thränenlos, doch mit vorwurfsvollem Ausdruck, mit bebenden Lippen — stumm und sprachlos! —

Wer vermag die grausigen Gefühle des armen Mädchens in dem Augenblicke zu empfinden, als sie noch zu aller Bitterkeit der Sünde, der Schande, des Kummers, der verachteten Liebe und getäuschten Hoffnung, jeden Beweis von den Ränken, die man angewendet, um sie empfindlich zu täuschen, — Alles, was ihre Hingebung entschuldigen konnte, vor ihren Augen zerstört sah?

Die Flamme ergriff die Briefe, und die Herzogin ließ nicht eher nach, bis das letzte Stückchen Papier vernichtet und von der Flamme verzehrt war; dann wandte sie sich an die Unglückliche und sagte im höhnenden Tone:

„Nun, Dirne, rede noch von Gelübden, Versprechungen und Rechte!"

„Sie sind im Himmel angeschrieben, wenn auch nicht mehr auf Erden vorhanden," versetzte Doris in einer Weise, welche die unbegrenzte Wuth der Herzogin noch mehr erhöhte.

„Vom Himmel wagst Du zu reden?" rief das herzlose Weib, „Thörin, wenn Du Dich darauf verlässest, so sollst Du Deine Schande auf Erden büßen und bereuen!"

Nach diesen Worten eilte sie der Thür zu, schloß sie auf, kehrte hastig zurück, faßte den Arm des regungslos dastehenden Mädchens, und schleppte sie die Treppe hinunter durch die langen Gänge des Hôtels bis zur äußersten Halle.

Jetzt kam der entsetzlichste Augenblick für die Unglückliche. Die Vorhalle war mit Dienern und fremden Personen angefüllt. Aller Augen richteten sich auf sie, als die Herzogin sie in ihre Mitte zog.

„Oeffnet die Thür!" rief die stolze Gebieterin im herrischen Tone, „öffnet sie weit, und werft diese Dirne hinaus, damit sie erkennt, wie man die Sünde bestraft, die sie in dieses Haus zu bringen versuchte! — Hinaus mit der elenden Judendirne!"

„Bei dem Gotte, zu dem wir Alle beten!" schrie Doris Benjahie mit geisterhaften Blicken, indem die Verzweiflung ihre Seele erfaßte, „üben Sie Erbarmen, Frau Herzogin!"

„Hinaus, Elende, hinaus!" rief das herzlose Weib mit dem Fuße stampfend. „Treibt sie hinaus! sage ich! —"

Niemand regte sich, um den grausamen Befehl zu erfüllen, aber das Mädchen erlangte ihre Fassung wieder, die Härte der Herzogin

erweckte den Stolz ihres Herzens. Sie erkannte den Schimpf, der ihr angethan werden sollte.

„Das soll nicht nöthig sein, Frau Herzogin!“ sagte sie unerschrocken, „ich gehe, und wenn Sie einst vor dem furchtbaren Richterstuhle Gottes mit allen Ihren Sünden stehen, wenn Alles, was Sie im Leben gethan, vor Ihr Gewissen treten wird, dann mögen Sie einen eben so gnädigen Richter finden, als Sie gegen mich gewesen sind.“

„Fort mit Dir, schamlose Kreatur!“ rief die Herzogin bleich vor Zorn. „Es ist immer so mit solchen Dirnen, wenn sie auf dem Pfade der Sünde ertappt werden, rufen sie Gott an, und werden vor den Augen der Menschen fromm. Fort mit Dir, sage ich, und laß nichts mehr von Dir hören!“

Doris wandte sich hinweg, und ging langsam auf die Thür zu, hinaus in die weite Welt, ohne Ziel, ohne Zweck, hülflos und verlassen. Rastlos irrte sie umher, nicht wissend, wo sie Schutz und Obdach finden sollte. — Endlich ließen die Kräfte nach, und mit sorgloser Gleichgültigkeit gegen Alles, was ihr begegnete, setzte sie sich auf einen Stein am Fuße eines hölzernen Kreuzes, welches von einer mildthätigen Hand auf ein unter hohen Bäumen befindliches Grab errichtet worden war, von dem der Schnee, der jetzt bei der ersten Wärme des Frühlings schmolz, von Zeit zu Zeit herunterglitt und den Erdboden erweichte.

Das bedauernswerthe Opfer leichtsinniger Liebe achtete nicht darauf, sie achtete nicht auf Kälte und Nässe; die körperlichen Leiden, die sie erdulden mußte, übten kaum eine Wirkung auf sie; sie saß tief in Gedanken verloren da, beugte ihren Kopf nieder, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte lange und bitterlich. Sie achtete nicht darauf, wo sie sich befand, und doch war der Ort schauerlich genug, um ihn zu fliehen. — Es war der Friedhof der Verurtheilten, er ist mangelhaft unterhalten, denn bei diesen verlorenen Seelen, macht man in England nicht viel Umstände, obgleich auf ihm wahre Berühmtheiten den Tag der Auferstehung entgegenharren. Er ist schlecht unterhalten, aber gut bewohnt.

Während sie so traurig dasaß, hörte sie den Hufschlag eines Pferdes, welches rasch auf dem Wege daherkam. Sie achtete nicht darauf, und der Reiter galoppirte an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken, wie es schien. Dies war aber nicht der Fall, denn als er

etwa fünfzig Schritte weiter gekommen war, zog er den Zügel an und kehrte wieder um. In einer Sekunde war er an ihrer Seite, und sie hörte eine wohlbekannte Stimme mitleidsvoll sagen:

„Doris ich habe mit Ihnen zu sprechen!"

Dem armen Mädchen war, als breche ihr Herz, kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn, und doch brannte sie fieberheiß, ihre Schläfe pochten, und bewegten ihre Locken, die Hände umklammerten das Kreuz, ihre Lippen beteten — aber ihr Herz konnte nicht beten, es zuckte von einem ungeheuren Weh. Sie wagte nicht aufzublicken zu den Augen, in deren Tiefen sie einst ihre Seligkeit zu finden vermeinte. Es war der Versucher, der vor ihr stand, — es war der Lord Arthur Palmerston. Ein Funken war in ihre Seele geworfen, ein Funken des Zweifels an seiner Liebe, und er brannte ihr so tief in's Innere, daß sie endlich aufschrie, und mit der Hand gewaltsam nach Herz und Haupt faßte, als wollte sie den fürchterlichen Schmerz erdrücken, der sie dem Wahnsinn nahe brachte. Doch ihr Herz blutete still aus der ersten, tiefen Wunde, die es von der Hand der stolzen Herzogin von Somerset empfangen.

„Was wollen Sie von einer leichtfertigen Dirne, die Sie doch nur verachten können?" flüsterte sie endlich kaum hörbar.

„O, nicht solche harte Worte, meine liebe Doris," entgegnete Arthur mit sanfter Stimme. „Ich habe von meinem Diener vor wenigen Stunden erfahren, welch ein schrecklicher Auftritt zwischen Dir und meiner grausamen Tante stattgefunden hat, mit welcher unmenschlichen Härte Du von ihr behandelt und wie schimpflich Du aus dem Hause gewiesen worden bist. Du weißt, Doris, ich bin nicht unabhängig," fügte er seufzend hinzu, „man will mich zu einer Verbindung mit der Tochter des Herzogs von Dorset überreden, und wendet gegen mich bereits einen Zwang an, der mir von Tag zu Tag unerträglich wird. Dennoch will ich versuchen, das Geschehene vergessen zu machen, liebe Doris, mein Herz empört sich bei dem Gedanken, Dich hülflos und verlassen zu wissen. Nimm diese Karte, und begieb Dich zu jenem Manne, dessen Namen darauf steht, dort wirst Du Obdach und Pflege finden. In wenigen Tagen werde ich weiter für Dich sorgen, und Dir beweisen, daß ich Deine aufopfernde Liebe zu mir, nicht zu vergessen vermag. Sei vernünftig, liebe Doris, und denke an unser Kind, daß Du unter dem Herzen trägst."

Das arme Mädchen antwortete nicht gleich, sie schien zu keinem

Entschlusse kommen zu können. Die Lust zum Leben erwachte aber nach und nach in ihrer Brust, und jenes heilige Gefühl — die Mutterliebe — trug endlich den Sieg davon. Sie nahm schweigend die Karte, und winkte den jungen Mann, sich zu entfernen, — sie wollte mit ihrem Schmerze allein sein. Er gehorchte, seufzend bestieg er sein Pferd, warf noch einen mitleidsvollen Blick auf das arme Opfer, flüsterte einige Worte des Trostes ihr zu, und verschwand im nächsten Augenblicke aus ihrem Gesichtskreise. . . . .
. . . .

Einige Monate waren seit jener Scene im Hôtel Palmerston verflossen, als ein junger Maler, ziemlich ärmlich gekleidet, durch den James-Park in London schlenderte. Der Abend brach bereits herein, und man sah wenig Lustwandelnde mehr in den schattigen Alleen. Der junge Künstler, welcher mit dem Blicke eines Kenners die Standbilder gemustert hatte, welche die freien Grasplätze zierten, richtete seinen Blick auf den Untergang der Sonne, welche hinter den Bäumen hinabstieg, und ließ sich dann auf eine Steinbank an einem der beschattetsten Plätze nieder, wo er, in tiefen Gedanken versunken und der Außenwelt vergessend, mit der Spitze seines Stockes verschiedene Figuren in den Sand zu zeichnen begann. In seinem abgetragenen Aeußern und seiner ärmlichen Tracht lag etwas, was das verkümmerte Genie verrieth. Trotz dieser nicht zu verkennenden Dürftigkeit des Mannes, lag etwas in seinem angenehmen und anmuthigen Aeußern, was tiefes Denken und Entschlossenheit erkennen ließ. Seine Gesichtszüge waren heiter, auch schien er keineswegs durch den traurigen Zustand seiner Kleidung niedergedrückt zu werden. Leise vor sich hin summte er eine damals beliebte Arie, als zwei Männer, die ihn einige Augenblicke beobachtet hatten, sich ihm näherten und sich stillschweigend auf dieselbe Steinbank niederließen, als wären es zwei Freunde, die während ihres Spazierganges jeden Gegenstand der Unterhaltung erschöpft und sich, ermüdet, einige Augenblicke Ruhe gönnen wollten. Der junge Maler rückte höflich etwas zurück, als sie sich neben ihn setzten, und versank dann wieder in sein tiefes Nachdenken, als habe er die augenblickliche Unterbrechung gar nicht wahrgenommen. Die Fremden beobachteten ihn von Zeit zu Zeit von der Seite, und schienen auf eine Gelegenheit zu warten, ihn anzusprechen. Der Künstler schien aber dergestalt in Gedanken vertieft, daß diese Gelegenheit vom Zaune gebrochen werden mußte.

„Ich möchte behaupten," begann endlich einer der Fremden mit höhnender Stimme, „daß ich errathen kann, was die Gedanken Mr. Bley's so sehr beschäftigt."

Der junge Mann fuhr aus seinen Träumen hastig auf, als er seinen Namen so plötzlich nennen hörte, und richtete den Kopf in die Höhe, um die Person, welche gesprochen, zu erkennen. — Es war ein Mann von unscheinbarer Gestalt, einfach gekleidet, ohne alles Auffallende in seinem Aeußern, dessen gedämpfte Stimme jedoch seltsam mit dem Ausdruck der Verschlagenheit contrastirte, die in seinem Gesicht zu lesen war. Der erste Blick machte keinen für den Mann günstigen Eindruck auf den Angeredeten, denn der Maler beschränkte sich darauf, im gleichgültigen Tone ein „Ah" zu entgegnen, und kehrte dem Zudringlichen den Rücken, als wollte er jedes weitere Gespräch mit demselben vermeiden. Jener ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken.

„Ja, Mr. Bley," fuhr er mit zudringlicher Vertraulichkeit fort, „ich kenne Ihre Verhältnisse, Wünsche und Hoffnungen vielleicht besser, als Sie selbst. Ich bitte Sie, mein Wissen auf die Probe zu stellen."

„Wahrhaftig, das ist ziemlich komisch!" entgegnete der Künstler kurz. „Aber ich kenne weder Sie, noch Sie mich, es sei denn, Sie wären ein Wesen, dessen Blick durch Mauern zu dringen vermag."

„Nun, wer weiß, vielleicht besitze ich diese geheimnißvolle Kraft!" versetzte der Fremde lachend. „Sie kennen mich nicht, es ist wahr; aber ich kenne Sie," fuhr er ernsthaft fort. „Ich weiß, daß Sie ein Maler ohne Einkommen und ein Künstler ohne Ruf sind."

„Wäre ich ein Barbar," entgegnete der junge Mann scheinbar in guter Laune, um das Unbehagen zu verbergen, das ihm der Fremde einflößte, „so sollten Sie dieses Wissen mit Ihrem Leben bezahlen."

„Da würden Sie sich am Meisten schaden, mein werther Herr!" erwiderte der Fremde bedeutungsvoll, „denn ich wünsche Ihr Glück zu begründen. — Aber schenken Sie mir nur wenige Augenblicke Gehör, Mr. Bley," fügte er im ernsten Tone hinzu, „vielleicht verständigen wir uns. — Es ist mir nicht unbekannt, daß Sie das Portrait der schönen Geliebten Lord Arthur Palmerston malen sollen, und daß Sie auf die großmüthige Freigebigkeit Sr. Herrlichkeit rechnen, denn der Eigenthümer Ihrer Wohnung fängt an dringend mit seiner Miethsforderung zu werden und Ihre Garderobe bedarf baldigst der Nachhülfe."

„Bei meiner Seele!" rief der Maler, unter heiterm Lachen sein

Staunen verbergend. „Sie sind in der That so gütig, sich mit meinen Angelegenheiten zu beschäftigen, und wäre es mir sehr lieb, etwas von den Ihrigen zu erfahren. Lassen Sie mich wenigstens den Namen eines so warmen Freundes wissen!"

„Meine Angelegenheiten und mein Name thut nichts zur Sache," versetzte der Fremde rauh, „sprechen wir lieber von den Ihrigen. Gestehen Sie offen, Mr. Bley, daß die Mittel, über welche Sie augenblicklich verfügen, um Ihren Verlegenheiten abzuhelfen, sehr dürftig und einem Künstler, der Epoche machen will, nicht angenehm sind. — Glauben Sie nun, daß Sie durch Portraitmalen, ohne Connextionen, Ihr Glück machen werden, selbst wenn Sie das Unglaublichste darin leisten sollten?"

„Räthsel über Räthsel!" rief der bestürzte Künstler. „Doch fahren Sie fort, vielleicht errathe ich aus Ihren Worten Dasjenige, was Sie mit meiner Person beabsichtigen."

„Gut," versetzte der Unbekannte lächelnd, „verlassen wir den Park und verständigen wir uns im Gehen."

Das seltsame Abenteuer schien den jungen Mann zu ergötzen, so daß er sich entschloß, es koste, was es wolle, zu erfahren, woher der Fremde, der ihn angesprochen, jene Kenntniß von seinen Verhältnissen habe. Er folgte seinem Begleiter; mittlerweile war es, bis sie das Ende des großen Parks erreicht und auf die James-Street gelangt waren, völlig dunkel geworden. — Die beiden Fremden hatten den Künstler vertraulich unter den Arm gefaßt.

„Was brauchen Sie zu Ihrem Glücke am Nothwendigsten, junger Mann?" begann der geheimnißvolle Fremde wieder.

Der Künstler wurde durch diese Frage in Heiterkeit versetzt.

„Wahrlich," rief er lachend, „ich habe noch wenig daran gedacht; ich weiß nur, daß ich viele Dinge brauche, die Sie mir nicht geben können!"

„Weshalb nicht," erwiderte der Fremde stolz. „Als ein junger, hübscher Mann wünschen Sie Vermögen; als Künstler Ruhm und Ehre."

„Wahrhaftig," sagte der Maler, „Sie haben mehr als ich über meine Wünsche nachgedacht. Nehmen Sie an, daß Sie richtig gerathen haben, und fahren Sie fort."

„Nun, Sie können Alles das erhalten, was Sie wünschen," fügte der Fremde mit Nachdruck hinzu.

„Wirklich!" erwiderte der junge Künstler mit einem ungläubigen Kopfschütteln, indem er den Unbekannten zweifelnd ansah.

„Sie können Alles das durch mich erlangen," wiederholte der Fremde im bestimmten Tone.

„Zum Teufel, wer sind Sie denn, daß Sie so große Versprechungen machen können?" rief der Maler immer mehr erstaunt über das unverhoffte Abenteuer.

„Ich bin nur ein Instrument in eines Andern Hand," versetzte der Gefragte ruhig, „aber jene Hand ist großmüthig und mächtig — sie kann Ihnen Viel nützen. Glauben Sie mit einem jährlichen Einkommen von dreitausend Pfund den Stand eines jungen Malers in der menschlichen Gesellschaft einnehmen und aufrecht erhalten zu können?"

„O, ich glaube wohl!" antwortete der Künstler lächelnd.

„Und wenn nun eine junge, fürstliche Dame, die bedeutenden Einfluß am Hofe und in der vornehmen Welt besitzt, Sie unter ihre Protection nehmen, Ihre künstlerischen Leistungen in Mode bringen, Ihre Dienste lobend erwähnen würde, das nicht besser für Ihren Ruf sei, als wenn Sie täglich im Volke herumrennen, und bei Kaufleuten und anderen unbedeutenden Personen sich um deren Gunst bemühen?"

„Ganz gewiß!" versetzte der junge Mann ernsthaft, denn der Ton und das Benehmen des Fremden verscheuchte jeden Gedanken an Scherz.

Der Maler ging noch immer zwischen seinen beiden Begleitern, welche ihrerseits die unbesuchtesten Straßen aufsuchten, um das Westminster zu erreichen. Unwillkürlich blieb der junge Mann stehen, und sagte mit dem Ausdruck fester Entschlossenheit:

„Sie versprechen mir so viel, daß ich glauben muß, Sie haben mir etwas nicht Gutes vorzuschlagen!"

Der Fremde lächelte auf eine Weise, als wollte er sagen:

„Du bist kein Dummkopf!"

Aber mit ruhigem Wesen und im ernsten Tone erwiderte er:

„Unsinn, Mr. Bley, es ist nichts als eine Weiberlaune, eine Liebesintrigue."

„Ich bin nicht gewohnt, mich mit derartigen Geschäften abzugeben," versetzte der Künstler stolz.

„Das thut nichts," versetzte der Fremde kalt. „Hören Sie lieber, was man von Ihnen verlangt. Sie sollen der Geliebten des Lords vorgestellt werden, um ihr Portrait zu malen?"

„Ja, und was weiter?" fragte Mr. Bley forschend.

„Man wird Ihnen eine Dose mit erfrischenden Confitüren senden,

und während das Mädchen Ihnen sitzt, wird es Ihnen leicht werden, ihr einige davon anzubieten. — Das ist Alles."

„Elender!" rief der junge Künstler empört, indem er sich zugleich seiner Begleiter zu entledigen suchte. Er fing an, einen meuchelmörderischen Anschlag in diesem Abenteuer zu ahnen.

„Ruhig!" donnerte ihm die Stimme des Fremden entgegen, der jetzt die Maske ganz abwarf. „Sie dürfen sich nicht weigern, denn man hat Sie zu diesem Werke erwählt, und Sie müssen es vollführen, trotz Ihres Widerwillens. — Ein Hülferuf wird Ihnen das Leben kosten, gehen Sie also ruhig weiter!"

Mehrere Männer, die ihnen bisher unbemerkt in gemessener Entfernung gefolgt waren, nahten sich auf ein Zeichen des Fremden der Gruppe, so daß sich der Maler von allen Seiten umringt sah. Wie er auch seine Augen überall umherwarf, er gewahrte keinen möglichen Beistand in seiner Nähe, die Straßen waren öde, und die Hände seiner Begleitung bereit, ihm den Mund zu verstopfen, sobald er versuchen sollte, um Hülfe zu rufen.

Der junge Künstler unterdrückte deßhalb schnell alle Zeichen der Entrüstung. Er begriff, daß Verstellung nun das beste und nothwendigste Mittel war.

„Wir werden sehen, mein Herr," sagte er ruhig, „was sich machen läßt."

„Ihr Zorn hat sich merkwürdig schnell gelegt," erwiderte der Fremde höhnisch lächelnd. „Hüten Sie sich, junger Trotzkopf! — Diejenigen, für die ich handele, stehen hoch genug, daß selbst Ihr Verrath ihnen keinen Nachtheil bringen wird, auch sind sie mächtig genug, Sie in diesem Falle Ihren Verrath in Bedlam büßen zu lassen."

Der junge Mann schwieg betroffen, und ging endlich ruhig weiter. Nach etwa einer halben Stunde langten sie vor einer niedrigen Thür an, die am Hintergebäude eines großes Palastes halbverborgen lag. Der Fremde, als Anführer des nächtlichen Handstreichs, klopfte einigemale leise an, worauf sich die Thür geräuschlos öffnete. Er trat allein mit dem jungen Maler ein, während seine Begleiter sich außen zu zerstreuen schienen. Ein tiefes Schweigen herrschte in diesem Theile des geräumigen Gebäudes. Der Unbekannte, welcher in den Räumen Bescheid zu wissen schien, nöthigte den Maler in höflichen Worten eine breite Marmortreppe hinaufzusteigen, die düster erleuchtet war, worauf sie durch einen langen Korridor in eine Reihe herrlicher Ge=

mächer gelangten, bis der Fremde den jungen Mann zuletzt in einen kleinen Saal eintreten ließ, wo seine Augen von strahlendem Kerzenschein, der von zahlreichen Wandspiegeln zurückgeworfen wurde, fast ganz geblendet waren. Hier bat der Fremde den Verwirrten, sich niederzulassen.

„Machen Sie sich bereit," fügte er stolz hinzu, „eine hohe und vornehme Dame zu begrüßen, und bedenken Sie, daß, wenn Sie auch nur einen Augenblick die schuldige Ehrfurcht vergessen sollten, ich zur Hand sein werde, um Ihnen Ihre Pflicht in's Gedächtniß zurückzurufen."

Er verschwand hierauf durch eine Tapetenthür, ohne eine Antwort abzuwarten. Als sich der junge Künstler allein befand, stand mit einem Blicke die ganze Wahrheit vor seiner Seele: ohne Vermögen, ohne Beschützer, war er vielleicht zufällig von einer vornehmen Person in dem Haufen bemerkt, und zum Werkzeuge einer schändlichen Intrigue, wenn nicht eines furchtbaren Verbrechens, auserſehen worden. Er sollte allerdings, Doris Benjahie, die Geliebte Lord Arthur Palmerston's malen, die in dem Hause des Hoflieferanten Mr. Willy Drost auf Veranlassung des jungen Lords ein Unterkommen gefunden hatte. Auf welche Weise dieser Umstand verrathen worden war, wußte sich der junge Mann nicht zu erklären, denn Alles was der Person des Mädchens betraf, wurde für Jedermann geheim gehalten. Es wurde ihm klar, man bezwecke, sich seiner als eines Menschen, an dem nichts gelegen, zu bedienen, den man beliebig aus dem Wege räumen konnte, sobald man seiner nicht länger bedurfte. Nach reiflicher Ueberlegung kam er zu dem Entschlusse, eine Zeitlang den Nachgiebigen zu spielen, den Umständen sich zu fügen, und der ersten besten Gelegenheit wahrzunehmen, um der gefährlichen Lage zu entgehen. Nachdem er seinen Plan gefaßt, begann er den Saal, worin er sich befand, mit forschenden Blicken zu besichtigen. Alles strahlte von Gold, Marmor und Seide, das Mobiliar bestand aus den kostbarsten Holzarten, und herrliche Gefäße prangten darauf. Auf den silbernen Kandelabern, brannte wohlduftende Wachskerzen, über dem Boden waren prächtige, persische Teppiche ausgebreitet, und seidene Vorhänge fielen von den hohen Fenstern herab, die Sessel und Divans waren durch und durch gestickt, und alle mit dem Familienwappen des Hauses geziert. Umsonst sann er, über ein Kissen gelehnt, das einen herzoglichen Helmbusch über dem Wappen trug, darüber nach, um in seinem

Gedächtniß den Namen des fürstlichen Besitzers dieser Herrlichkeiten zu ergründen. — Während er nun noch in Gedanken verloren dastand, wurde er plötzlich durch eine weibliche Stimme, die sich im anstoßenden Zimmer vernehmen ließ, aufgeweckt.

„Ihr Verfahren erregt mein höchstes Mißfallen!“ sprach die Stimme im grollenden Tone. „Sie haben wie ein Dummkopf gehandelt, ich muß trachten, Ihre Thorheit wieder gut zu machen!“

Eine andere Person antwortete mit demüthiger und unterwürfiger Stimme. Nach wenigen Augenblicken öffnete sich die Tapetenthür, und eine Dame trat in den kleinen Saal, wo der junge Künstler stand.

Obwohl im Voraus gegen diese Dame eingenommen, konnte er doch nicht umhin, sich mit Anstand und Höflichkeit zu verbeugen. Sie ging mit nachlässiger Haltung auf den jungen Mann zu, wobei sie mit affectirter Gleichgültigkeit ihren kostbaren Fächer durch die Finger gleiten ließ, während ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen flog. Die in einer prachtvollen Robe gehüllte, mit Diamanten geschmückte Dame, warf sich mit vornehmen Manieren in einen Sessel, indem sie gleichzeitig auf einen Stuhl für den staunenden Künstler deutete.

„Gestehen Sie nur, mein werther Sir,“ begann sie lächelnd, „Sie denken sicherlich darüber nach, daß man auf seltsame Weise mit Ihnen umgegangen ist, und nachdem man Sie hier auf so beunruhigende Art in Beschlag genommen, haben Sie wahrscheinlich nicht erwartet, daß das Ganze auf eine einfache Unterredung mit einer Dame hinauslaufen würde, die, wie viele Schmeichler sagen, ziemlich hübsch ist?“

„Mylady,“ erwiderte der jugendliche Künstler über diese Anrede ganz verwirrt,“ ich bekenne, daß . . .“

„Sie wissen ohne Zweifel,“ unterbrach ihn die Dame mit Hoheit, „bei wem Sie sich in diesem Augenblicke befinden?“

Der Maler machte eine verneinende Bewegung.

„Wirklich nicht!“ rief die Dame anscheinend erstaunt, „das Wappen in diesen Sesseln, muß es Ihnen doch gesagt haben. — Ich bin die Prinzessin von Dorset, Tochter des Herzogs von Dorset.“

Der junge Mann verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll, aber bestürzt darüber, diesen berühmten Familiennamen mit seinem nächtlichen Abenteuer in Verbindung bringen zu müssen.

Die Prinzessiin bemerkte diese Verwirrung, lachte laut auf und sagte:

„Die allerdings seltsamen Umstände Ihrer Beschlagnahme scheint Sie, mein hochberühmter Herr Maler, wirklich um Ihren Verstand gebracht zu haben. Erzählen Sie mir doch einmal die Art und Weise, wie man mit Ihnen umgegangen ist. Ich glaube, es wird meine Heiterkeit gewiß erhöhen. Der Dummkopf von Kammerdiener, hat Ihnen einen Streich gespielt, den ich ihn nie vergessen werde. — Sie zu entführen, festzunehmen, zu drohen, vielleicht Sie sogar in Schrecken zu versetzen. — Es ist wirklich um sich todt zu ärgern! Entschuldigen Sie mich, mein Herr, aber ich muß über den albernen Streich lachen, den Ihnen der Dummkopf in seinem Eifer gespielt hat!"

Bei diesen Worten warf sie sich in die Kissen zurück, und ließ ihrer frohen Laune freien Lauf.

Der junge Maler war verwirrt, erstaunt, er konnte diese ungekünstelte Heiterkeit, diesen leichtfertigen Sinn, diese ganz absichtslose Koketterie mit dem schrecklichen Verdacht, den er gefaßt, und der ihn sehr beunruhigte, nicht zusammenreimen, und jemehr seine Zweifel bei dem Spiele weiblicher List und Schlauheit schwanden, desto höher stieg seine Verlegenheit. Zuletzt glaubte er sich durch einige höfliche Redensarten aus der fatalen Lage herausziehen zu können.

„Hoheit," begann er mit unsicherer Stimme, „nicht zu theuer konnte ich die Ehre erkaufen, Ihnen meine Dienste . . ."

„Genug, mein Herr, genug!" rief die Prinzessin schalkhaft lächelnd, indem sie ihn unterbrach und ihren zierlichen Fuß hervorstreckte. „Nichts mehr von dieser Thorheit! — Nehmen Sie an, es sei lediglich ein Mißverständniß meines albernen Kammerdieners. — Ich sagte ihm, daß man Ihres eminensen Talents gegen mich lobend erwähnte, und daß ich beabsichtigte, es auf mich zu nehmen, Ihren Ruf und Ihr Glück zu begründen. — Auch sagte ich ihm, daß ich im Begriff stände, Ihnen eine Dose geweihter Confitüren zu senden, um dieselben der Dame des Lord Palmerston bei Gelegenheit anzubieten, welche mittelst Zauberei den jungen Lord völlig behext hat, und der dem Rechte nach, nur mir allein, seiner verlobten Braut, angehört. Der Dummkopf, von Kammerdiener, hielt es nun für nothwendig, in seinem Eifer mir zu dienen, Ihnen Versprechungen zu machen, Ihnen zu drohen, und Sie endlich einem Verbrecher gleich, in mein Hôtel zu schaffen. Wahrlich, ich würde Alle, die ihm bei diesem unerhörten Streiche unterstützten, meines Dienstes entlassen, wenn ich nicht die giftigen und geschwätzigen Zungen dieser rachsüchtigen Menschen zu

fürchten hätte. — Nicht wahr," fügte sie anscheinend besorgt hinzu, „man hat Ihnen Angst und Schrecken eingejagt?"

„Hoheit, ich muß gestehen," stotterte der junge Mann verlegen, „daß ich in den Worten und Handlungen des Mannes, der mich zwang, hierher zu kommen, durchaus nichts Ansprechendes und Angenehmes lag, und ich darf behaupten, daß ich weit davon entfernt war, vor etwa einer halben Stunde zu erwarten, daß . . ."

„Ich will Sie gern für den Schreck entschädigen!" versetzte die Prinzessin von Dorset gütig. „Mein Kammerdiener sprach davon, daß Sie sich augenblicklich in Verlegenheit befinden. Gut, Sie sollen noch heute zweihundert Pfund von mir erhalten. Ich bin Ihnen eine kleine Entschädigung für Ihren Schreck schuldig. Ferner sollen Sie mich nicht allein, sondern viele meiner Freundinnen malen, und jeden Preis für Ihre Kunstfertigkeit erhalten. O, es soll nicht lange dauern, dann sind Sie durch meine Fürsprache der gesuchteste und gefeierteste Maler in London!"

Der junge Mann wußte nicht wie ihm geschah, sein Künstlerstolz erwachte, er murmelte einige Worte des Dankes, dachte aber bei sich: „Teufel, wo hinaus soll nun aber die Geschichte laufen!"

„Apropos," warf die Prinzessin leicht hin, „Sie sollen also die Judendirne malen? — Können Sie ihr nicht dabei die geweihten Confitüren offeriren? — Es ist eine Narrheit, ich weiß es wohl, es ist abergläubig von mir gehandelt; aber ich kann mir nicht helfen, die Eifersucht verzehrt mich, Ihre Bereitwilligkeit würde mich aber ganz glücklich machen."

Der junge Künstler schauderte, er gewann plötzlich seine Fassung wieder, und der Ausdruck seiner Stimme war fest, als er fragte:

„Was ist in den Confitüren, Hoheit?"

Und als er seinen Blick forschend auf ihr Antlitz heftete, hielt sie ihn mit bewundernwerther Fassung aus.

„Halten Sie mich etwa für eine Giftmischerin?" rief sie wieder in lautem Lachen ausbrechend. „Wie tragisch Sie die Sache nehmen, Mr. Bley! — Das einzig Wahre ist, — ich bin abergläubig, ja ich gestehe es; ich verspreche mir eine gute Wirkung von diesen geweihten Bonbons. — Man sagt mir, daß ich eben so schön bin, als diese niedrige Judendirne, die das Herz des Lords durch einen Zaubertrank in ihren Fesseln hält. — Deßhalb habe ich mir diese von kundiger Hand geweihten Confitüren verschafft, um den Zauber dieser elenden

Person zu bekämpfen, und Sie habe ich dazu erwählt, dieselben der feilen Kokette anzubieten. — Lachen Sie nicht über mich, mein Herr, ich weiß, es ist eine Schwachheit von meiner Seite, aber wie können wir arme Mädchen, die wir so schwachen Herzens geschaffen wurden, uns darüber hinwegsetzen? — Mein Oheim, der Erzbischof von Canterbury, tadelt mich oft wegen meines Aberglaubens, aber ich kann mich desselben nicht entledigen, ich bin in diesem Punkte so ungemein schwach. — Sie sind zu wohlerzogen, mein Herr Künstler, als daß Sie der Laune eines unbesonnenen Mädchens etwas abzuschlagen vermochten; und ich bin zu großmüthig, Ihnen eine Rente von fünfhundert Pfund zu mißgönnen, wovon der geschwätzige Kammerdiener gegen Sie etwas verlauten ließ."

Trotz all' der Verschlagenheit, List und Verstellung und der anscheinend leichten Art, womit die vornehme Dame die Sache, von der sie sprach, nahm, konnte der Künstler sich doch nicht enthalten, zu argwöhnen, daß dennoch ein beabsichtigtes Verbrechen zu Grunde liege. Kein Verbrechen mit dem rohen Aeußern, dem frechen und nackten Ausdruck eines gemeinen Schurken, sondern verschleiert mit der heuchlerischen Sprache der vornehmen Welt. Er erkannte, daß die Prinzessin auf das gleiche Ziel, wie der listige Kammerdiener lossteuerte.

„Wer kann den Wünschen einer so vornehmen und so schönen Dame widerstehen, zumal dieselben durch goldene Versprechungen unterstützt werden," entgegnete der junge Mann mit einem Blicke, der hinlänglich ausdrückte, daß sie wohl verstanden seien, und indem er sich lächelnd verbeugte.

Auf den unruhigen Zügen der Prinzessin sah man ein triumphirendes Lächeln fliegen. Sie zog aus ihrem Kleide eine goldene Dose, und reichte sie dem Maler mit einem wohlwollenden Lächeln dar.

„Hier sind diese unschuldige Flüssigkeiten," fügte sie hinzu, „von denen Sie eine so schlimme Meinung hatten. Sie versprechen also, daß das Judenmädchen, Doris Benjahie, davon genießen soll?"

„Ich verspreche es!" antwortete der junge Mann kaum hörbar.

„Es ist überflüssig, Ihnen zu sagen, mein lieber Mr. Bley, daß die Dose Ihr Eigenthum ist," sagte die Prinzessin herablassend.

„Und darf ich in diesem Falle von den Confitüren kosten?" versetzte der Künstler mit einer einfältigen Miene.

Die vornehme Dame betrachtete ihn mit einem schelmischen und

verschlagenen Lächeln, als wollte sie errathen, ob es wirkliche Einfalt oder Bosheit war, die ihn diese Frage thun ließ.

„Gewiß, Herr Maler!“ rief sie mit einem verführischen Blick, „wenn es Ihnen gelüstet, das Andenken an eine schöne Geliebte aus dem Kopfe zu bringen!“

„Es giebt Damen,“ entgegnete der Künstler sich artig verbeugend, „die man niemals aus dem Gedächtniß verwischen kann, wenn man einmal so glücklich gewesen ist, sie zu sehen.“

„Gar nicht so übel!“ bemerkte kokett die Tochter des Herzogs von Dorset, indem sie ihm mit ihrem Fächer einen sanften Schlag ertheilte. „Wahrlich, gar nicht so übel, für einen Mann aus dem Volke! — Doch lassen wir die Komplimente bei Seite,“ fügte sie ernst hinzu. „Ich muß Sie jetzt entlassen, mein lieber Mr. Bley. Ihre Angelegenheit werde ich bestimmt im Auge behalten. Hier haben Sie das Geld, um Ihre Verlegenheiten zu beseitigen.“

Mit diesen Worten überreichte sie dem Künstler ein ansehnliches Päckchen Banknoten. — Der Maler nahm das Geld, dankte und versicherte noch einmal seine Ergebenheit.

„Noch ein Wort, mein Herr!“ begann die Prinzessin auf's Neue, als sich der junge Mann entfernen wollte. „Ich verlasse mich auf Ihre Verschwiegenheit; Sie werden selbst einsehen, wie schmerzlich es für ein junges Mädchen sein muß, wenn die Welt erfährt, daß sie zu dergleichen Zaubermitteln greift, um sich das Herz ihres Verlobten ganz zu versichern. — Vergessen Sie überdies manches von Dem nicht,“ fügte sie rauh hinzu, „was Ihnen mein Kammerdiener gesagt hat. Sie werden selbst erkennen, daß einige Wahrheit in seinen Worten liegt.“

Der junge Mann wagte nichts zu erwidern, er empfahl sich, indem er sich schweigend verbeugte, küßte die dargereichte Hand der Prinzessin und ging. — Die stolze Herzogstochter triumphirte, sie glaubte das richtige Werkzeug ihrer lichtscheuen Pläne gefunden zu haben; hätte sie aber aus der krampfhaften Bewegung seiner Lippen den Abscheu errathen können, der ihn tief ergriffen hatte, so würde dieses Werkzeug wahrscheinlich nicht mehr lebendig den Palast verlassen haben, denn der würdige Diener dieser vornehmen Dame stand bereit, ihm den Garaus zu machen, wenn ein Wink seiner Gebieterin ihn dazu aufforderte. — So aber geleitete er den Maler in tiefstem Stillschweigen bis zur Pforte des Palastes, wo er ihm nur noch die Worte in's Ohr flüsterte:

„Sie werden beaufsichtig — hüten Sie sich!“

Der Künstler erwiderte nichts, sondern eilte schweigend die Straße hinab. Eine Weile lief er, was er konnte, als würde er von einer verderbenbringenden Gefahr verfolgt. Als er sich weit genug von dem Palast entfernt glaubte, hielt er an, schöpfte Athem und warf sich auf eine Treppe, starrte bewegungslos auf die Dose der Prinzessin von Dorset, und murmelte voll tiefen Abscheues: „Gift! — Gift!“

. . . .

Fünf Jahre waren seit jener verhängnißvollen Nacht vergangen. Es war Sonntag Morgen. Die heilige Sabbathruhe hatte sich über London verbreitet und hielt alle Geschäfte geschlossen. Von den zahlreichen Kirchthürmen ertönten die Glocken und ihre Klänge zogen feierlich über die Riesenstadt hin, einander grüßend, wie in den Straßen die zahlreichen, wandelnden Menschen. Oben erbrauste die Luft von Glockentönen und Orgelklängen, unten vom Fahren der Wagen und dem Gesumme des in die Kirchen eilenden Menschenschwarmes.

Ein schwarzgekleideter junger Mann, von blendender Schönheit, aber mit tiefer Trauer im Antlitz, ging durch die Menge und betrat das Gotteshaus der Juden. Als er zu dem Gotte seiner Väter betete, da schien es fast, als würden seine Züge noch bleicher, und als träte eine starre Thräne der Erinnerung in sein Auge. — Er betete aus inbrünstiger Seele, aber seine Lippen zuckten dabei krampfhaft, — sein Gebet schien der Aufschrei der Verzweiflung zu sein, kein Friedensstrahl wollte sich auf seine blasse Stirn senken.

Als er den Tempel verließ, winkte er einen Fiacre und stieg hinein.

„Wohin?“ fragte der Kutscher.

„Nach dem Kirchhofe der Verurtheilten!“ antwortete der jugendliche Fremde tonlos.

Er lehnte sich mit einem unendlich bitteren und schmerzlichen Lächeln in den Wagen zurück.

Als der Kirchhof erreicht war, stieg er aus, verabschiedete den Kutscher und betrat die schmucklose Ruhestätte der Kinder des Verbrechens, der Armuth, des Lasters und der Bosheit. — Ein junges Mädchen, mit häßlichen Zügen und grober Kleidung, stand in der Nähe und beobachtete den schönen, jungen Mann, als er das Fahrgeld bezahlte. Es war die Tochter des Todtengräbers. Sie erstaunte nicht darüber, einen so elegant gekleideten Herrn auf dem Gottesacker

der Verurtheilten zu erblicken, denn wenn nicht oft, so doch zeitweilig, sah sie die Gräber von Personen besuchen, die dem Aeußern nach, unmöglich Mitglieder ihrer Familien dort ruhen haben konnten. — Gewöhnlich wurde der Friedhof von der Menge wie ein ansteckendes Uebel gemieden.

Wenige Worte, die der junge Mann an die Tochter des Todtengräbers richtete, genügten, ihm die Stätte zu bezeichnen, wo das Wesen ruhete, die seinem Herzen einst so nahe stand, und die er mit ganzer Seele liebte.

Der jugendliche Fremde schritt auf den kleinen, verfallenen Hügel zu, und kniete neben ihm nieder, seine Hände faltend. Es war nicht der Schmerz allein, der aus seinen Zügen sprach, diese starren Blicke redeten noch eine andere Sprache, als die der heiligen Klage über den Tod eines geliebten Wesens — sie redeten von einem unendlichen Sturm verzweiflungsvoller Gefühle — und endlich gewannen sie gar Worte, die laut und vernehmlich gesprochen wurden.

„Schlafe in Ruhe, bis zum Tage der Auferstehung, und vergebe Dir der Gott Israels im Himmel Deine Sünden, wie ich Dir auf Erden vergebe! — Ruhe aus, meine arme Schwester, und werde mir ein Schutzgeist, wenn Du es vermagst. Ich war ein sorgloser Knabe, eine That hat mich zu einem Greise gemacht, der die Menschen mit ihrem armseligen Treiben verachtet und die Welt mit Allem, was auf ihr ist! — Du Vater des Lichts, erbarme Dich ihrer Seele und schenke ihr Deine erbarmungsvolle Gnade!“ flüsterten die bleichen Lippen zuletzt.

Er erhob sich und verließ den Hügel mit einem letzten schmerzlichen Blick. Das Grab trug nur eine kleine Tafel, worauf ein Name stand.

„Doris Benjahie“ lautete er.

Langsamen Schrittes ging er weiter. Das Mädchen stand noch am Eingange und warf einen verstohlenen Blick auf den schönen Fremden. Er legte dem harrenden Mädchen ein Goldstück in ihre Hand, und verließ sie. Das überraschte Mädchen sah ihn staunend nach. Sie bemerkte, wie er einen schmalen Fußpfad einschlug und in dem Schatten eines kleinen Gehölzes verschwand.

Einige Tage darauf gewahrte man den jugendlichen Fremden in einer unfruchtbaren Gegend der westlichen Provinz des Königreichs Irland. In der Nähe von Galway befand sich ein alleinstehendes

Haus von ärmlichen Ansehen. Die Thür stand offen. Der Fremde warf einen Blick in das Innere und trat dann zögernd ein. In dem einzigen Wohnzimmer um einem gedeckten Tisch nahm ein junges Mädchen von großer Schönheit mit zwei kleineren Mädchen ihre Abendmahlzeit ein. Unter dem Vorsprung des Kamins befand sich ein Mann, der den Kopf in beiden Händen hielt. Bei dem Geräusch, welches der Fremde beim Eintreten machte, richtete dieser Mann sich auf, und zeigte ein bleiches Gesicht, in welchem sich zwei erloschene Augen zeigten. Der Unbekannte ging auf das junge Mädchen zu und fragte nach dem Rabbiner Baruch, Salomon Benjahie. — Der Mann, welcher am Kamin sich befand, stand auf. — Der Fremde erinnerte sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Er sah ihn lange und aufmerksam an.

„Giebt es etwa noch eine andere Person in dieser Gegend, welche den Namen Baruch, Salomon Benjahie führt?“ fragte er endlich, sich forschend umsehend.

Das junge Mädchen senkte schmerzlich lächelnd die Augen. Der Mann kam langsam auf den Fremden zu und sagte mit hohler Stimme:

„Es giebt nur noch einen einzigen Menschen in dieser Gegend, der den von Ihnen genannten Namen trägt, und an diesem einen ist es auch zu viel. — Diejenigen, welche ihn in den Tagen des Glücks gesehen haben, erkennen ihn nicht wieder, wenn sie ihm gegenüber stehen; das kommt daher, weil er viel gelitten hat! — Er dagegen erkennt noch das Gesicht seiner Freunde — aber er weiß Ihren Namen nicht mehr. Mit wem habe ich die Ehre?“

„Baruch, Salomon Benjahie!“ rief der Fremde im zärtlichen Tone. Ist es soweit gekommen, daß Du Dich der Gesichtszüge Deines Neffen, Moses Benjahie, nicht mehr erinnerst?“

Die verstörten Züge des Rabbiners belebten sich mit einer Art von Freude.

„Sei willkommen, Moses!“ sagte er, ihm herzlich die Hand reichend. „Schwester, Kinder!“ wandte er sich im freudigem Tone an diese, „umarmt Euren einzigen Verwandten, den Gott Euch noch gelassen hat, wir wollen einmal wieder fröhlich sein.“

Das junge, schöne Mädchen erröthete, nahm die beiden Kinder an die Hand und führte sie Moses Benjahie entgegen. Er küßte die Mädchen und bot seiner Cousine herzlich die Hand.

„Laß Wein bringen, Adele,“ wandte sich der Rabbiner an die

Schwester, „und schicke zu unserm gemeinschaftlichen Freund, Jonas Herz, wir wollen zusammen fröhlich sein!"

Der Ton von Benjahie's Worten contrastirte so seltsam mit diesen Aufforderungen zur Fröhlichkeit, daß eine Thräne in den Wimpern des Mädchens hing, während sie sich umwandte, um zu gehen. — Moses Benjahie hielt sie mit einer Geberde zurück.

„Oheim, Du weißt," flüsterte er dem alten Rabbiner zu, „daß Jonas Herz eine falsche Rolle gegen mich in der Sache mit dem jungen Lord, Arthur Palmerston, gespielt hat."

„Palmerston!" rief der Rabbiner, taumelte und sank auf den Sessel zurück, den er verlassen hatte, gerade, als ob ihm ein Stich durch's Herz fuhr. „Warum erwähnt man vor mir den Nichtswürdigen. Gehe hinaus, Adele, und nimm die Kinder mit."

Das Mädchen nahm die Kinder und ging mit ihnen der Thür zu, aber bevor sie das Gemach verließ, sagte sie mit leiser Stimme und bittender Geberde zu dem jungen Mann:

„Es sind traurige Ereignisse vorgegangen, und Gott hat einen Schleier über den Geist meines Bruders gelegt, ich bitte daher, schonen Sie ihn, Moses, schonen Sie ihn, soweit Sie es vermögen!"

Mit diesen Worten verließ das schöne Mädchen das Zimmer. Der junge Mann näherte sich dem Kamin und setzte sich neben den Rabbiner, der in etwa vier Jahren, fünfzehn Jahre älter geworden zu sein schien.

„Ich glaubte Dich glücklich wiederzufinden, Oheim," begann Moses Benjahie mit sanfter Stimme, indem er den eigenen Schmerz vergaß.

„Ich bin glücklich, daß ich Dich wiedersehe, Moses," antwortete der Rabbiner, indem er ruhiger geworden zu sein schien, „ich habe vor Wuth und Entrüstung geweint, als ich Dein Unglück erfuhr. Es werden jetzt vielleicht vier Jahre her sein, als man Dich des versuchten Mordes anklagte und verurtheilte, und etwas länger, als man Deine Eltern zu Grabe trug, die über die Schande ihrer eigenen Tochter dahinstarben."

„Ich danke Dir für Deine Theilnahme, Oheim, ich werde mich bestreben, Dir Deine Liebe zu vergelten," erwiderte Moses Benjahie schmerzlich bewegt, durch die Erinnerungen, die in schwarzen Bildern an seiner Seele flüchtig vorüberzogen. „In dem Plane, welcher mein Leben beschäftigt, ist Dir ein Platz zugetheilt, und Du bist in dieser

Welt der einzige Mensch, den ich tiefer in mein Herz eindringen lassen werde."

„In Deinem Plane?" widerholte der Rabbiner tiefsinnig, „auch ich habe einen Plan, der mir das Leben kosten kann!" murmelte er vor sich hin.

„Weshalb das?" fragte Moses Benjahie, erstaunt über die Heftigkeit, in welcher der Alte diese kaum verständlichen Worte murmelte.

„Weil ich den Verführer Deiner Schwester, meines Lieblings, tödten werde!" rief der Rabbiner aufbrausend.

„Ich bitte Dich, Oheim," sagte Moses Benjahie nach einer Pause des schmerzlichsten Kampfes. „Theile mir Alles mit, was Doris betrifft. Ich werde meinen Zorn unterdrücken und Dich ruhig anhören."

„Wie viel Thränen kann ein Weib vergießen, ehe es stirbt!" murmelte der Rabbiner wieder. „Trink, Moses!" fügte er dann mit einem bittern, krampfhaften Lachen hinzu. „Wie grenzenlos unglücklich Doris gewesen ist, vermag ich nur allein zu sagen. Es ist lange Zeit her, da empfing ich aus Paris einen Brief von ihr. — Du sollst ihn lesen, Moses, ich bin es nicht mehr im Stande. Ich habe dieses über Alles schöne Mädchen, wie mein eigenes Kind geliebt!"

Der Alte stand auf, öffnete einen Schrank und nahm aus einer Brieftasche einen durch häufige Berührung ganz weich und zerknittert gewordenen Brief heraus, den er Moses übergab. Dieser nahm ihn und las Folgendes:

„Mein theurer Oheim!

Als ich durch Deine letzte Nachricht erfuhr, daß es Deine Absicht sei nach Paris zu kommen, um meine Rechte zu unterstützen, da schlug mein Herz Dir mit unaussprechlicher Dankbarkeit entgegen. Aber ich muß Dein Anerbieten ablehnen. Ueber mich ist eine abscheuliche Drohung verhängt, ich zittere bei dem Gedanken, daß durch Dein Erscheinen das Leben meines Kindes gefährdet ist. Erzürne Dich nicht gegen mich, mein guter Oheim, wenn ich mich aus Deinem Hause entfernte, so geschah es meiner kleinen Tochter wegen. Die Rache des verblendeten Lords, meines Gemahls, ist sehr grausam gewesen. Du weißt, daß er nach der schmachvollen Scene in Chelmsford mir mein Kind nahm, aber Du weißt nicht, daß er meine Tochter in die Hände eines Menschen gegeben hat, der, obgleich er sich zu den Lehren Moses bekennt, dennoch ein gefühlloser Verbrecher ist, der mein

armes, liebes Kind fern von der Welt erzieht, und vielleicht nur gewählt wurde, um in ihre kindliche Seele Keime der Schande und der Verderbniß zu legen. Ich erkenne hierin das Walten jenes vornehmen Weibes, das mich einst nicht nur mit Hohn und Schmach aus dem Hause jagte, sondern das mich auch in Gemeinschaft der Prinzessin von Dorset unerbittlich verfolgt und noch immer nach meinem Leben trachtet. Mein Kind ist gefangen, und ihr Wächter ein Ungeheuer von Habsucht und Rohheit, der ohne Erbarmen meiner Thränen spottet und eine fortlaufende Steuer von mir erhebt, damit er nicht mein süßes Kind unmenschlich behandele. Ich verbleibe in Paris, weil ich mir einbilde, über mein Kind wachen zu können, wenn ich in seiner Nähe bin, und doch darf ich meine Tochter niemals sehen. Dieser Barbar nimmt mein Geld, verweigert mir aber unbarmherzig die Gunst, mein armes Kind umarmen zu dürfen, und sei es auch nur während seines Schlafes. Er gehorcht lediglich den Anweisungen der Herzogin von Somerset, die danach trachtet, meine kleine Tochter aus der Welt geschafft zu sehen. — Ich halte mich hier verborgen, weil kein Auge meine tiefe Noth sehen und keine befreundete Hand Versuche zur Erlangung meiner Rechte wagen darf, denn jener herzlose Mann hat geschworen, mein Kind, bei dem geringsten Versuche, es ihm zu entreißen, martervoll zu tödten. Ich muß in Geduld ausharren."

„O, daß sind thörichte Befürchtungen gewesen!" rief Moses Benjahie düster, „wer auch dieser Mensch gewesen sein mag und wie tief auch seine Herzlosigkeit ging, warum sollte er ein armes Kind tödten?"

„Lese nur weiter," entgegnete der Rabbiner im ernsten Tone, „Du wirst sehr bald über Deine unglückliche Schwester anders urtheilen!"

Es waren nur noch wenige Reihen zu lesen. Der junge Mann fuhr fort:

„Meine Hoffnung besteht darin, guter Oheim, der Wächter meines Kindes hat dasselben mit einem Wesen umgeben, dessen Herz nicht boshaft ist. Vielleicht gelingt es mir, die Dienerin eines Tages zu gewinnen, und durch ihre Hülfe mein Kind wieder zu erlangen. — Genügt meine Hoffnung nicht, das Herz einer Mutter mit Geduld zu erfüllen?"

Moses Benjahie machte den Brief zu. Auf seinem edlen Gesicht

lag zugleich der Ausdruck tiefen Mitleids und heftigen Unwillens. Er richtete den leuchtenden Blick seines Feuerauges auf den Rabbiner, über dessen bleiche Wangen eine Thräne sich leise hinstahl.

„Gewisse Worte in dem Briefe meiner Schwester haben keinen Sinn für mich, Oheim," sagte er nachdenklich, „sie spricht von Ihrem Gemahl und von einem schmachvollen Auftritt in Chelmsford. — Ist Doris Benjahie die rechtmäßige Gattin des Lords gewesen?"

Der alte Rabbiner wurde bleicher als der Tod.

„Sie war es, Moses, und war es auch wieder nicht!" rief der Alte und stieß bei diesen Worten einen langen schottischen Dirk in das Eichenholz des Tisches, mit einer Wuth, daß die Klinge lange fibrirte und einen klagenden Ton von sich gab. „Du sollst Alles wissen. — Als Deine Schwester aus dem Hause des Lords von der Herzogin von Somerset schmachvoll gejagt wurde, fühlte sie sich guter Hoffnung. Der Lord, der das Mädchen wahrhaft zu lieben schien, nahm sich ihrer, trotz der Verfolgung seiner mächtigen Verwandten, liebevoll an, und brachte sie in ein sicheres Asyl. Die Tochter des Herzogs von Dorset, war nun aber dem jungen Lord als Gemahlin von seinem Vater bestimmt, und die Verlobung zwischen ihnen auch vollzogen worden. Diese ränkevolle Person ermittelte durch ihre Spione sehr bald den Aufenthalt Deiner Schwester. Sie trachtete nach ihrem Leben. Ein Maler sollte ihr vergiftete Confitüren präsentiren. Dieser war aber ein ehrenvoller junger Mann, er verrieth Deiner Schwester den abscheulichen Plan, und mußte dafür in Bedlam sein Vergehen büßen. Ein solcher Verrath konnte für den Unglücklichen keinen andern Ausgang haben, der arm und unbekannt, es gewagt hatte, eine so schreckliche Anklage, wie die, des beabsichtigten Meuchelmordes durch Gift, gegen eine Dame von hoher Geburt zu erheben, deren Familie zu den mächtigsten der drei Königreiche gehört. Das schreckliche Bedlam wurde sein Grab, es hat schon viele solche und ähnliche Opfer für immer zum Schweigen gebracht. — Da man nun durch Gift nichts erreichen konnte, jedes Aufsehen aber vermieden werden mußte, so verfiel man auf einen wahrhaft teuflischen Plan. — Geschickte Agenten, welche zu den Freunden des jungen Lords gehörten, aber arm an Ehre und Geld waren, wurden durch goldene Versprechungen gedungen, den Lord zu überreden, Deine Schwester heimlich zu heirathen. Der Bethörte ging in die ihm gestellte Falle. Ein verkleideter Diener der Prinzessin von Dorset übernahm die fluchwür-

dige Rolle des Priesters, und in Gegenwart der Anhänger dieses listigen Weibes, ging die Komödie vor sich. — Der Lord war zufrieden, er war glücklich, auch Doris lebte wieder auf. — Ihre Schwangerschaft rückte vor. Da tauchte plötzlich ein Gerücht auf, erst leise und behutsam, dann stärker und zuletzt immer mehr bestimmter. — Jener Maler, welcher Doris vor dem Vergiftungstode gerettet, hätte eine heimliche Liebschaft mit ihr schon lange gepflogen. Lange widerstand der junge Lord den Einflüsterungen, er liebte seine junge, reizende Gemahlin zu sehr, aber man trat mit Beweisen hervor und endlich öffnete er allen diesen Verläumdungen begierig sein Ohr. — Deine Schwester brachte ein Kind, ein Mädchen zur Welt. Lord Arthur Palmerston ließ das junge Wesen in sein Zimmer bringen und betrachtete es lange und stillschweig^end. Dann ging er in hastigen Schritten im Gemach auf und ab und murmelte abgebrochene Drohworte vor sich hin. — Das Verhängniß hatte seine Hände in räthselhafter Weise im Spiele — er fand, daß das Kind dem jungen Maler gänzlich ähnlich sehe. — War es nun eine eingebildete, oder eine wirkliche Aehnlichkeit, genug, der fortwährend wachgerufene Argwohn des Lords, gewann eine furchtbare Gewalt. — Ich durfte Deine Schwester nicht mehr besuchen, vergebens suchte ich den Grund zu erfahren, ich hatte keine Idee, was in ihm vorging. — So lange seine vermeintliche Gemahlin das Bett hütete, setzte er keinen Schritt in ihr Zimmer. Er verließ das trauliche Landhaus, das er in der Nähe von Chelmsford unter einem fremden Namen hatte miethen lassen. Er sah das Kind nicht wieder, und verbot der einzigen Wärterin, es der wimmernden Mutter zu zeigen. — Nach vierzehn Tagen stand Doris wieder auf. Sie hatte unausgesetzt unter Thränen nach ihrem Kinde verlangt. — An jenem Tage traf der Lord auf dem traulichen Landgute wieder ein. Er war in Gesellschaft seines Schattens, eines nichtswürdigen Schuftes und Günstlinges, der Prinzessin von Dorset. Der Lord befahl in rauher Weise das Kind herbeizuschaffen. Deine Schwester war nahe daran, vor Freude umzusinken — sie sollte ihr verlassenes Kind wiedersehen. Sie lachte, weinte und küßte ihrem vermeinten Gatten die Hände. Dann stürzte sie auf die Wiege zu, und wollte den Schleier heben, welcher darüber lag, um das zarte Geschöpf mit Küssen zu bedecken, das fortan ihre Leidenschaft, ihre Liebe, ihr Leben sein sollte. Der Lord, bleich wie der Tod, faßte sie aber unsanft am Arm und zwang sie, stehen zu bleiben.

„Dieses Kind!“ rief er düster, indem er den Schleier von der der Wiege wegzog, „ist wohl das Ihrige Madame, aber nicht das meinige!“

„Doris sah ihn erstaunt an, sie verstand ihn nicht.“

„Das Kind ist die Frucht eines Verbrechens,“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „sehen Sie es an, und wagen Sie zu behaupten, daß es ihm nicht ähnlich sei?“

„Wen?“ fragte Doris erschreckt, denn eine düstere Ahnung durchzog ihr Herz.

„Jenem Schändlichen, der es wagte, die Prinzessin von Dorset des Meuchelmordes anzuklagen, — dem Maler Eduard Bley!“

„Eduard Bley!“ wiederholte Doris mit einem Blicke der reinsten Dankbarkeit, indem sich ihre weiße Stirn aufklärte.

„Dieser Blick war ihr Verdammungsurtheil. Als der Lord die unwillkürliche Bewegung bemerkte, welche er in seiner Verblendung für ein Geständniß nahm, wurde er noch bleicher vor Wuth, und hob in völliger Raserei die Hand auf, als wollte er den Schädel des armen Kindes mit einem Faustschlage zerschmettern. — In diesem entsetzlichen Augenblicke rief Doris in ihrer furchtbaren Angst:

„Tödten Sie nicht Ihr Kind, mein Gemahl! — Und beflecken Sie Ihre Hand nicht mit dem Blute eines unschuldigen Wesens!“

„Der Lord fuhr heftig zusammen und ließ die Hand wieder sinken.“

„Mein Kind!“ versetzte er spöttelnd. „Trägt es etwa meine Züge?“

„Doris wollte ihre Unschuld betheuern, denn jetzt erst begriff sie, wessen er sie anschuldigte, aber der Lord verschloß ihr den Mund durch eine rohe, beleidigende Aeußerung.

„Betrachten Sie dieses Kind genau, Madame!“ rief er finstern Blickes, „welches Sie das meinige nennen! Betrachten Sie es lange und aufmerksam, denn Sie sehen es in diesem Augenblicke zum letzten Male!“

Das arme, betrogene Weib rang, von diesen grausamen Worten vernichtet, schluchzend die Hände. — Sie betrachtete das Kind — es war ein reizendes Mädchen, das sanft lächelte. — Doris hatte niemals ein schöneres, engelgleicheres Gesicht gesehen. Sie küßte es unter heißen Thränen der innigsten Mutterliebe. — Dann wandte sie sich wieder zu dem, in seinem furchtbaren Grimme dastehenden Lord.

— Sie weinte, sie bat in herzzerreißenden Worten, sie wand sich zu seinen Füßen, wie ein getretener Wurm. Dieser rührte sich nicht. Er schien ein barbarisches Vergnügen darin zu finden, diese Scene des unaussprechlichen Jammers zu verlängern. Endlich, als er sich lange genug an ihrer Angst, an ihrem Schluchzen geweidet hatte, machte er eine Geberde mit der Hand, und das arme kleine Wesen wurde fortgebracht. — Doris lag regungslos auf dem Fußboden. — Der Lord befahl ihr im rauhen Tone aufzustehen. Sie that es. Er trieb sie vor sich hin und von Stufe zu Stufe bis auf die Schwelle des Hauses hinab. Hier befand sich sein nichtswürdiger Helfershelfer mit einem Stricke in der Hand. Vor der Thür des Hauses stand ein verdeckter Wagen bereit. Der rasende Lord nahm den Strick aus den Händen des Elenden und . . ."

Der Alte hielt plötzlich inne. Er zitterte und keuchte. Die Worte drängten sich nur mühsam durch seine zusammengepreßten Zähne hindurch.

„Und was that er mit dem Stricke?" fragte Moses Benjahie mit erregter Stimme und Schweiß bedeckter Stirn.

„Nun!" schrie der Rabbiner mit stieren Blicken. „Doris stand bleich und kraftlos da, er ergriff sie bei der Hand und zog sie ungestüm nieder, so daß sie in's Knie sinken mußte. Dann legte er den Strick um ihren weißen Hals und schleifte sie in den Wagen, der sich gleich darauf in Bewegung setzte. — Nach etwa einer Viertelstunde erreichte er den großen Viehmarkt in Chelmsford. — Das arme Weib, am Strick haltend, zwang er auszusteigen, und zog sie halbbesinnungslos unter die Menge des Marktes. Man lief von allen Seiten zusammen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel. — Aber unter den zehn- bis zwölftausend Engländern befand sich nicht ein einziger Mensch, der über diese Infamie Wehe gerufen und den Elenden mit der Peitsche gestraft hätte. — Das Volk ist nun einmal so; der Lord hatte das Gesetz für sich. — Er zog das stöhnende und ächzende Weib in eine von den Hürden, die inzwischen leer geworden war, und rief dann mit lauter Stimme:

„Wer kauft dieses Weib für drei Pence? — Es ist eine gemeine Buhlerin, die mich betrogen?"

Die zahlreichen Viehhändler betrachteten das hinreißend schöne Weib, über deren bleichen Wangen Ströme von Thränen rannen, wagten aber nicht über die barbarische Härte des Lords zu murren,

oder seine Worte zu belächeln. Sie hatten Mitleid mit dem tiefen Schmerz des schönen Wesens. — Plötzlich ertönte eine wohlklingende aber durchdringende Stimme aus der Menge und machte das Herz des armen, gequälten Weibes erbeben:

„Laßt mich hindurch, ich will Mylady Palmerston für drei Pence kaufen!"

Ein Gemurmel des Beifalles und des Staunens lief durch die Menge, denn Niemand hatte bisher die Namen der bei dieser Scene handelnden Personen gekannt. Der Lord wurde purpurroth. Der Ton dieser Stimme hatte ihn wie ein Schlaganfall getroffen. Er taumelte, richtete aber seinen zornigen Blick auf die Menge, und schien scheu Denjenigen zu suchen, der die erwähnten Worte gesprochen hatte. Dieser säumte auch nicht, den Handel abzuschließen und vor dem Lord zu erscheinen, indem er sich kräftig durch die Reihen der Zuschauer durcharbeitete. Bei seinem Anblicke verlor der Lord plötzlich den Muth und machte eine Bewegung der Flucht. Doris hat mir niemals den Namen dieses Mannes gesagt, später erfuhr ich ihn aus den Verhandlungen ihres Prozesses. — Es war der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, welcher sich damals als Flüchtling in England aufhielt. Er trat furchtlos in die Hürde, riß dem Lord den Strick aus der Hand. Dann holte er einige Kupfermünzen hervor und warf sie den Lord mit den Worten in's Gesicht:

„Hier ist der geforderte Kaufpreis, Ew. Herrlichkeit! — Die Mylady ist in diesem Augenblicke, nach den verbrieften Rechten dieses Marktes, frei! — Sie haben keine Gewalt mehr über Mylady!

Ein ungeheurer Jubel ertönte auf dem Markte von Chelmsford."

Moses Benjahie holte, von dem mächtigen Interesse, das er bei dieser spannenden Erzählung hatte, bisher beherrscht, tief Athem.

„Ich werde ihm meine Schuld eines Tages durch einen Dienst bezahlen!" murmelte er vor sich hin.

Wir wissen, daß er sein Gelübde erfüllte. Er rettete Leila, die Tochter Abd-el-Kader's, und erzog den Sohn Napoleon's, den er Ben Ellinor nannte.

„Aber was wurde darauf aus Doris?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Die Menge öffnete sich," fuhr der Rabbiner düster fort, „um den Prinzen mit seiner Bürde, die er nach dem Gesetze erworben

hatte, und die er trug, durchzulassen, den Lord überhäufte man mit Schmähungen und bewarf seinen Wagen mit Koth."

„Aber Doris — Doris, wo blieb sie?" fragte Moses Benjahie athemlos.

„Man brachte sie todtkrank und lebensmüde in mein Haus," versetzte der Alte zögernd.

„Aber sie starb nicht!" flüsterte der junge Mann düstern Blickes.

„Sie war Mutter, Moses. — Sie hatte ein Kind!" sagte der alte Rabbiner vorwurfsvoll. „Sie konnte nicht sterben! — Mit wachsamen Mutteraugen verfolgte sie die kleinsten Handlungen des Lords. Durch List, Bestechungen, Thränen und Jammerworten, wußte sie das Herz des alten und vertrauten Dieners Sr. Lordschaft zu rühren. Sie erfuhr den Aufenthalt ihres Kindes. — Es war einem gewissen Simon Baroche, Straße St. Honorè in Paris, übergeben worden. — Eines Tages war Doris aus meinem Hause verschwunden. Sie war nach Paris geeilt. Die Gründe ihrer Flucht, weißt Du aus ihrem Briefe. Lange Zeit, und mit unerschütterlicher Geduld bewachte sie das Haus des hartherzigen Menschen, der ihr Kind vor ihren Blicken, wie eine Löwin ihre Jungen, hütete. Den wahren Grund, warum dies geschah, habe ich niemals erfahren. — Plötzlich war die Tochter Deiner Schwester verschwunden, man sagte ihr, das Mädchen sei gestorben. — Nichts hielt sie mehr in Paris zurück, sie kam wieder in mein ärmliches Haus. Ich befragte sie, aber Doris, welche an Leib und Seele sehr verändert war, antwortete nur auf meine Frage:

„Mein süßes Kind, meine liebliche Tochter haben die Unmenschen getödtet!"

„Da plötzlich gelangte die Kunde an ihr Ohr, Lord Arthur Palmerston werde die Tochter des Herzogs von Dorset heirathen. Noch einmal erwachten ihre Lebensgeister. Sie fühlte, daß ihre vermeinte gesetzliche Ehe noch nicht gerichtlich getrennt sei. Sie eilte nach London. — Der Zufall oder das Schicksal, wie man es nennen will, war gefällig genug, ihr den gespielten Betrug erfahren zu lassen. Der Böse bemächtigte sich ihres Verstandes. Sie stahl sich in das Schlafgemach des Elenden, der inzwischen die Komödie wahrscheinlich ebenfalls erfahren hatte, und versuchte ihre Rache durch Gift zu kühlen. Sie wurde ertappt, man säumte nicht lange ihr den Prozeß zu machen. Ihr letzter Weg war das Blutgerüste. Das Uebrige weißt Du gewiß."

Es fand eine lange Pause zwischen ihnen statt. Jeder hing

seinen eigenen Gedanken nach. Dann plötzlich ergriff der junge Mann das Wort und sagte mit einer königlichen volltönenden Stimme, welche jeden Willen dem seinigen unterjochte:

„Oheim, ich werde das bittere Leiden meiner Schwester rächen! — Ich bin nicht mehr der unmündige Knabe, wie Du mich einst kanntest. Meine Macht ist groß, ich habe ansehnliche Schiffe auf dem Meere und jenseits des Oceans, thätige, unermüdliche Agenten, welche schon mehrere Strebepfeiler der englischen Macht an ihren Wurzeln untergraben. Werfe einen Blick auf die erste Stufe — da findest Du einen schwachen, armen Knaben — einige Schritte weiter, da ist der Knabe zum Manne geworden und — noch einige Schritte, da hat der willenskräftige Mann eine bedeutende Anzahl energischer Naturen sich unterthänig gemacht. Er hat Millionen in seinem Koffer, und in seinem Kopfe einen wohldurchdachten Plan. Da ist bis jetzt der Mann stehen geblieben. — Morgen werden seine Gedanken durch eine geheimnißvolle Arbeit sich Glanz und Ansehen, und in der europäischen Politik, sich Zutritt zu verschaffen wissen. — Der Mann wird sich umwandeln, um den gekrönten Häuptern näher kommen zu können, er wird ein vornehmer Herr werden, aber seinen Haß gegen sie, und vornehmlich gegen England, nicht vergessen Seine Stimme, der man gehorchen wird, predigt dann heimlich einen ungeheuren Kreuzzug gegen die Tyrannen. Dann wird der vornehme Herr den Flitterstaat abwerfen und wieder der Jude, Moses Benjahie, werden. Er wird sich den Weg zum Herzen Irlands bahnen, er wird sein armes geknechtetes Vaterland wiedersehen und seine Schätze dazu anwenden, die unsägliche Noth seiner Brüder zu lindern. Aber seine mildthätige Hand wird eines Tages den Finger nach einem fernen Welttheil strecken, und die Söhne Judas zum heiligen Kampf aufrufen. Das Reich Judas wird wieder aus seinen Trümmern erstehen und der Gesang:

„Es zieht ein heilig Sehnen
Zu Dir, o Herr, uns hin,
Der Judas Leid und Thränen
Geseh'n vom Anbeginn.
Wir fühlten oft uns einsam
Und fremd auf Erden hier,
Doch hielten wir gemeinsam
In Liebe, Herr zu Dir!"

in dem Lande des jüdischen Volkes aus Milliarden Kehlen erschallen.

Eine neue, glaubensstarke Jakobs-Himmelsleiter werden wir schaffen, auf der die Gebete der Söhne Israels als Dankopfer zu ihm, dem Allerhöchsten, hinaufsteigen. Die alte thränenreiche Geschichte des jüdischen Volkes wird in das Reich der Vergessenheit sinken, und neue Geschlechter werden den Tag ihrer Wiedergeburt im heiligen Gebete ihrer Vorfahren begehen."

Moses Benjahie, der Messias des neunzehnten Jahrhunderts sprach diese Worte mit erhobener, begeisterter Stimme. Der alte Rabbiner stand ohne zu wollen von seinem Platze auf, als ob er einem Befehle des großen Geistes gehorcht hätte, seine Augen glänzten, sein verstörtes Gesicht verjüngte sich am Feuer eines enthusiastischen Muthes.

„Ich habe Dir im Allgemeinen gesagt, welches meine gegenwärtigen Hülfsquellen sind. Aber abgesehen von meinen großen Reichthümern, sind meine Schiffe geeignet, die angeknüpften Verbindungen mit Allen, was die überseeischen Besitzungen Englands berührt, zu verstärken, und auf diese Weise eine nach der andern der verschiedenen Quellen abzuleiten, aus denen der verhaßte Koloß seine hauptsächlichsten Elemente der Existenz schöpft. Ein Tag wird kommen, wo zum Erstaunen Europa's der friedliche Kaiser von China den vergifteten Ladungen, mit welchem die ostindische Compagnie das himmlische Reich überschwemmt, seine Häfen verschließen wird, und die Compagnie wird unter diesem Schlage wanken, Oheim, denn sie gewinnt jedes Jahr hundert Millionen durch die systematische Vergiftung eines ganzen Volkes durch Opium. — Dann werden es die beraubten Fürsten Hindostans sein, welche mit den Waffen in der Hand die lange Zeit verweigerte Gerechtigkeit erzwingen werden. Diese Fürsten werden europäische Offiziere haben, ich werde sie damit versorgen. Am Cap, in den beiden Canada's, in den Vereinigten Staaten und in den Sklavenländern überall säen meine Agenten, um später zu erndten, vielleicht werden wir lange warten müssen, aber die Erndte wird kommen. — In Europa werde ich dasselbe thun, was jenseits des Oceans unaufhörlich gethan wird. Vor allen Dingen muß ich mir aber einen pomphaften Namen und Titel erwerben, und zwar einen ächten Namen und Titel, denn ich habe keine Lust, meinen kostbaren Einsatz auf die gefährlichen Chancen zu setzen, welche das unsichere Leben eines Glücksritters gewöhnlich im Folge hat. — Ich bin vor sechs Monaten Se. Majestät Don Juan von Braganza, Kaiser von Brasilien vorgestellt worden. Dieser Fürst wendet seine Blicke nach

Europa und denkt, wie ich bestimmt weiß, das Erbe seiner Väter unter dem Donner der Kanonen wieder anzutreten. Ich werde mich an seinen Hof begeben, ihm meine Macht zur Verfügung stellen, und mit ihm das Königreich Portugal erringen helfen. Er wird mich dafür zum Granden seines Staates erheben. Ueberall," fügte Moses Benjahie mit seiner tiefen, markvollen Stimme hinzu, welche sich bis zur Begeisterung erhob, „muß endlich mein Kriegesruf ein Echo finden! — Die ganze Welt, von den Ufern des geheimnißvollen Nils bis zu dem Gestade des Feuerstroms, von der Beringsstraße bis zur Magelhaensstraße und vom Purpurmeer bis zu den grünen Fluthen des Rheins, wird mein Bundesgenosse sein! Giebt es einen Winkel auf der Erde, wo der Name Englands nicht verabscheuet und von den Völkern verdammt wird? — Gieb es ein Land — schwach oder stark — das nicht von dem hinterlistigen Ehrgeize Großbritanien's zu leiden gehabt hätte? — Dem ruhmvollen Eroberer verzeiht man das von seinem Heldenschwerte vergossene Blut, aber der habgierige Krämer und Wucherer, der sich nur schlägt, um seine Waaren vortheilhafter an den Mann zu bringen, der seine Erzeugnisse in der einen und ein Pistol in der andern Hand, zu Jedermann sagt: „kaufe, oder Dein Leben ist dahin!" — für den giebt es keine Verzeihung! — Der Fluch vieler in den Staub getretener Nationen, bleibt ihm gewiß, und verschlingt einst doch sein räuberisch erworbenes Gut. Ich werde meine Wege still und unbemerkt unter der Maske eines großen Herrn verfolgen. — In Portugal werde ich den Handelsdruck finden, der seit der Regierung Johannes des Vierzehnten organisirt ist, und den seit Jahrhunderten aufgehäuften Zorn. — In Spanien, unterdrückte Wuth über den Verlust von Gibraltar und den Verrath von St. Domingo. In Preußen, wo der Engländer wenig Gelegenheit hat, Geld zu rauben, hat er Ruhm gestohlen, — ich werde dort den Groll über den unverschämten Ehrenraub finden, der auf den Kopf Wellington's — den Lorbeerkranz Blücher's gesetzt hat. In Rußland — unter Corsaren giebt es Eifersucht — ich rechne auf Rußland. — In Oesterreich kommt neuer Haß zum alten Zorn. In Frankreich glimmt die Flamme der Empörung, es denkt an Helena. Italien rüttelt bereits an seine Sklavenketten. Du siehst, Baruch, Salomon Benjahie, auf der ganzen Erde ein und dasselbe Gefühl! Der Tag, wo der gefürchtete Name Englands untergehen wird, kann nur ein Festtag für alle Nationen des Erdball sein. Aber die Welt ist alt

und vorsichtig geworden. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo ein einzelner Pilger auf seinem Wege Bevölkerungen aufwiegelte, wo Gerechtigkeit, von Beredtsamkeit unterstützt, zahllose Heere zu einem Kreuzzuge schuf. — Irland hat lange Zeit einen Nothschrei gethan. Es leidet noch immer, es blutet aus tausend Wunden, und die ganze Welt hört den furchtbaren Nothschrei, aber sie bleibt in Frieden. Ich würde keine Hoffnung für meine Pläne hegen, Oheim, wenn ich das Schwert des erschlafften Europa's aus der Scheide zu reißen nöthig hätte. In eigenen Angelegenheiten werde ich die Staaten des Weltalls so beschäftigen, daß sie für England nicht wirken können, wenn der entscheidende Augenblick des Handelns gekommen ist! — So wird es sein, Oheim!" fügte Moses Benjahie hinzu, indem er plötzlich vor dem Rabbiner stand und seine Hand ergriff, der vor seinem Feuerblicke, vor der Majestät seiner fast überirdischen Schönheit, welche damals noch in der Entwickelung war, unwillkürlich die Augen niederschlagen mußte, „mir sagt eine innere Stimme, daß der Gott Israel's mit uns ist!"

Der junge Mann schwieg. Baruch, Salomon Benjahie, der die wunderbare Seite dieses unerhörten Werkes begriff, glaubte ein überirdisches Wesen, begabt mit himmlischen Kräften, vor sich zu haben, und würde in diesem Augenblicke den sehr bemitleidet haben, der an dem Gelingen hätte zweifeln wollen.

„Ja, ja, Moses, Gott unserer Väter ist mit uns!" murmelte der Rabbiner mit erhobenen Augen, worin sich Ehrfurcht, Gläubigkeit und Enthusiasmus gewahren ließen. „Doch, welchen Antheil hast Du mir bei den Gefahren zugedacht? — Du weißt, daß mein Kopf schwach ist, und der Geist des Schattens bisweilen meine verwirrten Sinne umnebelt."

„Ich brauche nur ein redliches, ergebenes, zu Allem bereites Herz," entgegnete Moses Benjahie sanft, „und doch hat Deine Frage mich wieder zu mir selbst zurückgerufen, und mich die gefährlichen Seiten des stolzen und glänzenden Gemäldes, welches ich Dir so eben vorführte, aus den Augen verlieren lassen. Ja, Oheim!" fügte er ernst hinzu, „das Gemälde hat gefährliche Kehrseiten! — Jedes schwache, mächtigen Gegner gegenüberstehenden Wesen, greift anders an, als von vorn. Siegen, das ist der Zweck: glücklich ist der Streiter, welcher die Wahl der Waffen hat. — Wir, die wir verhältnißmäßig schwach sind, kämpfen im Dunkeln, und unsere Mittel sind oft solche,

welche die menschliche Gesellschaft verwirft. — Gestern war ich noch ein Pirat, ein verurtheilter Verbrecher, ein Deportirter, — was werde ich morgen sein? — Ich zaudere, Oheim, es Dir zu sagen, weil ich Dich liebe. — Wenn Du, wie ich, allein und ohne Familie auf der Welt wärest, würde ich nicht zaudern . . ."

Der alte Rabbiner runzelte die Stirn und sagte vorwurfsvoll:

„Moses, Du hast von mir ein ergebenes und zu Allem bereites Herz verlangt. — Ich gebe Dir freudig dieses Herz."

Der junge Demagoge ergriff jauchzend seine Hand und drückte sie herzlich.

„Ich zaudere nicht mehr, Oheim!" versetzte er langsam und feierlich, „und wünsche, daß auch Du nicht zaudern möchtest. — Höre mir zu. — Wenn ich England überall Feinde geschaffen, und das Saatkorn zu einem neuen Reiche Juda's gestreuet haben werde, muß ich in's Herz seiner Macht selbst eindringen und mit meiner Hand den ersten Schlag thun, dazu bedarf es der Einverständnisse in London und in Irland, ich werde diese anknüpfen, aber ich bedarf auch der Stütze einer weitverzweigten, schuldbeladenen Association, deren Existenz Du nicht kennst, und die von mir und für meine Zwecke geleitet, eine giftige Waffe werden wird. Diese Verbrüderung — die „Rächerloge" genannt — streckt ihre Macht über alle drei Königreiche aus, und ist, wie ich weiß, von Hunderttausenden zusammengesetzt. — Es sind Banditen, Mörder, Fälscher, Meineidige, Falschmünzer und Hochverräther. — Du mußt Mitglied dieser geheimnißvollen und furchtbaren Verbindung werden."

Der Rabbiner fuhr erschreckt zusammen, athmete schwer und trocknete den kalten Schweiß von seiner Stirn, aber er antwortete endlich im festen Tone:

„Ich werde es thun, Moses Benjahie!"

„Das ist nicht Alles, Oheim," fuhr der junge Mann fort. „Aus Gründen, die Du später erfahren wirst, liegt mir daran, daß Du später Ober-Rabbiner der Synagoge in Constantine wirst . . ."

„Ich bin arm und ohne Einfluß," unterbrach ihn Baruch, Salomon Benjahie in schmerzlichem Tone.

„Und ich bin reich und mächtig, Oheim!" antwortete Moses mit leuchtenden Augen. „Mir liegt außerdem daran, daß Du in Constantine das Amt einer obrigkeitlichen Person bekleidest, mein Einfluß bei den französischen Behörden wird dies vermitteln."

„Die Beamten des Kaisers von Frankreich müssen einen Eid leisten, Moses," flüsterte der Rabbiner schaudernd, „und mein Vater war ein frommer Mann."

„Dann muß ich Dir Dein Wort zurückgeben, Oheim!" rief Moses Benjahie kalt.

„Ich nehme es nicht zurück, Moses!" versetzte der Rabbiner entschlossen. „Dein Wille soll von mir befolgt werden."

„Habe Dank für Deine Bereitwilligkeit, Oheim!" sagte der junge Mann freudig.

„Du hast meine Familie gesehen, Moses Benjahie," fuhr der Alte düster fort, werden meine kleinen Töchter niemals erfahren, daß ihr Vater ein Verbrecher ist?"

„Wer weiß?" murmelte Moses mit kaum hörbarer Stimme, der nun auch zitterte und bleich wurde. „Verzeihe mir, Oheim," fügte er laut hinzu, „wenn ich Dich in Versuchung geführt habe. — Weigere Dich, Baruch Salomon Benjahie — weigere Dich, mein Ansuchen zu erfüllen!"

„Ich fühle, meine Tage sind gezählt, Moses," sagte der Rabbiner nach einer kurzen Pause der Ueberlegung, „und meine Bestimmung ist, Deinem Geschick zu folgen. Ich werde mit rüstigem Eifer den neuen Tempel Israel's bauen helfen! — Du bist ein braves Herz, Moses, Du zeigst mir mit dem Finger den Abgrund — ich bin Dein Werkzeug, verfüge über mich nach Deinem Wohlgefallen!"

Moses Benjahie erwiderte nichts, er drückte den alten Mann mit einer Wärme an sich, die aus der Tiefe seines Herzens kam, und eine Thräne perlte in dem Auge, das bisher kein menschliches Wesen hatte weinen sehen. — Der Abend war nahe. Lange Zeit waren Oheim und Neffe zusammen. Man begab sich endlich zur Ruhe. Die Ermüdung der Reise wirkte auf des jungen Mannes Körper, er entschlummerte bald. In seinen Träumen sah er an seinem Lager ein junges, bildschönes Mädchen stehen, die ihn mit verzehrenden Blicken betrachtete. Es war Adele, die Schwester seines Oheims. Die Stunden der Nacht vergingen. Sein Schlaf war so tief, daß Moses von dem Geräusch nicht gestört wurde, welches die äußere, nach dem alten schottischen Gebrauche, blos mit der Klinke verschlossene Thür in ihren Angeln sich beim Oeffnen drehend, machte. Ein Mann trat leise ein. Der Morgen grauete schon. Der Fremde, welcher vor Frost zitterte, begann damit, den Rest der von Moses angebrochenen Flasche Wein

mit einem Zuge zu leeren. Als dies geschehen war, zündete er das verloschene Feuer wieder an und setzte sich am Kamin nieder. Als Moses Benjahie erwachte, war es schon heller Tag. Er fand Randal Stanton am Feuer sitzend, eine Cigarre rauchend.

Adele, die schöne Schwester des Rabbiners, hatte die Männer nicht aus dem Auge gelassen. Ihr weiblicher Scharfsinn ließ ihr errathen, daß zwischen ihnen und ihrem Bruder ein gefährliches Geheimniß obwaltete. Sie legte sich auf's Horchen und belauschte zum größten Theil das Gespräch Moses Benjahie's mit seinem Oheim.

IV.

Die Ritter vom goldenen Banner.

In einem abgelegenen Viertel von Montreal, einer Stadt von 60,000 Einwohnern, auf einer Insel des Lorenzstromes in Nord-Amerika, stand ein altes, steinernes Gebäude, welches früher als Waarenspeicher benutzt worden sein mußte. Ungeheure tiefe gewölbte Kellerräume zogen sich weit nach hinten unter der Erde weg. Nichts verrieth von außen, daß diese bewohnt waren.

An einem Tische, welcher in einem der Gewölbe stand, saß Oldar, der wilde Mulatte. Er hatte sich in ein Schreiben vertieft, das er in seiner Hand hielt. Mehrere Male murmelte er einige unverständliche Worte vor sich hin und schlug dann, fast unbewußt, wüthend auf den rohgearbeiteten Tisch. Er schien offenbar in übler Laune zu sein. — Wo er saß, war eine Oeffnung in der Wand, ungefähr von einer halben Manneshöhe. Jedenfalls mußte man hier hindurch zu einem Raume gelangen, der sich noch unter den Gewölben hinzog, und der ihm nur allein zugänglich war. Er schien die Oeffnung wie ein böses Ungethüm zu bewachen.

Einige wild aussehende Männer saßen um einen andern Tisch und tranken und rauchten.

„Thompson bleibt mit den Uebrigen lange aus,“ sagte Loof Payne, den wir hier wieder finden.

„Er scheint wieder etwas Neues im Schilde zu führen, womit sich der Mulatte nicht einverstanden erklären will,“ versetzte sein Nach-

bar, in dem wir seinen alten Gefährten Wilms Harrold erkennen. „Es hat einen harten Streit abgegeben, wovon ich aber nur wenig verstehen konnte, denn sie sprachen zwar heftig, doch mit unterdrückter Stimme im Nebengemache. So viel steht aber fest, daß ein gefährliches Wagestück unternommen werden soll. — Thompson ist ein Teufelskerl, er trug durch seine Beredtsamkeit den Sieg über Oldar's Bedenklichkeiten davon.

„Er war früher auch nicht besser daran, wie wir," sagte ein Dritter, den seine Gefährten mit O'Laughlin anredeten. „Jetzt ist er ein großer Herr."

„Mag wohl sein, doch ist er auch viel klüger wie Ihr Alle zusammen!" versetzte eine keinesweges zarte Frauenstimme, die der ehemaligen Wärterin des Dr. Mudd in New-York, mit Namen Surrat, angehörte.

Die Abenteurer wollten einige beißende Redensarten erwidern, sie kamen aber nicht dazu, denn der frühere Hauslehrer Dolores Marqeulla's, mit Namen Atzeroth, ergriff hastig das Wort und rief in flüsterndem Tone: „Horcht! — Es war mir, als wurde das geheime Zeichen gegeben."

Der Mulatte fuhr ungestüm auf und horchte. Aber es herrschte nur ein tiefes Schweigen.

„Es mag noch einmal gegeben werden, wir können uns geirrt haben," sagte er nach einigen Secunden.

In diesem Augenblicke drang ein langgezogener Ruf oder ein Geheul, wie es den Indianern des Westlandes eigen ist, in dumpfen Tönen durch die Wölbungen.

„Jetzt ist es richtig!" rief der Mulatte, „geht, öffnet den Eingang!"

Es verschwanden gleich darauf zwei von den Männern, und man hörte im nächsten Augenblicke ein lautes Rasseln, das von einer Fallthür herrührte, die aufgezogen wurde.

Kurze Zeit darauf traten Thompson, Sanders und Clay, die Abgeordneten und Ritter der Blutverbrüderung zum goldenen Banner mit den Männern ein. Sie führten zwei gefesselte Personen mit sich. Es waren Wilkes Booth und die schöne Florinde Dobbes. Diese Beiden haben wir lange Zeit aus dem Gesicht verloren.*)

---

*) Seite 288

„Da sind Sie ja, meine Herren,“ sagte der Mulatte zu den Eintretenden. „Ich habe lange auf Sie gewartet. Es war wohl ein saures Stück Arbeit, diese Höllenbrut geneigt zu machen.“

„O, keineswegs!“ erwiderte Thompson lachend. „Wir verständigten uns sehr bald. Die schöne Dame war begierig, aus ihrem finstern Kerker in New-Orleans an das Tageslicht zu gelangen.“

„Wer ist denn dieser da?“ fragten die Männer, indem sie mit frechen Blicken die schöne Gestalt und das reizende Gesicht der üppigen Sirene betrachteten, die eine Armesündermiene angenommen hatte.

„O, den laßt in Ruhe!“ erwiderte Oldar mit einem gräßlichen Lachen. „Das ist ein guter Freund von mir, der mich in die Hölle vor der Zeit spediren wollte, fragt ihn nur, bei welcher Gelegenheit, er wird Euch sagen in New-York, wo er schon einen Mord verübte. Gegen diesen Mann seid Ihr Alle reine Engel,“ fügte er mit einem grausenden Seitenblick auf Booth hinzu. „Wir wollen sehen, wie er sein Verbrechen gegen mich sühnen wird.“

„Er steht unter meinem Schutze,“ entgegnete Thompson stolz. „Durch eine kühne That wird er beweisen, daß er sein Vergehen gegen Sie, Oldar, bereut, und daß er von nun an unserer heiligen Sache angehört. Hören Sie meinen Plan,“ wandte er sich an die Anwesenden: „Wilkes Booth übernimmt zur Sühne seiner Frevelthat gegen Oldar Valori die Beseitigung des Präsidenten Abraham Lincoln. — Loof Payne hat es übernommen, sich an den Staatssecretair W. Seward zu machen. — O'Laughlin wird General Grant oder den Kriegssekretair Stanton auf sich nehmen, wogegen Atzeroth die Aufgabe hat, den Vicepräsidenten zu beseitigen. — Frau Surrat und diese schöne Dame hier, werden sich unverzüglich nach Richmond begeben, um ein sicheres Asyl für unsere Freunde bereit zu halten. Die erforderlichen Mittel und Instructionen werden die Häupter unserer Verbindung Jedermann gewähren und ihnen Offiziers-Patente aushändigen, damit die Inhaber im Falle der Verhaftung, Anspruch auf Behandlung als Kriegsgefangene haben. Gelingt es unserm vereinten Streben Lincoln und sein Kabinet aus dem Wege zu räumen, so dürfen wir bestimmt auf günstige Bedingungen bei Erlangung eines Friedens hoffen. Während nun die Genannten, unter Hinzuziehung geeigneter Persönlichkeiten, ihr Ziel verfolgen, werden andere Kräfte, nach den Instructionen unseres Bundesbeschlusses handeln. Dr. Blackburn wird das gelbe Fieber in die Hafenstädte des Nordens durch

inficirte Waaren einzuführen versuchen. Ein wohldurchdachter Plan zur Vergiftung der New-Yorker Wasserwerke mittelst Arseniks und Blausäure, sowie zur Sprengung des Aquädukts, wird bereits in Scene gesetzt, und große Brandstiftungen in den größern Städten des Nordens vorbereitet. — In New-York soll in wenigen Tagen ein Trunk frischen Wassers so viel wie eine Flasche Whiskey in Richmond kosten. Endlich sollen mit Brandern die Dampfer auf dem Mississippi vernichtet und die Lazarethe durch Feuer vertilgt werden. Sie sehen meine Herren," fuhr er Athem holend fort, „daß Alles geschieht, um die verlorene Freiheit und Unabhängigkeit des Südens wieder zu gewinnen, und den Norden in seinem Lebensnerv zu tödten."

Mit wildem Jauchzen beantworteten die Anwesenden diese Rede, und so unglaublich diese Scheußlichkeiten einem europäischen Leser klingen mögen, sie sind actenmäßig erwiesene Thatsachen durch Zeugen und Zugeständnisse, sie sind die legitimen Früchte eines in seinem Ursprunge infamen und corrumpirenden Systems der Sklaverei. Die thätigen Agenten der geheimen Gesellschaft „zum goldenen Banner," worunter Thompson die hervorragendste Rolle spielte, hatten es verstanden, den Mulatten dahin zu vermögen, die Opfer seiner Rache, Wilkes Booth und Florinde Dobbes, die in einem düstern Gewölbe zu New-Orleans, getrennt von einander, und durch starke Ketten an das feuchte Mauerwerk gefesselt, ihre Tage in dumpfer Verzweiflung verbrachten, der allgemeinen Bestrebung zu überweisen. Der Beredtsamkeit Thompson gelang es, theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen von Freiheit und goldener Anerkennung, die langsam Dahinsiechenden zur Uebernahme einer Rolle in dem fluchwürdigen Complott zu bestimmen. Wilkes Booth, bei dem die Lust zum Leben in gewaltigen Schlägen erwachte, ging bereitwilligst in die ihm von Thompson gestellte Falle, und übernahm ohne Bedenken, den ihm zugedachten Auftrag. Um seine Freiheit wieder zu gewinnen, und im Besitz der versprochenen Reichthümer zu gelangen, würde er sich zu allen Unmenschlichkeiten hergegeben haben. Anders stand aber die Sache bei Florinden. Hier fand der Versucher größern Widerstand, als er erwartet hatte. So verworfen dieses, der Wollust ergebenen Weibes auch war, sie schauderte bei dem Gedanken: ein thätiges Werkzeug in dem beabsichtigten Mord-Complott zu werden. Doch der ruchlose Thompson war ein erfahrener Kerkermeister, er wußte das menschliche Herz durch Hunger, Kälte und Schrecknissen aller Art, weich und

Die tobenden Gewässer der Moskwa brausten noch einmal auf — der Donner rollte in dumpfen Schlägen am Horizont und der Blitz fuhr zuckend durch die Finsterniß — dann wurde Alles unheimlich und still.

zugängig zu machen. Er wandte diese Procedur bei der Widerstrebenden mit gutem Erfolge an. Florinde willigte endlich ein, Alles zu thun, was er von ihr verlangte.

Die Mordgehülfen waren bereit, die Instructionen nach allen Seiten hin durchdacht und besprochen, Gelder, Kleider, Legitimationspapiere beschafft, und als der nächste Morgen graute, herrschte nur Schweigen und Finsterniß in den unterirdischen Gewölben zu Montreal.

. . . .

Im Herbste 1816 rollte ein schwerbepackter Karren über die schmalen, gewundenen Pfade nordwestlich nach dem Staate Indiana in Nordamerika. Obenauf saßen ein Mann und eine Frau, Beide in der Tracht der Hinterwäldler. Ein siebenjähriger Knabe, der nebenher schritt, schwang die Peitsche und suchte das magere Pferd anzutreiben. Von Zeit zu Zeit löste ein kleines, nur wenig älteres Mädchen den Bruder in seinem wichtigen Berufe ab.

Ansiedler waren es, welche die dichten Wälder Kentucky's verließen, um sich weiter im Westen eine neue Heimath zu suchen. Ein sehnsüchtig zurückgewandter Blick des Ehepaars, die Thräne auf dem Antlitz der bleichen Frau bekundeten, daß der Abschied vom häuslichen Herde den Auswanderern nicht leicht geworden. Auch die Kinder blickten wehmüthig auf die trauernden Eltern, doch wie im kindlichen Gemüth Freude und Leid schnell mit einander wechseln, so geschah es auch hier. Die Geschwister stimmten bald ein fröhliches Lied an, zu dem selbst der Vater halblaut die Melodie pfiff, während die Mutter nur leise vor sich hinsummte.

So zog der kleine Trupp Tag für Tag weiter, selten unterbrochen durch den kurzen Aufenthalt für ein einfaches Mahl oder die nothwendige Nachtruhe. — Endlich erreichte man den prachtvollen Ohiostrom, den der Indianer nicht mit Unrecht den „Schönen Fluß" nannte. Dort schifften sich die Ansiedler mit ihren Habseligkeiten auf einem Flachboote ein; leicht glitten sie über die hohen Fluthen, der vom Herbstregen angeschwollenen Gewässer. Doch die wunderherrliche Aussicht, welche ihnen von beiden Ufern entgegenlachte, vermochte ihnen kaum einen Ruf des Entzückens abzulocken. Nur die Kinder schauten voll Lust auf die üppigen Rebenguirlanden, die sich unter der Früchte Last beugten. Dann wieder jubelten sie über einen Schwarm wilder Enten, welche, durch das nahende Fahrzeug aufgeschreckt, kreischend davonflogen. In sanften Wellenzügen erhoben sich

hier grüne Hügel mit Platanen, Buchen, Walnußbäumen und Akazien bewaldet, dort tauchte eine freundliche Ansiedlung auf, von Obst- und Gemüsegärten umsäumt. In weiten Thalniederungen weideten Pferde und Kühe. Ein wahres Paradies, war diese ansehnliche Farm. Der bekümmerten Ansiedlerfamilie schien aber erst dann ein Gefühl wahrer Herzensfreudigkeit aufzugehen, als das Boot dreißig deutsche Meilen unterhalb Louisville landete.

Das eigentliche Ziel der Reise lag indeß immer noch fern. Unweit des heutigen Gentryville, einer damals zum Perrykreis gehörigen Stadt, machten die müden Pilger zum letzten Male Halt. — Ein klarsprudelnder Quell führte auf den Punkt, wo Thomas Lincoln und seine Familie den neuen Herd gründen wollten. Mit Eifer begann man den Bau der kunstlosen Hütte, wobei auch der kleine Abraham Lincoln thätige Hand anlegte. Es galt so schnell als möglich Stämme zu fällen und zu bearbeiten, jedes Glied der Familie mußte bei der anstrengenden Arbeit rührig mit angreifen, und schon nach drei Tagen war ein Asyl geschaffen, das dem Namen „Blockhaus" alle Ehre machte. Nur ein einziges Gemach fand sich innerhalb der hölzernen Behausung. Oben bildeten einige quergelegte Balken eine Art Vorrathskammer, in welcher der Knabe seine Schlafstelle zu suchen hatte. Zwei wollene Decken waren Alles, was er an Bettzeug besaß, — eine zur Unterlage, die andere zum Warmhalten — was bedurfte er mehr? — Süß, wie nur ein unschuldiges Kind es vermag, entschlief er auf diesem harten Lager, um von Spiel und Arbeit, Wald und Himmel zu träumen.

Ob ihm der Traumgott auch wohl ein Bild künftiger Größe vor die Seele gezaubert haben mag? — Ob er ihm vom begeisterten Jubel eines befreiten Volkes erzählte? — Ob er ihm flüchtig eine — Märtyrerkrone gezeigt?

Ein Bett für Vater und Mutter, ein Tisch und vier Stühle waren das einzige Hausgeräth unserer unverwöhnten Naturkinder. Der herrliche grüne Wald war ihnen ja der liebste Aufenthalt und dem kleinen Abraham beinahe Alles nächst Vater und Mutter. Sein offenes Gemüth war so empfänglich für das Leben in Gottes freier Welt. Buchstabiren hatte er schon in Kentucky gelernt, und eifrig setzte er seine Leseübungen auch in der neuen Heimath fort. —

Das erste Geschenk, welches der Knabe empfing, und ihn sehr beglückte, war eine Büchse, und das erste Wild, welches der kleine

Jäger erlegte, ein Truthahn. Sein Buch begleitete ihn auf allen Ausflügen in Wald und Feld, und stundenlang studirte der fleißige Knabe die trockene Lection, aber auch jeder Baum, jede Pflanze und jede Frucht bot ihm Gelegenheit zum Nachdenken, und eifrig studirte er die Geheimnisse der Natur.

Kaum ein Jahr nach der Ankunft in Indiana traf ihn der erste, aber auch der schwerste Verlust in seinem ganzen Leben. Die Mutter wurde ihm durch den unerbittlichen Tod für immer entrissen. Um diese Zeit sollte der Knabe aber einigen Ersatz für seinen Verlust finden. Es wohnte ein Mann in der Nähe des väterlichen Blockhauses, der ihn im Schreiben unterrichtete, und bald gern und freudig zugestand, daß er von seinem Schüler übertroffen sei.

Abraham Lincoln war achtzehn Jahre alt geworden. Der vielversprechende Knabe hatte sich zum blühenden, kräftigen Jünglinge entwickelt. Seine Gestalt war höher und muskulöser, als die seines Vaters, seine Hände hatten mindestens eben so viel Schwielen vom Holzhacken und anderen schweren Arbeiten aufzuweisen, wie des alten Lincoln. Als tüchtiger Arbeiter bekannt, wurde er in der ganzen Nachbarschaft zu Hülfe gerufen, wo es schwere Arbeit gab. — Kurz nach dem Tode seiner Schwester, sollte dem jungen Ansiedler der Blick in die weite Welt eröffnet werden. Ein Nachbar von ihm, befrachtete ein Mississippi-Flachboot mit Holz und Lebensmitteln, welche für die südlichen Plantagen in New-Orleans gegen Silber umgesetzt werden sollten. Abraham übernahm den Auftrag, das Flachboot nach der Crescent-City zu führen. — Die Flachbootmänner verdienten schweres Geld mit schwerer Arbeit. Stromabwärts war die Fahrt eine Lust; stroman aber eine große Qual. Nachdem er in die heimathlichen Wälder zurückgekehrt war, lieferten ihm die überstandenen Abenteuer und das mit Umsicht und Klugheit abgeschlossene Geschäft noch oft Stoff zur Unterhaltung. Die Kunde aber von der treuen Pflichterfüllung wie energischen Bewältigung aller Gefahren, die eine solche weite Reise gewöhnlich im Gefolge hat, trug wesentlich dazu bei, das allgemeine Vertrauen auf des jungen Lincoln Glück, Umsicht und Thatkraft in seiner Heimath zu befestigen.

Während der letzten Jahre waren Gerüchte über die ungemeine Fruchtbarkeit des benachbarten Staates Illinois nach Indiana gedrungen. Thomas Lincoln hatte davon Viel gehört und beschloß mit einigen Nachbarn dahin überzusiedeln. Im März 1830 trat die Familie

Lincoln ihre Wanderungen an. Die Gesellschaft zählte zwölf Personen. Abraham Lincoln hatte damals sein 21. Jahr zurückgelegt, war also mündig. Er hätte nun sein eigener Herr werden können, zog es aber vor, als guter Sohn beim alten Vater zu bleiben und diesem zu helfen, bis die neue Heimath ihm ein sicheres Asyl bot. Unter Abraham's Beihülfe wurde ein stattliches Blockhaus gefertigt, und das Feld bearbeitet. Mit gewohnter Rührigkeit schwang er die schwere Axt, und in unglaublich kurzer Zeit hatte er Pfähle zum Einhegen für zehn Morgen Landes herbeigeschafft. Diese Zeugen seines Fleißes sollten später noch zur besonderer Bedeutung gelangen. Während der Sitzung der republikanischen Staatenkonvention wurde eine Fahne an zwei jener Pfähle befestigt und mit passender Inschrift versehen, in die Versammlung gebracht und den Mitgliedern unter dem begeisterten Jubelruf aller Anwesenden dargereicht. Bald darauf trug das Volk dieselbe Fahne unter lautem Triumph durch alle Staaten, in denen freie Arbeit zu Ehren kam.

Endlich machte sich der Hang des Amerikaners zur Selbstständigkeit bei Abraham Lincoln geltend. Er war ein Mann geworden, und rasch, nach wohlüberlegtem Entschlusse, schickte er sich an, das heimathliche Blockhaus zu verlassen. — Ohne bestimmten Plan für die Zukunft, ohne ein anderes Kapital, als unerschütterliche Charakterfestigkeit, unbeugsame Redlichkeit und den Vorsatz: durch Arbeit sich empor zu schwingen, trat er in die große Welt ein.

Vorerst begab er sich in die Nähe von Petersburg, und arbeitete, wo er Arbeit fand. Er dürstete aber bald nach frischerem Leben und einem größeren Wirkungskreise. Sein Sehnen sollte erfüllt werden. Die Kriegstrompete erscholl plötzlich. Der indianische Häuptling — „der schwarze Falke" hatte die Gegend durch seine räuberischen Einfälle unsicher gemacht. Diesen gefährlichen Feind galt es zu bekämpfen, und deßhalb erging an die junge Mannschaft jener Gebiete der Aufruf zu den Waffen. Auch Abraham Lincoln gesellte sich zur Schaar der Freiwilligen, welche gegen den Häuptling der Fuchsindianer zu Felde ziehen wollten. Das allgemeine Vertrauen, das er genoß, verdankte er die Ernennung zum Kapitain. Er wurde der Liebling der ganzen Armee, und zeichnete sich als tüchtiger und intelligenter Offizier in jedem Treffen aus.

Die kurze kriegerische Laufbahn Lincoln's ist für seine spätere Lebensrichtung von großer Wichtigkeit gewesen. Er war auf die große

Straße des Ruhmes gedrängt worden, sein Kopf schwirrte von tausend Plänen. Abraham Lincoln wurde Rechtsgelehrte. Er begann seine Vorstudien mit unermüdlichem Eifer. Vor allen Dingen galt es aber Subsistenzmittel aufzutreiben, mit der Bedeutsamkeit der langen, sehnigen Arme und der großen Hände des jungen Rechtscandidaten war es zu Ende. Er suchte zunächst Beschäftigung und Verdienst im Bureau der Kongreßländereien, und, obgleich nie mathematisch vorgebildet, errang es dennoch sein eiserner Fleiß, daß er mit Leichtigkeit die Arbeiten eines Feldmessers ausführen konnte. Bereits im Jahre 1834, also nach kaum vollendetem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, wurde er Advocat und für den gesetzgebenden Körper seines Staates gewählt. Lincoln galt bald für den besten Rechtsgelehrten des ganzen Staates. Es zeigte sich, daß er einen außerordentlichen Scharfblick besaß. Am 4. November 1842 verheirathete sich Abraham. Selten war ein Mann so glücklich, wie er in seinem häuslichen Leben. Im Jahre 1860, am 18. Mai, wurde Abraham Lincoln von seinem Staate als Präsident aufgestellt, und bei der Volksabstimmung am 6. November erhielt er die meisten Stimmen.

Obgleich die Nation nun auf Abraham Lincoln schaute, um aus der kleinsten Bewegung oder dem unbedeutendsten Worte einen Fingerzeig für die Zukunft heraus zu erkennen, so verhielt sich Lincoln doch mit dem ihm angeborenen Takte ungemein zurückhaltend. Wie schwierig es war, dies Verhalten durchzuführen, kann nur der ermessen, der die amerikanischen Verhältnisse kennt. — Springfield in Illinois, wo er damals wohnte, wurde mit einem Male das Mekka der Union. Tausende seiner Freunde und politischen Anhänger wallfahrten dorthin, um ihm Glück zu wünschen; Tausende von Fremden, von denen er nie Etwas gehört, stürmten auf ihn ein, um dieses oder jenes Amt zu erlangen. Jeder erwartete eine Ansprache oder eine Anspielung auf die politischen Verhältnisse. Aber von Alledem erfolgte nichts. Abraham Lincoln ging wie ein leuchtender Meteor, zwischen ihnen durch.

Er machte eine Rundreise durch die verschiedenen Staaten und kam von Philadelphia aus, nachdem er glücklich allen Gefahren, welche ihm die südlichen Verräther bereitet hatten, entronnen war, am 22. Februar 1861 im „weißen Hause" zu Washington an. Er wurde beim feierlichen Antritt seines Amtes im Kapitol, am 5. März, durch Senator Baker der versammelten Menge unter ungeheurem Jubel vor-

gestellt. Nach vollendeter Vorlesung seiner Antrittsrede legte Lincoln seinen Amtseid ab, und der nächste Augenblick schon brachte ihn mit feindlichen Elementen zusammen, die bereits solche Dimensionen erreicht hatten, daß es schien, als müßte an ihnen die scheinbar hülflose Union zersplittern. Bei Lincoln's Amtsantritt war die Rebellion in vollem Gange; auf die Friedensworte seiner Rede, antwortete der Süden mit wildem und verhöhnendem Kriegsgeschrei; die Friedenshand, die er ihm hinreichte, wiesen die übermüthigen Sklavenhalter mit Waffen in der Hand und wohlgerüstet zurück. . . . .
. . . .

Es war am 14. April, dem Charfreitage des Jahres 1865, an demselben Tage, an welchem vor vier Jahren das Sternenbanner der Union auf Fort Sumter niedergesunken war, als die Nachricht von der Wiederaufhissung der nationalen Flagge auf der genannten Bundesfestung, in Washington eintraf. — Allgemeine Freude herrschte über die vom Kriegsschauplatze eingegangenen Siegesnachrichten. Das letzte Bollwerk der Rebellion war dem Süden entrissen, seine Heere hatten sich zerstreut, seine besten Führer waren gefallen oder auf dem Felde der Uebermacht erlegen. Der Sieg der Union war vollständig. Schon in der Frühe des 14. Aprils hatte Abraham Lincoln eine längere Unterredung mit seinem ältesten Sohne gehabt, welcher als Kapitain in General Grant's Armee stand, und kurz zuvor von der Potomac-Armee in Washington eingetroffen war. Noch während dieser Unterhaltung, in welcher die Einzelheiten der erfolgten Kapitulation des Rebellen-Generals Lee zur Sprache kamen, wurde der wärmste Freund des Präsidenten gemeldet. Es war der Marquis Posa. Längere Zeit sprach Abraham Lincoln mit ihm über die von ihm einzuschlagende Politik gegen die Rebellen des Südens. Hierauf erschienen noch der Gesandte zu Madrid, sowie mehrere Senatoren und Volks-Repräsentanten. Gegen 11 Uhr fand eine Kabinetssitzung statt, an welcher sich General Grant betheiligte.

Bei der Tafel sprach man über den Ausflug nach Richmond, bei welcher Gelegenheit die Bemerkung fiel, daß diese Reise des Präsidenten den Norden insofern beunruhigt habe, als man an seine Anwesenheit in der feindlichen Hauptstadt unwillkürlich den Gedanken des Meuchelmordes geknüpft hatte. Der Präsident gab scherzend zu, daß allerdings auch er, unter den obwaltenden Umständen ein An-

derer als Präsident dorthin gegangen wäre, sich beunruhigt haben würde, für sich selbst jedoch sei er nicht im Geringsten besorgt gewesen.

So war denn die Möglichkeit eines Meuchelmordes gerade an jenem Tage dicht vor den Blick des Präsidenten gerückt worden, ohne ihm eben so wenig wie früher, die geringste Besorgniß zu verursachen. Der Marquis Posa machte ihm dringende Vorstellungen, daß er um seine Person größere Sorge tragen möchte. Er wies auf die Möglichkeit hin, daß sich unter die Bevölkerung der Unionshauptstadt leicht Rebellen mit meuchelmörderischen Gedanken mischen könnten. Lincoln lächelte, und ließ eine Mappe herbeibringen, aus der er einen Haufen Briefe hervorzog.

„Hier, Herr Marquis," sagte er freundlich, „haben Sie eine bedeutende Anzahl Drohschreiben, deren jedes mir die Ermordung in Aussicht stellt. Ich müßte sehr nervös und aufgeregt sein, wenn ich über diesen Gegenstand lange nachdenken wollte. Auch habe ich alle Gedanken mit folgender Erwägung abgewiesen: der Gelegenheiten, mich zu ermorden, giebt es täglich so viele, daß, wenn ein Mensch wirklich mit solchen Gedanken umging, ich bei dem besten Willen einem solchen Schicksale nicht entrinnen könnte. Was soll ich mir daher ganz unnütze Sorgen machen. Mein Schicksal steht in Gotteshand."

Noch an demselben Abend gab Abraham Lincoln dem Marquis einen der vielen tausend Beweisen der liebenswürdigen Bescheidenheit seines Charakters. Er nannte ihn in Gegenwart aller Senatoren seinen besten Freund, dessen Rath und Hülfe den größten Antheil an der Niederwerfung der Rebellion habe. Die Vereinigten Staaten hätten alle Ursache, dem Marquis ihre Huldigungen darzubringen, und müßten sich glücklich schätzen, einen solchen uneigennützigen Ehrenbürger zu besitzen. — Zugleich gab er ihm eine Karte und stelle ihm eine weitere Unterredung für den nächsten Tag in Aussicht. Auf der Karte hatte der Präsident bemerkt:

„Man lasse den Hern Marquis Posa um 9 Uhr in mein Kabinet!"

Es waren die letzten Worte, welche Abraham Lincoln, der Holzhacker von Illinois, geschrieben hat.

Diese geheiligte Reliquie, unschätzbar in ihrem Werthe, besitzt der Marquis zur Stunde noch.

Sodann wandte sich der Präsident noch einmal an Posa und sagte mit einem unaussprechlich gütigen Lächeln:

„Sie werden uns doch, Madame Lincoln und mich, in das Theater begleiten?“

Der Marquis verbeugte sich, und ein Blick des Dankes aus seinem Feuerauge erwärmte die Seele des Todesgeweihten.

Der Präsident nämlich, sowie General Grant, waren kurz vorher zu einer Festvorstellung in Fords-Theater eingeladen worden, und hatten bereits zugesagt.

Dem Charfreitag wird in Amerika nicht die strenge und stille Feier zu Theil, wie in Europa, man hält vielmehr Läden und Theater offen. An jenem Charfreitag hatte außerdem die Siegesfreude und die endliche Aussicht auf Frieden die kirchliche Bedeutung des Tages mehr als je in den Hintergrund gedrängt. Die Einladung in das Theater war daher eben so wenig wie der Umstand auffällig, daß überhaupt öffentliche Vorstellungen und Festlichkeiten stattfanden. General Grant änderte aber seinen Entschluß, eine wichtige Depesche forderte seine sofortige Abreise. Er ging nicht in das Theater. — Der Präsident seinerseits wollte sein Erscheinen im Theater nicht ablehnen, da eine bezügliche Ankündigung bereits veröffentlich war. Mit einem herzlichen Händedruck schied er auf Nimmerwiedersehen von Grant. —

Er begab sich dann zu seiner Gattin, um sie zur Fahrt in's Theater aufzufordern. Als der Wagen des Präsidenten das Haus des Senators Harris erreichte, ließ er anhalten, um Fräulein Harris und ihren Stiefbruder Rathbone abzuholen.

Im Theater war eine Prosceniums-Loge des ersten Ranges für den Präsidenten und seine Gesellschaft, elegant hergerichtet, reservirt, und vorn mit dem Sternenbanner geschmückt worden. Zu dieser geräumigen Loge, rechts vom Orchester, öffneten den Eintritt zwei Thüren aus der benachbarten Gallerie. In einem dunklen Korridor, dessen Wand einen spitzen Winkel mit einer der Thüren bildet, war Wilkes Booth, der ruchlose Mörder versteckt. Die Ritter vom „goldenen Banner“ hatten den Anschlag gegen des verhaßten Präsidenten Leben mit außerordentlicher Klugheit und Berechnung ausgedacht. Alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden, um jeder Entdeckung des Mörders vorzubeugen und zugleich seine Flucht zu sichern. In die Thür, welche zur Loge führte, hatte man durch Bestechung des Theaterzimmermannes Spangler, eines wüsten Trunkenboldes, von ihm ein kleines Loch bohren lassen, durch welches Booth das Innere

des Raumes übersehen konnte. Ferner war er gedungen, die Hinterthür des Theaters, welche auf eine einsame Allee hinausführte, offen zu halten. Er entfernte alle Hindernisse, von denen diese Thür gewöhnlich versperrt war, und besorgte auch die Anordnung der Sitzplätze in der Präsidentenloge. Wilms Harrold hielt an dieser Thür ein Pferd zur Flucht des Mörders bereit. Frau Suratt und Florinde Dobbes verwalteten das Haus, in welchem sich die Verschwörer versammelten, und wohin Wilkes Booth nach vollbrachter That flüchten sollte.

Als Wilkes Booth das Auge an jenes Loch legte, gewahrte er, daß der Präsident in dem Armstuhle zunächst dem Orchester saß, neben ihm seine Gemahlin, Fräulein Clara Harris mit ihrem Stiefbruder in der Ecke, und der Marquis Posa auf dem Divan, nahe der Hinterwand. Das Stück, welches aufgeführt wurde, hieß: „Der amerikanische Vetter.“

Während nun alle Zuschauer dem Fortgange der Vorstellung gespannt folgten, öffnet sich plötzlich geräuschlos die Thür der Präsidentenloge und man hörte einen Pistolenschuß. Gleich darauf sah man einen wohlgekleideten Mann unter dem Rufe: „Freiheit!“ von der Loge nach der Bühne zustürzen. Als der Marquis den Mörder ergreifen wollte, ließ er sein Pistol fallen, und zielte mit einem Dolche auf die Brust seines Gegners. Dieser fing den Stoß geschickt mit seinem linken Oberarm auf, vermochte aber nicht, den Meuchelmörder festzuhalten, denn ohne sich weiter zu besinnen, sprang er von der Logenbrüstung 12 Fuß tief auf die Bühne hinab, und riß dabei mit seinen Sporen ein großes Stück aus dem Sternenbanner. Er verschwand hinter den Vorhang in das ihm wohlbekannte Labyrinth der Coulissenräume, mit den Worten:

„Der Süden ist gerächt! — Freiheit!“

von wo er durch die Hinterthür auf dem bereitgehaltenen Pferde entkam. Zwischen der blutigen That und dieser Flucht, welche um halb elf Uhr geschah, lag kaum eine Minute.

Die Kugel des Mörders drang in schräger Linie vom linken nach dem rechten Ohr vor. Der Präsident verlor auf der Stelle das Bewußtsein und gewann es auch nicht wieder.

Der furchtbare Schrecken, welche das tödtliche Attentat auf den angebeteten Präsidenten beim Publikum hervorrief, theilte sich mit Blitzesschnelle in ganz Washington mit und erfüllte die Gemüther mit

grausiger Wuth. Noch an demselben Abend drang die Kunde durch die aufgeregte Stadt, daß auch auf den Staatssecretair ein Mordversuch stattgefunden habe. — Loof Payne hatte sich in das Krankenzimmer des Ministers Seward, welcher an den Folgen eines heftigen Falles darniederlag, unter allerlei Vorwänden den Weg gebahnt. Nachdem er dort den Diener zu Boden geworfen, gelang es ihm, dem Minister im Bette mehrere Dolchstiche beizubringen, und dann trotz des Widerstandes mehrerer inzwischen herbeigeeilten Familienglieder und Hausbewohner, doch auf die Straße hinaus zu entkommen. Nicht so verhängnißvoll für die Vereinigten Staaten waren die Unternehmungen O'Laughlin's und Atzeroth's. Ersterer versuchte am Abend des 14. April, wo man General Grant und dem Kriegssecretair Stanton eine Serenade brachte, und eine allgemeine Illumination der Stadt stattfand, in auffälliger Weise in den Salon zu bringen, wo die Genannten anwesend waren, um vor der Abreise des Generals eine Besprechung zu halten. O'Laughlin wurde bei dieser Gelegenheit verhaftet. Auch Atzeroth fiel bei Ausführung seiner Aufgabe, den Vice-Präsidenten Johnson zu ermorden, in die Hände der Gerechtigkeit, welche bald nachher das Mordcomplott entdeckte, und die Verbrecher vor die Schranken des Militairgerichts im Saale des Vereinigten-Staaten-Arsenals am Ufer des Potomac zog. Sie empfingen ihren wohlverdienten Lohn. — So unwürdig nun die Herrschaft Jefferson Davis und so verwerflich seine Verwaltung geführt worden, so kläglich und jämmerlich war auch ihr jähes Ende. Als Richmond gefallen war und der flüchtige Rebellen-Präsident bei Irvinsville, 17 Meilen von Macoe, durch die nordstaatliche Reiterei eingeholt wurde, hat er, in Frauenkleider gehüllt, Schutz in den Gebüschen gesucht. Er wurde aber erkannt und als Staatsgefangener nach der Bundesfestung Monroe gebracht.

Abraham Lincoln, der tödtlich verwundete Präsident, wurde aus dem Theater, in das gegenüber befindliche Haus gebracht, dort blieben die Nacht über seine Angehörigen, einige nähere Freunde, die Minister und mehrere Aerzte zugegen. Der junge Kapitain Lincoln suchte seine von Schmerz überwältigte Mutter zu beruhigen, mußte aber wiederholt das Zimmer verlassen, um seinen Gefühlen, die ihn zu ersticken drohten, freien Lauf zu lassen. Alle waren von tiefstem Schmerze überwältigt; selbst dem Marquis Posa, dessen Gemüth nicht so leicht zu erschüttern war, rollte doch zuweilen eine Thräne der Wehmuth die

Wange hinab. Er fühlte den unersetzlichen Verlust den ganz Amerika und mit ihm seine eigenen Pläne erlitten. Der Sterbende lag ruhig athmend da, die Augen geschlossen. Das Bewußtsein kehrte nicht wieder. Der Marquis wandte die ganze Kunst seiner Geheimmittel an, aber vergeblich. Gegen Morgen des 15. April 1865, verkündeten die Aerzte, daß das edelste Herz der Union aufgehört habe zu schlagen.

Noch nie ist wohl in der erregten, freudigen Stimmung eines großen Volkes ein so jäher und vollständiger Umschlag eingetreten, wie an jenem unglücklichen Charfreitag im Herzen der amerikanischen Nation. Von dem höchsten Gipfel des Siegesjubels sind die Vereinigten-Staaten in die tiefste Trauer gestürzt worden. Der festliche Schmuck der Straßen und Häuser verschwand plötzlich und verwandelte sich in Trauerflor. Die unzähligen Nationalflaggen, welche so lustig im Winde geflattert, senkten sich und an jedem Hause sah man die Läden und die Hausthüren, wie es die Sitte erheischte, mit Flor umwunden.

So endete das Leben Abraham Lincoln's. Im unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung war es bestimmt, das er durch die Kugel des Meuchelmörders, inmitten seiner Familie, den Märtyrertod erleiden sollte. Es war ihm aber noch beschieden, ein Vorgefühl des großen Sieges, den er durch seine weise und gerechte Verwaltung über das Land ausgegossen, zu genießen. Die ihm anvertraute Macht, hatte er mit Erfolg benutzt und das Saatkorn der Empörung zertreten. Kein Staat, keine Stadt und kein Fort, konnte an dem Todestage des großen Mannes die Zeichen des Verraths mehr erheben. Ueberall wehte von den Thürmen das Sternenbanner, und Handel und Wandel gingen bald ungehindert ihre Straßen.

Es war in der That ein trauriger, düsterer Apriltag, als auf den Schwingen des Blitzes die Nachrichten durch die Staaten zuckten: „Auf den Präsidenten ist geschossen! — Er liegt im Sterben! — Er ist todt!“ — Als die furchtbare Kunde von Stadt zu Stadt, von Land zu Land und von Haus zu Haus drang, da beugten sich selbst starke Seelen und gaben dem Schmerze Raum. Kein äußerer Anlaß, keine andere Anregung, als die Stimme des Herzens allein, rief über das ganze Festland — vom atlandischen Ocean bis zum Stillen Meere — dieselbe ernstgeweihte Stimmung wach.

So düster auch der Tag war, da die erste Nachricht durch das Land gegangen, in den Herzen der Menschen sah es noch düsterer aus. Er war ein Schlag, der für den Augenblick jede Ueberlegung

tödtete. Gelähmt war der Geist des Volkes und nur ein Trauer, gewaltig und vernichtend, herrschte im Lande, wie im Herzen der Kinder, die am Todtenbette ihres Vaters stehen. Man war gewohnt, wenn Alle schwankten, den großen Todten ohne Furcht handeln zu sehen. Zu oft hatte der Erfolg bewiesen, daß er meist das Rechte getroffen, und Alles, was er mit starker Hand ergriff, glücklich zu Ende führte. Die Verwicklungen heilsam löste, und die Wohlfahrt des Vaterlandes kräftig förderte. Jetzt herrschte nur das eine Gefühl des stumpfen, stillen Schmerzes, in Millionen Herzen.

Inzwischen lag der geliebte Todte im Paradebett auf einem prachtvollen Katafalk im Bundescapitol zu Washington, und Tausende von weißen und schwarzen Männern und Frauen standen davor, um noch ein letzten Blick auf den dahingeschiedenen Vater der Nation zu werfen.

An einem düsteren Apriltage, dem 19. des Monats, trug man ihn zu seiner letzten Ruhestätte und beging in der Unionshauptstadt die ernste Leichenfeier. Durch das ganze Land hindurch wurden Kanonen gelöst, Glocken geläutet, die Geschäfte geschlossen und für die Seele des großen Todten inbrünstige Gebete zum Himmel empor geschickt. — Langsam bewegte sich der Leichenzug nach dem letzten Ruheorte, genau durch die Straßen, auf welcher „der Sohn des Volkes“ einst einhergezogen bei seinem ersten Gange zum Präsidentenstuhl. Es war der Weg über Baltimor, Harrisburg, Philadelphia, New-York, Albany, Buffalo, Cleveland, Columbus, Indianapolis, Chicago bis Springfield. Doch noch ehe der Trauerakt beendigt war, durchzuckte die längst erwartete Nachricht das Land, die dem Gefühle der Rache Genugthuung brachte, daß der Mörder der ewigen Gerechtigkeit bereits überantwortet sei, und mit den Worten: „Nutzlos, nutzlos!“ seine verbrecherische Seele ausgehaucht habe. —

Blumen schmückten die irdischen Ueberreste des Verklärten, feierliche Lieder erklangen aus Tausende von Kehlen unter dem großen Dome des Ewigen, und das Herz eines ganzen Volkes brach aus, in einen einzigen Thränenstrom. So trugen sie ihn heim, den Sohn des Volkes, den bei seinem ersten Auftreten die Nation kaum kannte, den sie aber mitten im Sturme und der Drangsal der verflossenen vier Jahre unheilvollen Bruderkrieges, als Freund, Vater und Beschützer kennen, achten und lieben gelernt hatten.

Auf dem grünen Eichenkirchhofe, in seinem trauten Springfield, dort senkte man ihn am 4. Mai in sein kühles Grab am Fuße eines

Hügels, in der schönsten Gegend des herrliches Thales, über welchem stolze Eichenbäume ihre Zweige sanft neigen, und der Sturmwind aus der Prärie, sein ewiges Klagelied in wilden Accorden erklingen läßt.

Dort ruht Alles, was von Abraham Lincoln sterblich.

Der unsterbliche Lincoln — lebt im Herzen der Nation!

Heil ihm auf ewig!

V.

Die Waise.

Es sind länger als zehn Jahre, welche wir in unserer Erzählung zurückgehen müssen, als sich ein stiller, trauriger Leichenzug durch die Straßen Moskau's bewegte. Der Leichenwagen trug das Gepräge der Armuth und die Vorübergehenden bemerkten das schwarze Fuhrwerk kaum, welches keine Kutsche im Geleite hatte.

Es war eine demüthige, bescheidene Leiche, welche durch die Pforte des Gottesackers getragen wurde, an welcher sie der mürrische Todtengräber empfing, zu einer Bewohnerin mehr der vielen Hunderten zuzulassen, deren letzte Schlafstätte er behütete. Aber so viele Todten er auch an der Pforte zwischen den dunklen Welten des Lebens und des Scheidens empfangen hatte, so viele Hunderte er auch eine Hand voll Staub von dem Staube, dem wir angehören, in die Gruft nachgeschüttet haben mochte, unter allen Leichen war wohl keine, welche mit mehr Thränen zur Erde bestattet worden wäre.

Und doch waren es nur zwei Augen, welche diese Thränen weinten.

Da stand ein Kind, ein Mädchen von etwa zehn Jahren, schwarz vom Haupte bis zur Sohle gekleidet, aber das schneeweiße Taschentuch, mit welchem sie das abgehärmte, kindliche Antlitz bedeckte, vermochte die Zähren nicht mehr in sich aufzunehmen, welche ihren sanften, liebevollen Augen unaufhörlich entströmten.

Ein alter Mann mit weißen Haupte stand neben ihr und hatte die zitternde Rechte auf das gebeugte Haupt des Kindes gelegt. Er sprach nicht, er starrte nur in die Gruft hinein, ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust, als die Stricke rasselten, an welchen der Sarg in die Tiefe hinabfuhr. Er nahm eine handvoll Erde und

warf sie so langsam, so bedächtig, so feierlich in die Gruft, als fürchte er, die Todte in ihrem Schlummer zu erwecken.

Und als das stille Gebet vorüber war, da nahm er die Hand der Kleinen und sagte mit leiser, kummervoller Stimme:

„Gott wird sie wohl empfangen! — Komm Alexandra!"

Hierauf verließen Beide den Friedhof, stumm, weinend und allein. — Es war Alles vorüber.

Vorüber waren Krankheit, Leiden und Sterben. In der verödeten Wohnung des Kindes war es nun so unheimlich, so feierlich still. Der alte Großvater saß träumerisch auf dem ledernen Sorgenstuhl und dachte vielleicht an sein eigenes Grab, und die kleine Alexandra huckte auf der Stätte, auf welcher die Mutter gestorben und weinte leise vor sich hin.

So vergingen viele, viele Tage und viele Nächte, und noch immer versiegten die Thränen des Kindes nicht. So wenig Zeit ihr die kleine Wirthschaft ließ, die sie in ihrem zarten Alter schon allein führte, so besuchte sie doch täglich das ärmliche Grab mit dem hölzernen Kreuz darauf, auf welchem der Namen „Alexandra von Delambrowitsch" stand. Das Mädchen betete:

„Mutter, beschütze Dein armes, verlassenes Kind!"

Aber die Todten antworten nicht. Ein heiliges Schweigen lag auf den Gräbern, nur geöffnet war das geheimnißvolle Buch, dessen Blätter Leichensteine und Kreuze sind. Jedes Blatt hat denselben Inhalt: hoffen, streben, dulden, weinen und sterben, aber die Geschichten, welche zwischen den großen Zeilen stehen, das ist die Passionsgeschichte des menschlichen Herzens.

Alexandra von Delambrowitsch war die Tochter eines verarmten russischen Edelmannes, der von seinem Adel nichts mehr als den bloßen Namen hatte. Gott hatte sie durch ächte Weiblichkeit unter dem hohen und höchsten Adel seines großen Geisterreiches aufgenommen.

Der Graf von Delambrowitsch war mit dem Commerzienrath Heiduck auf sein Stammschloß in der Nähe von Kronstadt aus Amerika zurückgekehrt. Er hatte es aufgegeben, die flüchtige Gattin weiter zu verfolgen. Bei einer Schlittenfahrt in Kronstadt sah er die von Liebreiz strahlende Alexandra von Lapuschin. Sein Herz gerieth in Feuer und Flammen, er machte seine Anträge, besiegte ihr Herz, und bald darauf standen sie in der St. Pauls Kirche zu Moskau am Altare und gelobten sich Hand in Hand und später Lippe an Lippe,

Herz an Herz, was aber nur eine Hand und ein Herz treu gehalten. — Der Graf hatte den alten, stumpfsinnigen Commerzienrath dahin zu überreden gewußt, seine Ehe mit Anna Heiduck geheim zu halten. Der alte Priester, der die Ehe auf dem Schlosse eingesegnet hatte, war inzwischen gestorben, so daß in der dortigen Gegend Niemand davon eine Ahnung hatte, daß die erste Gattin des Grafen noch lebte. Der Commerzienrath Heiduck vertrauerte seine Tage im Kreise der Familie des ungetreuen Schwiegersohnes.

Nach etwa zwei Jahren kehrte Alexandra mit gebrochenem Lebensmuthe, betrogen um die Seligkeit ihres Lebens, in's väterliche Haus zurück. Ein Schmerzenskind brachte sie mit — die kleine Alexandra von Delambrowitsch. Der Heimkehr der betrogenen Frau folgte die Scheidung von ihrem treulosen Gatten. Er suchte in den Armen eines feilen Weibes sein verlorenes Paradies — aber er fand die Hölle und starb, tief verschuldet, und nachdem er den Commerzienrath um sein Vermögen betrogen hatte, bald darauf reuig und zerknirscht. — Er hinterließ einen, mit seiner Concubine erzeugten Sohn, den die Verwandten der liederlichen Mutter zu sich nahmen.

Der Vater der Schwergeprüften siedelte von Kronstadt nach Moskau über, legte sich gleich darauf auf's Krankenlager und starb wenige Wochen darauf. Endlich legte die geschiedene Gräfin selbst das Haupt auf's Sterbekissen. Sie empfahl ihre arme Waise den ergrauten Heiduck, der den Namen Großvater führte, und Gott, dann schloß sie ihre Augen, der Engel des Todes schien ihr Antlitz sanft anzuhauchen, und sie entschlummerte ruhig zu einem bessern Leben. — Die Zeit verging und heilte die Wunde im Herzen des verlassenen Kindes.

In einer großen Stadt kann es für eine arme Waise, welche mit einem alten Manne allein steht, kein größeres Unglück geben, als nicht älter wie siebenzehn Jahre und ohne Schutz zu sein. — Alexandra führte ein so eingezogenes Leben, daß sich alle ihre Spaziergänge auf den Besuch der Kirche und des Magazins erstreckten, in dem sie Beschäftigung fand. Es war nicht ihre Schuld, wenn sie gesehen und geliebt wurde, und sie trug auch keine Schuld daran, daß sie schön, so arm und verlassen war.

Es vergingen Monate, ohne daß Alexandra gewahr wurde, mit welcher Theilnahme ein Paar schöne, feurige Männeraugen zu ihr hinübersahen, wenn sie in ihrem armseligen Stübchen am Fenster saß, und emsig für die täglichen Bedürfnisse des alten Großvaters ar=

beitete. Aber sie bemerkte, wenn sie zuweilen unerwartet nach Hause kam, daß Großvater die schönsten Blumen lächelnd ordnete und sie in ihr Zimmer auf den Tisch, die Komode oder an das Fenster stellte. Woher kamen diese Blumen? — Alexandra fragte nicht lange nach dem Geber und beachtete es nicht, wenn der Alte verstohlen das graue Haupt schüttelte.

Eines Tages saß das junge Mädchen am offenen Fenster und arbeite. Sie summte die Melodie eines Liedes vor sich, da flog plötzlich ein prachtvolles Blumenbouquet durch das Fenster auf ihren Schooß. Erschrocken fuhr sie auf und erröthete, als sie einen schönen jungen Mann ihr gerade gegenüber am Fenster stehen sah, der mit freudigen Blicken zu ihr hinübersah, freundlich grüßte, indem er sich artig verbeugte. Alexandra grüßte kaum merklich wieder, schloß hastig das Fenster und sandte, durch eine Bewohnerin des Hauses, die Blumen an den jugendlichen Nachbar zurück. Im nächsten Augenblicke kündigte sie ihr bescheidenes Asyl auf, und zog nach etwa einer Woche aus der Nähe der gefährlichen Nachbarschaft.

Aber einige Tage später trat plötzlich der junge Mann in ihr neues Asyl. Alexandra erröthete vor Schrecken, denn der alte Großvater Heiduck war ausgegangen. Sie war allein mit ihrem ehemaligen Nachbar.

„Sie sind aus Ihrer früheren Wohnung weggezogen, Fräulein," sagte er traurig, „ich habe Sie vertrieben — ich bin untröstlich bei dem Gedanken, daß Sie meinen Anblick fliehen. Aber ich bin dennoch der Vorsehung dankbar, die es so kommen ließ, denn bei dieser Gelegenheit erfuhr ich Ihren wahren Namen."

Alexandra wollte so eben in ihrem beleidigten und tiefgekränkten Stolze eine harte Antwort geben, als der junge Mann eifrig hinzufügte:

„Gestatten Sie mir, mein Fräulein, mich Ihnen als einen Verwandten vorstellen zu dürfen. Mein Name ist Orloff von Delambrowitsch."

Des Mädchens Herz begann zu pochen, als sie einen Namen hörte, welcher der Ihrige war. An ihren Augenwimpern hingen Thränen. Zum ersten Male in ihrem Leben wurde sie daran erinnert, daß sie Verwandte habe. Aber mit dem Gefühle der Rührung vermischte sich alsbald das Gefühl der Bitterkeit und des Stolzes.

„Ich glaubte wirklich," sagte sie, den jungen Mann mit Würde

anblickend, „daß ich die einzige in der Welt sei, welche gesetzliche Ansprüche auf den Namen von Delambrowitsch machen dürfte. Aber ich glaube nicht," fügte sie im kalten Tone hinzu, „daß Sie dieser Name berechtigt, mich unausgesetzt zu verfolgen. Ich bitte, mich fernerhin mit Ihren Verfolgungen zu verschonen, ich bin gewöhnt, einsam und allein mit dem Großvater zu leben, dessen Namen ich angenommen habe, weil ich mich von meiner Hände Arbeit ernähre. Meine Zeit ist übrigens kostbar, — ich bin nicht in der Lage diese bei einer überflüssigen Unterhaltung zu verschwenden."

„Ich kenne Ihre Lage," entgegnete Orloff von Delambrowitsch erröthend. „Seit drei Monaten beobachte ich Sie, ich weiß, wie Sie leben und — arbeiten. Ich habe Ihren Charakter erkannt, Sie sind stolz, wie es der Tochter des Grafen von Delambrowitsch gebührt!"

„Mein Herr!" rief Alexandra ernst. „Ich bin die Tochter meiner Mutter, nichts mehr!"

„Ehre ihrem Angedenken," sagte der junge Mann mit Rührung. Ihr Bruder hat oft von ihr erzählt."

„Mein Bruder?" flüsterte das junge Mädchen erröthend. „O, Gott, es ist wahr — ich habe einen Stiefbruder," fügte sie, sich besinnend, hinzu.

Alexandra ließ sich auf einen Stuhl nieder, sie hielt ihren Kopf mit beiden Händen, ihre Brust erbebte unter dem Schmerz, der ihr Herz gewaltig zusammenpreßte. Die Vergangenheit zog an ihrer Seele vorüber, alle jene trüben, kummervollen Stunden, die sie mit der Mutter durchlebt, traten aus der Dunkelheit hervor. Sie erinnerte sich der vielen Thränen, die ihre geliebte Mutter mit ihr geweint, die Nächte, die sie zusammen durchseufzt, Alles, was das Leben, was der Tod ihr Bitteres gebracht, stand in grausigen Bildern vor ihr. Es war ein martervoller Augenblick. Nach einigen Minuten brach der junge Edelmann das peinliche Schweigen:

„Wir können nichts für die Sünde unserer Väter," begann er im herzlichen Tone, „meine Schuld ist es nicht, daß ich erst jetzt den Aufenthalt meiner Cousine, der Tochter des Grafen von Delambrowitsch erfahre. — Aber ich muß es freimüthig bekennen, ich habe ein edles, tugendreines Wesen gefunden, und ich muß hinzufügen," sagte er mit gehobener Stimme, „das ich verehre, anbete — das ich liebe!"

Der junge Mann sank auf die Knie, erfaßte des Mädchens kalte

Hand, und zog sie sanft an seine Lippen. Aber Alexandra entriß ihm ungestüm ihre Hand, und entgegnete im ernsten, feierlichen Tone:

„Mein Herr, ich theile nicht ihre Gefühle, und bitte Sie nochmals, verschonen Sie meine Ruhe! — Auf Ihrem Namen ruht ein Fluch! — Dieser Name, den Sie tragen, und der auch mir gehört — er ist eins mit dem Unglücke meiner armen Mutter, und mit dem Kummer meines Herzens. — Gehen Sie — vergessen Sie mich — ich will einsam und vergessen leben wie bisher. Machen Sie keinen Anspruch auf verwandtschaftliche Liebe, lassen Sie mich auch ferner in dem Wahne, daß ich die einzige meines Namens bin, den ich für immer abgelegt habe."

„Mein Gott!" rief Orloff, von den harten Worten des Mädchens schmerzlich berührt. „Es giebt außer Ihnen und mir keine Sprossen des Hauses der Grafen von Delambrowitsch. Ihr Vater hatte nur einen einzigen Bruder, dessen einziger Sohn ich bin. Meine Mutter habe ich kaum gekannt — ich bin eine Waise wie Sie, aber ich fühle in meiner Brust die Pflicht, das Unrecht meines Oheims wieder gut zu machen. Ich bin vermögend — ich liebe Sie — werden Sie meine Gattin!"

„Nimmermehr!" rief Alexandra schaudernd, indem sie leichenblaß aus dem Zimmer eilte.

Der junge Edelmann zuckte heftig zusammen. Er erhob sich, und verließ wankend das Gemach. Eine Thräne rollte über sein bleiches Gesicht. Er liebte das Mädchen mit dem Feuer der ersten Jugendliebe.

Eine halbe Stunde später saß Alexandra wieder bei ihrer Arbeit, während Heiduck, seine Pfeife rauchend, schweigend in seinem Sessel saß. Das Antlitz des Mädchens war noch immer todtenbleich — ihr Auge sah starr und thränenlos auf die Stickerei, aber ihr Herz pochte ungestüm unter den Schlägen eines bitteren Geschickes. — Vielleicht dachte sie, indem sie so schweigend dasaß, darüber nach, ob es nicht besser sei, unempfindlich und leblos wie die Perlen zu sein, als ein Herz zu haben, das nicht einmal wagen durfte zu lieben.

Am andern Tage erhielt Alexandra einen Brief. Sie ahnte von wem. Eine Stunde lang lag das zierliche Schreiben ungelesen auf ihrem Arbeitstische. — Sie kämpfte mit sich selbst, ob es nicht besser sei, ihn ungelesen zu vernichten, oder an den Absender zurückzusenden. — Aber ein eigenthümliches Gefühl — wir nennen es das Verhängniß — das sie nicht bemeistern konnte, machte sie andern Sinnes.

Alexandra erbrach das Schreiben und las:

„Meine theure, angebetete, hochherzige Cousine!

Wenn nichts im Stande ist, Ihren Sinn zu ändern, wenn Sie hartnäckig meine Hand ausschlagen, die Sie sorgenlos durch's Leben führen möchte, wenn Sie das Herz verstoßen, welches so warm, so innig für Sie schlägt, — dann gestatten Sie mir wenigstens das Gelöbniß in Ihre Hand niederzulegen, daß ich ehelos leben und sterben, und daß ich entweder Sie, aber keine Andere, zum Traualtar führen werde. — Gestatten Sie mir gütigst, Ihnen dann und wann einige Nachricht von mir zukommen zu lassen, und beglücken Sie mich mit einigen Zeilen, wenn auch nur, daß ich Gewißheit erlange, daß Sie leben und dann und wann an mich denken. Ich verlasse morgen Moskau und so schnell als möglich Europa, aber so fern ich auch immer von Ihnen sein werde, stets wird Ihr Bild vor meinen Augen schweben, welches mich für ewig an Sie gefesselt hat."

Diesem Briefe war ein werthvolles Geschenk begelegt.

Es vergingen mehrere Jahre. Orloff von Delambrowitsch durchreiste die neue und die alte Welt, aber er fand keine Ruhe. Er konnte die liebliche Alexandra nicht vergessen. Sie erhielt viele Briefe, welche sie gemessen, doch freundlich erwiderte. So glühend auch immer die Gefühle sein mochten, welche Orloff in seinen Briefen aussprach, sie blieb ruhig und zurückhaltend. Nicht die leiseste Hoffnung, daß sie einst die Seine werden würde, fand in ihren Briefen Ausdruck. Und als der junge Edelmann nach drei Jahren wiederkehrte, da waren seine Gefühle ungeschwächt dieselben, aber auch Alexandra war dieselbe geblieben — zurückhaltend, ruhig und kalt. Dennoch wagte er es noch einmal, um ihr Herz und ihre Hand zu bitten, doch das Mädchen blieb unerbittlich. Am nächsten Tage sandte er ihr sein Testament, in welchem er sie zu seiner Universalerbin einsetzte. Nur wenige Worte waren dem Dokumente beigefügt.

Er schrieb Folgendes:

„Ich vermag nicht länger die fürchterliche Qual zu ertragen, ohne Sie mein freudeloses Dasein dahinzuschleppen. Ich habe meine Rechnung mit dem Himmel abgeschlossen, und gehöre heute Abend einer andern Welt an, wenn Sie mich in Verzweiflung lassen."

Der Kampf, welchen Alexandra mit sich selbst zu bestehen hatte,

Gott allein war dessen Zeuge. Ihr Herz hätte hart wie Stein und ihre aufrichtige Zuneigung zu dem jungen Grafen, gefühlloser, unerbittlicher als der Tod sein müssen, wenn sie solcher Verzweiflung, solcher Beharrlichkeit, solcher schwämerischen Zuneigung länger zu widerstehen vermocht hätte.

Drei Monate später stand ein junges Paar vor dem Traualtar, und der Priester legte zwei Hände in einander, um sie unauflöslich für diese Welt an einander zu ketten. Es waren Alexandra und Orloff. —

Das junge Paar lebte so glücklich, wie nur immer ein liebendes Paar leben kann. Aber es ist nicht zu leugnen, auf manchem Dasein ruht der Fluch des Verhängnisses. Es giebt Menschen, die alle Ansprüche haben, glücklich zu sein, aber niemals werden.

Kaum war der Segen über die Waisen ausgesprochen, kaum hatte Alexandra den ersten Kuß ehelicher Liebe empfangen, da erhielt Orloff einen Brief aus Kronstadt, der ihn erbleichen machte. — Hätte Alexandra ihren Gatten in dem Augenblicke beobachtet, in welchem er diesen Brief las, sie würde gewiß sich beunruhigt und ihn gebeten haben, ihr den verhängnißvollen Inhalt mitzutheilen, sie vertraut mit dem Schicksale zu machen, das gemeinsam mit ihm zu tragen, ihre heiligste Pflicht gebot, und die sie gewiß mit aller Aufopferung und Selbstverleugnung, deren ihre edle Seele fähig war, geübt haben würde.

Aber sie bemerkte es nicht, welche finstere Schatten sich auf dem Antlitze ihres jungen Gatten lagerten, sie sah es nicht, wie er sich in seinem Zimmer auf das Sopha niederwarf, sein Antlitz mit seinen Händen bedeckte, und wie ein Kind vor Schmerz weinte. — Doch nur eine Stunde währte der Kampf seiner Seele, dann raffte sich Orloff entschlossen auf, und trat lächelnd zu seiner jugendlichen Gattin ein, mit einem Gesicht, das nicht den Kummer gewahren ließ, der an seinem Herzen nagte.

Alexandra ahnte nichts davon, sie lebte glückliche Tage an seiner Seite, aber es waren eben nur Tage, als wollte ihr trauriges Geschick sie der Freude höchster Wonne kosten lassen, um ihr Herz um so mehr gegen die harten Schläge zu stählen, die sie treffen sollten. Denn so viele Mühe sich der junge Graf auch geben mochte, harmlos, unbefangen, ruhig und glücklich zu scheinen, der Schmerz, unter dem seine Brust schwer seufzte, begann allmälig sein Wesen zu verändern, seine Zerstreuung, seine Unruhe nahm mehr und mehr zu,

und konnte seiner Gattin unmöglich entgehen. Aber in der Meinung, Orloff erkalte in seiner Liebe zu ihr, und zu stolz, ihn daran zu erinnern, was er ihr feierlich gelobt und beschworen, sowie im Bewußtsein treuester und aufopferndster Pflichterfüllung, kam kein Laut des Vorwurfes über ihre Lippen, selbst da nicht, als Orloff begann, die Nächte aus dem Hause zu bleiben. — Sie blieb unwandelbar dieselbe. Und als sie endlich immer mehr inne wurde, daß es der Fluch ihres Lebens sei, einsam und verlassen zu sein, und Alles zu verlieren, was sie so innig geliebt, da verließ sie mit dem alten jammernden Großvater das Haus ihres Gatten und flüchtete nach Wien, ihm einen Brief folgenden Inhaltes zurücklassend:

„Du hast Deinen Eid vergessen, Du verleugnest nicht Deine Abstammung — Du bist ein Delambrowitsch! — Ich habe Dein Haus verlassen, in dem ich wenige Tage glücklich war. Meine Nähe drückt Dich — die Deinige foltert mich. Ich habe nur noch eine Bitte an Dich zu richten: denke, ich sei todt, — störe meine Ruhe nicht weiter, wenn Du meinen Aufenthalt zufällig entdecken solltest!“

Alexandra hatte nur ihre Ersparnisse und ihr kleines väterliche Erbtheil aus dem Hause ihres Gatten mitgenommen. Hiervon richtete sie in Wien ihre bescheidene Wohnung ein, und fing wieder an, wie früher, zu arbeiten, und von dem Ertrage ihrer Hände zu leben.

Als der Graf nach einer durchschwärmten Nacht den Brief vorfand, entsetzte er sich, starren Blickes hielt er die schmerzensreichen Zeilen seiner trostlosen Gattin in seiner krampfhaft geballten Hand. Er schlug sich verzweiflungsvoll an die Stirn, gewaltig tobte es in seiner Brust. Dann murmelte er düster vor sich hin:

„Sie hat wohlgethan — es ist so besser!“

Ein reicher Thränenstrom erleichterte endlich sein von einem entsetzlichen Geheimnisse bedrücktes Gemüth. Er rief in den zärtlichsten Ausdrücken unzählige Male den Namen seiner edlen Gattin. Hätte sie ihn hören können, der Glaube an seine Liebe würde ihr vielleicht zurückgekehrt sein.

Einige Stunden später trat ein Mann in das Zimmer des Grafen, der um zehn Jahre älter als er sein mochte. Er war schlang und hochgewachsen, seine Manieren waren die eines Mannes von Welt. Er schien ein Ausländer zu sein. — Es war der an Geld und Ehre

ruinirte Graf von Mandelström, den wir schon einmal in diesem Roman begegnet sind.*

Orloff von Delambrowitsch begrüßte ihn kalt und finster, denn er fühlte, daß dieser Mann der böse Dämon war, den das Verhängniß an seine Ferse heftete.

„Sie haben mir Ihr Wort als Cavalier gegeben, Graf von Mandelström, niemals mein Haus zu betreten!“ rief Orloff drohend, indem er seinen Zorn zu unterdrücken suchte.

„Das gab ich Ihnen,“ versetzte der Wüstling gleichgültig lächelnd, „aber die Umstände haben sich geändert,. Ihre Frau ist nicht mehr hier, sie ist Ihnen, wie ich höre, davongelaufen! Vielleicht mit einem Galan, der ihr lieber war, als Sie mit Ihrer Leichenbitter Miene!“

„Graf!“ rief Orloff mit einem Blicke, der den Verläumder zu Boden schmettern sollte, „reden Sie nicht so erniedrigend, von einem Weibe, deren edle Seele Sie mit Ihrem lasterhaften Herzen nicht zu würdigen verstehen!“

„Nun, nun, lassen wir die Thorheiten, Orloff!“ versetzte Mandelström verächtlich, indem er seine Hand auf die Schulter seines Opfers legte. „Die Weiber sind sich in einem Punkte alle gleich! — Sie lieben, wie wir, die Veränderung. — Wäre Ihre Frau wirklich so edlen Herzens, wie Sie sagen, dann würde sie Ihr Haus nicht verlassen, und Ihren geachteten Namen an den Pranger gestellt haben. Die ganze Stadt weiß schon davon. Das Loos des Weibes ist zu Dulden! — Ich habe stets die Weiber im orientalischen Sinne behandelt, als Sklavinnen! — Glauben Sie mir, die Natur hat ihnen auf der Welt keine andere Stellung einräumen wollen. Sie ist Ihnen davongelaufen, wiederhole ich, gut, lassen Sie das eigensinnige Geschöpf in Frieden ziehen! — Jetzt sind Sie frei, Graf von Delambrowitsch!“ fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „jetzt können Sie Ihre Jugend genießen, und ein Leben der Freude und des Vergnügens ungehindert beginnen. Ich will Ihnen nur sagen, weshalb ich eigentlich zu Ihnen gekommen bin. Einige Freunde von uns wünschen, daß heute Abend bei Ihnen ein Spielchen stattfinden soll. Ich habe versprochen, die Sache zu arrangiren, da wir uns, ohne Aufsehen zu erregen, nicht zurückziehen können.“

„Versucher!“ murmelte Orloff schaudernd, „umstricken Sie mich

---

*) Seite 75.

nicht noch mehr mit Ihren teuflischen Banden. Schon haben Sie mir die Ruhe meines Herzens geraubt, und mein Gewissen mit Kummer und Sorgen beschwert. Lassen Sie es damit genug sein, Mandelström, geben Sie mich mir wieder selbst zurück, meine Seele lechzt danach, ein ruhigeres Leben einzuschlagen."

„Sie sind ein großer Narr!" rief der Verführer höhnend. „Sie sind wirklich entsetzlich sentimal, es ist zum Erbarmen. Ein Cavalier und solche Worte, die nur in dem Munde eines Betbruders Leben gewinnen sollten. Bin ich Ihr Mephisto? — Lächerlich! — Ich habe Sie doch nicht etwa zum Verbrechen verleitet? — Gehen Sie in Gottesnamen nach Wien und holen Sie die schöne Ausreißerin zurück, dorthin ist die tugendreiche Gräfin mit dem alten Kerl geflüchtet, wie mir Lisette, ihr Kammermädchen gestanden hat. Verfolgen Sie ruhig Ihre Wege, ich werde Sie daran wahrlich nicht hindern. Das stolze, engelgleiche Weib wird sich freuen, wenn ihr reumüthiger Gatte zu ihren Füßen um Erbarmen, um Liebe und Vergebung bittet! — Es ist wirklich zum Todtlachen! — Gestehen Sie ihr Alles — hören Sie, Graf von Delambrowitsch? — Alles! — Sagen Sie der edlen Seele, Sie haben . . ."

Orloff sprang in diesem Augenblicke entsetzt auf und packte den lautlachenden Grafen von Mandelström ungestüm am Arm.

„Um Gotteswillen, keine Silbe mehr!" schrie er erbleichend. „Sprechen Sie das fürchterliche Wort nicht aus, entweihen Sie nicht dieses Zimmer, in welchem ich an ihrer Seite so glücklich war, durch die Erinnerung an eine That, die ihren Namen für immer brandmarken würde. — Sie haben Recht, — es ist so besser, daß Sie geflohen ist. — Ich darf sie nicht mehr lieben, und mich ihr nahen! — Sie sollen mich in Ihrem Garne behalten!"

Der Graf von Mandelström strich so gleichgültig seinen Bart, als habe er gar nichts Anderes erwartet.

„Der Paroxismus ist also endlich vorüber," sagte er langsam, aber mit Nachdruck, „man wird wieder ein vernünftiges Wort mit Ihnen reden können. Hören Sie, Orloff!" fügte er lauernd hinzu. „Wir beabsichtigen uns des Abends bei Ihnen zu versammeln, um ein Spielchen, bei gutem Wein und schönen Mädchen, zu machen. Wir wollen das Leben genießen, so lange uns der politische Horizont zu läßt. Die Verhältnisse in Deutschland drohen in einem europäischen Krieg umzuschlagen. Wir wollen in der Komödie, die

jetzt durch Napoleon in Europa aufgeführt wird, die Rolle spielen, welche keine Gefahr, aber Genuß und reichen Gewinn bringt. Wir wollen conspiriren, spioniren, und Einen an den Andern hetzen. Nur werden Sie sich bemühen müssen, Ihr misantropisches Gesicht ein wenig glatt zu erhalten. — Was fehlt Ihnen? Leben Sie nicht als Cavalier in Saus und Braus? Sie reiten, fahren, spielen, schwelgen und stürzen sich in Genüssen aller Art. — Vergessen Sie das sentimentale Weib! — Nehmen Sie die schönsten Weiber in Ihr Herz auf! — Leben und lieben Sie, ehe es mit uns vorüber ist. — Leben Sie, ehe Sie unter dem kalten Leichensteine ein moderndes Gerippe geworden sind, dessen ganze Unsterblichkeit darin besteht, in dem Kirchenbuche als Nummer so und so zu figuren!"

„Hören Sie auf mit Ihrer satanischen Philosophie!" sagte Orloff ärgerlich, „Ihre Reden haben mich schon ganz wirre gemacht. — Mein Schicksal mag sich erfüllen! — Alexandra hat Recht — ein Fluch haftet auf den Namen von Delambrowitsch.

„Nun so setzen Sie zu heute Abend Alles in Bereitschaft," versetzte Graf Mandelström heiter, „wir wollen dem Genusse leben, denn in ihm liegt nur das eigentliche Leben. Ich werde mich an den Grafen Banco machen, und die wichtigsten Depeschen von ihm herauslocken. Er ist stets in Geldverlegenheit, denn das Spiel reibt ihn noch ganz auf. Der Herzog von Morny, zahlt mir die unbedeutendste Nachricht mit dem goldenen Regen seines kaiserlichen Gebieters! — Sie zucken verächtlich die Achseln? — Thun Sie das nicht, Orloff! — Gold ist die einzige Magnetnadel um welche sich die Welt dreht. — Mit Gold beseitigt man allen Schmerz und kauft sich Ehre, Würde und Achtung! — Leben Sie wohl, Orloff! — Hier, nehmen Sie die Adresse Ihrer Gattin, und schreiben Sie ihr einige Zeilen des Trostes! — Sie sehen," fügte er lachend hinzu, „daß ich ein Herz habe, und gern bemüht bin, Ihren Kummer gänzlich zu heilen."

Nach diesen spöttisch gesprochenen Worten, entfernte sich der Verführer und ließ den Grafen allein.

Orloff ging eine geraume Zeit nachdenklich im Zimmer auf und ab, endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Er setzte sich und schrieb folgende Zeilen an seine unglückliche Gattin:

„Alexandra, Du hast mein Haus heimlich verlassen, weil Du wähntest, meine Liebe zu Dir sei erkaltet. Gott nur allein weiß es, daß meine Liebe zu Dir mich zu dem gemacht hat, was ich

jetzt bin, — unglücklich und bedauernswerth. Wenn Du mich nicht mehr lieben kannst — und ich fühle, Du kannst es nicht — so verdamme mich wenigstens nicht! — Ich sende Dir einliegend zweihundert Rubel. Eine gleiche Summe wirst Du durch das Bankhaus des Barons von Sina in Wien allmonatlich ausgezahlt erhalten. Lebe wohl! Bete für mich! —“

Nach etwa acht Tagen erhielt der Graf das Geld nebst einem Schreiben zurück. Es lautete:

„Ich bedarf Ihrer Unterstützung nicht, ich vermag mich zu ernähren wie damals, ehe ich Sie kannte. — Gott verzeihe Ihnen! — Ich werde für Sie beten!“

Als Orloff das Schreiben gelesen, rang er vor Schmerz mit sich selbst. Ein männlicher Muth schien in ihm aufzuflammen. Er wollte nach Wien zu seiner Gattin eilen, und ihr Alles, was er auf der Seele und dem Gewissen hatte, bekennen. Er rief seinen Diener, und befahl ihm die Reiseutensilien in Bereitschaft zu setzen. Dann verließ er sein Zimmer, um in der freien Luft Erleichterung zu suchen, denn seine Brust drohte zu zerspringen. Kaum war er aber eine Weile gegangen, so hörte er seinen Namen rufen. Er sah sich um, der Graf von Mandelström, an seiner Seite eine galante Dame, jagte in einem eleganten Kabriolet heran.

Orloff wandte das Gesicht schnell wieder ab, und eilte vorwärts. Aber das stolze Pferd vor dem Kabriolet überholte ihn. Mandelström sprang auf die Straße herab und hielt Orloff am Arm fest.

„Wohin so eilig, Herr Graf?“ fragte er forschend.

„Ich habe einen nothwendigen Gang abzumachen,“ entgegnete Orloff ausweichend.

Mandelström sah ihn scharf an, und flüsterte ihm in's Ohr:

„Sie verfolgen einen Plan, Orloff, Sie beabsichtigen Etwas! — Ich kann es errathen, was Sie vorhaben! — Sie haben heute Morgen ein Schreiben aus Wien erhalten. Sie wollen zu ihr. — Gut, thun Sie es, aber hüten Sie sich, ein Wort über jene Nacht zu sprechen. Meine Leiche soll das Bekenntniß unserer That sein. Ich habe Niemand auf der Erde der mir nahe steht. Aber Ihren Namen trägt Ihr Weib. Dieser Name mag alsdann für alle Zeit das Brandmal tragen, welches Sie ihm aufgedrückt!“

Orloff erbebte, ein kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Jetzt gehen Sie, Herr Graf, und beichten Sie, wenn Sie es

vermögen!“ fügte der Verführer mit kaltem Hohne hinzu, und schwang sich mit einem so ruhigen Gesicht auf sein Kabriolet, als habe er mit ihm die gleichgültigste Sache besprochen.

An Geist und Körper gleich vernichtet, wandte der junge Graf seine Schritte und eilte auf sein Zimmer.

„Es ist zu spät!“ flüsterte er mit bleichen Lippen, während eine Thräne über seine eingefallenen Wangen rann.

Und in der Nacht darauf, saß er in Gesellschaft von leichtsinnigen und schwelgerischen jungen Edelleuten am Spieltische und betäubte sein Gewissen im Rausche des Vergnügens.

So ging es nun Tag für Tag und Nacht für Nacht! — Er war dem Bösen unrettbar verfallen. Dennoch erwachte sein besseres Selbst noch einmal zur männlichen That. Er machte sich los aus dem Garn des verbrecherischen Grafen von Mandelström und entfloh nach Wien. Sein Herz sehnte sich danach, die Gefährtin seiner glücklichen Tage noch einmal zu sehen und zu sprechen. Er war nicht zum Sünder geboren, so sehr ihn auch der schurkische Mandelström umstrickt hielt, seine bessere Natur sträubte sich fortwährend gegen die Schmach, die er auf sich geladen. Es wollte ihm nicht gelingen, sein Gewissen vollständig zu betäuben.

Als Orloff in das armselige Stübchen seiner Gattin eintrat, erstaunte er über den furchtbaren Gram, der aus ihren Zügen sprach. Sie empfing ihn wie einen gleichgültigen Fremden, ruhig und kalt, ohne ihn abzustoßen, ohne ihn freundlich entgegenzukommen.

„Alexandra,“ begann er, auf's Tiefste bewegt, „ich bin ein Frevler, ich bekenne es; aber dennoch hast Du mir Unrecht gethan. Höre mich ruhig an.“

Das arme, schwergeprüfte Weib blickte den geliebten Mann in das bleiche Gesicht, blieb aber ruhig und kalt, obgleich ihr Herz gewaltig arbeitete.

„Als ich Dich heirathete,“ fuhr der Graf fort, „glaubte ich Reichthum zu besitzen; ich glaubte Vermögen genug zu haben, um jegliche Sorge von Dir fern halten zu können. Mein Vater hatte ein bedeutendes Kapital in Werthpapieren angelegt, kein Mensch konnte mir die Erbschaft streitig machen, so lange ich der Sohn meines Vater war. Aber am Tage nach unserer Hochzeit erhielt ich einen Brief, in welchem mir mein Anwalt anzeigte, daß ich nicht der Sohn des Grafen Gregor von Delambrowitsch sei. — Unter den Papieren des

Verstorbenen, welche bei jenem Anwalt deponirt waren, habe sich eine Schrift plötzlich vorgefunden, aus welcher das Gericht ersehen, daß der Sohn, welchen ihm seine Gattin geboren, von ihm gehaßt wurde, weil er sie in dem Verdacht der Untreue hatte. Und da sie im Wochenbette starb, habe er den Knaben fremden Leuten übergeben, und mich, den Sohn einer armen Wittwe, als seinen Sohn angenommen. Niemand habe hiervon eine Ahnung gehabt. Das Gericht habe nun, so schrieb mein Anwalt weiter, sofort bei ihm Beschlag auf den Nachlaß meines Vaters gelegt, und Alles aufgeboten, um den Verbleib des wahren Erben zu erforschen. — So hatte ich also mit einem Male," fuhr er nach einer Pause fort, „Namen, Rang und Reichthum verloren — ich bin kein Graf von Delambrowitsch!"

Orloff schwieg und blickte forschend zu seiner Gattin auf, welchen Eindruck seine Mittheilung auf sie hervorgebracht. Sie saß ruhig und unbeweglich da, wie eine Bildsäule.

„So war ich also plötzlich ein armer, namenloser Mensch, denn mein Anwalt schrieb mir ferner, daß man den wahren Erben auf die Spur gekommen sei, welcher hier in Wien unter dem Namen Traugott Werner lebe, und ein Seidenbandmachergeselle sein sollte. Es handele sich nur noch darum, meine Mutter aufzufinden, der man ebenfalls auf die Spur zu kommen hoffe, um jenen Bandmachergesellen als den wahren Grafen von Delambrowitsch zu proclamiren. — Diese Nachricht brachte mich fast von Sinnen. Wahrlich, es war ein entsetzlicher Kampf, den ich zu bestehen hatte — aber nicht meinetwegen habe ich gelitten. Meine Liebe zu Dir war warm und innig vom ersten Augenblicke an, da ich Dich sah, und so noch heute. Dich plötzlich arm zu sehen, aller Mittel beraubt zu sein, Dir ferner das Leben angenehm zu machen, Deine traurige, verlorene Jugend durch meine Liebe Dich vergessen zu machen, das allein war es, was mich mit Verzweiflung erfüllte. Ich fühlte mich nicht stark genug, Dir Alles zu bekennen. Oftmals — Du wirst es gewiß bemerkt haben, wenn ich, von überströmenden Gefühlen übermannt, an Deine Brust sank, — war das Bekenntniß des drückenden Geheimnisses auf meiner Zunge; — aber wenn ich Dein bleiches Antlitz sah, in welches sich der Gram erlittener Seelenschmerzen so unauslöschlich eingeprägt, dann erstarb mir das Wort auf der Zunge. Ich sah mich in dieser furchtbaren Lage nach einem erfahrenen Rathgeber um. Ich hatte einen Bekannten, einen geborenen Franzosen, von dem ich mich jedoch, sobald ich

Dich kennen gelernt, zurückgezogen, weil mir seine Art zu denken und zu leben mißfiel. Der Zufall führte mich mit ihm zusammen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihm mein Vertrauen schenkte, und ihm meine hoffnungslose Lage mittheilte.

„Pah," erwiederte er sinnend, „Sie wären ein Thor, wenn Sie sich einen Augenblick diese Geschichte zu Herzen nehmen; ich werde Ihnen helfen. — Ihre Gattin ist eine legitime von Delambrowitsch. Angenommen also, Sie wären in der That nicht der Sohn des Grafen Gregor von Delambrowitsch, sondern das Kind einer Wittwe aus dem Volke, und jener Bandmachergehülfe nehme plötzlich den Weg alles Fleisches, — so würde Ihre Gattin die einzige rechtmäßige Erbin des Grafen Gregor sein."

„Das ist richtig," entgegnete ich, ohne daraus Böses zu ahnen.

„Können Sie handeln und schweigen," fuhr er eindringlich fort.

„O, gewiß!" rief ich freudig, „für das Glück meiner Frau würde ich gern mein Leben opfern!"

„Und welchen Antheil erhalte ich, wenn ich Sie im Besitze Ihres bisherigen Vermögens erhalte?" fragte er forschend.

„Ich theile mit Ihnen!" versetzte ich in unbedachter Freude, weil mir genug blieb, um sorgenfrei und anständig leben zu können.

„Wollen Sie mir ein schriftliches Anerkenntniß geben?" fügte er mit der Miene eines Teufels hinzu.

„Ich bin bereit!" antwortete ich unbefangen.

„So folgen Sie mir," sagte er, „ich werde eine Schuldverschreibung über 50,000 Rubel in bindender Form aufsetzen lassen. — Sie unterzeichnen und überlassen das Andere mir allein."

„Ich wollte nun erfahren, wie er die Gefahr beseitigen wollte; aber er versetzte im kalten Tone:

„Das ist vorläufig mein Geheimniß. — Die Sache wird ohne Aufsehen beseitigt!"

„Die Schuldverschreibung wurde aufgesetzt — ich unterzeichnete!"

Orloff hielt in seiner Erzählung inne und seufzte schmerzlich auf. — Alexandra saß noch immer schweigend und regungslos da.

„Ich hatte mich dem bösen Geist verschrieben!" fuhr er nach einer Weile tonlos fort. „Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich Dir Alles vertrauungsvoll bekannt. — Du würdest meine Armuth — ich weiß es nur zu gut — mit Ergebung und Hingebung mit mir getragen haben. — Aber ich war ehrgeizig, verblendet, wahnsinnig —

die Augen sind mir erst jetzt, wo es zu spät ist, geöffnet worden. — Vier Wochen lang besuchte ich den Grafen von Mandelström — so hieß mein vermeintlicher Retter — und wenn ich ihn fragte, was er in der Sache bereits gethan hätte, dann versetzte er gewöhnlich: nichts, oder doch nur sehr wenig! — Inzwischen hatte er seine Wohnung verändert. — Als ich nun eines Tages, etwa in der fünften Woche, zu ihm kam, fand ich ihn in gehobener Stimmung."

„Diesen Abend nach zehn Uhr stellen Sie sich bei mir ein," sagte er ernsthaft. „Aber Niemand darf davon eine Ahnung haben, daß Sie sich außerhalb Ihres Hauses befinden, selbst Ihre Gattin nicht. Es ist Ihre Sache, wie Sie dies veranstalten wollen. Begeben Sie sich frühzeitig in Ihr Bett, klagen Sie über Unwohlsein, oder geben Sie vor, Sie hätten nothwendig zu arbeiten. Dann schleichen Sie sich unbemerkt aus Ihrer Wohnung und begeben sich zu mir. Hier haben Sie den Schlüssel zu meinem Hause. Ich erwarte Sie. Sorgen Sie aber dafür, daß Sie von Niemand bemerkt oder erkannt werden."

„Mein Gott, was soll ein so geheimnißvolles Treiben bedeuten?" fragte ich erbleichend, indem es mir schien, als lege sich eine Eisrinde um mein Herz.

„Das werden Sie schon erfahren, thun Sie, wie ich gesagt habe!" entgegnete Mandelström im kurzen Tone.

„Ich hoffe, daß Sie nichts Schlimmes im Sinne haben?" sagte ich zögernd.

„Und ich hoffe, Sie werden glauben, daß ich kein Narr bin!" versetzte er barsch. „Wollen Sie meinen Anordnungen nicht folgen, so lasse ich die Sache auf sich beruhen. — Wenn diese Nacht nicht das geschieht, was geschehen muß, so sind Sie Morgen ein standesloser Bettler!"

„Ich werde kommen!" sagte ich mit unsicherer Stimme und verließ den herzlosen Versucher, aus dessen Augen die Mordlust funkelte. — Als ich auf die Straße wieder gelangt war, bemächtigte sich meiner eine furchtbare Angst; ich irrte in der Stadt umher, fand aber nirgends Ruhe, ich wagte nicht nach Hause zu gehen und vor Dein Angesicht zu treten. Eine unerklärliche Beklemmung bedrückte mein Herz. Eine innere Stimme flüsterte mir zu: laß ab von dem Manne, der die Ruhe Deiner Seele für immer zu vernichten droht. Vertraue Dich Deiner schuldlosen Gattin an! — Ich beachtete die Stimme des Gewissens nicht, betäubte Sie vielmehr durch übermäßigen Genuß von schweren

Weinen. Aufgeregt und zerstreut kam ich nach Hause. Ich sagte zu Dir, daß ich wichtige Briefe zu schreiben hätte, und die Nacht durcharbeiten würde. Du sahst mich forschend an, sagtest aber nichts. Hätte ich meine Gefühle damals nicht zurückgedrängt: ich würde zu Deinen Füßen gesunken sein, und Dir meine Lage offenbart haben. — Ich schloß mich in mein Zimmer ein, und wartete, bist Du zu Bette gegangen warst, dann verließ ich in aufgeregter Stimmung geräuschlos das Haus. Ich stand an der Thür Deines Schlafgemaches still. Ich wollte hineintreten; mein Herz drängte mich, einen Scheidekuß auf Deine Lippen zu drücken, aber die Furcht, Dich aus dem Schlafe zu wecken, hielt mich zurück. — Ich ging; Du warst für mich verloren.

Als ich bei dem Grafen von Mandelström eintrat, sah ich ihn in Gesellschaft von zwei Männern, wovon der eine mit mir im gleichen Alter zu sein schien. Er hatte ein nichtssagendes Gesicht und rohe Manieren. Der Andere dagegen schien die Verschlagenheit selbst zu sein. Aus seinen verschmitzten Augen leuchtete ein unheimlicher Geist, und seine Geberden trugen das Gepräge eines Menschen, der für Geld zu Allem fähig sei. Sie waren von Weinflaschen umlagert, man schien schon bedeutend gezecht zu haben. — Es fiel mir auf, daß Mandelström mich nicht vorstellte. Der junge Mann, mit dem gewöhnlichen Aeußern, war fast sinnlos betrunken, und dennoch wurde er fortwährend von den Uebrigen zum Trinken angehalten. Sie waren in einem Spiele begriffen.

„Wir wollen jetzt unser Glück im Pharo versuchen!" rief Mandelström heiter, indem er mir einen vielsagenden Blick zuwarf, den ich nicht zu deuten vermochte. „Aber vor allen Dingen, meine Herren, trinken wir erst ein Gläschen von diesem kostbaren Capwein."

Der Graf hatte eine neue Flasche ergriffen, er summte sorglos ein Lied und füllte die Gläser.

„Den ersten Toast Ihrer liebenswürdigen Gattin!" sagte er lachend, und stieß mit mir an, „den zweiten der glücklichen Beendigung unseres Geschäfts!"

Wir tranken und setzten uns zum Spiele nieder. Mandelström war in ausgelassenster Laune, er füllte fortwährend die Gläser und drängte unausgesetzt zum Trinken. — Der schwere Wein wirkte ganz eigenthümlich auf mich, auch die Fremden wurden immer erregter. Ich gewahrte nicht, ob der Graf eben so viel trank, wie seine Gäste.

Er blieb nüchtern, war aber in der heitersten Laune. — Wir wurden immer lauter und stießen mit den Gläsern oftmals an.

„Verzeihen Sie, meine Herren!“ rief plötzlich Mandelström laut lachend. „Ich glaube vergessen zu haben, Sie einander vorzustellen. — Graf Orloff von Kuserow — Herr Traugott Werner, Bandmachergehülfe aus Wien — Herr Kaufmann Zobel aus Prag!“ fügte Mandelström, uns in üblicher Weise vorstellend, hinzu.

Der Name Werner, machte einen grausigen Eindruck auf mich. Ich starrte den Grafen sprachlos an, denn meine Zunge versagte den Dienst. Er blieb gleichgültig und kalt.

„Spielen wir weiter, meine Herren!“ sagte er dann mit einem verbindlichen Lächeln, „und vergessen wir das Trinken nicht!“

„Ich besetzte eine Karte — und verlor. Meine Gedanken waren nicht beim Spiele. — Ich sah unaufhörlich den Menschen an, den das Geschick mir so plötzlich als meinen größten, entsetzlichsten Feind in den Weg geworfen hatte. Roh und gemein in seiner Physiognomie, in seiner Ausdrucksweise, in Sitten und Manieren, mußte ich mir sagen, daß es eine tückische Laune des Schicksals war, ihn in den Genuß der Rechte einzusetzen, die ich, und alle Welt von Anbeginn meines Daseins, als die meinigen unstreitbar anerkannte. Ihm, den niedrigen Bandmachergehülfen, sollte ich Alles opfern, was mir werth und theuer war — Name, Stand, Vermögen und vielleicht auch Dich, mein liebes Weib! — Eine Wuth, von der ich mir nicht sagen konnte, auf welche Weise sie Zugang in meine Brust fand, die bisher nur für edlere Regungen empfänglich war, überfiel mich. — Ich trank in langen Zügen den schweren Wein, der meine Sinne umnachtete, — es war der Wahnsinn, der sich meiner Vernunft bemächtigte. — Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich ließ der Bandmachergehülfe das Haupt sinken, er fiel vom Stuhl herab und blieb mit geschlossenen Augen leblos am Boden liegen. Er schien nicht mehr zu athmen.

„Es ist geschehen!“ sagte Mandelström im flüsternden Tone, dessen Treiben ich zuletzt nicht beobachtet hatte.

„Was ist geschehen?“ rief ich, mit starren Blicken den Leblosen betrachtend.

„Er ist todt, Orloff,“ versetzte Mandelström mit eiserner Ruhe, „Die Gefahr ist beseitigt!“

„Ich sprang entsetzt auf, aber ich wußte nicht, was ich in diesem furchtbaren Augenblicke thun sollte, meine Knieen zitterten, kalter

Schweiß perlte auf meiner Stirn und schwer athmete die Brust. — Der Graf ergriff meinen Arm, schüttelte mich rauh und sagte im barschen Tone:

„Besinnen Sie sich, Orloff, und lassen Sie die kindischen Geberden bei Seite! — Niemand weiß oder ahnt, was hier geschehen ist! — Das Haus ist unbewohnt, und kein Sterblicher vermag zu beweisen, daß unser Freund Zobel, den erbärmlichen Bandmachergesellen hierher gelockt hat. — Fassen Sie an, Orloff!"

„Ich rührte mich nicht, ein Starrkrampf hielt meine Glieder in seinen ehern Banden. Ich bemerkte, daß Mandelström eine Glasthür öffnete, daß er und Zobel den Todten ergriffen — ich hörte die Moskwa rauschen — ich sah einen jähen Blitz die finstere Nacht auf eine Sekunde erleuchten — ich hörte einen schweren Fall. — Dann plötzlich ein Stöhnen und Röcheln, als ob zwei Menschen auf Leben und Tod miteinander kämpften, endlich einen gellenden Todesschrei — die tobenden Gewässer brausten noch einmal auf — der Donner rollte in dumpfen Schlägen am Horizont und der Blitz fuhr zuckend durch die Finsterniß. — Dann wurde Alles unheimlich und still. — Mandelström trat allein von dem Balkon zurück. Er war todtenbleich, seine Toilette war derangirt. Blut klebte an seinen Händen. — Werner und Zobel hatten ihr Grab in den Fluthen der Moskwa gefunden. — Dieser Gedanke war der letzte, der mein Gehirn durchzuckte. Ich verlor das Bewußtsein und brach ohnmächtig zusammen. Wie lange ich in den Banden des todtenähnlicheu Schlafes gelegen haben mag, weiß ich nicht zu sagen."

Orloff hielt inne, er bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen, während heiße Thränen über seine magern Wangen rieselten.

Alexandra saß regungslos da, starr blickte ihr Auge auf den Gatten, und ihre Hand fuhr langsam nach dem Herzen, um den furchtbaren Schmerz zurückzudrängen, aber kein Wort kam über ihre bleichen Lippen, sie glich einer kalten, leblosen Marmorstatue.

„Ich weiß nicht," fuhr Orloff nach einer Weile fort, „was ich dachte, als ich aus meiner Ohnmacht erwachte. Es war heller Tag, die Sonne schien hell und klar auf die sanft dahinwallenden Gewässer der Moskwa. Mandelström stand neben meinem Lager, seine Züge waren zwar bleich, er sah aber so gelassen und zufrieden aus, als wäre auch nicht das Geringste vorgefallen.

„Orloff," sagte er im ernsten Tone, „Sie haben keinen Neben=

buhler mehr, es ist Niemand vorhanden, der Ihnen Stand und Vermögen streitig machen wird. Die ganze Geschichte ist bis jetzt der Welt ein Geheimniß geblieben, selbst Werner hatte keine Ahnung von dem was vorging. Man ist von Seiten des Gerichts in dieser Sache schonend vorgegangen. So viel ich habe in Erfahrung bringen können, ist Ihre Mutter — oder wenn Sie wollen — die Mutter Werner's ebenfalls todt. — Thun Sie in Ihre Angelegenheit nichts — ich werde die Sache schon geschickt zu leiten wissen. Wenn Traugott Werner nicht aufzufinden ist, wird man die fatale Angelegenheit auf sich beruhen lassen, da Ihre Gattin ja die einzige rechtmäßige Erbin ist. Kümmern Sie sich um nichts, ich werde für Sie handeln."

„Mein Gott!" rief ich, immermehr in den Besitz meines Bewußtseins gelangend, „was haben Sie mit dem Menschen gemacht? — Wo ist der Herr Zobel geblieben?"

„Fragen Sie doch, was Sie mit ihm gemacht haben," entgegnete Mandelström mit einem eisigen Blicke, „oder schweigen Sie lieber. In wenigen Tagen werde ich Ihnen eine Wiener Zeitung vorlegen, worin Sie lesen werden, daß der Bandmachergeselle Traugott Werner aus Kronstadt seine Wohnung verlassen, und nicht wieder heimgekehrt ist. Man vermuthet, daß ihm ein Unglück zugestoßen sein müsse. Und der Herr Zobel ist ein Mann, nach dem Niemand frägt. — Schweigen Sie also, wie die Fluthen der Moskwa, unter meinen Fenstern, — schweigen Sie wie das Grab. — Leben, lieben und vergessen Sie!"

„Ich kehrte nach Hause zurück. — In meiner Seele brannte die Schmach, mein Name war durch den Tod eines Andern errungen. Er war nicht fleckenlos. — Ich konnte Deinen forschenden Blick nicht mehr harmlos und unbefangen begegnen — ich wich Dir aus. — Wenn ich Dich liebend umfangen wollte, drängte sich ein böser Schatten zwischen uns, ich mußte Dich meiden, und Mandelström that das Seinige, mein Gewissen zu betäuben, mich sinnlos zu machen, durch Schwelgereien aller Art, aber dennoch vermochten ich meine Liebe zu Dir nicht zu verdrängen — ich konnte meinem Gewissen nicht entfliehen. — Das ist das entsetzliche Geheimniß, das auf meiner Seele lastete. — Jetzt weißt Du Alles! — Mein Vermögen ist vergeudet, um dessentwillen ich zum Verbrecher wurde — und Deine Liebe, Deine Achtung habe ich verloren. — Verdamme mich, wie ich mich selbst verdamme. Mir bleibt nur übrig, meinen Leichtsinn, meine Schande

durch den Tod zu sühnen! — Alexandra," fuhr er bittend fort, „nur ein Wort, nur ein Blick, — daß Du mir verziehen. — nnd dann Lebewohl für immer!"

Das arme Weib hätte so gern reden mögen, aber es war ihr nicht vergönnt — ihre Zunge blieb unbeweglich. — Endlich — endlich stieß sie mit gewaltiger Anstrengung die abgebrochenen Worte aus:

„Ich verzeihe — laß — mich — allein!"

„Habe Dank, Du Engelsseele!" rief Orloff unter Thränen, ergriff ungestüm ihre Hand, küßte sie innig und heiß, und stürzte schluchzend aus dem armseligen Gemache, wo bisher die Zufriedenheit gewohnt hatte.

Am andern Tage fand man an den Ufern der Donau den entseelten Körper eines elegant gekleideten jungen Mannes. Ein Pistolenschuß hat das Leben Orloff von Delambrowitsch ein Ende gemacht.

VI.

Dämonische Gestalten.

Das Weib dreht nicht nur das Spinnrad in den langen Winterabenden, sondern sie ist selbst auch das Rad, um welches sich das menschliche Leben, wenigstens das Leben der Männer dreht. Es wird so Vieles gethan in der Welt und meistens durch die Männer, aber das Weib ist sehr oft, wissend oder unwissend, die geheime oder auch öffentliche Triebfeder zu ihrem Thun und Handeln. Der Grund von diesem unberechenbaren Einfluß des Weibes im Leben, ist jene Macht, der sich noch kein Sterblicher hat ganz entziehen können, jenes Etwas, welches die Engel: „Himmelsfreude," die Teufel: „Höllenleid," und die Menschen: „Liebe" nennen. Man behauptet, es sei schwerer, ein Weib, als ein ganzes Volk zu regieren. Es habe nur eine Art uns glücklich zu machen, aber tausende Arten, mit denen es das Männergeschlecht unglücklich zu machen weiß. — Diesen unumstößlichen Satz der Wahrheit, mußte auch der Dr. Mudd erfahren.

In den unheimlichen, finstern Gewölben des fluchwürdigen Hauses zu New-York, haben wir den Doktor in seinem Blute schwimmend verlassen. Wir wissen, daß seine listige Gattin über ihn den Sieg

davontrug, indem sie ihn in jener verhängnißvollen Nacht den Todesstreich zu versetzen vermeinte.* — Doch der Lebensfaden des verbrecherischen Mannes war in der Hand des Namenlosen noch nicht abgelaufen, und seine Stunde noch nicht gekommen, um Rechenschaft abzulegen, über seine im Pfuhl der Sünde auf Erden verbrachten Tage. — Die Feuchtigkeit des Bodes in den unterirdischen Räumen, kühlte den Brand seiner Wunde, und brachte ihm das Bewußtsein zurück. — Die Hand der nie ruhenden Vorsehung hatte den mörderischen Dolchstoß seiner, von Rachsucht erfüllten Ehegattin von den Lebenselementen seiner Brust abgelenkt. Die starke Schaale des Brustbeins hatte die scharf Spitze der Mordwaffe aufgefangen und nur die Haut und das Fleisch durchschnitten. Der Knochen war fast gar nicht, oder doch nur wenig beschädigt, und nur der starke Blutverlust hatte ihn den Vorgeschmack des Todes kosten lassen.

Als das Bewußtsein und mit ihm die Erinnerung an die grausige Scene zurückgekehrt war, versuchte er, sich von dem feuchten Boden zu erheben. Seine Glieder waren aber von der Kälte und Nässe, die in den dunklen Gewölben herrschten, gänzlich gelähmt. Er fühlte sich matt und kraftlos, doch die Liebe zum Leben und das Gefühl der tödtlichsten Rache gegen das Weib, spannten alle Sehnen und Muskeln von Neuem an, und ließen ihn nach und nach so viel Kräfte gewinnen, daß er sich bis zu dem Verstreck seiner Schätze hinschleppen konnte. Mit vieler Mühe gelang es ihm die Steine zu lösen, und Einblick in das Reich seines Mammons zu gewinnen, aber mit einem jähen Aufschrei fiel er zurück, als seine Hand in dem leeren Raum umhertastete. Der Mammon war fort. Niemand anders, als das verbrecherische Weib, konnte ihn geraubt haben. Alle seine Verbrechen waren nutzlos gewesen, sein Gewissen war befleckt mit Mord, aber seine Taschen waren leer, er hatte keinen Gewinn von seinen teuflischen Thaten. Doch wieder zu gewinnen, was er verloren, war der einzige Gedanke, der seine Seele mit neuen belebenden Hoffnungen erfüllte. Er kroch auf allen Vieren in der Dunkelheit vorsichtig vorwärts und gelangte endlich bis zu der Mauer, welche die Grenze vom Nebenhause bildete. Wir wissen, daß hier ein geheimer Ausgang existirte. Die kundige Hand des mit Blut über und über bedeckten Mannes fand sehr bald das Geheimniß, um die Thür in der Mauer zu finden und zu öffnen.

---

* Seite 357.

Er schloß diese wieder hinter sich und verschwand langsamen und schwankenden Schrittes in der Dunkelheit. — . . . .
. . . .

Wir übergehen einen Zeitraum von sechs Monaten. Ein Maler stand bei der Arbeit an seiner Staffelei, ein menschliches Modell saß vor ihm. Er war beschäftigt ein Altarbild für eine Kirche in den Ansiedlungen zu malen. In mittlern Lebensjahren stand der Maler, aber er sah alt und verkümmert aus. Sein Haar war grau und dünn, seine Gesichtsfarbe fahl, wogegen sein stechendes Auge den Grimm einer blutgierigen Hyäne ahnen ließ, der unter dem Nebel seines verschleierten Auges verborgen lag. Nicht weit von ihm war ein Knabe beschäftigt mit schwarzer Kreide und freien, kühnen Strichen dasselbe Sujet auszuführen. Alles in dem geräumigen Gemache war schmutzig und dürftig. Ein mürrisch, verschlossener Mann von einem Maler, war der ehemalige Dr. Mudd. Er hatte in seiner Jugend die Malerei zum Vergnügen getrieben, ohne zu wissen, daß diese Kunst ihm in den spätern Jahren noch durch das Leben helfen sollte. Durch Fleiß und etwas Nachhülfe hatte er bald sein kümmerliches Auskommen gefunden. Da starb plötzlich seine einzige Schwester, eine Wittwe, die ihm ihren vierzehnjährigen Sohn als Vermächtniß hinterließ. Fast mit väterlicher Liebe schloß er den Knaben in seine Arme, denn er hatte doch wenigstens ein Wesen mit dem er plaudern konnte, und das von ihm einzig und allein abhing. Er schwor, daß der Sohn seiner Schwester den letzten Dollar in seiner Tasche, den letzten Tropfen in der Flasche und das letzte Stückchen Brod mit ihm theilen sollte.

Der Knabe beendigte seine Skizze, indem er dem Modell frech zunickte, warf sich auf seinen Stuhl zurück, kreuzte, offenbar gelangweilt, die Arme und betrachtete unzufriedenen Blickes die weißwerdenden Nähte seines Rockärmels. Er schien bald in seine eigenen Betrachtungen versunken. Mudd arbeitete schweigend weiter. Es herrschte eine Grabesruhe in dem Zimmer. Das weibliche Modell saß träumend und regungslos da. — Plötzlich ließ sich vor dem Fenster der Gesang eines Kanarienvogels vernehmen, der den Knaben aus seinem Nachdenken aufscheuchte. Er drehte seinen Stuhl herum, legte den Kopf auf die Seite, horchte und schaute den kleinen Sänger mit sonderbaren Blicken an. — Endlich erhob er sich, es schien ihm Etwas einzufallen. Er nahm den Käfig herein, stellte ihn auf seinen Stuhl, ergriff dann einen starken Eisendraht und legte ihn in die Kohlen im

Kamin. Als der Draht glühend war, nahm er ihn heraus, kehrte nach dem Käfig zurück und öffnete die Thür, um den Vogel herauszunehmen. Seine Bewegungen hatten das träumerisch dasitzende Mädchen zur lebhaftesten Neugier aufgeweckt. Sie betrachtete ihn mit lebhaftem Argwohn, dann plötzlich sprang sie mit einem Ausrufe des Schreckens auf, und packte den Knaben fest am Arm.

„Der herzlose Bösewicht!“ rief sie heftig. „Der Taugenichts! — Wenn es noch eine Dohle oder ein alter, garstiger Rabe wäre, da ließe ich mir's gefallen, — aber ein armer kleiner Kanarienvogel! — Pfui!“

„Holla, heda! Was machst Du da, Burt?“ fragte Mudd ärgerlich über die Störung.

Es war die höchste Zeit, daß der Maler aufmerksam wurde und hinzutrat, denn Burt knirschte vor Wuth mit den Zähnen und schien, indem er den glühenden Draht drohend schwang, nur noch zu überlegen, gegen welchen Theil der zarten Gestalt des halbentblößten Mädchens, er die glühende Spitze richten sollte.

„Was ich mache?“ wiederholte der Knabe mürrisch. „Nun ich wollte blos ein kleines Experiment anstellen!“

„Ein Experiment?“ rief das Mädchen schaudernd. „Nur nicht an meinem Kanarienvögelchen, dem armen kleinen Schelm. Wie oft hat das liebe, kleine Thier seine Kehle stundenlang angestrengt, um mir in seinem Gesange anzudeuten: „mache es wie ich, singe und sei fröhlig,“ wenn ich keinen Dollar in der Tasche und kein Brod im Hause hatte. Es hätte einen Stein erweicht.“

„Du hast mir den Vogel geschenkt, Else,“ versetzte der Knabe trotzig, „und ich dachte, ich würde ihn noch besser singen lehren, laß mich nur mein Experiment vollziehen! — Es heißt, wenn man einen Kanarienvogel die Augen ausbrennt, so . . .“

Burt konnte nicht vollenden, denn ein plötzlicher Schlag gegen seinen Kopf machte ihn schweigend, gleichzeitig erhob das Mädchen ein Geschrei des Entsetzens und der tiefsten Entrüstung.

„Haut ihn durch — haut ihn durch!“ rief sie weinend, warf ihre Kleidung über, ergriff den Käfig und verließ schimpfend das Gemach, welches Wohnzimmer und Atelier in eins war.

„Es war wohl nicht Dein Ernst, Burt?“ fragte der Oheim mit einem seltsamen Blicke den Knaben betrachtend.

„Ganz gewiß!" rief der Knabe roh lachend, „was liegt an dem armseligen Vogel!"

Diese Frechheit öffnete seltsamerweise dem Oheim wieder das Herz, klopfte ihm gegen die Wange und sagte:

„Teufelsbrut! — Art läßt doch nicht von Art! — Ich will Dir keine Züchtigung zutheilen. Du siehst bleich und hager aus, Kind, Du verlierst Gesundheit und Schönheit. Das sind prächtige Gaben, die man nicht wegwerfen darf, bevor sie gehörig nutzbar gemacht worden sind. Gehe in die frische Luft, Burt, und erfreue Dich! Hier hast Du einen Dollar, bringe mir die Hälfte davon zurück!"

Der Knabe nahm das Geldstück, lachte höhnisch auf und entgegnete:

„Ein Dollar verträgt das Theilen nicht gut, Oheim!"

Mit diesen Worten schlüpfte er aus dem Zimmer. Er schlenderte gemächlich die Riesenstraße — Broadway — hinunter, betrachtete die reichen Waarenlager, die eleganten Equipagen, die schönen, strahlenden Frauen und die stolzen Handelsherren New-York's. Er betrachtete sie mit Neid und Sehnsucht nach Reichthum, mit Träumen von künftiger Pracht und Herrlichkeit. Und dann, als der Tag sich zu neigen begann, begab er sich zu gleichgesinnten Freunden, und ging mit ihnen in's Theater. Ein schwelgerisches Souper machte die Leere in seiner Tasche nicht nur vollständig, sondern brachte ihn noch in Schulden. Im Lichte der grauen Morgendämmerung stahl er sich in sein Bett, und träumte von besseren, goldenen Zeiten.

Das Verhängniß, welches in seinem düstern Walten, oftmals harte, unbeugsame Charaktere zusammenführt, um sich gegenseitig zu vernichten, und wovon jeder als des andern Zuchtruthe zu betrachten ist, trennt diese manchmal unter Umständen, die es fast unmöglich erscheinen lassen, daß später ein weiteres Zusammenleben möglich sei, und dennoch gestalten sich die Verhältnisse, der Zufall, oder wie man immerhin die Sache nennen will, so seltsam, daß man wahrlich erstaunen muß, wenn man erfährt, daß diese oder jene Todfeinde sich vertragen und sich zu einem neuen Zusammenleben gegenseitig die Hand geboten haben. Diese räthselhafte Erscheinung im Leben der Staubgeborenen mußten die Dr. Mudd'schen Eheleute an sich selbst erfahren.

Man hat sich seit langer Zeit herumgestritten, mit welchem Rechte und zu welchem Zwecke die Regierungen die Verbrechen bestrafen, ob in Folge einer ihnen von der Vorsehung übertragenen Gewalt, oder

auf Grund eines stillschweigenden Vertrages zwischen den Völkern und ihnen; ob aus Nothwehr oder um der Gerechtigkeit selbst willen; ob zur Besserung, ob zur Abschreckung oder zur Unschädlichmachung der Verbrechen. Aber es ist damit, wie mit dem Streite um den Ursprung der Sünde, ob sie angeboren oder anerzogen, ob sie ein Werk Gottes oder des Teufels sei. Tappt man darüber auch noch sehr im Finstern, so steht doch die Existenz der Sünde fest, und es ist Jeder überzeugt, daß er, oder zum mindesten sein Nachbar, ein Sünder sei. Fehlt es nun auch an rechtlichen Beweisen für das Strafrecht der Regierungen, so wird doch Niemand in Abrede stellen können, daß auch der gesittetste Staat nicht einen Tag die menschliche Zuchtruthe aus der Hand legen kann. Viele Verbrechen werden nun aber begangen, von denen die Thäter dem menschlichen Augen verborgen bleiben, und der ewigen Vergeltung muß es anheim gestellt bleiben, diese zu bestrafen. Könnte man die unsichtbare Fäden der Gottheit gewahren und verfolgen, so würde man sehr bald zu dem Schlusse gelangen, daß die Sünde auf Erden nicht nur ihren Lohn findet, sondern daß die Sünde der Väter bis in das tausendste Glied heimgesucht wird.

Wie erstaunte die Frau des Dr. Mudd, als sie zufällig den todtgeglaubten Gemahl auf der Straße begegnete. Ihr Athem stockte, ihr Auge wurde starr und ihr Fuß schien in der Erde eingewurzelt zu sein. Der Blick des Malers, noch mehr aber das satanische Lächeln, welches um seinen zusammengekniffenen Mund spielte, hielt das ränkevolle Weib in einem entsetzlichen Banne. Sie vermochte nur einzelne, abgebrochene Laute des Schreckens, der Ueberraschung und der größten Verlegenheit hervorzubringen. Mudd erkannte seine Macht, er drohte nicht, er sprach kein Wort des Vorwurfes, er gab kein Zeichen der Ueberraschung oder des furchtbaren Grimmes zu erkennen, die in seiner Brust tobten. In den gewähltesten Ausdrücken brachte er die Gewissensscrupel seines Weibes zum Schweigen. Er sprach nur von den früheren Tagen des Glückes, die sie in ehelicher Eintracht mit einander verlebt hatten. Mit keiner Silbe erwähnte er ihre Zerwürfnisse. Er schien die Tage des tödtlichen Kampfes aus seinem Gedächtnisse gestrichen zu haben. Das listige Weib ging scheinbar in die Falle. Eine Aussöhnung fand statt.

„Deine Wangen sind bleich, liebe Doris, und Dein sonst so schönes Auge hat den Glang verloren,“ sagte Mudd liebreich zu ihr, „Du scheinst nicht zufrieden mit Deinem Loose zu sein. Aber Du bist

Deiner eigenen Wahl gefolgt. Sei nun ein alleinstehendes Weib, und sieh, wie weit Du es bringst."

Die Doktorin schwieg und schlug die Augen nieder. In ihrer Seele sah es unruhig und düster aus.

„Das Verhängniß führt Dich mir übrigens zu einer Zeit in den Weg, die wahrlich seltsam genannt werden muß, denn unser Wiedersehen ist dazu bestimmt uns einander für immer Lebewohl zu sagen," fuhr Mudd im ernsten Tone fort. „Es ist mir wenigstens ein Trost, Deine Tage vor Mangel geschützt zu wissen. Ich stehe im Begriff New-York, überhaupt Amerika zu verlassen. Meiner Laufbahn eröffnet sich ein weiteres Feld. — Ich gehe mit dem Sohne meiner verstorbenen Schwester nach Paris. In der That ein herrlicher Ort für die Begeisterung eines Künstlers."

„Und Du gehst ohne mich, lieber Mudd?" flüsterte das Weib mit feuchten Augen, indem ein flüchtiger Blick das verschlossene Gesicht des Gatten streifte.

„Du vergißt, liebe Doris," versetzte der Maler sanft lächelnd, „daß Du mich als Deinen Gatten nicht mehr anerkennst."

„Wenn Du mir gestattest, so gehe ich mit Dir, lieber Mudd," sagte die Doktorin lauernd.

Mudd schien zu überlegen, er hielt die Hand vor die Stirn und schwieg eine Weile. Er jauchzte im Stillen auf, die Verbrecherin wieder in seine Gewalt zu bekommen, und dennoch konnte ihm der intrigante Sinn des Weibes für seine Pläne sehr hinderlich sein. Aber auf der andern Seite erwarb er sich ein gewissenloses Werkzeug und eine schlaue Mitschuldige. Diese letzte Erwägung in Verbindung mit Gewohnheit, von der selbst der verstockteste Mensch sich nur mit Mühe lossagt, trug den Sieg davon. Er reichte ihr die Hand, und entgegnete freundlich:

„Gut, ich will Dich mitnehmen, wenn wir uns einander richtig verstehen. Sobald ich Dich einmal wieder in meiner Macht habe, könnte ich Dich nach meinem Willen zwingen. Aber ich spreche lieber mit Dir offen."

„Das ist auch das Beste, was Du thun kannst, lieber Mudd!" rief sie im zärtlichen Tone. „Verständigen wir uns."

„Ich verlange von Dir," fuhr der Doktor ernst fort, „unbedingtes Vertrauen zu allen meinen Vorschlägen, schnelles Eingehen in alle meine Absichten. Versprich mir dies, und ich verspreche Dir an Dein

Glück zu denken, wie an das meine — Deine Neigungen zu befriedigen, so weit es meine Mittel gestatten — Dich nicht um Deine Vergnügungen zu beneiden und keine Hindernisse Deinen Wünschen in den Weg zu legen. Du kannst ganz nach Deinem Wohlgefallen leben. Ich fordere von Dir dasselbe."

„Angenommen, lieber Mudd!" sagte das Weib herzlich, indem sie sich anschickte ihm zu folgen.

Als das würdige Ehepaar das Atelier des Künstlers betrat, stahl sich unbemerkt ein triumphirendes Lächeln über die Züge der Doktorin, denn sie gewahrte Mangel, Armuth und Verkommenheit.

Burt freute sich sehr, die Tante wiederzusehen, die er seit langer Zeit aus dem Auge verloren hatte. Ein Instinkt sagte ihm, daß sie einander brauchen würden, und daß hinfort des Weibes Schicksal eng mit dem seinen verpflochten sei.

Wir wenden uns aus dem Hause des Malers hinweg — das Glas wechselt in der Laterne — wir sind in der Metropole der Welt — in Paris.

In den Antichambren der Tuillerien schaut eine Schaar erwartender Höflinge und Abenteurer auf eine Gestalt, welche mit bescheidenen und niedergeschlagenen Augen durch die Menge geht, sie hat so eben das Kabinet des Herrschers von Frankreich verlassen.

„Wahrhaftig!" sagte ein bejahrter Mann im goldgestickten Fracke, der in seinem Wesen den Ausländer verrieth, zu seinem Nachbar, „die Macht und das Unglück, führt uns mit seltsamen Gefährten zusammen. Ich möchte wohl hören, was der Kaiser mit diesem schlauen Amerikaner verhandelt."

Der Herzog von Morny, der zu jener Zeit damit umging, sich immermehr in der Gunst seines kaiserlichen Stiefbruders zu befestigen, lächelte ein wenig und erwiderte leise:

„Zu einer Zeit, wo der politische Horizont Europa's mit drohenden Wolken bedeckt ist, wo die Staatengruppen Deutschlands einen Existenzkampf auf Leben und Tod zu führen im Begriff stehen, wo die alten, morschen Dynastien vor dem neuen Geist zu wanken und in das Reich der Vergessenheit zu versinken drohen, hat ein Mensch, der mit den geheimen Fäden der amerikanischen Politik vertraut ist, seinen Nutzen. Er ist eines jener Kinder der neuen Welt, welche man mit Leckerbissen so lange füttert, bis sie daran sterben."

„Durch den Verrath seines Vaterlandes!“ versetzte der Höfling trocken.

„Ich sage nicht, daß ich das gemeint habe,“ entgegnete der Herzog ausweichend. „Die einfache Sache ist, daß Dalibard Mudd die Verhältnisse des Nordens und Südens seines Vaterlandes genau kennt. — Er ist ein Mitglied jener geheimnißvollen Verbindung, die unter dem Namen: „Ritter vom goldenen Banner“ in Amerika ihr fürchterliches Unwesen treiben. Der Sieg der Union über die Sklaven-Barone droht uns gefährlich zu werden. Der Kaiser ist darauf bedacht, das drohenden Ungewitter von Frankreich abzulenken und auf das Haupt Englands zu wälzen. Gelingt es uns, Amerika in einem Kriege mit England zu verwickeln, obgleich die Union alle Veranlassung hat, mit uns zunächst für die den Süden heimlich geleisteten Dienste abzurechnen, so liegt es auf der Hand, daß der Nutzen für uns von großer Tragweite sein kann. Sie sehen also, Herr Graf,“ fügte er lächelnd hinzu, „daß der Kaiser mit einem so scharfen Beobachter wie Dalibard Mudd, viel zu sprechen hat.“

„So, so,“ sagte der Graf verlegen, „bei solchen Aussichten sollte der Amerikaner den Kopf etwas höher tragen.“

Mittlerweile durchschritt Doktor Mudd, welcher die Kunst an den Nagel gehängt hatte, die Gärten der Tuillerien, und schlug den Weg nach der Faubourg St. Germain ein. Es war keine Veränderung in dem Äußern dieses Mannes wahrzunehmen; dieselbe gedankenvolle Ruhe charakterisirte seine niedergeschlagenen Augen und gesenkte Stirn. Napoleon III. sah im Geiste das Ungewitter, welches von allen Seiten auf ihn und seine Dynastie hereinzubrechen drohte. Mit geschickter Hand führte er die Fäden der europäischen Politik, und sein listiger Sinn verstand es, die deutschen Staaten gegeneinander in den Vernichtungskampf zu führen, ehe der Riese an Einigkeit so viel Macht gewonnen hatte, ihn selbst zu verschlingen. Er mußte Haß und Kampf zwischen Preußen und Oesterreich um jeden Preis haben. Wir wissen, wie es ihm leider nur zu gut gelang. Die alten Waffenbrüder aus Schleswig-Holstein, mußten sich als grimmige Feinde gegenüberstehen. — Sein schnelles Auge erkannte die Gefahr, die ihn von Amerika aus, wie überhaupt von allen Seiten, drohte, er erkannte den Scharfsinn und die Fähigkeiten Mudd's. Er suchte dessen Talente in seinem Nutzen zu verwenden. — Mudd war häufig allein in dem Kabinette des Kaisers, er stand in der erklärten Gunst des Prinzen Napoleon

und der Minister. Nur ein Mann von Allen, die hoch im Staate standen, schien Dalibard Mudd zu mißtrauen — es war der Polizei-Minister von Maupas. Er hielt den verschlagenen Doktor für eine käufliche Seele, der nicht nur im Stande war, sein Vaterland zu verrathen, sondern auch jeden andern Verrath zu begehen, wenn der Lohn dafür nicht ein zu geringer war.

Wir werden sehen, in wie weit das Mißtrauen des Ministers gerechtfertigt war. — Vorläufig konnte Mudd die Gunst dieses Mannes entbehren. — Worin lag nun das Geheimniß von Mudd's Macht und Ansehen? Beruhten sie in der That nur in seinem angeborenen Talente zu intriguiren, oder in seinen erlangten Erfahrungen in Bezug auf Amerika? — Hatte er durch ehrenhafte Mittel das Ohr des Kaisers zu erreichen gewußt? — Waren die Geheimnisse des Doktors dem Kaiser zum Nutzen? — Wir wissen es nicht zu sagen. Der Intrigant ging nachdenklich weiter, erreichte endlich ein Haus in einem der einsamsten Theile der öden Vorstadt, stieg die schmalen Treppen hinauf, und klingelte an der Thür einer Dachwohnung. Nach einigen Augenblicken wurde die Thür langsam und vorsichtig geöffnet, und zwei kleine, grimmige Augen, welche aus einer Masse schwarzer, verwirrter Haare hervorschauten, schimmerten durch die Oeffnung. — Der Blick schien befriedigt.

„Tretet ein, Freund Dalibard," sagte der Bewohner der Wohnung mit einer Art von wohlgefälligem Grunzen. Und als Mudd der Aufforderung Folge leistete, verschloß der Mann wieder sorgfältig die Thür.

Das Zimmer glich dem eines Bettlers, die niedrige, schiefe Decke, war von Rauch geschwärzt. Ein elendes Bett, zwei Stühle, ein Tisch, ein alter Schrank, ein zersprungener Spiegel, machten das ganze Mobiliar aus. Die Kleidung des Bewohners stimmte nicht mit dem Zimmer überein, allerdings war sie nicht von der Art, wie sie von den vornehmen Cavalieren des Hofes getragen wurde, aber doch verrieth sie kein Anzeichen von Armuth. — Ein blauer Rock, von halbmilitairischem Schnitt, war dicht über eine ungemeine breite Brust zugeknöpft. Die Beinkleider waren von Leder, sehr reinlich, und ein Paar derbe, schwere Reiterstiefel reichten bis auf die Hälfte des Schenkels herauf. — Einige Augenblicke schauten die beiden Männer einander schweigend an. Endlich ergriff Dalibard Mudd mit der Miene ruhiger Ueberlegenheit das Wort:

„Nun, mein Freund,“ sagte er im stolzen Tone, „ich glaube, es ist Zeit, daß ich dem Oberhaupte unserer Verbindung vorgestellt werde.“

„Oberhaupt?“ murmelte der Fremde mürrisch. „Wir alle sind das Oberhaupt, wenn es zur Entscheidung kommt. Ihr habt mein Beglaubigungsschreiben gesehen, Ihr wißt, daß ich ein Mann bin, auf den man sich verlassen kann, — was braucht Ihr mehr?“

„Ich für mich selbst Nichts!“ versetzte Mudd kalt, „aber meine Freunde sind bedenklicher, sie fordern Garantien für die Belohnungen, die ihnen für ihre Anhänglichkeit zugesagt worden sind. — Ich habe, wie ich versprach, die Häupter der Orleans sondirt, und gefunden, daß sie unserm Vorhaben günstig gestimmt sind. Die Napoleoniden sind ihnen eben so verhaßt, als den Anhängern der Bourbonen. Aber Menschen sind Menschen. Es ist etwas Anderes, Napoleon III. zu vernichten, und etwas Anderes, die Bourbons wieder einzusetzen. Wie können meine Freunde sich auf Eure Versicherung — oder auf die meinige verlassen, daß der Graf die alten Beleidigungen vergessen, und die neuen Dienste belohnen werde. Ihr sagt mir, und ich sehe dies auch aus Eurem Beglaubigungsschreiben, daß der Graf von Chambord bei dem Unternehmen betheiligt ist, daß er persönlich zur geeigneten Zeit auftreten werde. Setzt mich in directem Verkehr mit diesem Abkömmling der Bourbons, und ich verspreche dagegen, wenn seine Garantien genügend sind, daß Ihr eine Emeute haben sollt, die man von Paris bis Straßburg verspürt. — Wenn Ihr Euch dazu nicht verstehen wollt, so kann ich mich zu nichts verstehen — und ziehe mich zurück.“

„Zieht Euch zurück!“ höhnte der Fremde drohend. „Niemand zieht sich lebend aus einer Verbindung, wie die unsere, zurück!“

Dalibard Mudd besaß keinen persönlichen Muth, er schauderte, denn der Blick des Fremden war schrecklich, als er diese Worte sprach, er würde manchen kühneren Mann das Blut in den Adern haben erstarren lassen. Aber die Heuchelei, welche Mudd's zweite Natur war, setzte ihn in den Stand, seine Furcht zu maskiren, und er antwortete trocken:

„Durch Drohungen werdet Ihr keine Anhänger für eine verzweifelte Sache gewinnen, welche im Gegentheil sanftere Worte und schmeichelnde Ueberredung verlangt. Wenn Ihr gegen mich eine Gewaltthätigkeit — einen Mord begeht, so ist Paris nicht London, wir haben eine aufmerksame Polizei, die Euch gewiß entdecken wird.“

„Nun, und was weiter?“ sagte der Fremde gleichgültig. „Glaubt Ihr, ich fürchte den Tod?“

„Für Euch nicht, aber wohl für Euren Leiter der Verschwörung,“ entgegnete Mudd ruhig. „Wenn Ihr entdeckt, und eines Mordes wegen verhaftet werdet, glaubt Ihr, daß die Polizei nicht den rechten Arm Ledru Rollin's erkennen, daß sie nicht errathen wird, er selbst sei in Paris. Wird Euch Rollin nicht aufs Schaffot begleiten müssen? — Was etwa an dieser Voraussetzung fehlen sollte, werden meine Freunden gewiß zu ergänzen suchen. Man wagt sich nicht unvorbereitet in die Höhle eines Tigers.“

Die markigen Züge des Fremden veränderten sich. Mudd faßte ihn scharf in's Auge, er erkannte seinen Vortheil und verfolgte ihn mit ruhiger Ueberlegenheit.

„Ich ersuchte Euch, mich diesem Schatten von einem Prinzen vorzustellen, unter welchem Ihr zu einer Contre-Revolution marschiren wollt. — Aber ich will mich noch leichter zufrieden stellen lassen. Stellt mich Ledru Rollin, dem Geächteten und Verbannten selbst vor. Er ist ein Mann, dem ich vertrauen und mit dem ich unterhandeln kann. — Was? — Ihr zögert?“ rief Mudd auffahrend, als er eine abwehrende Bewegung des Fremden wahrnahm. — „Wie sollen denn nach Eurer Meinung Unternehmungen dieser Art ausgeführt werden? — Wenn aus Furcht und gegenseitigem Mißtrauen der Mann, den man anwenden will, nicht mit dem Chef der Verschwörung sprechen kann, so entsteht Aufschub — Verwirrung — Zaghaftigkeit — und zuletzt verfällt Euer Kopf dem Nachrichter. Was mich anbetrifft, Pierre Brenno, so bedenkt meine Stellung. Ich stehe bei dem Kaiser in Gunst, — ich gehöre einem achtbaren Stande an — mir steht eine höhere Laufbahn offen. — Könnt Ihr glauben, daß ich, wenn ich mich in dieses gefahrvolle Unternehmen einlasse, einwilligen werde, nur mit untergeordneten Personen zu verhandeln? Täuscht Euch nicht selbst. — Nochmals sage ich Euch, meldet Euren Machtgebern, daß sie sich mit mir in direktes Vernehmen setzen müssen, oder ..“

„Gut, ich will ausrichten, was Ihr verlangt,“ unterbrach ihn Pierre Brenno ärgerlich. „Ist das Alles, was Ihr fordert?“

„Vor der Hand Alles,“ erwiderte Mudd ruhig, indem er langsam seine Handschuh anzog und sich anschickte zu gehen.

Der Fremde belauerte ihn mit argwöhnischem, unheimlichem Blick,

und als der Doktor die Hand auf die Klinke legte, ergriff er Mudd bei der Schulter und sagte im rauhen Tone:

„Ich weiß nicht, wie es kommt, Dalibard Mudd, aber ich mißtraue Euch!“

„Mißtrauen ist für alle Verschwörer natürlich und klug,“ entgegnete Mudd gleichgültig. „Ich verlange von Euch kein Vertrauen,“ fügte er stolz hinzu. „Eure Machtgeber haben Euch befohlen, mich aufzusuchen, und sich mir zu nähern. Ich habe Euch meine Bedingungen mitgetheilt — laßt sie nun entscheiden!“

„Ihr zieht Euch klug aus der Schlinge, Doktor!“ rief der Fremde trotzig. „Ich habe einen feierlichen Eid abgelegt, weil man weiß, daß ich ein Hitzkopf, aber ein ehrlicher Kerl bin, daß ich auf bloßen Verdacht hin, niemals zu Pistole und Messer greifen; daß nichts als ein Befehl oder ein klarer, positiver Beweis von Verrath, mich aus meiner guten Laune bringen und mir warmes Blut machen soll. Aber nehmt die Warnung mit auf den Weg: Wenn ich ein einziges Mal entdecke, daß Ihr unsere Geheimnisse nur zu ergründen versucht, um sie zu verrathen — wenn Ledru Rollin mit Euch spräche, und es würde ihm durch Euren Verrath nur ein Haar auf dem Haupte gekrümmt, so ist Euer Leben mir verfallen. Pierre Brenno weiß seine Feinde zu treffen.“

„Ich zweifle nicht an Eurer Stärke oder Eurer Wildheit, Pierre Brenno, aber mein Leben wird sicher sein, denn Ihr habt genug zu thun, um das Eurige zu wahren.“

Mit dem Tone und dem Blick ruhiger und furchtloser Ironie sprach Mudd diese Worte und verließ dann langsamen Schrittes das Gemach.

Während dieser geheimnißvollen Zusammenkunft zwischen Dalibard Mudd und Pierre Brenno wollen wir einen Blick in seine eigene Behausung werfen.

In einem Zimmer des Hauses Rue St. Denis Nr. 8. saß ein Knabe und eine Frau nebeneinander und führten ein leises Gespräch. Der Knabe war Burt Filden, das Weib Doris Mudd. Das Zimmer hatte, obschon es nicht einer gewissen Eleganz entbehrte, doch etwas Dürftiges und Unbehagliches in den gebrechlichen, unmodernen Ameublement. Das Gemach hatte das Ansehen, welches den Kampf um den äußern Schein verräth, — jenen Kampf, der häufig bei Leuten vorkommt, die ein beschränktes Einkommen und doch eitle

„Beim Himmel! — Jeder Zoll verräth den Edelmann.“

Wünsche haben, denen es an dem Geschmack fehlt, welcher alle Ungleichheiten glättet, und die Wohnung freundlich gestaltet — jenen Geschmack, denen die eheliche Liebe und Treue zu befördern, wo nicht allein zu schaffen scheint — der sich in tausend namenlosen, wohlfeilen Kleinigkeiten verräth, die jede für sich einen anmuthigen Zug bilden. Es ist hier kein Anzeichen von häuslicher Sorgfalt oder weiblicher Industrie zu bemerken. — Keine Blumen, kein musikalisches Instrument, kein Stickrahmen, kein Arbeitstisch. Die Doktorin besaß keine der angenehmen weiblichen Gewohnheiten, die auf so liebenswürdige Weise den Aufenthalt des Weibes verrathen. Alles war förmlich und nett, wie in Zimmern, in die wir treten und die wir verlassen — nicht wie in solchen, in denen wir uns heimisch niederlassen und wohnen.

Die Doktorin selbst ist in ihrem Wesen anders geworden. Ihre Miene ist sicherer, ihre Gesichtsfarbe ist bleicher, der böse Ausdruck ihres Mundes fester und entschiedener.

Burt, obschon an Jahren noch ein Knabe, hat ein vorzeitiges, männliches Ansehen. Ein weicher Flaum umschattete schon seine Lippen. Sein Anzug, obgleich elegant, ist nicht mehr der eines Knaben. Seine Wangen sind magerer, sein Auge ist trübe und mit einem dunklen Schatten umgeben, seine Stirn düster, wie von der Sorge und dem Nachdenken, welches den ängstlichen Schritt des Jünglings bei dem Eintritt in das Leben kennzeichnet.

Beide sprachen miteinander. Beide blickten von Zeit zu Zeit furchtsam nach der Thür. Beide fühlten, daß sie an einem Herde saßen, um welchen nicht die fröhlichen Grazien des Vertrauens und der Liebe, und die offne Ungezwungenheit des Herzens lächeln.

„Aber," sagte Burt so eben flüsternd, „wenn Sie sicher sein wollen, so darf mein Oheim vor Ihnen kein Geheimniß verborgen haben. Kennen Sie alle seine Geheimnisse?"

„Das weiß ich nicht," versetzte die Doktorin nachdenklich, „er spricht mit mir offen von seinen Hoffnungen — von dem Antheil, den er an der Entdeckung des Complots gegen den Kaiser hat, — von seinen Unterredungen mit Pierre Brenno . . ."

„Ja, ja, ich weiß," unterbrach sie Burt ironisch, „weil hierin Ihr Muth ihn unterstützt und Ihr Scharfsinn dem seinigen an die Hand geht. Solche Geheimnisse gehören seinem öffentlichen Leben — seinen politischen Plänen an — diese wird er Ihnen vertrauen. Sein

Privatleben — seine heimlichen Projecte sind es, die Sie erforschen müssen, und die er Ihnen nicht mittheilen wird."

„Aber was verbirgt er mir?" fragte die Doktorin bebend. „Abgesehen von Politik, scheint sein ganzer Sinn nur allein darauf gerichtet, vertraute Bekanntschaft mit dem ehemaligen Armee-Lieferanten Verdelon zu machen, mit dem er weitläufig verwandt ist und von dem er Etwas zu erben hofft."

„Verdelon ist reich, aber nicht viel älter als der Oheim," erwiderte Burt lauernd.

„Nun, er ist kränklich," sagte die Doktorin.

„Nein," versetzte Burt seltsam lächelnd, „er ist nicht kränklich, aber es kann sein, daß er dennoch nicht lange lebt!"

„Wie meinst Du das?" fragte Doris Mudd, indem sie ihre Stimme zu einem noch leiseren Geflüster herabsinken ließ, während ein Schauder ihr über den Körper rieselte. Sie dachte an vergangene Zeiten.

„Weshalb verbringt der Oheim so viele Stunden in jenem Zimmer im obersten Theil des Hauses? — Hat er Ihnen dieses Geheimniß auch mitgetheilt?" begann Burt wieder, geheimnißvoll mit den Augen blinzend.

„Er stellt chemische Experimente an," versetzte die Doktorin sinnend, „Du weißt, daß dies immer sein Lieblingsstudium war. — Du lächelst wieder, Burt, thue es nicht, Dein Lächeln entsetzt mich. Glaubst Du, daß in jenem Zimmer ein Geheimniß verborgen ist?"

„Es kommt nicht darauf an, was wir denken, sondern was wir wissen," erwiderte der Knabe mit der Miene eines erfahrenen Mannes. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so müßte ich wissen, was er in jenem Zimmer treibt. — Ich wiederhole es — um sicher zu sein, müssen Sie alle seine Geheimnisse oder keins besitzen. — Still, ich höre seinen Schritt auf der Treppe!"

Die Thür drehte sich geräuschlos in ihren Angeln. Dalibard Mudd trat in das Gemach. Sein Blick fiel auf das Gesicht seines Neffen, welcher anscheinend Ueberraschung über seine unerwartete Rückkehr verrieth. Dann schaute er prüfend auf das Antlitz seiner Gattin, welches wie gewöhnlich kalt und undurchdringlich war.

„Burt, sagte er freundlich zu dem Knaben, „ich bin zurückgekehrt, um Dich abzuholen. Ich habe Herrn Verdelon versprochen, daß Du den heutigen Tag bei ihm zubringen sollst. Du bist der Liebling

seiner Gattin geworden, Burt," fügte er seltsam lächelnd hinzu. „Komm, Burt, ich werde Dich zu ihr führen. — In einer Stunde bin ich wieder zurück, liebe Doris," wandte er sich mit wiederlicher Zärtlichkeit an seine Ehegattin.

Der Knabe stand heiter auf, gleichsam als ob er an weiter nichts dachte, als an die Liebkosungen und Geschenke, welche ihm gewöhnlich von Madame Verdelon zu Theil wurden.

„Du kannst Deine Zeichnengeräthschaften mitnehmen," fuhr Mudd leutselig fort, „Herr Verdelon erlaubt Dir, seine Gemälde zu copiren.

„Seine Gemälde?" wiederholte Burt verstohlen lachend. „Wahrscheinlich die, welche in seinem Schlafzimmer hängen, nicht wahr?"

„Ja wohl, diese!" antwortete der Doktor kurz.

Burt hob seine scharfen, hellen Augen zu dem düstern Gesicht seines Oheims empor, und sah ihn in seltsamer Weise an. Dalibard Mudd wandte sich aber verlegen ab und sagte im ungeduldigen Tone:

„Nun, beeile Dich. — Ich habe nur eine Stunde für Dich übrig!"

Der Knabe nahm seinen Hut und Beide verließen das Zimmer. — Das Weib war mit ihren Gedanken allein. — Sie dachte über Burt's Worte und Ermahnungen nach. — „Um sicher zu sein, müsse sie alle Geheimnisse Mudd's wissen, oder keine." — Was war das für ein Geheimniß, welches das Gemüth des Knaben beunruhigte, und das ihr der Gatte nicht mitgetheilt hatte?

Die Doktorin starrte eine Weile vor sich hin, erhob sich dann hastig, verließ das Zimmer, stahl sich die kalten, unfreundlichen Treppen hinauf und betrachtete aufmerksam die Thür, welche in die verhängnißvolle Dachstube führte, die Mudd vor wenigen Wochen gemiethet hatte. Sie war verschlossen. Die Doktorin bemerkte, daß in dem gewöhnlichen Schlosse der Thür, noch ein kleines, künstlich gearbeitetes Schloß stach. — Sie ging nachdenklich wieder die Treppen hinab und betrat, ohne eigentlich zu wissen warum, das Arbeitszimmer ihres Gatten. — Ein auf dem Tische aufgeschlagenes Buch erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie blätterte darin, und zu ihrer Ueberraschung war die erste Seite, die sie aufschlug, ganz besonders interessant, obschon der Titel des Buches kein anziehender war. — Es war hier die Rede von jener eigenthümlichen Schreckenszeit in Italien, wo eine fürchterliche Krankheit, die sich in tausend Symtomen zu erkennen gab, und lange Zeit aller Gegenmittel spottete, herrschte. Eine Krankheit, die hauptsächlich Familienväter — selten Frauen befiel. — Diese Krank-

heit wurde durch erstaunliche List, unter Anwendung eines verzehrenden Giftes heraufbeschworen, das Niemand zu entdecken vermochte. Der Inhalt dieses Buches, war von solchem überwältigen Interesse, daß die Doktorin Alles um sich her vergaß und sich ganz und gar in die gefährliche Lectüre vertiefte. —

Plötzlich sagte eine scharfe, höhnende Stimme hinter ihr:

„Eine sonderbare Wahl der Lektüre für eine Hausfrau! — Kind, spiele nicht mit solchen tödlichen Waffen!"

Es war Dalibard Mudd der geräuschlos eingetreten war.

„Aber ist das Alles wahr, was in diesem Buche steht!" fragte die Doktorin schaudernd.

„Durchaus wahr, obschon nur ein Bruchstück von der Wahrheit," antwortete Mudd mit einem satanischen Lächeln. „Doch genug davon, es ist schon spät. Wir speisen heute bei Herrn Dubarry. — Er wünscht sein Hôtel zu vermiethen. Ja, liebe Doris, wenn wir nur etwas von dieser alten Kunst verständen, — Teufel! — Da könnten wir bald dieses Hôtel miethen. — Na, nur Geduld, vielleicht überlebe ich noch Herrn Verdelon, der mich in seinem Testamente mit einem ansehnlichen Legate bedacht hat. — Hole der Teufel dieses armselige Leben!"

Drei Tage später stand die Doktorin neben ihrem Gatten in der geheimnißvollen Dachstube. Von der Stunde an, wo sie dasselbe verließ, war eine auffallende Veränderung in ihrem Gesicht bemerkbar, welche allmälig den Ausdruck der Weiblichkeit aus demselben ganz entfernte. — Bleicher konnten die Wangen kaum werden, noch die stechenden, unruhigen Augen kälter und drohender, wie bisher. Es war, als ob irgend ein Umstand ihr tiefes Leid verursacht hätte, denn ein Schatten von Schwermuth, aber auch finsterer Entschlossenheit, hatte sich auf ihre Stirn niedergelassen, und den strengen Umriß ihrer Lippen noch schroffer gemacht.

Burt bemerkte diese Veränderung, aber versuchte nicht, das Vertrauen seiner Tante zu gewinnen. Er war vielmehr beschäftigt zu überlegen, ob es für ihn gerathen erscheine, noch tiefer in das Geheimniß, welches er argwohnte, einzudringen, oder ob es in seinem Interesse läge, die Pläne des Doktors außer Acht zu lassen.

Der Teufel hatte aber Verlockungen für jede dieser drei intriguirenden Personen. Wie drei unheilverkündende Nachtvögel ließen sich diese drei bösen Naturen auf dem Dache des reichen Verdelon

nieder, denn immer häufiger wurden ihre Besuche. — War der reiche Mann selbst blind gegen die Beweggründe, welche in so überaus aufmerksamer Zuneigung hervorkeimten? — O, nein, sein Scharfsinn war zu durchdringend, seine üble Meinung von den Menschen vielleicht zu fest, als daß er sich auf eine so liebenswürdige Weise hätte selbsttäuschen sollen. Aber er nahm Alles gut auf, benutzte Mudd's Andeutungen und Vorschläge in Bezug auf Unterbringung seiner Kapitalien, war höflich gegen die Doktorin, und beschenkte Burt oft und reichlich. Aber zuweilen leuchtete ein Schimmer von Bosheit aus seinen grauen Augen, und er schien bei den Schmeicheleien und Zuvorkommenheiten der drei bösen Wesen, innerlich zu lachen — eine Erscheinung, welche Mudd verblüffte und seine Gattin demüthigte. — Verlassen wir das elegante Haus des reichen Armee-Lieferanten, der sein Vermögen nur durch grobe Betrügereien erworben hatte. . .

. . . .

Die Zeit ist vergangen. Der Frühling lächelte über Paris, über den Thürmen von Notre-Dame, und den gedrängt gefüllten Alleen der Tuillerien, über Tausenden und aber Tausenden freudiger, strebender Menschen — der neuen Generation von Frankreich — an das Geschick eines einzigen Menschen gebunden — Kinder des Ruhmes und des Gemetzels, deren Blut der Wolff und der Geier schon hungrig von Weitem wittern. — Der Anschlag gegen das Leben des Kaisers ist entdeckt und vereiltelt worden. So mancher Verschwörer schläft in seinem blutigen Grabe. Das Kaiserreich ist der Frieden, die Kreaturen sonnen sich in dem strahlenden Gestirn des Erben von St. Helena. — Dalibard Mudd ist Chef der geheimen Polizei geworden. Man schreibt sein Emporkommen seinen großen Talenten und seinen Kenntnissen zu. Kein mit der Entdeckung der Verschwörung in Verbindung stehender Dienst ist für das Auge des Publikums erkennbar. — Wenn solche Dienste dem Staate geleistet werden, so wissen es nur Diejenigen, welche nicht wünschen können, sie zu offenbaren.

Die alten Gemächer sind beibehalten, aber sie sind jetzt nicht mehr öde, unbehaglich und verlassen. Sie sind mit kostbaren Möbeln, mit Draperien, Vergoldungen und Spiegeln geschmückt. Madame Mudd empfängt an gewissen Abenden Gesellschaft, und der gelehrte Doktor Dalibard Mudd ist eine angesehene Persönlichkeit, seine Freunde und Anhänger sind zahlreich. In jener gigantischen Concentration ehemaliger dunklen Existenzen, hat Mudd seinen Platz gefunden. Er

hat dazu beigetragen, die Macht der Einheit zu erhöhen, und die Null gewinnt Wichtigkeit durch ihren Platz in der Zahlenreihe.

Der Armee-Lieferant Verdelon lebt nicht mehr. Er starb nicht plötzlich und doch an irgend einer schnellen Krankheit — an Erschöpfung des Nervensystems; seine Spekulationen, sagte man, hatten ihn zu sehr angegriffen. Aber die Umstände Mudd's, obschon ziemlich glänzend, sind nicht durch eine Erbschaft verbessert worden. In dem Testamente Verdelon's befand sich keine Bestimmung zu Gunsten des Doktors. — Der reiche Mann hatte ihn mit Versprechungen abgespeist.

Plötzlich scheint der betrogene Giftmischer mit seinem Verluste ausgesöhnt zu sein. Die Wittwe Verdelon ist alleinige Erbin, sie ist also reich und nicht unansehnlich. — Die arme Frau, sie braucht Trost und Zuspruch. — Aber mittlerweile sind Dalibard Mudd's Nächte unruhig und schlaflos. Sein Auge ist eingefallen und ängstlich, man sieht ihn selten zu Fuß auf den Straßen. — Die Furcht ist seine Begleiterin am Tage und sitzt des Nachts auf seinem Pfühl. — Pierre Brenno lebt. Er ist allein entkommen. Sein Arm ist stark und sein Herz gegen alles Erbarmen gestählt. Eine Vereinbarung mit ihm ist unmöglich. — O, wie dürstet der bleiche Chef der geheimen Polizei nach dem Blute dieses Mannes. Mit welcher rücksichtslosen Hartnäckigkeit, mit welcher List und mit welchem Scharfsinne hatte er alle Spürhunde auf die Fährte dieses einzelnen Mannes gehetzt. Aber vergebens, jede Spur nach ihm war falsch. Ein Rächer lebte und Dalibard Mudd bebte vor seinem eigenen Schatten an der Wand zurück. Und dennoch fuhr er fort, Complotte und Kabalen zu schmieden, eine solche Beschäftigung wurde ihm als Rettung vor sich selbst zur andern Natur. Ein Umstand ermuthigte ihn aber einigermaßen, er wußte, daß Pierre Brenno einen Schwur geleistet, seine Hand von dem Messer fern zu halten, wenn er nicht deutliche Beweise des Verraths hätte. Ein solcher Beweis war zwar vorhanden, aber er ruhte im geheimen Archiv des Ministers. Und dennoch war er unruhig. In der Stille der Nacht, wenn er aus fürchterlichen Träumen auffuhr, flüsterte ihm seine muthige Gattin höhnend zu:

„Dalibard Mudd, Du fürchtest die Lebenden, fürchtest Du nicht auch die Todten? — Ein Gespenst spukt in Deinen Träumen!"

Schon vor dieser Zeit war das Benehmen des Doktors gegen Burt Filden durchaus verändert. Es war freundlich und liebreich, beinahe liebkosend, während andererseits der Knabe, wie im Besitze

eines Geheimnisses, welches ihm über seinen Onkel Macht gab, einen nachlässigeren und unabhängigeren Ton annahm, oft Tage und Nächte nicht ins Haus kam, an den schwelgerischen Gelagen junger Wüstlinge die älter waren, als er, und mit denen er Bekanntschaft gemacht, Theil nahm, verschwenderische Ausgaben machte und sich vor der Zeit in den Strom lasterhafter Vergnügungen stürzte, der aus dem Kothe von Paris hervorquoll.

Eines Morgens fand Mudd, als er von einem Besuche bei Madame Verdelon zurückkehrte, Burt allein im Salon, wie er eben sein hübsches Gesicht und seine elegante Kleidung in einem der Spiegel wohlgefällig betrachtete und sich das schwarze, lockige Haar aus der Stirn strich. Der Mund des Doktors verzog sich zu einem höhnischen Lächeln, nahm aber gleich hinterher eine freundliche Miene an.

„Du scheinst Dir zu gefallen, Burt!“ sagte er mit erzwungener Laune.

„Weshalb nicht? — Wenigsten hoffe ich, daß Du Dich meiner nicht zu schämen brauchst!“ versetzte der Knabe kurz.

„Gewiß nicht,“ versetzte Mudd begütigend. „Aber vor allen Dingen habe ich ein ernstes Geschäft für Dich — eine Mission,“ fügte er zögernd hinzu.

„Und worin besteht diese ernste Mission?“ fragte Burt aufhorchend.

„Ich habe eine Mittheilung von der größten Wichtigkeit — von öffentlicher Bedeutung an den geheimen Agenten der französischen Regierung in Washington abzusenden. Wir stehen am Vorabende großer und wichtiger Ereignisse, welche für die Verhältnisse Amerika's von bedeutender Tragweite sein können. Ein Mann könnte Verdacht erregen und bei den jetzigen Zeitumständen leicht durchsucht werden. Du, ein Jüngling, mit armerikanischen Namen und amerikanischer Zunge wirst ein sicherer Bote sein. — Der Minister billigt meine Wahl, und hat mir gestattet, Dich ihm bei Deiner Rückkehr vorzustellen. — Er liebt die heranwachsende Generation, die in Frankreich ein neues Vaterland gefunden. — In einigen Tagen wirst Du bereit sein, aufzubrechen.“

Ungeachtet des ruhigen Tones des Doktors, hatte Burt im Instinkt der Furcht und der Selbsterhaltung jeden Ausdruck und jeden Blick des Oheims so studirt — sich zu einem solchen Spion des Herzens, dessen Tücke nie schlummerte, gemacht, daß er sogleich in dieser Reise eine feindliche Absicht Mudd's gegen sein Interesse errieth. Er

erhob jedoch gegen den Willen des Oheims keinen Einwand, und anscheinend zufrieden mit seinem Gehorsam, entließ ihn Mudd freundlich, indem er ihm noch ein namhaftes Geldgeschenk behändigte.

Sobald Burt sich auf der Straße befand, überlegte er die Worte des Doktors nach allen Seiten, und brachte verschiedene Umstände mit ihnen in Verbindung, die ihm einen schnellen Entschluß fassen ließen. Er wandte seine Schritte dem Hause der Madame Verdelon zu. Seit dem Tode ihres Gatten hatte Burt das Haus gemieden, in dem er sonst fast täglich gesehen wurde. Er war bleich und athmete schwer, als er die Treppen hinaufging.

Der Knabe wußte, daß Mudd in neuerer Zeit dieses Haus fortwährend besuchte, und ohne genaue Vermuthungen über die Absichten des Doktors anzustellen, brachte er diese täglichen Besuche, bei der angeborenen Verschlagenheit, die ihm eigen war, mit der reichen Wittwe in Verbindung. Er beschloß daher, vorsichtig zu lauschen, zu beobachten und zu spioniren, um danach seine Vertheidigungsmittel einrichten zu können. —

Als er unangemeldet und plötzlich in das Gemach der Madame Verdelon trat, bemerkte sein forschendes Auge sogleich, daß sie erschreckt zusammenfuhr und hastig etwas unter ihrem Taschentuch verbarg, das sie so eben aufmerksam betrachtet hatte. — Etwas, was ihm in die Augen funkelte, als er die Thür schnell öffnete. — Er setzte sich mit der ungezwungenen, liebkosenden Manier, die er gewöhnlich gegen das weibliche Geschlecht annahm, dicht neben die verlegen dasitzende Wittwe und plauderte von gleichgültigen Dingen. Plötzlich, und anscheinend absichtslos, verschob er mit einer hastigen Bewegung das Tuch und sein erstauntes Auge erblickte das in Brillanten gefaßte Miniaturportrait seines Oheims. Das Zusammenfahren der Wittwe, ihr Erröthen und ihr ängstlicher Ausruf, bestätigten den Verdacht, der schon längst in seiner Seele dämmerte.

„Ah!" sagte Burt lachend, „jetzt weiß ich, warum mein Oheim das schwarze Haar und die braunen Augen stets so ungewöhnlich preist! — Nun, ich finde darin etwas ganz Natürliches, wenn ein Mann eine schöne Dame bewundert!" fügte er mit gleichgültiger Miene hinzu.

„Aber, lieber Burt," entgegnete Madame Verdelon tadelnd, „was Du für Zeug zusammenschwatzest! — Dein Oheim war der intimste Freund meines Gatten und noch dazu ein entfernter Verwandter. Von

Huldigungen gegen meine Person kann daher wohl keine Rede sein. — Aber es dürfte doch gerathen erscheinen, liebes Kind, wenn Du zu Hause von diesem Bilde nicht sprichst," fügte sie eindringlich hinzu. Madame Mudd könnte so albern sein, darüber böse zu werden."

„Ganz gewiß nicht," versetzte der Knabe beruhigend. „Ich habe übrigens Geheimnisse bewahren gelernt."

Bei diesen Worten wurden die Wangen Burt's wieder bleich und sein Auge blickte starr zu Boden.

„Und Du liebst ja Deine Tante auch viel zu sehr, um sie ohne Grund zu betrüben," fuhr Madame Verdelon sanft fort.

„Wer sagt denn, daß ich Madame Mudd liebe?" versetzte Burt listig, indem er eine gleichgültige Miene annahm.

„Nun, Dein Oheim," erwiderte die Wittwe zufrieden lächelnd über das Wesen des hübschen Knaben. „Die Gesundheit der Frau Doktorin soll jetzt sehr schwächlich sein," fügte sie forschend hinzu.

„Schwächlich?" fuhr Burt erschreckt auf. „Ach ja, ich besinne mich," sagte er aber mit ruhiger Stimme, „es scheint, als ob sie nicht mehr lange leben würde."

„Das fürchtet Dein armer Oheim auch," entgegnete Madame Verdelon mitleidig. „Ja, das Leben ist nun einmal so ungewiß. — Wer hätte zum Beispiel gedacht, daß mein guter Gatte so plötzlich . . ."

Burt stand schnell auf und unterbrach die gefühlvollen Aeußerungen der Wittwe, indem er hastig sagte:

„Ich kam eigentlich nur, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Ich sehe, Sie sind wohl und darf mich daher beruhigt empfehlen. Leben Sie wohl, Madame Verdelon!"

„Adieu, mein kleiner Mann!" versetzte die Wittwe liebkosend. „Also nicht ein Wort von dem Portrait, lieber Burt. — Hier nimm ein kleines Taschengeld zu irgend einem Vergnügen!"

Madame Verdelon reichte ihm fünf Napoleonsd'or, die Burt dankend nahm und sich dann entfernte.

Er wußte wußte kaum, wie er aus dem Hause gekommen war, als er in den Gärten der Tuillerien still stand, um Athem zu schöpfen, so war er von der Stätte des Meuchelmordes davongeeilt. — Jetzt war ihm Alles klar, — es war nöthig, daß er beseitigt würde, und zwar auf immer. Mudd fürchtete wahrscheinlich seines Neffen Anhänglichkeit an seine Gattin. Beide mußten beseitigt werden. In diesem bodenlosen Abgrund der Verruchtheit blickte das Auge des jungen

Bösewichts, und überlegte mit der Ruhe eines reiferen Mannes, mit welchen Mitteln er die Absichten des Doktors vereiteln könne. Eine tödtliche Angst bemächtigte sich seiner. Diese Mission, war sie blos eine zeitweise Verbannung, oder war es eine Falle, die zugleich sein Grab war? — Burt wurde verwirrt, er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Früher hatte er sich an dem Gedanken geweidet, sich, wenn die Gefahr käme, mit Mudd zu messen, die Stunde war nun gekommen, aber der Knabe fühlte seine Ohnmacht. Sollte er seinem Oheim trotzen, und sich weigern, Frankreich zu verlassen? — Er wagte es nicht, denn die Umstände schienen ihm zu gefährlich. — Aber abzureisen, das Schlachtopfer Mudd's zu sein, dagegen empörte sich seine Natur. Während er so brütend weiter gegangen war und die Brücke Pont-Neuf erreicht hatte, hob er zufällig die Augen auf, und sah Dalibard Mudd in seinem Wagen vorbei, nach den Tuillerien fahren. Sein Geist erwachte plötzlich zur Thatkraft. Das Haus war rein, er konnte die Tante ungehindert allein sprechen. Er faßte sogleich den Entschluß, nach Hause zurückzukehren. Als er sich umwandte, bemerkte er hinter einem Kandelaber der Brücke einen Mann, dessen Augen den Wagen des Chefs der geheimen Polizei mit dem unverkennbarsten Ausdrucke des Hasses folgten, kaum aber gewahrte der Mann, daß er von dem Knaben aufmerksam beobachtet wurde, so drehte er sich hastig um, eilte die Brücke entlang und verlor sich in der Menge.

Das markirte Gesicht des Mannes schien Burt nicht fremd zu sein. Er hat es schon früher gesehen, aber nur flüchtig und gleichsam im Vorüberstreichen. Eines Abends in der Dämmerung nach Hause kehrend, sah er eine Gestalt sich seinem Auge entziehen, die bisher die Thür Dalibard Mudd's mit Argusblicken bewacht hatte. Burt war jetzt, als sein Auge vollständig auf dieser drohenden Stirn und diesen brennenden Augen ruhte, überzeugt, daß er Pierre Brenno vor sich gehabt hatte, bei dessen Namen schon die Wangen seines Oheims bleich wurden. Als die Gestalt sich eiligst davon machte, beschloß er sogleich, sie zu verfolgen. Er eilte durch die Menge hindurch, in deren Mitte der Mann verschwunden war, und warf seine Blicke forschend um sich. Zuweilen glaubte er in der Ferne eine Gestalt zu gewahren, welche der zu gleichen schien, die er verfolgte, aber die Aehnlichkeit verschwand bei der Annäherung. — Diese eitle, trügerische Jagd führte ihn in seinem Eifer immer weiter, bis er sich in einem Labyrinth von schmalen und ihm gänzlich unbekannten Straßen verirrte.

Erhitzt und durstig, wie er war, blieb Burt endlich erschöpft vor einem kleinem Café stehen. Er trat ein, und verlangte ein Glas Limonade. — Der Zufall hatte seine Absicht begünstigt. — Der Mann, den er bisher rastlos gesucht, saß hier ruhig bei einer Flasche Wein und las aufmerksam den Moniteur. Burt Filden setzte sich in die Nähe dieses von seinem Oheim so sehr gefürchteten Mannes und betrachtete ihn verstohlen. Wenige Augenblicke darauf, setzte sich ein neuer Ankömmling zu Pierre Brenno und Beide sprachen zusammen, aber mit so leisem Geflüster, daß Burt nicht im Stande war, ihr Gespräch zu belauschen, abschon er mehr als ein Mal den Namen Ledrü Rollin vernahm. Die Männer waren heftig aufgeregt, und der Ausdruck ihres Gesichts drohend und finster. Endlich erhoben sie sich und an den vertraulichen Händedruck, der zwischen Ihnen und dem Besitzer des Café's gewechselt wurde, gewahrte der listige Knabe, daß dieses Etablissement kein ungewohnter Aufenthalt der Beiden war. Burt verließ seinen Platz und schlich sich näher und näher, und als der Wirth den erstern Fremden die Hand reichte, hörte er deutlich ihn mit Pierre anreden.

Als die Männer das Lokal verließen, folgte ihnen Burt in einiger Entfernung, nachdem er sich vorher den Namen des Café's und der Straße gemerkt, und wie er fest glaubte, ganz unbeobachtet, er irrte sich aber durchaus. Plötzlich trat in einer Straße, die abgelegener war, als die übrigen, der Mann, dem Burt hauptsächlich nachzuschleichen beabsichtigte, mit einer blitzschnellen und ganz unerwarteten Bewegung an den Knaben heran, und packte ihn so plötzlich an die Brust, daß er erschreckt und überrascht zusammenfuhr.

„Weshalb folgst Du so auffallend meine Schritte, Knabe?" sagte er mit einem so finstern und gräßlichen Ausdruck des Gesichts, daß Burt's Muth nicht mehr Stand hielt.

„Keine Ausflucht — keine Lüge! — Heraus mit der Sprache!" fügte er drohend hinzu, und Burt fühlte seine Kehle von der Eisenfaust des Mannes zusammengeschnürt.

Des Knaben Geistesgegenwart verließ ihn aber nicht lange.

„Laßt mich los und ich will es Euch sagen," stotterte er in abgebrochenen Sätzen. „Ihr erwürgt mich ja!"

„Der Fremde ließ etwas nach und Burt flüsterte schnell:

„Ihr seid Pierre Brenno! — Ich kenne Euch! — Schon lange suche ich Euch zu begegnen, denn ich brauche Eure Hülfe. — In we-

nigen Tagen liefere ich Euch Etwas in die Hand, wonach Euer Herz trachtet! — Denkt an Dalibard Mudd!"

Mit diesen Worten benutzte der gewandte Knabe eine Gelegenheit, in welcher sich vor Ueberraschung die Faust des Demagogen gelockert hatte, riß sich los und flog wie ein Pfeil davon. —

Es dauerte lange, ehe Burt das Haus seines Oheims erreichte, denn oftmals mußte er nach dem Wege fragen. Endlich langte er an, und schlich sich die Treppen hinauf nach einem Zimmer, in welchem die Doktorin saß, und welches durch einen schmalen Korridor von ihrem ehelichen Schlafgemache getrennt wurde. Seine Tante saß, den Kopf in die Hand gestützt, am Fenster, und so in düstere Gedanken versunken, welche über ihr starres Gesicht einen unheimlichen, verzweiflungsvollen Schatten verbreiteten, daß sie die Annäherung des Knaben nicht eher bemerkte, als bis er seine Arme um ihren Hals schlang, und dann fuhr sie erschreckt zusammen.

„Ach, Du bist es, Burt!" sagte sie mit erzwungenem Lächeln. „Meine Nerven sind doch nicht mehr so stark, wie früher. Du hast mich wirklich sehr erschreckt."

„Sie sind mißlaunig, Tante. — Hat er Sie geärgert?" fragte Burt theilnehmend.

„Der Oheim, nein, wir besprachen diesen Morgen nur Geschäftssachen," versetzte die Doktorin.

„Geschäftssachen! — Das heißt Geldangelegenheiten!" sagte der Knabe forschend.

„Allerdings," erwiderte Doris Mudd ernst. „Geld macht die Hauptsache im menschlichen Leben aus. Ungeachtet seiner einträglichen Stellung, bedarf Dein Oheim doch bedeutende Summen. Er will höher steigen, es müssen Begünstigungen erkauft werden — es bieten sich Gelegenheiten zu vortheilhaften Spekulationen dar, und . . ."

„Und der Oheim," unterbrach sie Burt nachdenklich, „wünscht Ihre Einwilligung zur Erhebung Ihres noch übrigen Vermögens!"

Die Doktorin sah überrascht auf, antwortete aber ruhig:

„Er hat meine Einwilligung schon längst, die Bank in New-York weigert sich aber zu zahlen, oder macht wenigstens unter den jetzigen kriegerischen Verhältnissen so viel Schwierigkeiten, das Geld hierher zu senden, daß es wie eine Verweigerung aussieht."

„Aber diese Antwort kam ja schon vor etwa acht Tagen," versetzte Burt lächelnd.

„Wie weiß Du denn das? — Hat der Oheim mit Dir davon gesprochen?“

„Arme Tante!“ rief der Knabe fast mitleidig. „Können Sie in diesem Hause leben, und nicht auf Alles Achtung geben, was vorgeht — auf jeden Besuch, jede Botschaft, jeden Brief? — Aber was wünscht er denn nun von Ihnen?“

„Er hat mir vorgeschlagen, daß ich nach New-York zurückkehren und persönlich das Geld erheben sollte,“ sagte die Doktorin düster.

„Und Sie haben sich geweigert, seinen Vorschlag auszuführen?“ fragte Burt ängstlich.

„Ich habe nicht eingewilligt,“ antwortete sie ernst.

„Willigen Sie ein, liebe Tante, willigen sie um Himmelswillen ein!“ flüsterte der Knabe leise. „Still!“ fügte er hastig hinzu, „das Dienstmädchen lauscht!“ Er stand schnell auf und blickte hinaus. „Nein!“ sagte er dann, „ich habe mich geirrt. — Verflucht sind die Thüren, keine schließt, wie sie doch in diesem Hause sollten. — Haben Sie nicht mit dem Oheim ein wechselseitiges Testament abgeschlossen, nach welchem im Falle Ihres Ablebens Ihr Vermögen auf ihn übergeht?“

„Allerdings!“ entgegnete das Weib von dieser Frage betroffen. „Woher weißt Du denn auch das?“

„Ich weiß, daß der Oheim eine Abschrift von diesem Testamente besitzt,“ erwiderte Burt lächelnd. „Ich sah ihn diese lesen, wobei eine drohende Wolke auf seiner Stirn lag. — Also, wenn Sie zuerst sterben, so bekommt er Alles! — Wenn er nur das Geld brauchte, würde er Sie wahrlich nicht fortschicken. Er glaubte sich unbemerkt, und murmelte abgebrochene Worte vor sich hin, wovon ich nur wenige verstehen konnte. „Mein ist dieses Geld,“ hörte ich ihn finster murmelnd. „Sie hat es mir in jener Mordnacht gestohlen! — Weshalb zaudere ich noch!“

Es trat eine schreckliche Pause ein. Die Doktorin begriff sogleich den Sinn, der in den Worten ihres Gatten lag. Sie war in ein düsteres Grübeln versunken, während in ihren Augen ein unheimliches Feuer glühte.

„Ich wage vielleicht mein Leben,“ begann Burt wieder, „aber ich will dennoch frei zu Ihnen sprechen. Der Oheim geht viel zu Verdelon's Wittwe, — sie ist reich und schwach. — Kommen Sie mit nach Amerika, denn er steht im Begriff, auch mich fortzuschaffen! —

Er fürchtet, daß ich ihm im Wege stehe, daß ich Sie vielleicht warnen möchte, oder vielleicht den Kampf um Leben und Tod mit ihm aufnehme. Kurz gesagt, wir sind ihm Beide im Wege. Er giebt uns Gelegenheit zum Entkommen, oder aber bereitet uns durch diese Reise eine Falle, die uns in die Arme des Todes liefert. Hier bleiben und seinen Plänen in den Weg treten, können wir nicht. Lassen Sie uns statt nach Amerika — nach England entfliehen, überall sind wir sicherer als hier!"

Während er so sprach, waren große Veränderungen über Doris Mudd's Antlitz hinweggegangen. Zuerst war es das Aufblitzen der Ueberzeugung, dann der betäubende Schlag des Entsetzens; aber jetzt erhob sie sich zu ihrer majestätischen Höhe, ihr Wesen nahm den Charakter einer blutgierigen Hyäne an, wenn sie auf Raub ausgeht.

„Elender Thor!" murmelte sie düster, „Du wagst es noch einmal den tödlichen Kampf mit mir aufzunehmen? Du kennst die Macht eines Weibes noch nicht ganz in ihrer furchtbaren Größe! — Beseitigen willst Du mich, um das Weib des von Dir gemordeten Verdelon mit ihrem Reichthum zu ehelichen? — Oho, Dalibard Mudd, so weit sind wir noch nicht! — Die List eines Weibes wird Dich vernichten!" —

„Aber," begann Burt wieder, „Sie bedenken nicht, was es heißt, mit ihm den Kampf aufzunehmen. Es ist nicht Etwas, was Sie sehen, und wogegen Sie sich hüten können. Es ist nicht wie ein Feind, den man in's Antlitz schauen kann, es ist der Tod in hunderterlei Gestalt. Sie strecken Ihre Arme in die Finsterniß hinaus — Sie fühlen nichts und Sie sterben langsam dahin. — Glauben Sie mir, ich habe reiflich nachgedacht, denn mein Verstand ist meinen Jahren vorausgeeilt, ob es ein Mittel zum Widerstande giebt — aber ich habe kein Mittel gefunden! — Eben so gut könnte man der Pest die Spitze bieten wollen, — sie liegt in der Atmosphäre. — Kommen Sie mit nach England, Tante! Leben Sie ärmlich und dürftig, wenn es nicht anders geht — aber leben Sie — fliehen Sie den tödtlichen Streich!"

„Arm und verachtet und noch an ihm gebunden, als verstoßenes Weib noch einmal leben? — Nimmermehr!" rief das Weib mit funkelnden Augen. „Ich bleibe auf meinem Platze, ich werde nicht fliehen!"

„Nun denn, so bleibe ich auch hier!" sagte Burt entschlossen.

„Ich werde Sie in Ihrem Kampfe zu unterstützen versuchen. Wahrscheinlich gehen wir Beide zu Grunde!“

Das Auge der Doktorin ruhte mit dem vollen Blicke, der an ihr etwas so Seltenes war, auf der Gestalt des Knaben, der in seinem Trotze mit gerötheten Wangen dastand. Sie zog ihn an sich und küßte ihn auf die Stirn.

„Mein lieber, guter Burt,“ sagte sie gerührt, „für unser ganzes Leben — unser Schicksal und unsre Schuld mag sein, welche sie wolle, — sind wir an einander gebunden. Ich gehe vielleicht siegreich aus diesem Kampfe hervor, und wenn dies der Fall ist, so erbst Du meinen Reichthum, als wärst Du mein eigener Sohn, denn ich bin nicht so ganz mittellos, als ich Dir scheine. — Ich bin vielleicht hart und grausam gegen Andere — gegen Dich werde ich es niemals sein! — Doch genug davon — ich muß sogleich einen Entschluß fassen, da mir noch Zeit dazu verbleibt!“

Sie schwieg und legte die Hand an die Stirn, gleichsam als dachte sie über Etwas nach. — Plötzlich umschwebte ein Lächeln der Zufriedenheit ihren Mund.

„Du willst mir bei meiner Selbstvertheidigung helfen, ich glaube, Du kannst es, Burt!“ sagte sie hastig. „Du bist wachsamer gewesen als ich. Ich glaubte, er meinte es redlich mit mir. Nach Deinen Worten zu urtheilen, mußt Du Mittel und Wege haben, die Papiere Deines Oheims erforschen zu können, denn er verwahrt sorgsam seine schriftlichen Geheimnisse?“

„Ich habe Schlüssel zu jedem Schranke,“ antwortete Burt leise, indem er sich scheu umsah. „Mein Fuß überschritt die Schwelle jenes Dachzimmers vor dem Ihrigen. — Aber seine Macht wird nie die unsrige sein. Ich weiß nicht die Hälfte seiner Geheimnisse. — Still!“ unterbrach er sich plötzlich. „Was ist das für ein Geräusch?“ Sein Auge blickte ängstlich umher, während seine Kniee zitterten.

„Es ist blos der Regen am Fenster,“ antwortete die Doktorin beruhigend.

„Er hat Gegenmittel gegen jedes Gift,“ fuhr Burt fort.

„Nein, nein, Burt, das ist nicht meine Absicht!“ rief Doris Mudd schaudernd, „darin kann ich es nicht mit ihm aufnehmen. Aber er hat gewiß Briefe seiner Agenten, aus welchen der Verrath hervorgeht, den Pierre Brenno mit Recht vermuthet. Diese sind stärker, als der

Arm eines Weibes. Diese Beweise seiner Schuld muß ich haben. Gieb mir die Schlüssel, Burt!"

Ohne zu antworten, reichte der Knabe ein kleines Bund selbstgefertigter Dietriche hin. Die Doktorin nahm sie lächelnd, indem sie einen Blick des Erstaunens auf den Knaben warf, und ging in das Arbeitszimmer ihres Gatten. Mit einem der Nachschlüssel öffnete sie ein großes Cylinderbureau, aber keine Liebescorrespondenz — der erste Gegenstand ihres Nachsuchens — denn sie war ein Weib — bot sich ihren Augen dar. Was bedurfte es der Briefe, wenn Zusammenkünfte so leicht waren?

„Burt beurtheilt ihn gewiß zu hart!" flüsterte sie, ruhiger werdend. „Die Verdelon sein Weib? — Das Weib des Todten! Ich kann es nicht glauben, es wäre zu entsetzlich!"

Plötzlich gewahrte ihr forschendes Auge ein Papier, dessen Inhalt Alles sagte, was Liebesbriefe hätten sagen können. — Es war ein Verzeichniß der Kapitalien und Besitzungen der Madame Verdelon, und am Rande waren von der Hand des Doktors Bemerkungen und Notizen angebracht, wie sie Jemand in einem Verzeichnisse von Werthobjecten macht, die bald zu seinem Eigenthume gehören werden. — In diesen Notizen lag eine gräßliche Verspottung aller ehelichen Liebe und Treue — gleich dem Schimmer der Fäulniß zeigten sich die schwarzen Gedanken des Herzens ihres Gatten. Die bleiche Leserin erstaunte nicht, und so tief sie auch gefallen war, lächelte sie doch erhaben in der Bitterkeit der Verachtung. Sie fühlte, daß sie alt geworden war, und daß sie keine Reize mehr besaß, um den hochstrebenden Mann noch zu fesseln. — Sie mußte untergehen!

Mit der Präcision eines gewandten Polizei-Beamten, methodisch geordnet, zeigten sich nun auch Briefe, nach welchen sie alsdann eifrig suchte. Einer, welcher Dalibard Mudd's Verdienste um Entdeckung der Verschwörung von Seiten des Ministers lobend erwähnte, genügte für ihre Zwecke. Sie zog ihn hervor und verbarg ihn. Eiligst verschloß sie alsdann das Büreau wieder und kehrte zu Burt zurück, welcher inzwischen Wache gehalten hatte.

„Haben Sie etwas Wichtiges gefunden?" fragte er leise. „Ist mein Verdacht mit der Wittwe Verdelon's gerechtfertigt?"

Statt zu antworten, drückte sie dem Knaben krampfhaft die Hand und taumelte dann auf einen Stuhl. Ihre gestählten Nerven gaben für einen Augenblick nach, sie stieß aber keinen Schrei aus, indessen

an der Weiße ihres Gesichts sah Burt, daß sie ohnmächtig war — ohnmächtig auf etwa fünf Minuten, kaum länger. Aber die Rückkehr des Bewußtseins mit geballter Faust und trotziger Stirn und dem funkelnden Auge, aus welchem Entsetzen und Verzweiflung leuchteten, schien mehr das Erwachen aus einem schrecklichen Traume von Gewaltthätigkeit und Kampf zu sein, als das langsame Ermannen von der Schwäche einer Ohnmacht.

Ja, schlafen hieß hinfort, sich neben eine Schlange lagern — athmen hieß auf den Fall der Lawine horchen. Das Weib, das einst so muthwillig mit dem Verbrechen spielte, tritt nun dem grimmigen Gefährten, den sie wieder gewonnen, entschlossen vor die Augen. Die intriguirende Entweiherin der Hausgötter erfährt nun, bis zum letzten Blatte schwarzer Erkenntniß, was der häusliche Herd ohne sie ist.

Burt wurde seltsam bewegt, als er diese stolze, einsame Verzweiflung sah. Er hatte sich bisher mit Warnungen, mit Winken und anderen indirecten Hindeutungen begnügt, aber jetzt wurde seine ganze Sympathie so stark zu Gunsten des Weibes erweckt, daß die letzte schwache Bedenklichkeit des kindlichen Gewissens in dem Abgrund von Blut verschwand, über welchem diese einsame Titane stand. Er trat näher an sie heran, ergriff ihre Hand und flüsterte im leisen Tone:

„Hören Sie mich, Tante! — Sie kennen den Namen des Mannes, den der Oheim als Rächer seines Verraths fürchtet und Sie wissen, daß dieser nur auf den Beweis wartet, um den Todesstreich zu führen; aber sie wissen nicht, wo Sie diesen Mann finden sollen, wenn Sie seinen Arm brauchen. Die geheimen Spione der Polizei haben ihn nicht aufzuspüren vermocht, wie wären Sie nun im Stande, dies zu thun? — Der Zufall hat mich aber mit einem Orte bekannt gemacht, an dem er sich zuweilen befindet. — Geben Sie mir ein einfaches Versprechen, und ich will Ihnen wenigstens diesen Aufschluß geben, — er ist vielleicht schwach, aber doch nur der einzige, welcher befolgt werden kann. Versprechen Sie mir, daß Sie nur zur Vertheidigung Ihres Lebens und nicht aus bloßer Eifersucht von dieser Kenntniß Gebrauch machen wollen, uud Sie sollen Alles wissen, was ich weiß.“

„Glaubst Du, Burt,“ sagte die Doktorin mit kalter, ruhiger Stimme, „daß ich aus Eifersucht alle Hoffnung, allen Frieden vernichten würde? — Wir haben hier,“ sie legte die Hand auf die Brust, „einen Himmel und eine Hölle. — Ich kenne Das! — ich werde Da=

libard Mudd nichts zu Leide thun, ausgenommen, um mich selbst zu vertheidigen."

„Nun denn, führen Sie, wenn es sein muß, den Streich in Ihrem Namen," versetzte der Knabe zagend. „Wenn Sie in den Fall kommen, den Arm Pierre Brenno's zu brauchen, so erkundigen Sie sich nach ihm in dem Café Lacroix, Rue St. Esprit." —

In diesem Augenblicke öffnete sich plötzlich geräuschlos die Thür und Dalibard Mudd erschien düstern Antlitzes auf der Schwelle. Er nickte grüßend mit dem Kopfe und ging nachdenklich in sein Arbeitszimmer. Noch einige Tage und der tödtliche Kampf, den wir schon einmal in New-York gesehen, beginnt von Neuem. Tante und Neffe haben sich entschieden geweigert, abzureisen. Der Doktor ahnt, daß seine Pläne durchschaut sind. Er beschwört die Furien der Hölle und der Dämon der Finsterniß schleicht geisterhaft mit dem Gifthauche seines Mundes durch das Haus. Und nun erwacht, mächtig und stark, aus dieser schleichenden Lethargie der grimmige Instinct der Selbsterhaltung und der unbarmherzige Durst nach Rache. Es ist für das Weib noch nicht zu spät zur Rettung, denn die ihr beigebrachten feinen Gifte, welcher aller Entdeckung Trotz bieten sollen, wirken nur langsam dem Ziele entgegen. . . . .

Es ist Nacht geworden, durch das kleine Fenster eines Gemaches dringt der Strahl des bleichen Mondes. — Ein Kind schläft hier. — Mond und Sternenlicht lieben den Schlummer des Kindes! — Die Thür öffnet sich — ein dunkler Schatten stiehlt sich geräuschlos herein, Der Oheim kommt, um den Sohn seiner Schwester schlafen zu sehen. — Heilige Zärtlichkeit, wenn dies Alles wäre!

„Burt, erwache!" sagte eine tiefe, ernste Stimme und eine rauhe Hand schüttelte den Knaben.

Mit einem leisen Schrei fuhr dieser aus dem Schlafe empor und die Hand des Neffen packte den Oheim an der Kehle. Mudd schleuderte ihn mit einem Rucke von sich, und ein halb beifälliges, halb ironisches Lächeln spielte im Mondlicht über seine Lippen.

„Das Blut verleugnet sich nicht, junger Tiger!" sagte er ruhig. „Höre mich an."

„Du bist es, Oheim?" versetzte Burt erstaunt, „ich dachte, — ich träumte!"

„Gleichviel, denke und träume immer, daß der Mensch stets bereit sein muß, sich gegen die Gefahr zu vertheidigen," erwiderte Da-

libard Mudd kalt, indem er sich auf das Bett des Knaben setzte. „Wende Dein Gesicht zu mir — noch mehr, laß den Mond darauf scheinen — habe die Augen auf — sieh mich an! — So ist es gut!“ fügte er in ernstem Tone hinzu. „Spielst Du nicht ein falsches Spiel gegen mich? — Bist Du nicht der Spion meines Weibes, während Du Anhänglichkeit an meine Person heuchelst? — Es ist so — Dein Auge verräth Dich! — Nun höre mich an, Du hast mehr Verstand, als sonst ein Knabe von Deinen Jahren. — Was gefällt Dir am Besten: die elende Wohnung in New-York, die schmale Kost und schmutzige Kleidung — oder Dein Asyl hier in Paris, der Genuß des Luxuses, der Anblick des Glanzes, die Atmosphäre des Reichthums? — Du hast jetzt die Wahl!“

„Wenn ich wählen sollte!“ sagte der Knabe lächelnd, „so wähle ich den Reichthum!“

„Das glaube ich Dir gern!“ versetzte Mudd höhnend. „Merke auf, was ich Dir sagen will. — Du liebst mich nicht — das ist auch ganz natürlich — denn Du bist der Sohn eines Mannes, der kein Herz hatte! — Du hast aber vielleicht geglaubt, mir zu schaden, wenn Du Dich auf die Seite meines Weibes stelltest, die für Dich vielleicht nur Gold und Geschenke hatte, und Dich zu bestechen wußte, während meine Kasse für Dich geschlossen blieb. — Du hast nun mein Verhältniß zu der Wittwe Verdelon's durchschaut und bist meinen Plänen hinderlich in den Weg getreten. — Ich will Dir jetzt offen meinen Plan in Bezug auf Madame Verdelon mittheilen — meine Absicht ist, sie zu heirathen! — Herr des großen Vermögens zu werden. — Wenn es mir gelingt, so theilst Du diesen großen Reichthum mit mir. Wenn Du aber durch Wort oder Blick mich an die Tante verräthst, so vereitelst Du diese Absicht. Du complottirst gegen unsere Erhebung aus dem Staube und zu Deinem eigenen Verderben, denn ich will das Weib, das mich einst dem Grabe nahe brachte, vom Halse haben. Sie muß weichen! Ich will es nun einmal so! — Glaube nicht, daß Du meinem Grimme entgehen kannst, wenn Du mich verräthst. Knabe, ich sage Dir, Du kennst mich noch nicht!“

Burt, so muthig und entschlossen er auch war, schauderte doch, als er die Drohung Mudd's vernahm. Aber nach einer Pause, die so kurz war, daß kaum ein Athemzug zwischen seinem Schweigen und seinen Worten lag, antwortete er mit Nachdruck:

„Oheim, Du hast richtig in meinem Herzen gelesen. — Ich liebe

Dich nicht und stehe auf der Seite Deiner Gattin. Jetzt aber, wo Du mir offen Deine Absichten mitgetheilt hast, will ich Deine Pläne mit ganzer Seele fördern, ohne daß es Deiner Drohung bedarf!"

Dalibard Mudd schaute den Knaben scharf an und schien mit seinen Wahrnehmungen zufrieden.

„Bedenke wenigstens, daß Du von mir abhängst," erwiderte er dann eindringlich, „und daß Deine Zukunft auf Deiner Klugheit beruht. — Das ist keine Drohung, das ist eine Wahrheit. — Schlafe nun weiter oder denke über Deine Zukunft nach."

Er ließ den Vorhang fallen, welchen seine Hand bei Seite gezogen hatte, und stahl sich eben so geräuschlos aus dem Zimmer, als er dasselbe betreten.

Der Knabe schlief nicht wieder ein. — Betrug, Ehrgeiz und Begierde nach Reichthum arbeiteten emsig in seinem Gehirn. — Bebt zurück, Mond und Sternenlicht! — auf der Stirn dieses Kindes spielen die Dämonen, welche dem Schritte des Oheims bis zu diesem Bette gefolgt waren.

Zurück nach seinem dicht daneben befindlichen Arbeitszimmer schlich der Intrigant. Die Wände standen von unten bis oben voll Bücher in vielen Sprachen und über viele Wissenschaften. — Der Doktor trat an das Fenster, öffnete es und schaute hinaus. Alles war heiter und still. — An was dachte der Mann? — Nicht an den lieblichen Anblick, welchen die Aussicht darbot. — Düster über eine stürmische, gräßliche Vergangenheit schweifte das von Betrug und Verbrechen angefüllte Gedächtniß. Plan auf Plan, mit gewissenloser Klugheit entworfen, hatte er rücksichtslos verfolgt, und doch waren alle in Trümmern zerfallen und hatten sich als eitel erwiesen. Doch ihre Verluste erzeugten Wuth und Entschlossenheit — nicht Verzagtheit. — Und als er über seine Pläne nachdachte, legte er plötzlich seine Hand auf einen kleinen Kasten, der auf dem Tische stand, und seine bleiche Lippe murmelte:

„Hier sind die Schlüssel zum Leben und Tod! — Es muß sein! — Muth!"

Eines Abends stand eine dicht in einem dunklen Mantel verhüllte Frau lauernd in dem Schatten eines Hauses der Rue St. Esprit. Das Licht fiel düster und gedämpft aus den Fenstern eines nahegelegenen Café's. Der Widerschein verweilte unter dem Schatten des dunklen Pflasters und mit Ausnahme einer einzigen Glasflamme,

die an der Ecke der schmalen Straße brannte, unterbrach kein anderer Strahl das Dunkel. — Die Nacht war bewölkt und sternenlos; der Wind heulte in Stößen und der Regen fiel schwer herab, aber die tiefe Finsterniß und die Einsamkeit schreckten nicht das Auge, und der Wind erkaltete nicht das Herz, und der Regen fiel unbeachtet auf das Haupt des Weibes, die schon lange auf ihrem Posten stand. — Zuweilen hielt sie in ihrem langsamen Auf- und Abschreiten inne, um durch das Fenster des Café's zu schauen, und ihr Blick fiel allemal auf eine männliche Gestalt, welche von den Uebrigen abgesondert saß. —

Endlich schlug ihr Puls rascher und die geduldigen Lippen lächelten finster. — Die Gestalt war aufgestanden, um sich zu entfernen. — Ein Mann trat auf die Straße und ging langsamen Schrittes die Häuser entlang, die Frau schlich unbemerkt, wie ein böser Schatten, hinter ihm her, und als er die Ecke der Straße erreicht hatte, wo ein Strahl des Gaslichtes der Laterne über seine markigen Züge fiel, fühlte er, daß sein Arm plötzlich berührt wurde. — Die Frau stand neben ihm, blickte ihm fest ins Auge und sagte im flüsternden Tone:

„Hört mich, Mann mit dem eisernen Willen! — Ihr seid Pierre Brenno, der Freund Ledrü Rollin's! — Wollt Ihr sein Rächer sein?"

Die erste Bewegung, die der Mann machte, war, daß er die Hand in die Tasche seines Mantels versenkte, und gleich darauf schimmerte ein blanker Stahl, den er krampfhaft in seiner Eisenfaust hielt, im Lichte der Gasflamme. — Die weibliche Stimme und das Benehmen der Frau, schien ihn wieder zu beruhigen, denn er ließ hastig die Hand sinken, als schäme er sich seines Vorhabens.

„Wenn ich nun der wäre, den Ihr zu suchen scheint," sagte er ruhig, „was wollt Ihr von Pierre Brenno? — Seine Nähe ist gefährlich! — Er lebt nur um Rache zu üben!"

„Mein Leben ist verwandt mit dem seinen!" antwortete das Weib düster. „Nehmt, lest und — handelt!"

Mit diesen Worten drückte sie ihm ein Papier in die Hand und verschwand, ehe er noch Zeit hatte, ihre Züge zu erkennen, die eine Kapuze verbarg. . . . .

. . . .

In der Nähe von Portici, im schönsten Theile von Neapel, steht eine prächtige Villa, umgeben von blühenden Gärten. Ruhe, Glück und Zufriedenheit scheinen in ihren Räumen zu wohnen. Der Säugling ruht an der Brust der schönen Mutter und der glückliche

Vater sitzt neben dem Bett, und Mutter und Vater streiten sich in herzlicher Weise, ob die sanft gerundeten Züge des schlummernden Kindes mehr dem Vater oder mehr der Mutter gleichen. — Wir wollen noch nicht verrathen, wer diese glücklichen Menschen sind! —

In dem stattlichen Hause des Marquis Posa zu Washington herrscht ein reges Leben. Die Diener sind beschäftigt zahllose Effecten zu verpacken, die Randal Stanton herbeischaffen läßt. — Anna Heiduck lächelt sanft über den Eifer der Männer. — Alles deutet auf Abreise. — Der Marquis empfängt noch geheime Persönlichkeiten und hört ihren Bericht. Sein anziehendes Gesicht ist ruhig und drückt Zufriedenheit aus. Oftmals streift sein Feuerblick über die lieblichen Zügen Anna Heiduck's, wenn diese das Zimmer betritt, um überflüssige Gegenstände bei Seite schaffen zu lassen, und ein geheimnißvolles Lächeln spielt um seinen schönen Mund. — Die Bedeutung wollen wir jetzt noch nicht verrathen. — Ihr Ziel ist Portici! —

In dem Café Lacroix in der Rue St. Esprit sitzt Pierre Brenno mit einem Freunde. Es liegt ein Ausdruck von Zufriedenheit auf seinem Gesicht. — Es scheint offener, als gewöhnlich, und es schwebt ein Lächeln des Sieges um seine Lippen. — Er flüstert, während des Essens, eine Beschäftigung, der er sich mit dem rüstigen Appetit eines Hungrigen widmet, von Zeit zu Zeit seinem Freunde fröhliche Worte zu. Aber dieser scheint nicht die heitere Laune Pierre Brenno's zu theilen. Er ist bleich und die Furcht malt sich in seinen Zügen. Man bemerkt, daß die Zeitung in seiner Hand zittert. —

In den Gärten der Tuillerien stehen einige Höflinge beisammen und plaudern.

„Weiß man nicht, wer der Mörder ist?" fragte der Eine.

„Nein," antwortete ein Anderer, „aber ein Mann, der sein Vaterland verrathen will und Chef der geheimen Polizei ist, muß sich heimliche Feinde machen. Ein schlauer Kopf war dieser Dalibard Mudd doch!"

„Was ist mit ihm?" fragte ein Offizier sich der Gruppe anschließend.

„Wissen Sie denn nicht, daß er ermordet worden?" rief man von allen Seiten. „In seinem eigenen Hause hat man ihn erdolcht gefunden!"

„Himmel! — erzählen Sie doch!" sagte der Offizier neugierig.

„Nun, es hat sich ergeben," sagte einer der Herren, „daß Da=

libard Mudd, der beiläufig bemerkt, früher Arzt war, sich noch gern mit chemischen Experimenten befaßte. Er besaß eine Dachwohnung in seinem Hause, die zu einem Laboratorium hergerichtet war, in welchem er oftmals, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, die Nächte zubrachte. Heute Morgen fand man ihn daselbst in seinem Blute schwimmend, mit einer fürchterlichen Brustwunde und bis auf die Knochen durchschnittenen Fingern. Er mochte sich verzweifelnd gegen das Messer gewehrt haben, welches ihn in die Ewigkeit spedirte."

„Diebe können es nicht gewesen sein," versetzte ein Palastbeamter, „denn in jenem Zimmer befand sich nichts für sie."

„Nein," sagte der Erzähler wieder, „es hat sich ergeben, daß ein Fenster offen stand, welches auf das Dach hinausführte. Auf diesem Wege war der Mörder hereingekommen und auf demselben wieder entflohen, denn man fand die Dachrinne mit Blut besudelt."

„Das ist seltsam," entgegnete der Offizier.

Die Gruppe zerstreute sich.

In dem Hause Dalibard Mudd's sitzt die Doktorin allein und zwar in ihrem gewöhnlichen Wohnzimmer. Die zur Untersuchung solcher Vorfälle durch das französische Gesetz bestimmten Beamten, hatten vor etwa einer Stunde den Thatbestand an Ort und Stelle aufgenommen, und der trauernden Wittwe ihr Beileid in passenden Worten zu erkennen gegeben. Die Spuren von einer kürzlichen und ernstlichen, noch nicht ganz überwundenen Krankheit hat tiefe Furchen in das Gesicht von Doris Mudd gezogen und den Glanz der stechenden Augen getrübt. — Aber sie athmet auf. Sie faßt neuen Lebensmuth. Der Wirkung des schleichenden Giftes ist Einhalt gethan. — Der Giftmischer ist nicht mehr. — Gemüther, wie das des finstern Weibes, sind in stählerne Behälter eingeschlossen und der scharfe Rost hat bis jetzt nur erst die Oberfläche angenagt. — Ueber ihr Gesicht, welches das Gepräge körperlichen Leidens trägt, spielt jetzt ein ruhiges, triumphirendes Lächeln. — Das Weib hat den schlauen Mann, den furchtbaren Intriganten überlistet. —

Wendet man sich nun rechts durch den schmalen Korridor, so ist man im ehelichen Schlafgemache. — Die Fenster sind geschlossen, einige Kerzen brennen am Fuße des Bettes. Man gehe nun wieder den schmalen Korridor zurück; unbeachtet und auf die Seite geworfen, liegen ein Tuch und ein Besen. — Das Tuch ist noch feucht, aber an einzelnen Stellen sind die Blutflecke trocken und kleben zusammen,

wie zäher Leim, und die Borsten des Besens ragen zerrissen und zerstoßen empor, als ob sie Entsetzen empfinden — als ob leblose Dinge den Schrecken der Menschen über die dämonische Thaten der Staubgeborenen theilten. — Wenn der Leser durch den Korridor gegangen wäre, und im Schatten der Wand diese bescheidenen Hausgeräthe bei Seite geworfen und vergessen hätte liegen sehen, dann würde er vielleicht über die nachlässige Wirthschaft gelächelt haben. — Aber wenn er gewußt hätte, daß ein Leichnahm links die Treppen — und längs dieser Dielen entlang, während das Blut noch von ihm herabträufelte und auf den Fußboden dunkle Spuren zurückließ, — in jenes Ehebette getragen worden ist, dann würden Tuch und Besen bei ihm Schrecken, Abscheu und Ekel hervorgebracht haben. Denn diese Werkzeuge der Haushaltung konnten von Gewaltthat und Mord erzählen, sie hatten sich in dem Blute Dalibard Mudd's herumgewälzt, sie waren Zeugen des finsteren Verbrechens gewesen. Kein Wunder, daß dem Besen die Haare spitz und zerzaust zu Berge standen, als er im Schatten der Wand dalag, aber die leblosen Dinge — der kalte Leichenstein, erzählen nichts von den Todten.

„Ich muß die alberne Thörin sehen!" rief die Doktorin plötzlich, indem ihr Gesicht sich aufhellte. „Ich will Rache nehmen an dies Weib, welche auf meinen Tod lauerte, um den Mörder in ihre Arme zu schließen. Sie soll mit mir die Qualen theilen, die an meinem Herzen nagen!" fügte sie mit einem drohenden Gelächter hinzu. „Das Spiel muß ausgespielt werden!"

Eiserne Willenskraft leuchtete aus ihren Zügen. Sie warf den Mantel über die Schultern und verließ das Haus.

Es war inzwischen Abend geworden. Die Straße war still und öde. — Als Doris Mudd das Haus der Madame Verdelon erreichte, erstaunte sie, die sonst verschlossene Thür offen stehend zu finden. Sie schlüpfte geräuschlos — wie der Schatten eines bösen Wesen — über die Schwelle, und schlich die Treppen hinan. Ihr Erstaunen wuchs, als sie auch die Thür des Korridors geöffnet und an einem Riegel den Mantel Burt Filden's hängen sah. Ein häßliches Lächeln stahl sich um ihre Züge und ihre, vor innerer Erregung zusammengekniffenen Lippen flüsterten leise:

„Er hier? — Wenn er falsch wäre! — Unmöglich! — Irgendwo in der Welt muß doch Treue und Glauben wohnen! — Oder ist Vertrauen Wahnsinn?"

Das intrigante Weib drückte die Hand auf's Herz, holte schwer Athem, und trat dann durch ein Vorgemach in ein Zimmer, welches durch eine Glasthür von einem andern getrennt war. In dem Vorgemach saß die alte Kinderfrau und spielte mit der fünf- oder sechsjährigen Tochter der Madame Verdelon. Die Alte gewahrte die Doktorin nicht, bis diese leise an sie herantrat, ihr die brennende Hand auf den Mund legte und im drohenden Tone flüsterte:

„Ruhig! — Verrathen Sie mich nicht! Mein Lebensglück steht auf dem Spiele! — Ich muß hören, was sie miteinander sprechen! — Es ist mein und sein Schicksal, welches in dieser Minute entschieden wird! — Ruhig!" wiederholte sie finster. „Ich befehle es! — Ich habe ein Recht dazu, den Knaben zu belauschen!"

Die Alte erschrak und ließ sich einschüchtern, und ehe sie nur zu Athem kommen konnte, hatte das Weib die andere Schwelle bereits überschritten, und den Platz an der verhängnißvollen Thür eingenommen. Sie hob die Gardine etwas vorsichtig zurück und schaute durch die Glasthür in das andere Zimmer.

Der Knabe saß dicht neben Madame Verdelon auf dem Sopha, und das trockne, feuerglühende Auge der ungesehenen Zeugin, konnte nicht nur Beide genau beobachten, sondern auch jedes Wort verstehen, das gesprochen wurde.

„Ja, es ist so, wie ich Ihnen gesagt habe," begann der Knabe in diesem Augenblicke wieder, der eine Weile geschwiegen hatte, um den Eindruck seiner früheren Mittheilungen zu beobachten.

Die Doktorin entnahm hieraus, daß die Unterredung dieser beiden Personen schon eine Zeit lang währte.

„Der Himmel ist mein Zeuge!" fuhr Burt mit erhobenen Augen heuchlerisch fort, „wie ich mich bemüht habe, das gestörte Einnehmen zwischen dem Onkel und der Tante wieder herzustellen, — jedoch vergebens! — Es ist meine Pflicht — mein grausames Schicksal, die Mörderin der Gerechtigkeit zu überliefern. Ich werde nicht zaudern. Mit festem Auge werde ich das Weib, das mich verblendete und meinen Sinn umstrickte, das Schaffot besteigen sehen. — Ich bin der Rächer des Oheims! — Ich bin sein einziger Erbe und trete sein Vermächtniß mit starker Seele an! — Unmöglich kann ich zugeben, daß das mörderische Weib ihre Tage in Wohlleben verbringt, und ein Erbe an sich rafft, das mir allein gehört!"

„Dein Vorhaben ist grausam, Burt," versetzte die Wittwe mit

feuchtem Auge. „Doch der blutige Mord an Deinen guten Oheim, fordert ein Sühnopfer. Mag das Weib ihren Lohn finden, für ihre teuflische That, mag sie durch die Hand des Nachrichters vor den Richterstuhl Gottes geführt werden."

„Es muß so sein!" rief Burt mit den leuchtenden Augen eines blutgierigen Raubthiers. „Mein Interesse, meine Liebe zu dem Oheim fordert es. — Ich darf mir sein Erbe nicht streitig machen lassen!"

In diesem leidenschaftlichem Ausdruck seiner Empfindungen, den die Wittwe von Zeit zu Zeit in ihrem Schmerze um den geliebten Mann fast unbewußt neue Nahrung zuführte, wurde Burt Fielden plötzlich durch eine Erscheinung unterbrochen, bei deren Anblick ihm das Blut in den Adern zu Eis gerann, als ob er den Geist eines Abgeschiedenen sähe. — Die Glasthür war aufgerissen worden, und die Doktorin stand auf der Schwelle — sie stand da und schaute dem Knaben ins Gesicht mit Augen, die der Hölle entnommen zu sein schienen. Ihr Antlitz war so farblos, so streng und verschlossen in seinem entsetzlichen Ausdrucke, daß es wirklich dem einer vom Tode Auferstandenen geglichen hätte, wenn das tödtliche Feuer ihrer dämonischen Augen nicht gewesen wäre.

Durch den gellenden Angstschrei des Knaben erschreckt, drehte sich die Wittwe Verdelon's hastig um und sah das Weib in ihrer drohenden Gestalt in der Mitte des Zimmers stehen. — Sie mußte Alles gehört haben. — Mit dem Instinkte des Weibes begriff sie sogleich, daß es sich hier um Leben und Tod handele. — Kaum aber wissend, was sie in diesem fürchterlichen Augenblicke thun sollte, denn ihre Geistesgegenwart verließ sie gänzlich, sprang sie auf die Doktorin zu, — stürzte zu Boden, umschlang ihre Knie und schrie halb wahnsinnig vor Angst und Schrecken:

„Hören Sie ihn nicht, — glauben Sie nicht an seine Worte! — Es ist nur der Wahnsinn eines Augenblickes! — Sein knabenhafter Verstand vermag nicht zu fassen, was sein Mund sprach! — Verzeihen Sie ihm, üben Sie Erbarmen!"

Die Augen des tödtlich verletzten Weibes hefteten sich mit grellem, teuflischem Funkeln auf das flehende Gesicht der Wittwe, das mit thränenvollen Blicken zu ihr emporsah. — Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Ton war hörbar. Endlich riß sie ihre kalte Hand aus der der jammernden Frau und ging langsamen Schrittes auf den bebenden Knaben zu. — Sie betrachtete ihn wie der verwundete Tiger

den überwundenen Jäger, mit grausigen Blicken von oben bis unten, als ob sie sich an seiner Angst und seinem Schrecken weidete.

Ehe sie jedoch noch eines Wortes vor verzehrender Wuth mächtig wurde, stürzte plötzlich, durch den Angstschrei des Knaben herbeigerufen, die alte Kinderfrau in das Zimmer, blieb aber, wie durch einen Zauber festgebannt, stehen, als sie die grausige Scene gewahrte.

„Dein Oheim hat Recht,“ sagte die Doktorin endlich in einem Tone, der dem Zischen einer Schlange glich. „Alles hohl — Alles falsch! — Stehe auf!“ fügte sie im herrischen Tone hinzu, „hörst Du nicht die Geliebte Deines Oheims weinen? — Fürchtest Du Dich, sie in meiner Gegenwart über den Tod des Meineidigen zu trösten? — Erbärmlicher Wicht!“

„Verzeihen Sie ihm!“ stammelte die Wittwe händeringend. „Ich bitte nicht . . .“

„Verzeihen, Madame!“ unterbrach sie die Doktorin, die Hand emporhebend, mit einem Blicke kalter Verachtung. „Er ist ein verblendeter Knabe! — Aber Ihre Schuld, Madame, ist unsühnbar. Sie sind ein Weib, welches sich unter seine Würde erniedrigte! Sie allein tragen die Schuld, daß jenes Verbrechen verübt wurde! — Zittern Sie, elende Buhlerin! — Meine Rache soll grausam sein!“

Mit diesen Worten, die sie mit bitterm, zermalmendem Hohn von sich schleuderte, zog sie mechanisch ihren schwarzen Mantel um die Schultern, ihr Auge schaute auf die Trauerfarbe des Gewandes und ihr Gedächtniß rief ihr Alles zurück, was diese reiche Frau ihr gekostet hatte, aber sie sprach weiter kein Wort des Vorwurfes, denn die Wittwe war in Ohnmacht gesunken. — Langsam wandte sie ihre Schritte der Thür zu, als sie aber die Schwelle erreicht hatte, wandte sie sich hastig um und sagte zu der Kinderfrau mit erhobener Stimme:

„Wenn sich Ihre Gebieterin erholt hat, so sagen Sie ihr, daß Doris Mudd einen Schwur gethan hat, der Folterqualen in ihrem Herzen bereiten wird. — Und Du, falscher Knabe!“ wandte sie sich an Burt, „lebe und bereue Deinen Verrath in Armuth und Dürftigkeit! — Wir sind geschieden für ewig!“

Mit einem Fluche auf den Lippen verließ sie das Gemach. — Als Madame Verdelon aus ihrer Ohnmacht erwachte, als die übrigen Personen ihre Fassung wiedergewonnen hatten, und die Kinderfrau nach dem Lager der kleinen Tochter ihrer Herrin zurückeilte, da drang

plötzlich ein furchtbarer Angstruf durch das Haus, und leichenblaß stürzte bald darauf die Kinderwärterin in das Gemach, in welchem Madame Verdelon mit Burt Fielden rathlos saßen. — Erschreckt war die Wittwe aufgesprungen und sprachlos hingen ihre Augen an dem Munde der alten, halb bewußtlosen Frau.

„Was ist geschehen?" fragte die Wittwe Verdelon's mit stummer Geberde.

„Unser Kind, — unsere kleine Tochter ist geraubt! — Das Bettchen ist leer!" schrie die Alte verzweifelnd und händeringend.

Wie eine Bildsäule von Marmor stand die Wittwe erstarrt da, und kein Laut des Schreckens kam über ihre blutleeren Lippen, denn ihr Nervensystem war von den Banden eines grausigen Starrkrampfes ergriffen worden, aber über ihr Gesicht verbreitete sich jene aschgraue Blässe — jener so unbeschreibliche Schatten, den man zuweilen in dem menschlichen Antlitz wenige Stunden vor dem Tode wahrnimmt. — Ein Schlagfluß machte ihrem Leben ein Ende.

Burt, welcher die Polizei auf die Spur der Doktorin lenkte, mußte zu seinem Leidwesen erfahren, daß diese spurlos verschwunden sei. — Sie war mit dem geraubten Kinde auf dem Wege nach London. — Jetzt erst übersah der Knabe die Größe seines Unglücks. Er hatte jede Stütze, jede Hülfsquelle mit einem Schlage verloren. Das Verhängniß rächte sich furchtbar an ihm — er war ein obdachloser Bettler.

Das Eis seines verhärteten Herzens schmolz.

„Ohne Mutter — ohne Verwandte — allein — verloren, stehe ich auf der Welt!" flüsterte er erbleichend, als er die Straßen von Paris durchirrte und nicht wußte, wohin er sein Haupt legen und wovon er seinen nagenden Hunger stillen sollte.

Verlassen wir ihn, und werfen wir noch einen Blick auf die letzten Stunden der Doktorin Mudd. — Gern übergehen wir die unwichtigen Abenteuer ihrer Flucht. — Es ist genug, wenn wir wissen, daß das verbrecherische Weib ungefährdet in London ankam.

Wir haben nun aber schon oftmals erfahren, daß über dem Haupte der Menschen etwas mehr als der leere Raum existirt, in dem die Welten rollen; und daß es im menschlichen Leben etwas Anderes, als Zufall giebt, der die gleichgesinnten Charaktere und die verbrecherischen Herzen oftmals seltsam zusammenwürfelt.

Diese Wahrheit mußte nun auch die Verbrecherin erfahren. In

ihrem intriguirenden Gehirn brütete ein Plan, teuflischer in seiner Art, wie ihm kaum der Fürst der Finsterniß zu erdenken vermochte. Sie wollte das geraubte Kind ihrer Nebenbuhlerin, durch grausame Behandlung, durch Hunger und Durst, durch Entziehung von Licht und Luft an den Rand des Grabes bringen und danach trachten, daß die Vernunft des armen, kleinen Wesens, von der grausigen Nacht des Wahnsinns umfangen und in seinen fürchterlichen Banden gehalten werde. — Alsdann erst wollte sie ihr Opfer der trauernden Mutter wieder zustellen. Das Weib hatte keine Ahnung davon, daß die Wittwe Verdelon's bereits ihrem armen Kinde in das Reich des Friedens vorausgegangen war. — Die rächende Nemesis führte die Doktorin mit John Bourquet zusammen. Der listige Abenteurer wußte sich in die Geheimnisse dieses entmenschten Weibes einzuschleichen und ihr Vertrauen zu erwerben. Er übernahm es, die Rache der Doktorin auszuführen. Er wurde der Peiniger und Henker des kleinen Mädchens. Doch der Unendliche in seiner Weisheit, bestimmte Spinosa zu ihrem Schutzengel. Er ließ das hülflose Wesen in der Stunde der höchsten Noth erretten, und gab ihm in den Armen der Gräfin von Castiglione einen sanften Tod. Die Gefilden des himmlischen Paradieses vereinigten Mutter und Tochter auf ewig. Das Weib des Doktor Mudd fand in John Bourquet die Zuchtruthe der Vorsehung, ihr listiger Sinn scheiterte an die Verschlagenheit dieses Mannes. Er entledigte sich ihrer, indem er sie in einer Nacht erwürgte. Ein Leichenhändler nahm den Cadaver in sein unterirdisches Gewölbe auf, und verkaufte ihn an einen jungen Chirurgen, der seine Studien, zum Nutzen und Frommen der Menschheit, mit ihr vornahm.

VI.

Deutschlands Erwachen oder Blut und Eisen.

In unserer Zeit, wo sich Napoleon III., mit dem Nimbus eines modernen Alexander's und der Weisheit eines Salomon's umgiebt, kriegt das böse Gewürm, von dieser kaiserlichen Sonne befruchtet und lebendig geworden, aus allen Winkeln und Theilen Deutschlands, ja

Europa's heraus. So viele feile Werkzeuge der französischen Regierung auch zu Gebote stehen, — immer finden sich deren neue, und sie kann sie alle gebrauchen und weiß sie alle zu beschäftigen.

Das Spionirsystem Frankreichs streckt seine Fühlhörner nach allen Ländern, nach allen Städten der Welt aus. Aber namentlich in den Residenzstädten Europa's steht es in üppiger Blüthe. — Ja, es erstreckt sich bis in die nächsten Umgebungen der Minister und der Monarchen. — Die Gesandten der verschiedenen Mächte Europa's sind hauptsächlich stets mit einem Netze von Spionen, die Titel, Würden und Orden zur Schau tragen, umgarnt. Diese Männer dienen unter der Firma „Frankreich" natürlich am meisten sich selbst, und wenige meinen es ehrlich mit dem, für welchen sie zu arbeiten vorgeben.

Ende December 1865 saß in einem prachtvollen Lehnsessel im Palais Elysée, in einem Kabinet des Parterre, dicht neben dem vergoldeten Salon, wo vor fünfzig Jahren (1815) Napoleon I. Paris und Frankreich für immer verließ, Napoleon III., in düstersten Betrachtungen versunken. Bleich, abgespannt und gewaltig verändert sind seine Züge; seine Physiognomie verräth die lebhafteste Unruhe, die peinigendste Gewißheit. Ein leichtes nervöses Zittern bewegt seine Arme und Beine; seine Hände umfassen krampfhaft die Armlehnen des Sessels, seine bleichen Lippen zucken unter seinen dichten Bart, die in seiner Stirn gezogenen Falten scheinen tiefer als jemals; seine mageren, schlaffen Wangen schimmern fahl und gelb, seine trüben Augen sind noch gläserner als gewöhnlich und sein erloschener, kalter Blick ist starr und abschreckend. — Das Alter mit seinen Gebrechen schleicht unbemerkt heran, und erfüllt seine Seele mit Schrecken und bösen Ahnungen. Umsonst durchirrt sein Geist die Staatengruppen Europa's, er sucht Stützen, Garantien zu entdecken, die gewaltig genug sind, seine Dynastie zu schützen, wenn der Tag des Scheidens aus der Welt des Trugs und der Heuchelei herannaht. Seine bleiche Lippe murmelt „Oesterreich," aber ein verächtliches Lächeln um seinen zusammengekniffenen Mund, läßt deutlich erkennen, wie wenig Hoffnung zu diesem mächtigen Kaiserstaat in seiner Brust wohnt. Plötzlich beleben sich seine Züge, ein Gedanke, der seine Sinne schmeichelt, durchzuckt sein Gehirn.

„Mischen wir die Karten," flüstert er vor sich hin, „hetzen wir die weißen Schwäne Deutschlands gegen einander, lassen wir die Würfel rollen, stärken wir durch unsere Haltung den Staat Friedrich

des Großen und in seiner Dankbarkeit werden wir die Garantien für die Sicherheit unserer Dynastie finden. — Das Haus Hohenzollern ist aus Erz geformt, kein giftiger Hauch des Neides vermag seinem Glanz zu schaden. In ihm wohnt Treue und Glauben, auf seinem Altar thront deutsche Mannesehre und das Schwert der Gerechtigkeit schützt den niedrigsten seiner Unterthanen. — Versuchen wir es, Graf von Bismarck, ist ein kluger Staatsmann, er wird uns verstehen, handeln wir mit ihm! — Unsere Politik muß ihn in unsere Arme treiben! — Hoffen wir das Beste."

In diesem Augenblicke öffneten sich die Flügelthüren und der dienstthuende Adjutant meldete den Herzog von Morny. Eine Handbewegung des Kaisers deutete an: daß dieser eintreten möge.

Nach wenigen Augenblicken erschien der Herzog im Kabinet, hinter ihm die Gestalt eines Fremden von mittleren Jahren, gebräunter Gesichtsfarbe, scharfgeschnittenen Zügen und kohlschwarzem Haar und Barte.

Napoleon zuckte bei seinem Anblicke heftig zusammen. Aber sogleich hatte er sich wieder gefaßt, und winkte mit freundlicher Miene den Herzog zu sich heran.

Der düster blickende Fremde blieb regungslos am Eingange des Zimmers stehen, seine Augen starr und brennend auf die beiden Sprechenden gerichtet.

Napoleon zog den Herzog in eine Fensternische.

„Wen bringen Sie mir da?" herrschte er dem Minister und Stiefbruder mit leiser, aber unfreundlicher Stimme zu.

„Der Mann kommt aus Neapel, mit jenem geheimen Zeichen sich bei mir einführend, welches mich zwang, ihn zu Euch, Sire, zu geleiten. Er überbrachte diesen Brief an Ew. Majestät!"

Mit einer tiefen Verbeugung übergab der Herzog von Morny dem Kaiser ein großes, versiegeltes Schreiben, dann zog er sich zurück, während Louis Napoleon dasselbe hastig erbrach und gierigen Blickes die Zeilen verschlang.

Eine Pause von mehreren Minuten trat ein. Der Fremde hatte die Hände über einander geschlagen und beobachtete lauernd die Züge des Gewalthabers von Frankreich.

Endlich trat Napoleon in die Mitte des Gemaches und nöthigte den Fremden durch eine freundliche Geberde zu sich heran.

Stolz und gemessenen Schrittes, gleich einem Fürsten, ging die-

ser auf Napoleon III. zu. — Ruhig blieb er vor ihm stehen und erwartete dessen Anrede.

„Sie kommen aus Neapel, Signor?" begann der Kaiser, den Fremden forschend betrachtend.

„Ja, Sire!" antwortete dieser kurz.

„Sie sind mir dringend von einer Seite empfohlen, welcher ich gern einigen Einfluß auf mich zuerkenne. — Weshalb sendet der Herr Marquis de Posa gerade Sie?" fügte er, vielleicht unangenehm berührt durch die stolze, herausfordernde Haltung des Fremden, hastig hinzu.

„Sire, Sie wissen sich wohl noch zu erinnern, daß die Mitglieder der heiligen Carbonaria niemals nach dem Grunde ihrer Sendung zu fragen sich erlauben dürfen!" versetzte der Fremde höhnisch.

Napoleon schien dies nicht bemerken zu wollen. Er schwieg einen Augenblick, sah dann den Fremden forschend an und sagte zögernd:

„Es kommt mir plötzlich vor, als hätte ich Sie schon irgendwo gesehen, Signor?"

Ein finsteres und verächtliches Lächeln umspielte die Lippen des stolzen Fremdlings, als er mit fremdem Accent langsam die Worte sprach:

„Ah, Ew. Majestät erinnern sich meiner doch einigermaßen. — Es ist allerdings lange her, seit Sie als Mitglied in die ewig bindende Carbonaria getreten sind. — Auch ist eine lange Zeit darüber verflossen, wo Leila — die Perle Arabiens — vernichtet wurde."

Bei diesen, mit eisigem Nachdrucke gesprochenen Worten des geheimnißvollen Fremden zuckte Napoleon, wie von einer Viper gestochen, heftig zusammen, und sich den kalten Schweiß von der Stirn wischend, bedeutete er dem Herzog durch eine Handbewegung an, sich etwas mehr zurückzuziehen.

„Sprechen Sie leiser, Signor! — wenn ich Sie darum ersuchen darf," erwiderte Napoleon mit einem tödtlichen Blicke auf den Fremden, der diesen aber nicht aus der Fassung zu bringen schien, denn er versetzte mit eiserner Ruhe:

„Und warum, Sire? — Darf man die Wahrheit in diesen Räumen nicht mehr sprechen? — Aber freilich, die Zeiten haben sich längst geändert!" fügte er höhnend hinzu. „Der Spruch: „Frei bis zur Adria!" ist zum Gespötte der Völker geworden! — Sire! Sie haben wohl längst der heiligen Carbonaria, längst den feierlich beschwo-

renen Zweck derselben, längst auch des 31. März 1831 vergessen, wo es mir vergönnt war, Sie und Ihren Bruder, den Herzog von Berg, aus Bologna und vor der österreichischen Armee zu retten, deren Feldherr, falls wir in seine Hände gefallen, Sie und den Herzog von Berg, Ihrer hohen Abstammung ungeachtet, wahrscheinlich ebenso gut hätte erschießen lassen, wie mich. — Sire!" fuhr er mit gehobener Stimme fort, „ich weiß, welche Gefahr darin liegt, gekrönte Häupter an die Pflicht der Dankbarkeit zu erinnern!"

Napoleon hatte mit zuckenden Lippen dem kühnem Fremden zugehört, die Ader an seiner Stirn war hoch aufgeschwollen, und seine Augen leuchteten in einem unheimlichen Feuer wie die eines Reptils, das eben im Begriff steht, sich auf seine Beute zu stürzen. — Aber er bezwang augenscheinlich mit großer Selbstbeherrschung seine innere Bewegung. Ruhig und freundlich, als sei gar nichts zwischen ihnen vorgefallen, wandte er sich an den Fremden und sagte:

„Ich bin wahrlich erfreut, meinen Lebensretter wiederzusehen! — Und bitte mich zu entschuldigen, wenn ich Sie nicht im ersten Augenblicke wiedererkannte. — Aber wie Sie ganz richtig erwähnten, — es ist seitdem eine lange Zeit verflossen, eine große Reihe von Jahren, — die indessen in meinen Gefühlen und Gesinnungen nichts weiter zu ändern vermochten, als daß ich gern bereit bin, dem Herrn Marquis zu dienen, und selbst meinen begangenen Fehler gegen jene Dame, die Sie nannten, in jeder Weise wieder gut zu machen, sei es selbst mit Uebertragung meines Namens auf den . . ."

„Schon gut, Sire!" unterbrach ihn der Fremde stolz. — „Es handelt sich augenblicklich nicht allein darum. — Italien wartet des Augenblicks, wo Sie Ihr beschworenes Wort einlösen, Ihre Versprechungen: Frei bis zur Adria halten werden. — Man hat mich beauftragt, Ew. Majestät an diese zu erinnern, sowie an die Dienste, welche ich und die heilige Carbonaria Ihnen, Sire, geleistet haben. — Italien will allein den Kampf für seine Freiheit bestehen. Es sucht seine Verbündeten da, wo es wirkliche Rettung und keinen Tag, wie der von Villafranca, zu erwarten hat!"

„Ich weiß," unterbrach ihn Napoleon lächelnd, „Italien sucht das Bündniß Preußens! — Der Herr Marquis spielt ein gewagtes Spiel!" fügte er nachdenklich hinzu. „Es wird ein Weltbrand aus diesem, für ein oberflächliches Auge unbedeutendem Bündniß entstehen. — Wer kann die Folgen jetzt schon absehen?"

„Der Herr Marquis hat mich ganz besonders ermächtigt, den Plan . . .“

„Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, Signor,“ unterbrach ihn Napoleon abermals. — „Ich muß Ihnen aber gestehen, daß ich gerade heute keine Zeit habe, weitläufige Erörterungen anzuhören...“

„Sire! — Die Zeit drängt! — Gerade heute muß Italien erfahren, was es von Ew. Majestät zu hoffen oder zu fürchten hat!“ unterbrach der Fremde nun seinerseits den Kaiser. „Garibaldi drängt auf Entscheidung! — Italien muß seinen Schwerpunkt in Preußen suchen! —“

Ein eigenthümlicher, seltsamer Ausdruck flammte über Napoleon's Zügen. — Auch er hatte die Absicht seinen Schwerpunkt in Preußen zu suchen. — Er schien einen Augenblick in Gedanken versunken, während er die Gestalt des Fremden starr anschaute. — Endlich athmete er tief auf und sagte im freundlichen Tone:

„Sie haben Recht, Signor, die Entscheidung drängt! — Es giebt keinen Stillstand mehr! — Vorwärts! — heißt die Parole! Kommen Sie mit mir in mein Kabinet! — Sie, lieber Herzog, warten wohl hier auf mich!“ wandte er sich mit einem bedeutungsvollen Blick an den Minister, welcher sich schweigend verbeugte.

Alsdann schritt er dem Fremden voran in ein Nebengemach. — Die Thür schloß sich hinter ihnen, und selbst das geübteste Ohr konnte dann nur noch ein leises Flüstern vernehmen.

Nie hat bis jetzt ein Mensch erfahren, was in diesem Kabinet gesprochen und verhandelt wurde. Ueber eine Stunde blieb die Thür geschlossen. — Als sie endlich nach Verlauf dieser Zeit geöffnet wurde, und die beiden Männer das äußere Gemach betraten, lag auf ihren Zügen der Ausdruck großer Befriedigung.

Louis Napoleon übergab seinen Begleiter dem Herzog von Morny, welcher sich mit ihm nach einem herzlichen Abschiede zwischen dem Herrscher und dem Fremden zurückzog.

Kaum aber hatte sich die Thür hinter den Beiden geschlossen, als das freundliche Lächeln von Napoleon's Lippen verschwand und einem Ausdrucke eiserner, seelenloser Kälte Platz machte. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen und eine düstere Falte lagerte auf seiner Stirn.

Er ließ den Polizei-Präfecten von Maupas, der im Vorzimmer zum Vortrag wartete, zu sich entbieten.

Dieser trat nach wenigen Minuten ein.

„Haben Sie sich den Mann angesehen, der so eben mit dem Herzog von Morny das Kabinet verließ?"

„Ja, Ew. Majestät, ganz genau!" antwortete der Staatsmann mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Nun gut!" fuhr der Herrscher Frankreichs fort. „Dieser Mann ist staatsgefährlich — aber ich brauche ihn. — Verstehen Sie mich wohl! In fünf Tagen werden Depeschen an ihn ankommen, er wird Paris verlassen, um nach Palermo zu gehen. — Er darf Paris niemals verlassen! — Palermo oder Mazas heißt der Befehl! — Verstanden?"

Diese mit eisiger Ruhe, Silbe für Silbe ausgesprochenen Worte, schienen nicht aus dem Munde eines sterblichen Menschen zu kommen. Das Schicksal selbst schien sie zu sprechen, so bestimmt, so unwiderruflich klangen sie.

Der Polizei-Präfect von Maupas begriff auch sogleich, daß das Schicksal des Fremden für immer beschlossen sei. — Er verbeugte sich ohne eine Silbe zu erwidern, und nur eine kleine Notiz in seinem Taschenbuche verrieth, daß das Geschäft so gut wie abgethan sei.

„Dieser Mann," fuhr indessen der Machthaber fort, „hat Dokumente, Briefe und Depeschen hinter sich, die Sie mir unter allen Umständen schaffen werden. Es ist Ihre Sache, etwaige Hindernisse zu beseitigen. — Der Zweck muß erreicht werden. — Nächstdem werden Sie mir bei Ueberbringung der Papiere den Beweis liefern, daß der stolze Thor unschädlich geworden ist."

Diese letzten Worte hatte er mit einem höhnischen Lächeln begleitet. Dann wandte er sich rasch mit einer entlassenden Handbewegung von dem Polizei-Präfekten ab und verließ das Kabinet.

„Nur Geduld, mein mächtiger Marquis!" murmelte er vor sich hin, als er allein in seinem Arbeitszimmer war, „Wir durchschauen den schlau ersonnenen, für Frankreich gefährlich angelegten Plan! — Ein Bündniß zwischen Rußland und Nord-Amerika zur Vernichtung meiner Dynastie ist im Werke! — Lassen wir Italien mit Preußen anscheinend allein den Kampf gegen Deutschland bestehen, und hören wir, was Graf Bismarck uns bietet!"

Wenige Minuten später galoppirte Napoleon III. auf dem feurigsten Pferde seines Marstalls zum großen Thore des Elysée's hinaus, indem er die salutirenden Wachen herablassend grüßte . . . . .

Es war an einem herrlichen Sommermorgen, ehe noch die heiße Sonne Italiens ihre sengenden Strahlen auf die Erde herabsandte, und während noch der Thau die Luft abkühlte und durchduftete, als ein junger Mann, der kaum dem Jünglingsalter entwachsen schien, sich der Furth eines kleinen Baches näherte, der sich in den Po ergoß, nahe bei dem königlichen Schlosse Moncaglieri, dessen Thürme sich im Hintergrunde über dem ansehnlichen Wald erhoben, der das Schloß umgab. Diese Waldgegend liegt etwa drei Meilen von Turin, und bildet ein edles Jagdrevier oder königlichen Park, der von einer Umzäunung umgeben ist.

Auf einer Anhöhe, am jenseitigen Ufer des Baches, dem sich der junge Mann näherte, schienen zwei Männer, welche dem Anscheine nach in einem tiefen Gespräche begriffen waren, seine Bewegungen von Zeit zu Zeit zu beobachten, denn da sie ungleich höher standen, so hatten sie ihn schon in einer bedeutenden Entfernung bemerken können.

Der junge Reisende mochte etwa zwanzig Jahre alt sein und schien, nach seinem Gesicht und Aeußern, das ungemein einnehmend war, zu urtheilen, nicht zu der Bevölkerung Italiens zu gehören. Seine Kleidung war sauber und kleidsam und mit der Eigenheit eines jungen Mannes geordnet, welcher es weiß, daß er eine schöne Gestalt hat. Obgleich er noch nicht ausgewachsen war, so konnte man ihn doch schon groß und stark nennen, und der leichte Schritt, mit welchem er seinen Weg verfolgte, bewies, daß das Fußreisen eher ein Vergnügen, als eine Anstrengung für ihn sei. Seine Gesichtsfarbe war dunkel und bekundete, daß die Sonne in seinem Vaterlande noch mächtiger brannte, als in dem heißen Italien.

Als der junge Mann den rauhen Abhang zum Ufer des Baches mit dem leichten Schritte eines Rehes, das zur Quelle eilt, hinabstieg, sagte der jüngere von den beiden auf der Anhöhe stehenden Männern zu dem Andern:

„Das ist unser Mann — es ist der Albanier! — Wenn er es wagt, durch die Furth zu gehen, so ist er verloren, — das Wasser ist hoch und die Furth unpassirbar.“

„Laßt ihn die Entdeckung selbst machen, Luccechi,“ erwiderte der Aeltere lachend, „vielleicht erspart das einen Strick und macht das Sprichwort: „Was hängen soll, ersäuft nicht,“ unwahr.“

„Ich glaube den Mann jetzt zu erkennen, obgleich ich sein Ge-

sicht noch nicht deutlich sehen kann," fuhr der Jüngere wieder fort. „Hören Sie nur, — er ruft zu uns herüber. — Er fragt: ob das Wasser tief ist!"

„Nichts in der Welt geht über die Erfahrung," sagte der Aeltere fröhlich, „er mag sein Heil versuchen!"

Der junge Mann, der keinen abmahnenden Wink erhalten, und das Stillschweigen der Männer für eine Aufforderung hielt, die Furth ohne Furcht zu passiren, sprang sogleich mit einem Satze in das Wasser, und wurde im nächsten Augenblicke von dem Strome ergriffen, denn seine Füße fanden keinen Stützpunkt.

In diesem Augenblicke rief ihm der Aeltere zu, sich in Acht zu nehmen und sagte gleich hinterher zu seinem Gefährten:

„Ihr habt Euch abermals geirrt, Luccechi. — Das ist nicht der Albanier!"

Die Weisung an den jugendlichen Fremden kam indessen zu spät. Er befand sich schon in der Mitte des Stromes. — Für einen weniger geübten Schwimmer wäre der Tod die unausbleibliche Folge dieses Wagstücks gewesen, denn der Bach war tief und reißend.

„Bei den Heiligen! das ist ein wackerer Bursche!" rief der Aeltere freudig. „Lauft, Luccechi, und macht den Fehler dadurch wieder gut, daß Ihr ihm zu Hülfe eilt!"

In der That schwamm auch der junge Reisende so gewandt und kräftig, und arbeitete sich so tapfer durch die Wellen, daß er ungeachtet des reißenden Stromes, nur ein wenig unterhalb des gewöhnlichen Landungsplatzes der Boote hingetrieben wurde.

Unter dieser Zeit war Luccechi an das Ufer hinabgelaufen, während der ältere Fremde ihm mit bedächtigerem Schritte folgte und dabei vor sich hinmurmelte:

„Ich ahnte beinahe, daß das Wasser dem jungen Menschen nichts anhaben würde. — Bei meiner Seele, da ist er schon am Lande! — Wie seine Augen vor Zorn Feuer sprühen. — Oho, er greift zu einem Knüttel! — Wenn ich mich nicht beeile, so prügelt er Luccechi heillos durch, für die einzige mitleidige Handlung, die ich ihn habe in meinem Leben begehen sehen!"

Ein solcher Ausgang des Abenteuers war allerdings nicht ganz unwahrscheinlich, denn der jugendliche Fremde hatte bereits Luccechi, der inzwischen näher gekommen war, mit den zornerfüllten Worten angeredet:

„Falscher Hund! — Warum antwortest Du nicht, wenn man Dich fragt, ob man diesem verdammten Wasser trauen darf? — Der böse Feind soll mich holen, wenn ich Dich nicht lehre, künftig mehr Achtung gegen Fremde zu haben!"

Diese Worte waren von der bedeutsamen Schwingung seines Knüttels begleitet. Der ältere Fremde aber war inzwischen herbeigeeilt und verwies dem jungen Manne sein Benehmen. Er warf ihm vor, sich so ganz unbesonnen in das Wasser gewagt zu haben, und nun suche er Streit mit Demjenigen, der doch lediglich zu seinem Beistande herbeigeeilt sei.

Der jugendliche Fremde senkte, als er sich von einem Manne in vorgerücktem Alter und ehrwürdigem Aeußern so angeredet sah, sogleich seine Waffe und sagte: es würde ihm Leid thun, wenn er Beiden Unrecht gethan; es sei ihm aber in der That so vorgekommen, als ob sie ihn, aus Mangel an zeitiger Warnung, muthwillig sein Leben hätten in Gefahr setzen lassen, was doch rechtlichen Bürgern nicht zukomme, wie sie zu sein schienen.

„Ihr scheint mir, Eurer Sprachart und Eurem Aeußern nach zu urtheilen, ein Fremder zu sein, und da solltet Ihr doch bedenken, daß wir Euch nicht so leicht verstehen, als Ihr vielleicht vermeint," sagte der ältere Mann wieder.

„Nun wohl, Herr!" entgegnete der junge Mann, „ich mache mir aus der Taufe, die ich bekommen habe, eben nicht viel, und ich will Euch wohl vergeben, sie zum Theil veranlaßt zu haben, wenn Ihr mich nur an irgend einen Ort hinweisen wollt, wo ich meine Kleider trocknen kann, denn ich habe keine andern und muß sie etwas in Acht nehmen."

„Ja, für wen hält Ihr uns denn, mein guter Freund?" fragte der Aeltere beinahe hochfahrend.

„Nun für wohlhabende Bürger aus Turin," versetzte der junge Mann, die Fremden prüfend betrachtend. „Ihr, Herr, seid vielleicht ein Seidenhändler, und dieser Mann dort vielleicht ein Viehhändler oder Fleischer!"

„Das muß ich gestehen, Ihr habt unsern Beruf gut getroffen!" rief der Aeltere lachend. „Was nun Euer Unterkommen betrifft, so wollen wir Euch dazu behülflich sein; allein ich muß erst wissen, wer Ihr seid und wohin Ihr wollt, denn in dieser kriegerischen Zeit findet

man nicht immer Leute, die es ehrlich meinen mit Italiens Einigkeit und Größe."

Der junge Reisende warf noch einmal einen scharfen, durchdringenden Blick auf den Sprecher und seinen schweigend dastehenden Gefährten. Der Ausdruck, welcher in dem Gesicht dieses Mannes lag, war theils anziehend theils abstoßend. In seinen starken Zügen und seinen dunklen Augen lag Etwas, das dem Charakter des jungen Mannes zusagte, allein eben diese dunklen Augen hatten etwas Befehlendes und Hartes zugleich. Seine Kleidung war die eines Bürgers.

Sein Gefährte war ein starker Mann von mittlerer Körpergröße, wohl zehn Jahr jünger als der Andere, mit zur Erde gewandtem Gesicht und einem sonderbaren Lächeln, das aber nur dann zum Vorschein kam, wenn er gewisse geheime Zeichen beantwortete, die zwischen ihm und dem älteren Fremden gewechselt zu werden schienen. Auch er trug die gewöhnliche Kleidung eines wohlhabenden Bürgers der reichen Städte Italiens.

Der jugendliche Fremde faßte in einem Blick das Ergebniß seiner Beobachtung zusammen und antwortete nach einer augenblicklichen Pause, indem er sich leicht verbeugte:

„Ich weiß nicht, zu wem zu sprechen ich die Ehre habe; allein es liegt mir nichts daran, ob Jedermann es weiß oder nicht, daß ich der Enkel des greisen Emirs Abd-el-Kader bin, und daß ich mein Glück unter den Fahnen König Victor Emanuels suchen will."

„Ihr scheint mir das Herz auf dem rechten Flecke zu haben, junger Mann, und gerade in dem Alter zu sein, um bei den Weibern Euer Glück machen zu können!" versetzte der Aeltere lachend. „Doch sagt mir," fuhr er spöttisch fort, „wie kommt es, daß der Enkel eines arabischen Fürsten seinen tapferen Arm der Sache Italiens leihen will? — Es scheint mir seltsam, daß Ihr Euch aus den Wüstensteppen Eures Heimathlandes herausgewagt habt und wie ein Abenteurer ohne Geld zu Fuß die Welt durchwandert. Ihr scheint wahrlich ein Weltwunder zu sein!"

„Gott behüte Euch, mein guter Herr!" entgegnete der junge Mann düster, dem der scherzhafte Ton des Fremden nicht sonderlich zu behagen schien; „jeder Mensch hat seine Geheimnisse, und es scheint mir passender zu sein, daß ich gehe, um mich irgendwo zu trocknen, als daß ich hier triefend stehe und Fragen beantworte, die Euch eigentlich gar nichts angehen."

Der Fremde lachte bei den letzten Worten des jungen Mannes laut auf und sagte zu seinem Gefährten:

„Wahrlich, stolz wie ein ächter Wüstensohn! — Nun, nun, beruhigt Euch nur, junges Blut," wandte er sich wieder zu ihm, „wenn Ihr mit uns kommen wollt, so sollt Ihr nicht nur ein Glas feurigen Syrakuser, sondern auch ein warmes Frühstück haben, denn ich muß Euch für Euer unfreiwilliges Bad entschädigen. — Einen solchen tapfern Paladin, wie Ihr seid, müssen wir König Victor Emanuel zu erwerben und zu erhalten suchen!" fügte der ältere Fremde lachend hinzu, wobei er einen seltsamen Blick auf seinen schweigsamen Gefährten warf, der ihm mit dem ihm eigenthümlichen, in sich gekehrten Lächeln antwortete, das über sein Gesicht dahinflog, wie ein vorübergehendes Meteor den winterlichen Himmel erhellt.

Der junge Mann, welcher seinen Blick von Einem zum Andern schweifen ließ, zog seinen runden Hut über das rechte Auge, wie Jemand, der nicht Lust hat, mit sich spaßen zu lassen, und sagte im festen, drohenden Tone:

„Ihr Herren, und namentlich Ihr da, der Ihr der Aeltere seid, und mithin der Klügere sein solltet, dürftet es wahrlich nicht sehr gerathen finden, Euch auf meine Kosten lustig zu machen. — Ich muß Euch nur gestehen, daß mir der Ton Eurer Unterhaltung durchaus nicht gefällt. — Ich ertrage einen Scherz von Jedermann und auch einen Tadel, wenn er gerecht ist. Aber ich lasse mich nicht wie ein Kind von Euch verspotten; denn Gott weiß es, daß ich mich Mannes genug fühle, Euch Beide in einer Weise das Fell zu bearbeiten, daß Ihr an mich denken sollt!"

Der ältere Fremde schien bei den Worten und bei dem ungezwungenen Benehmen des jungen Mannes vor Lachen fast ersticken zu wollen. Seines Gefährten Hand griff aber blitzschnell in die Brusttasche seines Rockes, als beabsichtige er, eine Waffe hervorzuziehen, was der junge Mann kaum bemerkte, als er ihm einen heftigen Schlag mit seinem Knüttel auf das Handgelenk gab, der ihn unfähig machte, seine Absicht auszuführen, während die Fröhlichkeit des Andern dadurch nur erhöht wurde.

„Halt, halt, mein tapferer Held!" rief er halb ernst halb lachend. „Um Deines eigenen Lebens willen, und Ihr, Luccechi, besänftigt Euern drohenden Blick! — Laßt uns rechtliche Handelsleute bleiben, und die Sache mit dem Schlage auf die Hand abgethan sein. Und

hört einmal, Freund aus dem Morgenlande!" fügte er plötzlich mit veränderter Stimme und ernstem Wesen hinzu, das, alles Trotzes des jungen Mannes ungeachtet, ihn doch zur Besinnung brachte und in die Schranken hielt. — „Keine Gewaltthätigkeiten mehr! — Ich bin nicht gewohnt, dergleichen zu erdulden, und mein Begleiter hat bereits genug davon! — Sagt mir lieber Euren Namen, und mißhandelt nicht Männer, die es mit Euch gut meinen!"

„Ich kann eine höfliche Frage auch höflich beantworten, Herr!" erwiderte der Jüngling, „und will gern Eurem Alter die gehörige Ehrfurcht bezeigen, wenn Ihr meine Geduld nicht durch Spott ein Ende macht! — Ich bin nicht auf der Scholle Arabiens geboren," fuhr der junge Mann ernst fort. „Meine Mutter ist todt! — Sie war die einzige Tochter des Fürsten von Constantine. — Ihr werdet ihn kennen. — Sein Name ist Abd-el-Kader! — Meine Geburtsstätte ist Frankreich! — Meine Erziehung genoß ich in Amerika! — Man nennt mich kurzweg Ben Ellinor."

„Ben Ellinor?" wiederholte der Fremde, welcher bisher allein das Wort geführt, aufmerksam werdend. „Und keinen Vatersnamen hat Euch das harte Schicksal eingeräumt?"

„Nun denn, wenn es Euch gefällt, so nennt mich Ben Ellinor Napoleon Bonaparte!" rief der junge Mann stolz.

Der ältere Fremde taumelte einige Schritte erschreckt zurück und betrachtete erstaunt die Züge des jugendlichen Fremden. — Dann wandte er sich plötzlich an seinen Begleiter und sagte zu ihm im herrischen Tone:

„Luccechi, geht voraus, und sagt, daß sie dort in dem Maulbeergehölz ein Frühstück für uns bereit halten sollen, denn dieser junge Mann wird ihm so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, als eine ausgehungerte Maus dem Käse einer Hausfrau. — Und was den Albanier betrifft, so . . ."

Sie sprachen einige Worte heimlich miteinander. Luccechi antwortete durch ein finsteres, aber bedeutsames Lächeln und ging raschen Schrittes fort, während der ältere Fremde, zu Ben Ellinor gewandt, fortfuhr:

„Wir Beide wollen weiter gehen und auf unserm Wege durch den Wald eine Messe in St. Hubert's Kapelle hören, denn ich bin gewohnt, meine leiblichen Bedürfnisse nicht eher zu gedenken, als bis ich die geistigen befriedigt habe."

Ben Ellinor wagte nichts zu erwidern, obgleich er vielleicht vorher gern seine Kleider getrocknet und eine Erfrischung zu sich genommen hätte. — Unterdessen verloren sie Luccechi bald aus den Augen, verfolgten aber denselben Weg, den er genommen hatte, bis er sie in einen Wald hoher Bäume führte, der mit Dickicht und Gebüsch untermischt und von langen Alleen durchschnitten war, durch welche man das Wild in kleinen Heerden sorglos ziehen sah.

„Seid Ihr ein guter Schütze, mein junger Freund?“ begann der Fremde wieder.

„Gebt mir eine Flinte, und Ihr sollt sogleich beurtheilen, ob ich eine sichere Hand und ein gutes Auge habe!“ versetzte Ben Ellinor lächelnd. „Wildpret giebt es ja hier in Menge.“

„Nehmt Euch in Acht, junger Held!“ rief der Fremde heiter. „Mein Gefährte hat ein besonderes Augenmerk auf die Dammhirsche; sie stehen unter seiner Obhut, und er ist ein strenger Aufseher!“

„Er hat mehr das Ansehen eines Fleischers, als das eines fröhlichen Jägers,“ erwiderte Ben Ellinor verächtlich.

„Luccechi hat zwar nichts Angenehmes, wenn man ihn zum ersten Male sieht, allein Diejenigen, welche mit ihm genauer bekannt werden, pflegen sich nicht über ihn zu beklagen.“

Der junge Mann wurde unangenehm berührt über den Ton, womit diese Worte gesprochen wurden. Er schwieg aber, denn sie hatten so eben eine kleine Dorfkirche erreicht, die der Fremde sogleich betrat, und seine Andacht mit einer Zerknirschung und einer Demuth verrichtete, die von einem frommen Herzen zeugten.

Als die Messe zu Ende war, verließen sie zusammen die kleine, schmucklose Kirche, und der Fremde sagte zu Ben Ellinor im freundlichen Tone:

„Nun werdet Ihr bald Euren Appetit stillen können, es ist nicht weit von hier bis zum Dorfe, denn jetzt sind wir innerhalb des königlichen Gebietes, und wir werden sogleich die Vorderseite des Schlosses Moncaglieri erblicken.“

„Ist der König auf dem Schlosse anwesend?“ fragte Ben Ellinor, mit stillem Entzücken die herrliche Gegend betrachtend.

„Man sagt es,“ antwortete der Fremde gleichgültig, „obgleich man ihn noch nicht hat jagen sehen. Er hält sich hier sehr oft im strengsten Incognito auf und empfängt Besuche von Personen, von denen man nicht mit Gewißheit sagen kann, ob sie zum Schaden oder

zum Heile Italiens kommen und gehen. — Ich glaube, Ihr seid gerade zur rechten Stunde gekommen, mein junger Herr, denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, so geht der Waffentanz mit Oesterreich um Venetien von Neuem los, und wenn ich Euch einen Dienst damit leisten kann, so will ich meinen geringen Einfluß geltend machen und Euch eine Stelle in der Leibwache des Königs verschaffen, obgleich das keine Kleinigkeit ist, da Ihr noch sehr jung seid, und die königliche Leibwache nur aus erprobten Männern besteht, die sich Auszeichnung und Erfahrung im Dienste erworben haben."

„Vielleicht mag ich an so Etwas gedacht haben, und ich bin Euch für Euern guten Willen sehr dankbar," versetzte Ben Ellinor leichthin, „aber die Lust ist mir vergangen."

„Wie so, junger Thor?" sagte der Fremde plötzlich mit verändertem Wesen, „sprecht Ihr so gleichgültig von einem Amte, um das die Edelsten dieses Landes wetteifernd sich bewerben?"

„Ich wünsche Ihnen viel Glück dazu," entgegnete Ben Ellinor ruhig. „Die Wahrheit zu gestehen, hätte ich gegen den Dienst des Königs nichts einzuwenden, allein, mag man mich nun so reich kleiden und so gut beköstigen, als man will, so ziehe ich es doch vor, unter den Fahnen Garibaldi's zu dienen. — Ich liebe ein ungebundenes Leben in freier Natur und verabscheue die unreine Luft des Hoflebens, wo nur Heuchelei, Lüge, Neid und Ehrgeiz herrschen, denn die Pfaffenwirthschaft . . ."

„Still, still, mein hochgeborener Herr!" rief der Fremde warnend. „Ich vergaß, Euch zu sagen, daß eine der größten Gefahren in diesem Lande die ist, daß selbst die Blätter der Bäume Ohren haben, und Alles, was gegen Staat und Kirche gesprochen wird, dem Könige in sein Kabinet berichten."

„Das kümmert mich sehr wenig," antwortete Ben Ellinor, leicht die Achseln zuckend, „ich habe die Zunge eines freien Amerikaners im Munde, die dem König Victor Emanuel, den ich, beiläufig bemerkt, hoch verehre, die Wahrheit gerade in's Gesicht sagen würde. — Doch sagt mir, mein gütiger Herr," fügte der junge Mann, sich plötzlich besinnend hinzu, „wie nennt man Euch? — Ich habe bisher ganz vergessen, nach Eurem Namen zu fragen."

„Meinen Namen?" fragte der Fremde, einigermaßen verwirrt werdend. „O, der ist leicht zu behalten," fügte er lachend hinzu, „ich

heiße della Margarita — habe keinen Titel und bin ein schlichter Mann, der von seinem eigenen Vermögen leben kann."

„Das ist eine vortreffliche Eigenschaft, Herr della Margarita!" erwiderte Ben Ellinor schelmisch. „Aber ich freue mich," fügte er mit inniger Wärme hinzu, „daß mein gutes Glück mich mit einem erfahrenen Manne, dessen Herzensgüte nicht zu verkennen ist, zusammengeführt hat, denn ich brauche guten Rath und trage ein dankbares Herz dafür in der Brust."

Während sie so sprachen und ruhig ihren Weg verfolgten, theilte Ben Ellinor seinem aufmerksam lauschenden Begleiter einen kurzen Umriß seiner Erziehung und seiner bisherigen Lebensweise mit. Flüchtig eilte er über die letzten Ereignisse hinweg, die sein kaum zur Lebenskraft erwachtes Herz nur von Neuem mit Schmerz und Kummer erfüllen konnten. —

Sie hatten endlich den Eingang des Dorfes erreicht. della Margarita lenkte jetzt etwas von dem Wege ab, der nun in eine große öffentliche Landstraße auslief, und sagte zu seinem jugendlichen Begleiter, daß der Gasthof, wohin er ihn zu führen gedenke, etwas abgesondert von der Straße läge, aber nur die bessere Klasse von Reisenden aufnähme.

„Wenn Ihr Diejenigen meint, die mit gut gefüllter Börse Italien bereisen," erwiderte Ben Ellinor neckend, „so wißt Ihr ja, daß ich nicht zu ihnen gehöre."

„Wie vorsichtig Ihr Herrrn Amerikaner doch seid!" versetzte der Fremde seinerseits höhnend.

Sie waren inzwischen vor dem Gasthofe angelangt und durch den Thorweg in den Hof eines Hauses von ungemeinem Umfange getreten, welches zur Aufnahme von Fremden eingerichtet war, die auf dem Schlosse oder in der Stadt Moncaglieri zu thun hatten. Auf dem Schlosse wurde nur Gastfreundschaft geübt, wenn diese nicht zu umgehen war, denn König Victor Emanuel II. liebte es nicht, im Schlosse einen großen Hofstaat um sich zu haben.

della Margarita drückte die Klinke einer Seitenthür auf und ging voran in ein geräumiges Zimmer, wo ein lustiges Feuer im Kamin brannte und Anstalten zu einem gutbesetzten Frühstück gemacht waren. „Luccechi ist Euch doch gewogen," sagte er lachend zu Ben Ellinor, „denn er hat Alles vortrefflich besorgt. — Ihr müßt von dem Wasser kalt geworden sein, obgleich die Sonne schon ziemlich wirkt, ich

habe deswegen ein Feuer anzünden lassen, damit Ihr Eure Garderobe trocknen könnt. — Das Frühstück wird wohl fertig sein.“ —

Er rief. Der Wirth trat ein und erwiderte seinen Gruß mit einer halb vertraulichen, halb ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Ich hatte einem Herrn aufgetragen, Quartier und Frühstück für diesen jungen Mann zu bestellen,“ sagte della Margarita zu ihm, „hat er es gethan?“

Statt aller Antwort verbeugte sich der Wirth abermals, und ließ auch zugleich die verschiedenen Bestandtheile eines behaglichen Mahles herein bringen und auf den sauber gedeckten Tisch setzen. — Die Speisen waren vortrefflich, und ließ sich Ben Ellinor auch nicht lange nöthigen, sondern griff tüchtig zu.

„Ich muß Buße thun,“ sagte della Margarita lächelnd, „und darf vor Mittag nur Wasser und Brod zu mir nehmen. „Sagt der Frau — Ihr wißt schon —“ fügte er hinzu, indem er den Wirth bedeutungsvoll ansah, „daß sie mir mein bescheidenes Frühstück bringe.“

Der Wirth entfernte sich schweigend.

„Nun, habe ich mein Wort wegen des versprochenen Mahles gehalten?“ wandte er sich mit freundlicher Miene an den jungen Mann, der ganz ungenirt aß und trank.

„Es ist in der That das beste Frühstück, das ich seit langer Zeit vor mir habe!“ rief Ben Ellinor von dem feurigen Syrakuser erwärmt, fröhlich aus.

„Nun, ein solches Frühstück könnte ich Euch täglich verschaffen, wenn Ihr Euch entschließen könntet, einen Platz in der Leibgarde des Königs anzunehmen,“ sagte der Fremde eindringlich. „Ein Offizier-Patent sollte auf sich nicht lange warten lassen, denn ich interessire mich für Euch, da Ihr ein treuer, rechtschaffener junger Mann zu sein scheint, dem man wohl einen wichtigen Posten anvertrauen darf. — Ich glaube, ich könnte Euch nützlich werden. — Wahrscheinlich könnt Ihr eben so gut reiten, als mit dem Säbel umgehen.“

„Ich glaube, es liegt wohl im Blute, denn ich reite so gut, wie nur ein Europäer zu reiten vermag, und mit dem Säbel dürfte ich auf dem Felde des Ruhms wohl keine Schande einlegen. Ich weiß wahrlich nicht, ob ich Euer freundliches Anerbieten nicht am Ende annehmen werde, denn Nahrung und Kleidung sind freilich gar nothwendige Sachen, nur Euer König Emanuel gefällt mir nicht. Er will Städte und Provinzen durch diplomatische Verhandlungen, aber nicht

mit dem Schwerte erwerben, und doch fordert ganz Italien entschieden den Kampf. — Da lobe ich mir Garibaldi, den Apostel des Volkes, den Mann der That!"

„Junger Mann," versetzte della Margarita ernst, „urtheilt nicht zu rasch über die Handlungen der Fürsten. König Victor Emanuel sucht das Blut seiner Unterthanen zu schonen, achtet aber seines eigenen nicht. Er ist ein Herrscher von hohem Muth, er hat es bei Magenta und Solferino gezeigt. — Warum seid Ihr nicht in England geblieben? dort hätte man Euch Gelegenheit verschafft, Eure Knochen alle Tage daranzusetzen.

„Lieber dem bösen Feind!" rief Ben Ellinor mit der ganzen Gluth seiner Abstammung.

„Weshalb folgt Ihr nicht den Fahnen Don Juarez in Mexiko.

„Was?" sagte Ben Ellinor mit Abscheu, „diesem Elenden! — Unter uns gesagt, er ist für die Erde schon eine zu schwere Last — die Hölle sperrt schon ihren Rachen nach ihm auf! — Man sagt, daß er seinen eigenen Vater im Gefängniß schmachten lasse, ja, daß er ihn sogar geschlagen habe! — Was sagt Ihr dazu?"

Der Fremde schien über den unverhohlenen Abscheu, womit der junge Enkel Abd-el-Kaders von kindlicher Undankbarkeit sprach, etwas außer Fassung zu gerathen, und antwortete kurz:

„Ihr wißt nicht, von wie kurzer Dauer die Innigkeit der Blutsverwandtschaften unter den Vornehmen ist!" Er änderte aber schnell den Ton, und fügte scherzend hinzu: „Wenn der kühne Präsident der ehemaligen Republik Mexico seinen Vater geschlagen hat, so stehe ich Euch dafür, daß sein Vater ihn ehemals auch geschlagen hat, und so geht das miteinander auf."

„Ich wundere mich, Euch so sprechen zu hören," sagte Ben Ellinor vor Unwillen einen drohenden Blick seines feuersprühenden Auges auf den Fremden werfend. „Bei Eurem Alter, solltet Ihr Gegenstände wählen, die sich besser zum Scherz eignen."

„Wenn Ihr aber die Eigenschaften eines jeden Fürsten und Feldherrn so scharf abwägt, so hättet Ihr in das Heimatland Eures Großvaters eilen sollen, und selbst ein Anführer der kriegerischen Stämme Arabiens werden," entgegnete der Fremde scharf; „denn wo wird ein so kluger Mann einen Feldherrn finden, der würdig genug ist, den weisen Enkel des großen Emirs, Abd-el-Kader, zu befehlen?"

Sie stahl sich in das Schlafgemach des Elenden, und versuchte ihre Rache durch Gift zu kühlen. Seite 1190

„Ihr spottet über mich, della Margarita," fuhr Ben Ellinor auffahrend fort, „und Ihr habt . . ."

Er konnte nicht weiter reden, denn in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und ein etwa achtzehnjähriges Mädchen von großer Schönheit trat mit einem Teller herein, der mit einem feinen, damastenen Tischtuche bedeckt war, auf welchem eine Schaale mit getrockneten Früchten und ein silberner Becher von getriebener Arbeit standen. Der Anblick der reizenden Gestalt des jungen Mädchens fesselte Ben Ellinor's Aufmerksamkeit bei weitem mehr, als das plötzlich finster gewordene Gesicht della Margarita's.

„Was ist das, Doretta? — Habe ich nicht befohlen, daß Frau Moraldi mein Frühstück serviren soll?" sagte der Fremde mürrisch. „Hält sie sich vielleicht für zu gut, mich zu bedienen?"

„Meine Mutter fühlt sich nicht wohl," versetzte Doretta schüchtern, „sie hütet das Zimmer."

„Ich hoffe allein!" sagte della Margarita mit Nachdruck. „Ich bin ein erfahrener Mann und gehöre nicht zu Denen, die sich erdichtete Krankheiten als Entschuldigungen aufheften lassen!"

Das Mädchen erbleichte bei der rauhen Sprache des Mannes und schien sogar zu wanken, denn das Gesicht des räthselhaften Fremden war abschreckend finster.

„Ich tadele Dich nicht, Doretta," fügte er etwas sanfter hinzu, „denn Du bist noch zur Verstellung zu jung und zu unschuldig, um das schon zu sein, was Du eines Tages werden wirst — ein falsches verrätherisches Ding, wie Dein ganzes leichtsinniges Geschlecht! — Es hat wohl Niemand das Mannesalter erreicht, der Euch nicht Alle kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätte. — Hier ist ein junger Cavalier von edlem Blute, der Dir dasselbe sagen wird."

Doretta blickte den schönen, jungen Fremden mit dem rabenschwarzen Haar und den dunklen Augen einen Augenblick flüchtig an, als ob sie den Worten della Margarita's gehorchen wollte, aber in diesem Blick schien Ben Ellinor ein mächtiger Aufruf an ihn, um Hülfe und Mitleid zu liegen.

Mit dem raschen Muthe seines heißblütigen Temperaments antwortete er denn auch schnell:

„Ihr habt eine eigene Art, gegen Leute, die vielleicht von Euch abhängen, zu reden. — Ich erkläre Jeden für einen böswilligen Verläumder, der zu behaupten wagt, daß Züge, wie ich sie hier vor mir

sehe, von etwas Anderem, als von dem reinsten und edelsten Gemüth beseelt werden können."

Das Mädchen wurde todtenbleich, zitterte heftig und warf einen furchtsamen Blick auf della Margarita, bei dem die Worte des jungen Mannes nur ein Lächeln zu erregen schienen, in welchem aber mehr Hohn als Beifall lag.

Ben Ellinor servirte dem rauhen Fremden den Tisch und bot ihm Becher und Teller mit einem freundlichen Lächeln dar, indem er mit Wärme ausrief:

„Gestattet, Herr, daß ich Euch bediene!"

„Ihr seid ein thörichter junger Mensch!" entgegnete der Fremde mit einem zufriedenen Blicke, „und wißt ebenso wenig von den Frauen als von den Fürsten zu reden. — Dieser Cavalier wird mich bedienen, Doretta," wandte er sich sanften Tones an das Mädchen. „Du magst Dich deßhalb entfernen. — Ich werde aber Deiner nachlässigen Mutter mein Mißfallen darüber zu erkennen geben, wie Unrecht sie daran thut, Dich unnöthiger Weise den Blicken fremder Personen auszusetzen!"

„Es geschah nur, um Euch aufzuwarten!" entgegnete Doretta demüthig. — „Ich hoffe, Ihr werdet auf Eure Verwandte nicht böse sein, die nur ihre Ehrfurcht . . ."

„Mädchen, willst Du etwa mit mir rechten?" rief der Fremde wieder im barschen Tone. „Oder bleibst Du nur hier stehen, um diesen jungen, hübschen Mann anzugaffen? — Fort, sage ich! — Er ist von edlem Geschlecht, und seine Dienste sind ausreichend für mich!"

Doretta verbeugte sich schweigend und verließ das Zimmer. — Ben Ellinor beschäftigte das seltsame Auftreten des Fremden und das plötzliche Verschwinden des reizenden Mädchens so sehr, daß seine Gedankenfolge fast ganz unterbrochen wurde, und er mechanisch gehorchte, als della Margarita mit dem Tone Jemandes, der daran gewöhnt ist, seinen Befehlen Gehorsam geleistet zu sehen, und indem er sich in seinen Sessel nachlässig zurückwarf, zu ihm sagte:

„Setzet mir den Teller hieher!"

Der Fremde ließ bei diesen Worten seine dunklen Brauen auf die durchdringenden Augen herabsinken, so, daß die letztern nur wenig sichtbar blieben, die von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Blitz schossen, wie die Strahlen der Sonne, wenn sie hinter dichten Wolken untergeht.

„Das Mädchen ist schön!“ begann der Fremde nach einer Pause wieder, indem er den Blick erhob und den jungen Mann starr und fest ansah.

„Wunderbar schön!“ rief Ben Ellinor, berauscht von dem gehabten Anblick des lieblichen Geschöpfs.

della Margarita schien einige Augenblicke darauf in Träumereien versunken, aus welchen er nur erwachte, um etwas von den Früchten nebst einem Stücke Zwieback zu sich zu nehmen. — Hierauf deutete er Ben Ellinor an, ihm den Becher zu reichen, fügte jedoch, als dieser ihm denselben darbot, hinzu:

„Ihr seid eigentlich aus fürstlichem Blute entsprossen und mindestens einem Herzog ebenbürtig!“

„Allerdings!“ erwiderte Ben Ellinor, schmerzlich lächelnd, „wenn die Abstammung meiner Mutter und meines Vaters in Betracht gezogen wird. — Aber thut Euch deswegen keinen Zwang an, della Margarita,“ fügte er mit Wärme hinzu. „Mein Pflegevater, der Marquis de Posa, hat mich gelehrt, es sei die Schuldigkeit der Jüngeren, den Aelteren hülfreiche Hand zu leisten!“

„Ein vortrefflicher Grundsatz des Herrn Marquis!“ sagte der Fremde, wohlgefällig lächelnd, indem er sich von dem jungen Mann an die Hand gehen ließ, während er den Becher nahm und ihn aus einem Wasserkruge füllte, der ebenfalls von Silber gefertigt war.

„Der Henker hole die Unbefangenheit und Vertraulichkeit dieses stolzen Krämers,“ dachte Ben Ellinor bei sich. „Er erkennt meine fürstliche Geburt an, läßt aber sich von mir doch ebenso ruhig bedienen, als wäre er der Herrscher dieses Landes, oder wenigstens mir ebenbürtig!“

Nachdem der Fremde seinen Becher mit Wasser geleert, sagte er zu dem jungen Mann höhnend:

„Dem Geschmacke nach zu urtheilen, den Ihr an dem Weine zu finden scheint, würdet Ihr, wie ich glaube, Euch nicht viel daraus machen, mir in diesem natürlichen Getränk Bescheid zu thun. — Ich habe aber ein Elixir bei mir, wodurch ich selbst Quellwasser in die edelsten Weine Italiens verwandeln kann!“

Bei diesen Worten zog er eine große, seidene Börse hervor und schüttelte einen Regen von Goldmünzen in den Becher, der bis über die Hälfte damit angefüllt wurde. Dann fuhr er im ernsten Tone fort:

„Bleibt in diesem Gasthofe, bis Ihr auf's Schloß gerufen werdet. — Ich habe dort Geschäfte und werde sehen, was ich für Euch thun kann!"

Ben Ellinor hätte gern etwas erwidert, um die reiche Freigebigkeit des Fremden abzulehnen, aber della Margarita zog seine dichten Augenbrauen zusammen, richtete seine Gestalt mit mehr Würde auf, als der junge Mann bisher wahrgenommen hatte und sagte im stolzen Tone:

„Keine Antwort, junger Thor! Thut, was Euch befohlen wird!"

Mit diesen Worten verließ er das Gemach und machte beim Hinausgehen eine Bewegung, um anzudeuten, daß er ihm nicht folgen sollte.

Der junge Mann stand erstaunt da und wußte nicht, was er von der Sache denken sollte. Er blickte in den Becher und sah die blanken Goldstücke blinken, die seinen jetzigen Verhältnissen gar sehr zu Statten kamen. — Konnte er es aber mit seiner Würde, als Mann von Geburt, vereinigen, von diesem reichen, aber groben Plebejer Geschenke anzunehmen?

Er faßte den Entschluß, ihm das Geld durch den Wirth wieder zustellen zu lassen, und rief nach diesem. Er nahm sich zugleich vor, einige Fragen an ihn über diesen freigebigen und doch so stolzen Fremden, zu richten.

Der Besitzer des Hauses erschien sogleich. — Er weigerte sich aber ganz entschieden, das Geld anzunehmen und fügte noch hinzu: „daß della Margarita selbst den silbernen Becher seinem Gaste zum Andenken an ihn verehre."

„Und wer ist denn dieser della Margarita?" fragte Ben Ellinor, „der Fremden so reiche Geschenke giebt?"

„Wer della Margarita ist?" wiederholte der Wirth. indem ihm die Worte so langsam aus dem Munde kamen, als ob er jedes einzelne erst überlegen müßte.

„Ja, wer ist der Fremde?" rief Ben Ellinor entschieden. „Und wer ist jener Lucci, der das Frühstück bestellte?

„Was della Margarita anbetrifft, mein junger Herr!" sagte der Wirth lächelnd, „so hättet Ihr ihn das nur selber fragen sollen; was aber den Herrn angeht, der das Frühstück bereit zu halten befahl, so rathe ich Euch seiner nähern Bekanntschaft nicht an."

„Es liegt offenbar etwas Geheimnißvolles in diesen Männern,"

versetzte Ben Ellinor nachdenklich. „Dieser della Margarita hat mir gesagt, er sei ein Kaufmann.“

„Nun, wenn er Euch das gesagt hat,“ erwiderte der Wirth, schelmisch lächelnd, „so muß es wohl wahr sein!“

„Womit handelt er denn eigentlich?“ fragte Ben Ellinor weiter.

„O, mit allerhand nützlichen Artikeln,“ antwortete der Gastwirth ausweichend. „Vorzüglich hat er Seidenmanufacturen angelegt, deren Erzeugnisse der indischen Seide nichts nachgeben. Ihr könnt auf dem Wege hieher die Reihen von Maulbeerbäumen sehen, die alle auf seinem Befehl gepflanzt worden sind, um die Seidenwürmer zu füttern!“

„Und das junge, schöne Mädchen, welche della Margarita's bescheidenes Frühstück brachte, wer ist sie?“ fuhr Ben Ellinor forschend fort.

„Sie wohnt bei mir mit einer Dame, einer Art von Verwandten, wie ich glaube,“ entgegnete der Wirth.

„Und laßt Ihr gewöhnlich Eure Gäste einander aufwarten?“ sagte der junge Mann lächelnd, „denn ich habe doch bemerkt, daß della Margarita nichts aus Eurer Hand, noch aus der des jungen Mädchens annahm. — Ich selbst mußte ihn bedienen!“

„Reiche Leute haben ihre Grillen, denn sie können diese bezahlen!“ rief der Besitzer des Gasthauses. „Uebrigens ist das nicht das erste Mal, daß er den richtigen Weg gefunden hat, Leute von Stande seinen Wünschen und Befehlen gehorchen zu machen.“

Ben Ellinor fühlte sich über diese Antwort etwas beleidigt; allein er verbarg seine Empfindlichkeit und fragte:

„Kann ich in Eurem Hause ein Zimmer auf einige Tage erhalten?“

„Natürlich, mein werther Herr!“ antwortete der Wirth verbindlich, „so lange als Ihr befehlet!“

„Nun denn, führt mich in mein Zimmer, denn ich bin herzlich müde!“ rief Ben Ellinor heiter.

„Sogleich!“ erwiderte der Wirth und bat den jungen Mann, ihm zu folgen.

Er führte ihn eine Treppe hinauf und von dort einen langen Gang mit vielen Thüren hinunter, blieb dann am äußersten Ende des Ganges stehen, öffnete eine Thür und ließ seinen Gast in ein Gemach treten, das zwar klein, aber ungemein sauber erhalten und ausgestattet war. — Ben Ellinor erschien dieses Zimmer wie ein

kleiner Palast, denn schon seit langer Zeit hatte er nur in niedrigen Herbergen sein Nachtquartier nehmen können.

„Ich hoffe, Ihr werdet dieses Zimmer nach Eurem Geschmacke finden, edler Herr?“ sagte der Wirth höflich. „Ich bin es jedem Freunde della Margarita's schuldig, ihm mit größter Aufmerksamkeit zu dienen.“

„O, das glückliche Bad!“ rief Ben Ellinor vergnügt, als der Wirth sich entfernt hatte. „Nie hat sich das Glück in einer besseren oder nässeren Gestalt gezeigt! — Mein gutes Geschick hat mich sehr zur rechten Zeit in das Wasser gebracht!“

Während der junge Mann einige Stunden der Ruhe pflegte und sich dann anschickte, seinen Anzug zu säubern, waltete die Vorsehung zu seinen Gunsten. — Denn kaum angekleidet, trat ein Aufwärter aus dem Gasthofe in sein Gemach, der ihm meldete, daß ein Cavalier von der Leibgarde des Königs, ihn unten in dem Gastzimmer zu sprechen wünsche.

Ben Ellinor folgte sogleich dem Aufwärter in das Zimmer, wo er gefrühstückt hatte. Er fand dort einen Offizier in der prachtvollen Kleidung der Leibgarde Victor Emanuel's, von welcher der König schon vor langer Zeit gesagt hatte, daß sie das Schicksal Italiens in ihren Händen hätten, da ihr die unmittelbare Bewachung und der Schutz der Person des Königs anvertraut sei. Die Ansprüche auf vornehme Abstammung, welche die Cavaliere der Leibgarde erhoben, gaben ihnen wohl ein Recht, der Person eines Monarchen ungleich näher sein zu dürfen, als andere Truppen. Jeder von ihnen gilt durch seine Stelle und durch die damit verknüpften Ehren, für einen Cavalier vom Stande und ihre Nähe bei der Person des Königs. giebt ihnen sowohl in ihren eigenen Augen, als in denen des Volkes eine eigenthümliche Würde. — Sie sind prächtig gekleidet, gut bewaffnet und beritten, und Jeder von ihnen erhält das Nöthige für zwei Diener.

Der junge Mann glaubte niemals einen kriegerischer aussehenden und prachtvoller gekleideten Soldaten gesehen zu haben, als den, welcher ihn jetzt in der Person des Grafen Cantelli begrüßte und ihn aufforderte, in einer Stunde auf das Schloß zu kommen.

„Sie sollen den König sehen und ihn selbst beurtheilen lernen, junger Mann!“ sagte der Graf zu Ben Ellinor im Laufe des Gespräches, als dieser seine früheren Bedenklichkeiten wiederholte.

Ben Ellinor verbeugte sich und versprach pünktlich zu erscheinen. — Das nächste Ereigniß aber, das ihm auf seinem Wege nach dem Schlosse vor die Augen trat, war eben nicht dazu angethan, ihn zu einem Entschlusse zu bringen und seine Vorliebe zu Garibaldi zu vermindern.

Auf einer Anhöhe, welche sich über dem reißenden Bach erhob, standen einige starke Bäume, und neben ihnen sah Ben Ellinor drei oder vier Bauern neugierig stehen, welche die Augen nach oben und dem Anscheine nach auf einen Gegenstand gerichtet hatten, der sich zwischen den Zweigen des ihnen zunächststehenden Baumes befand. — Ben Ellinor beschleunigte seine Schritte, lief die Anhöhe hinan, und kam zeitig genug, um Zeuge des gräßlichen Schauspiels zu sein, welches die Aufmerksamkeit der Bauern auf sich zog und nichts Geringeres als den Körper eines Mannes zum Gegenstand hatte, dessen Gesichtszüge vom Todeskampfe verzerrt waren, und der an einem der starken Zweige des Baumes hing.

„Warum kommt Ihr dem Menschen nicht zur Hülfe?" fragte der junge Mann, verächtlich die Bauern ansehend.

Einer von ihnen richtete sein Auge, aus welchem die Furcht allen übrigen Ausdruck verbannt hatte, auf ihn und wies mit todtenbleichem Antlitz auf ein in die Rinde des Baumes geschnittenes Zeichen, das mit einem Kreuze Aehnlichkeit hatte.

Ben Ellinor, welcher die Wichtigkeit dieses Zeichens — ein Merkmal, daß die heilige Carbonaria den Menschen gerichtet hatte — weder begriff, noch sich darum kümmerte, kletterte gewandt den Baum hinauf, zog ein Messer hervor und rief den Untenstehenden zu, den Körper aufzufangen, worauf er im nächsten Augenblicke den Strick durchschnitt.

Diese Handlung der Menschlichkeit wurde aber von den Männern nicht unterstützt. Weit entfernt, Ben Ellinor irgend einen Beistand zu leisten, schienen sie vielmehr erschrocken über die in ihren Augen verwegene Handlung, und nahmen die Flucht, als ob sie fürchteten, daß schon ihr bloßes Zuschauen als eine Theilnahme an dem Verbrechen ausgelegt werden möchte. — Der Körper fiel, da er keinen Widerstand fand, schwer und heftig zur Erde, so daß Ben Ellinor, der gleich hinterher herabsprang, zu seinem Leidwesen erfahren mußte, daß der letzte Lebensfunken in ihm erloschen war.

Während er noch mit dem Leichnam beschäftigt war, hörte er plötzlich ein verworrenes Geräusch von Stimmen, welche eine ihm

fremde Sprache redeten, und kaum hatte er noch Zeit genug zu bemerken, daß er von mehreren wilden Männern und Weibern von fremdartigem Aeußern umgeben war, als er sich rauh bei der Brust ergriffen sah, während ein scharfes Messer an seine Kehle blitzte.

„Bleicher Hund des bösen Geistes!" rief einer der Männer in gebrochenem Dialekt. „Beraubst Du Denjenigen noch, den Du gemordet hast? — Aber wir haben endlich einen von der finstern Brut die uns verfolgt, und Du sollst es mit Deinem Leben büßen!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich der junge Mann auch von allen Seiten bedroht sah, denn die grassen, vor Wuth verzerrten Gesichter der Angreifer, die ihn mit den Messern in der Faust mordgierig anstarrten, ließen ihn nichts Gutes hoffen. Doch die Geistesgegenwart verließ ihn nicht.

„Was wollt Ihr von mir?" sagte er mit fester Stimme. „Wenn dieser Todte zu Euch gehört, so beschafft ihm die letzte Ruhestätte, und bedroht nicht einen Fremden, der aus bloßem Mitleid dem Gehängten Rettung angedeihen lassen wollte!"

Ehe die wild aussehenden Männer noch etwas erwidern konnten, drang plötzlich das Stampfen von Pferdehufen an ihr Ohr und gleich darauf zeigte sich ihnen eine Schaar berittener Soldaten.

Ein gellendes Schreckensgeschrei vermischte sich mit dem Rufe der Reiter.

„Nieder mit den verwünschten österreichischen Spionen! — Nieder mit den räuberischen Zigeunerhorden!" erscholl es aus dem Munde der scharf einhauenden Soldaten.

Allein die Behendigkeit der Zigeuner war so groß, und das Terrain für die Reiter so ungünstig, daß nur zwei derselben niedergerannt und ergriffen wurden. — Ben Ellinor, den das Schicksal zu seinem Spielball gemacht zu haben schien, wurde zu gleicher Zeit, wahrscheinlich seines fremdartigen Aussehens wegen, von den Soldaten festgenommen, und trotz seiner Vorstellung mit Stricken gebunden.

Ben Ellenor wußte in der That nicht, ob er sich darüber freuen oder betrüben sollte, als er zu seinem nicht geringen Erstaunen in dem Anführer der Reiter den schweigsamen Gefährten della Margarita's erkannte. — Welches Verbrechen auch diese Kinder der Steppen des fernen Ungarnlandes bezüchtigt werden mochten, so konnte doch dieser Offizier noch aus den Begebenheiten dieses Morgens wissen, daß er durchaus mit den vermeinten Spionen in keiner Verbindung stand,

allein er war sehr zweifelhaft, ob dieser finstere Mann den Schlag mit dem Knittel vergessen, und die seltsame Situation, in die er gerathen war, zu seinem Vortheile auffassen würde.

Es blieb ihm indessen wenig Zeit darüber nachzudenken.

„Hängt diese verwünschten Banditen auf! — Diese Bäume stehen hier ganz bequem dazu!“ rief der finstere Anführer im rauhen Tone. „Diese österreichischen Horden sind aus dem Königreiche Italien ausgewiesen, und ihnen die Todesstrafe des Hängens zugesichert, wenn sie dennoch betroffen werden. — Steigt ab, Kinder, und verrichtet schnell Euer Amt, wir wollen die Flüchtigen verfolgen!“

Zwei Reiter sprangen sogleich von ihren Pferden, und Ben Ellinor bemerkte, daß Jeder von ihnen am Sattelknopfe einige Stricke hängen hatte. — Das Blut erstarrte in seinen Adern, als er drei Stricke zu Schlingen drehen sah, und aus den Anstalten gewahrte, daß einer von ihnen für seinen Hals bestimmt sei. — Er rief den Offizier laut an, erinnerte ihn an das Zusammentreffen von heute Morgen, und betheuerte, keine Gemeinschaft mit den Zigeunern zu haben.

Der Befehlshaber der Reitertruppe würdigte ihn kaum eines Blickes. Er wandte sich nur zu einem der Bauern die neugierig herbeigekommen waren, und sagte im stolzen Tone:

„War dieser Mensch nicht bei den österreichischen Gesindel, das nur auf Raub, Mord und Brandstiftung sinnt?“

„Ja wohl, edler Herr!“ antwortete einer von ihnen. „Er war es, der das Zeichen der heiligen Carbonaria nicht beachtete, und in frevelhafter Weise den schurkischen Spion abschnitt, der den gerechten Lohn für seinen Verrath empfing.“

„Es ist genug, daß Ihr ihn in die Gerechtigkeitspflege der Militairgewalt habt mischen gesehen!“ sagte der Offizier freundlich. „Er hat gegen die Bestimmungen des Standrechts gefrevelt, sein Leben ist deßhalb dem Strang verfallen! — Beeilt Euch, Leute!“

„Ich warne Euch, Herr!“ rief Ben Ellinor in Todesangst. „Man wird mein Blut in dieser und in jener Welt von Euch fordern!“

„Ich werde mich in Beiden zu verantworten wissen,“ erwiderte der Offizier verächtlich. „Ihr habt den Tod verdient und er soll Euch unverkürzt werden!“

Mit diesen Worten gab er den Leuten ein Zeichen, sich zu beeilen, und berührte dann, mit dem Lächeln triumphirender Bosheit, den rechten Arm, gegen den er am Morgen den Schlag erhalten hatte.

„Elender, rachsüchtiger Mensch!" rief Ben Ellinor, diese Bewegung wohl verstehend.

„Macht schnell, Leute!" unterbrach ihn der Offizier kalt. „Ich werde die Flüchtigen verfolgen. — Soldaten, folgt mir!"

Der Trupp setzte sich in Bewegung, während vier oder fünf Männer zurückblieben, um die Execution zu vollstrecken. Der unglückliche, junge Mann sah den Offizier mit einem, von dumpfer Verzweiflung beinahe verdunkelten Auge nach, und meinte in jedem sich weiter entfernenden Hufschlag seines Pferdes, auch die Möglichkeit seiner Rettung weiter entschwinden zu sehen. — In dieser gefährlichen Lage warf Ben Ellinor noch einen verzweifelten Blick um sich und bemerkte plötzlich einen Cavalier der Leibgarde des Königs, der wahrscheinlich von Neugier getrieben, herangeritten kam, um zu schauen, was vorging.

„Edler Herr!" rief der junge Mann mit lauter Stimme. „Ich bin von dem Grafen Cantelli auf das Schloß befohlen worden, um durch die Fürsprache della Margarita's in das Corps der Leibgarde Sr. Majestät aufgenommen zu werden. — Rettet mich, hoher Herr, von einem schmählichen Tode, denn ich bin von edler Geburt!"

„Seht wohl zu, Leute, was Ihr thut!" sagte der Cavalier im ernsten Tone zu den Soldaten, „denn wenn dieser junge Mann wirklich von edler Geburt ist und im Uebrigen die Wahrheit spricht, so werde ich nicht zugeben, daß man Hand an ihn legt."

„Wir müssen den Befehlen Sr. Excellenz, des Generals Tofano pünktlich vollziehen," erwiederte der mit der Execution beauftragte Unteroffizier kurz und zog mit diesen Worten Ben Ellinor beim Arme fort.

Dieser hatte aber Worte des Trostes vernommen. Er raffte seine Kräfte zusammen, schüttelte sich plötzlich die beiden Vollstrecker der Militairgesetze ab, und sprang mit einem Satze auf den Cavalier zu, der inzwischen vom Pferde gestiegen war.

„Bei der fleckenlosen Ehre Eures Standes, bei dem makellosen Namen, den Ihr als Edelmann und Soldat tragt, rufe ich Eure Hülfe an. — Steht mir bei — ich bin unschuldig! — Ich schwöre es — ich Ben Ellinor Napoleon Bonaparte!"

„Beim heiligen Januarius!" rief der Cavalier mit donnernder Stimme, indem er seinen Degen zog, „nur über mich hinweg, sollen sie Euch etwas anhaben können!"

„Entledigt mich meiner Fesseln!“ flüsterte Ben Ellinor hastig, „ich werde Euch kräftig unterstützen!“

Dies war durch einen Hieb mit der scharfen Waffe sogleich geschehen, und im nächsten Augenblick befand sich der Degen eines der Reiter in der Faust des jungen Mannes.

„Jetzt wagt es, uns anzugreifen, Ihr Henkersknechte!“ schrie Ben Ellinor mit blitzenden Augen uud schwang drohend die Waffe.

„Es ist unleugbar eine große Beleidigung des Herrn Generals, daß Ihr Euch in des Königs Gerechtigkeitspflege, welche rechtlich und gesetzlich seinen Händen anvertraut ist, zu mischen wagt,“ sagte der Unteroffizier mit düsterer Stirn. „Und ich glaube nicht, daß die Sache so ohne Weiteres abgehen wird!“

„Sagt mir gerade heraus,“ entgegnete der Cavalier ruhig, „in wie fern der junge Mann die Militairgesetze verletzt hat?“

„Er hat den Körper eines Verbrechers herabgenommen, während das Kreuz der heiligen Carbonaria in die Rinde des Baumes geschnitten war,“ antwortete der Unteroffizier.

„Wie ist das, junger Mann?“ fragte der Cavalier erschreckt, „wie habt Ihr Euch eines solchen Verbrechens schuldig machen können?“

„Ich kannte nicht jenes Zeichen der Rächer Italiens, und glaubte eben so wenig den König zu beleidigen oder die Gesetze der Militairgewalt zu verletzen,“ erwiderte Ben Ellinor offenherzig. „Ich sah' einen Menschen im Todeskampfe am Baume und bestrebte mich, ihn zu erretten.“

„Aber was Henker ging Euch jener Spion an? — die Gesetze sind scharf, und werden hier sogleich vollstreckt!“ sagte der Cavalier ernst. „Nichtsdestoweniger will ich Euch doch beschützen.“

In diesem Augenblicke bog General Tofano mit seiner Schaar um eine Ecke des Waldes. — Er erstaunte nicht wenig, seinen Befehl nicht nur nicht vollzogen, sondern auch den jungendlichen Fremden in Gemeinschaft eines Cavaliers der Leibgarde des Königs zu sehen. Wüthend gab er seinem Pferde die Sporen und jagte die Anhöhe hinauf. Aber in demselben Augenblicke kam ein Trupp Reiter in prächtiger Kleidung von der andern Seite des Waldes im Galopp daher gesprengt. An seiner Spitze den Grafen von Cantelli.

Kaum gewahrte der Cavalier die Gefährten, so rief er sie zu seinem Beistande herbei.

„Kameraden steht mir bei!" rief er mit lauter Stimme. „Man will einen edlen jungen Mann an's Leben! — Zieht und haut ein!"

Es war jetzt die größte Wahrscheinlichkeit, daß es zu einem Kampfe zwischen den Parteien kommen würde. Doch General Tofano, den Widerwillen des Königs gegen Gewaltthätigkeiten, die seiner Leibgarde betreffen, wohl kennend, gab seinen Soldaten einen Wink, sich ruhig zu verhalten, und sagte in stolzem herausfordernden Tone zu dem Grafen von Cantelli:

„Weshalb widersetzen Sie sich der Hinrichtung eines Verbrechers?"

„Ich glaube das bis jetzt nicht gethan zu haben," versetzte der Graf verächtlich." Aber ich meine, es ist doch wohl ein Unterschied zwischen der Hinrichtung eines Verbrechers und der Ermordung eines jungen Mannes, der unter meinem Schutz steht!"

„Ihr Schützling, Herr Graf, kann eben so gut ein Verbrechen begangen haben, als jeder Anderer!" rief der General spöttisch. „Denn jeder Fremde ist den Gesetzen des Landes eben so gut unterworfen, wie seine Kinder."

„Aber das Corps der Leibgarde Sr. Majestät besteht nur aus den Edelsten des Landes, Herr General, und diese haben Vorrechte," sagte der Graf im stolzen Tone.

„Nehmt Vernunft an, Ihr Herren Cavaliere!" versetzte der General artig, „bedenkt meiner Aufgabe als Militair-Gouverneur dieser Provinz."

„Wir wollen aber keine Vernunft von Ihnen annehmen!" schrieen die Cavaliere hochmüthig. „Wir können nur von dem Könige selbst, oder von unserem eigenen General verurtheilt werden!"

„Aber dieser junge Mann gehört nicht zu dem Corps der Leibgarde Sr. Majestät," sagte General Tofano mürrisch, „und kann deswegen an Ihren sogenannten Vorrechten auch keinen Antheil haben."

„Er steht unter meinem Schutze!" erwiderte Graf Cantelli mit herausfordernder Miene.

„Das genügt mir nicht, Herr Graf," fuhr Tofano mit Hartnäckigkeit fort.

„Weshalb nicht? — Der junge Mann ist in unser hochgeachtetes Corps aufgenommen worden!" sagte der Graf mit Hoheit.

Diese Erklärung war ein entscheidender Grund.

„Nun gut, meine Herren!" sagte General Tofano, seinen Aerger verbergend, „es gehört nicht zu meiner Pflicht, Streitigkeiten mit des

Königs Leibgarde über ihre Vorrechte zu führen. Ich werde diese Sache Sr. Majestät zur Entscheidung vorlegen, und ich bitte die edlen Herren nur noch zu beachten, daß ich bei diesem Verfahren mit mehr Milde zu Werke gehe, als vielleicht mit meiner Pflicht verträglich ist."

Nach diesen Worten zog General Tofano mit seiner Bedeckung leicht grüßend ab.

„Wir müssen vor allen Dingen die Sache dem General Pimodan, unserm Chef, melden und des jungen Mannes Namen in die Stammliste unseres Corps eintragen lassen," begann Graf Cantelli.

„Aber, meine Herren," unterbrach ihn Ben Ellinor mit einigem Zaudern, „ich habe mich wirklich noch nicht entschieden, ob ich in Ihrem Corps Dienste nehme oder nicht."

„Dann macht es mit Euch selbst ab," entgegnete der Graf kalt, „ob Ihr gehängt werden wollt oder bei uns bleiben, denn wenn auch della Margarita für Euch gesprochen hat, so kann ich Euch doch versichern, daß ich kein anderes Mittel sehe, wie Ihr dem Galgen entgehen könnt. — General Tofano vergißt eine Beleidigung niemals, am allerwenigsten eine so schimpfliche, wie Ihr ihm angethan habt. — Noch seid Ihr nicht aus seinen Krallen!"

Dies war ein Gruud, gegen den sich nichts einwenden ließ.

„Er muß mit uns gehen und sogleich eingekleidet werden!" rief ein Anderer, „denn in diesem Anzuge, wie er jetzt hier vor uns steht, ist er vor dem Menschenjäger Tofano nicht sicher. Ich bin fest überzeugt, daß er mit seiner Mannschaft noch hier umherschleicht."

„Könnte ich nicht wenigstens diese Nacht noch im Gasthofe verbleiben, meine Herren?" fragte Ben Ellinor, noch immer unentschlossen.

„O ja, mein junger Freund!" erwiderte Graf Cantelli spöttisch, „wenn Ihr Vergnügen darin findet, Euer Leben durchaus einzubüßen, denn das möchte wohl das Ende vom Liede sein. General Tofano lächelte uns bei seinem Scheiden freundlich zu, und das ist bei ihm ein Zeichen, daß er noch immer Rachegedanken hegt. —"

Ben Ellinor entschloß sich nun endlich, der Vernunft Gehör zu geben. Einer von den Cavalieren mußte absitzen, der junge Mann erhielt sein Pferd und ritt nun in der Mitte dieser stolzen Krieger und im scharfen Trabe dem Schlosse von Moncaglieri zu.

Nach etwa einer Viertelstunde hatte man den Schloßhof erreicht, und wenige Minuten darauf stand Ben Ellinor an der Seite des Grafen Cantelli und eines andern Cavaliers in dem Zimmer des Generals

Pimodan, dessen würdiges Aeußere, zusammengenommen mit der unbegrenzten Liebe und Ehrfurcht, welche ihm von den stolzen Cavalieren bezeugt wurden, auf den jungen Mann einen guten und tiefen Eindruck machte.

General Pimodan war groß und hager. Das Alter hatte sein Haar gebleicht, sein Gesicht trug strenge Züge, und viele Narben bekundeten den tapferen Krieger. Sein Auge, das in vielen regelmäßigen Schlachten für die Unabhängigkeit Italiens den Tod sich gegenüber gesehen hatte, war klar und offen. Es sprach aber eher die stolze Verachtung der Gefahr als den wilden Muth des Soldaten aus. — Seine hohe schlanke Gestalt war in diesem Augenblicke in einen weiten, seidenen Schlafrock gehüllt. Um den Hals trug er die Kette des heiligen Erlöser=Ordens. Er saß in einem mit Leder überzogenen Sessel und las.

General Pimodan legte, als die Cavaliere eintraten, das Buch, worin er bisher gelesen, etwas mürrisch bei Seite, und fragte im barschen Tone:

„In des bösen Feindes Namen, was wollt Ihr denn schon wieder?"

Graf Cantelli ergriff das Wort und setzte mit größerer Ehrfurcht, als er den König vielleicht selbst bezeigt haben würde, die Lage weitläufig auseinander, in welcher Ben Ellinor sich befand, und erbat in gewählten Worten den Schutz Sr. Excellenz. — General Pimodan hörte sehr aufmerksam zu. Er konnte nicht umhin, über die Treuherzigkeit zu lächeln, mit welcher Ben Ellinor sich des gehängten Verbrechers angenommen, schüttelte aber ernstes Blickes den Kopf bei der Erzählung von dem Streite zwischen den Cavalieren und dem General Tofano.

„Wie oft werdet Ihr mir wohl noch solche gefährliche Händel auseinander zu wirren geben?" sagte Pimodan finster. „Wie oft soll ich Euch Allen, und namentlich Euch, Graf Cantelli, sagen, daß der Cavalier sich immer bescheiden und anständig gegen die Truppen Sr. Majestät betragen muß, wenn er nicht alle Hunde auf den Fersen haben will? — Ihr wißt, daß die Leibgarde Sr. Majestät ohnehin in der Armee verhaßt ist. — Wenn Ihr denn doch Streit haben müßt, so ist es mir lieber, daß Ihr ihn mit dem Gouverneur, als mit irgend einem Andern geführt habt, denn ich verabscheue diese Henkerwirthschaft, die einem ehrlichen Soldaten das Blut in die Wangen

treiben muß. — Ich tadele Euch deßhalb weniger wegen dieses immerhin gefährlichen Angriffs auf die Autorität des Henkers von Turin, als wegen anderer Händel, die Ihr Graf Cantelli angezettelt habt, denn es war natürlich und dem edlen Blut Eurer Vorfahren gemäß, diesem jungen Cavalier beizustehen. — Ihm soll auch wegen seiner Einfalt kein Leides geschehen, Signor della Margarita wünscht, daß er in unser Corps aufgenommen wird, denn er ist von edler Geburt. — Graf Cantelli!" fügte der General mit feierlicher Stimme hinzu, „gebt mir aus jenem Pulte dort das Adelsregister her, damit ich seinen Namen für ewige Zeiten denjenigen hinzufüge, welche „die Blüthe Italiens" genannt werden. Mit diesen Federstrichen ist Ben Ellinor Napoleon Bonaparte in unser Corps aufgenommen und genießt dessen Vorrechte! — Sein Leben ist gesichert!"

„Ew. Excellenz halten zu Gnaden," sagte Ben Ellinor mit einiger Wärme.

„Seid Ihr toll, junger Freund!" rief Cantelli ihn unterbrechend. „Wie könnt Ihr es wagen, Se. Excellenz anzureden, ohne gefragt zu sein?"

„Ruhig, Graf Cantelli!" entgegnete General Pimodan mit herzgewinnender Freundlichkeit. „Laßt uns hören, was unser junge Kamerad zu sagen hat!"

„Nur das, wenn Ew. Excellenz zu Gnaden halten wollen," fuhr Ben Ellinor lebhaft fort, „daß ich früher einiges Bedenken trug, in das Corps der edlen Leibgarde des Königs Victor Emanuel zu treten, weil ich in ihm nicht Ruhm und Ehre genug zu ernten glaubte. — Ich muß aber jetzt offen bekennen, daß dieses Bedenken gänzlich verschwunden ist, seitdem ich den edlen und kriegserfahrenen Befehlshaber kennen gelernt, unter dem ich dienen werde, denn Muth und Entschlossenheit, Würde und Güte des Herzens sprechen in deutlichen Zügen aus dem Auge Ew. Excellenz!"

„Wohl gesprochen, mein Sohn!" versetzte der alte General mit einem freundlichen Lächeln, dem diese Schmeichelei nicht unangenehm war. „Ich habe einige Erfahrungen auf der thatenreichen Bahn meines vielbewegten Lebens gesammelt, die ich, so Gott will, zum Ruhme des Vaterlandes anwenden werde. — Ich hoffe, Ihr werdet Euch brav halten, wenn das Kriegspanier unseres Königs und Kriegsherrn gegen die Feinde Italiens entfaltet wird. — Täuscht mich mein

erfahrener Blick nicht, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß ein neuer hartnäckiger Kampf gegen Oesterreichs Heldenschaaren vor der Thür ist. — Euer neues Vaterland wird auf Euch zählen, junger Mann, denn wir haben einen kriegsgeübten und tapfern Feind vor uns! — Leistet Sr. Majestät dem König Victor Emanuel II. den Eid der Treue und des Gehorsams!"

Mit entblößtem Haupte und emporgehobener Rechten sprach Ben Ellinor die feierlichen Worte nach, die General Pimodan ihm vorsagte.

„Bei meiner Ehre!" rief Graf Cantelli nach der Eidesleistung Ben Ellinor's. „Es freut mich, Excellenz, daß die Tage der Unthätigkeit vorüber sind, denn dieser Friede macht uns noch Alle zu Feiglingen. Ich selbst fühle in mir eine Art von verweichlichter Muthlosigkeit, wenn ich bedenke, daß Italien allein mit Oesterreichs Schaaren es aufnehmen soll."

„Nun, ich habe ein Liedchen singen hören, erwiderte General Pimodan verstohlen lächelnd, „daß Preußens König, Wilhelm I., sein Schwert für Italiens Unabhängigkeit und Größe mit in die Schaale werfen wird."

„Auf diese Melodie will ich noch heute in Gemeinschaft unseres neuen Kameraden eine Flasche lacrimae Christi mehr leeren!" sagte Cantelli mit erhobener Stimme.

„Das pflegt Ihr nach allen Melodien zu thun," entgegnete der Befehlshaber gütig verweisend. „Da es nun aber einmal Gebrauch ist, auf die Gesundheit eines neuen Kameraden einen Schmaus zu halten, so werde ich Euch aus meinem Keller fünfzig Flaschen lacrimae Christi überweisen. Ich wünsche aber," fügte er im ernsten Tone hinzu, „daß Niemand von der Wache an Eurer Schwelgerei Antheil nimmt und daß diese mit dem Schlage elf Uhr vorüber ist."

„Ew. Excellenz Befehle sollen pünktlich befolgt und Euere Gesundheit, Herr General, pflichtmäßig getrunken werden!" versetzte Graf Cantelli mit leuchtenden Blicken.

„Ihr werdet auch dafür Sorge tragen, lieber Cantelli, daß der junge Mann, der mir sehr wohl gefällt, sogleich eingekleidet und später in den Waffenübungen unterrichtet wird," fuhr der General leutselig fort.

Der Graf verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Vielleicht," fügte die Excellenz lächelnd hinzu, „finde ich mich

selbst auf einen Augenblick bei Euerem Gelage ein, jedoch nur um zu sehen, ob auch Alles anständig zugeht, denn Ihr wißt, der König liebt diese lärmenden Ausschweifungen der Jugend nicht."

„Ew. Excellenz soll uns herzlich willkommen sein!" rief Cantelli, berauscht und entzückt von dem väterlichen Wohlwollen des angebeteten Generals.

Eine freundliche Handbewegung Pimodan's deutete den Cavalieren an, daß sie in Gnaden entlassen seien. Diese verbeugten sich tief und respectvoll und verließen das Gemach.

Ein Soldatenfest wird wohl in allen Staaten ohne viele Vorbereitungen angestellt, wenn nur Essen und Trinken genug vorhanden ist. — Das große gothische Gemach, in welchem sich die Cavaliere gewöhnlich zu versammeln pflegten, wenn der König auf Schloß Moncaglieri residirte, und in welchem die täglichen Mahlzeiten aus der Königlichen Küche gehalten wurden, war von den Dienern schleunigst hergerichtet und die Tische mit Speisen und zahllosen Flaschen besetzt worden.

Das Gelag war höchst fröhlich, und die edlen Cavaliere ließen ihren Gefühlen, bei der frohen Aussicht eines Krieges und zu Ehren des neuen Kameraden, freien Lauf.

Als die Begeisterung und die Heiterkeit beinahe den höchsten Grad erreicht hatten, erhielt das Fest noch einen neuen Aufschwung und eine höhere Weihe durch das Erscheinen General Pimodan's. Ein Prachtsessel stand für ihn am oberen Ende der Tafel, denn nach der Verfassung des Corps konnte der General, wenngleich er nur den König als Ober-Befehlshaber über sich hatte, sich ungenirt und ohne seiner Würde etwas zu vergeben, in der Mitte seiner Untergebenen bewegen, da diese, wie er selbst, von edler Geburt waren.

In dem gegenwärtigen Falle lehnte es indeß der General ab, den für ihn bereit gehaltenen Platz einzunehmen, hieß sie aber heiter und vergnügt sein und sah stehend dem Gelage zu, mit einer Miene, welche deutlich verrieth, wie sehr er daran Theil nehme.

„Ich habe," sagte er wohlwollend, „von dem Könige einen Befehl ausgewirkt, wonach dem Gouverneur angedeutet wird, alle gerichtlichen Schritte, unter welchem Vorwande es auch sein möge, gegen Ben Elliner einzustellen und bei jeder Gelegenheit vor den Vorrechten der Königlichen Leibgarde die gebührende Achtung zu haben."

Diese Mittheilung gab zu einem abermaligen Jubelruf Anlaß. Die Gläser wurden von Neuem gefüllt, bis der edle Feuerwein seinen herrlichen Duft berauschend ausströmte, und die Gesundheit des edlen Generals, des wackeren Bewahrers der Vorrechte und Befugnisse der Cavaliere, wurde mit jauchzendem Zuruf getrunken. Der alte Befehlshaber konnte nicht umhin, dieser Verehrung Bescheid zu thun, indem er, gleichsam unbewußt, in den Armstuhl glitt. Der Wein machte ihn sehr bald redseliger.

„Kinder,“ sagte General Pimodan plötzlich, „so alt ich auch bin, so hoffe ich doch, Euch noch einmal in den Kampf zu führen. Ihr seid Alle treue Diener des Königs — und warum solltet Ihr es nicht wissen, daß ein außerordentlicher Gesandter Oesterreichs mit einer sehr unfreundlichen Botschaft angelangt ist. Der Kaiser Joseph fordert entschieden die Einstellungen der Rüstungen Italiens.“

„Ich sah den Wagen des Grafen von Alsperg in den Schloßhof fahren,“ erwiderte Cantelli, „man sagt, der König habe ihn nicht empfangen, dagegen wurde aber der preußische Gesandte sogleich vorgelassen.“

„Ja, ja,“ fuhr der General immer redseliger werdend fort, „der Wind fängt an immer drohender zu werden. General Garibaldi sammelt schon seine Rothhemden um sein siegreiches Panier. — Nur eine Sache von großer Wichtigkeit dürfte uns die Feindschaft des Kaisers Napoleon III. auf den Hals laden. Er beklagt sich bitter darüber, daß der König eine Dame aus seinem Lande, eine junge Fürstin in seinen Schutz genommen habe, die aus Paris entflohen ist, weil sie, eine Mündel des Kaisers, seinen Stiefbruder, den Herzog von Morny nicht heirathen wollte.“

„Und wird der König sich in die Angelegenheit Napoleon's und seiner Mündel mischen?“ fragte Cantelli neugierig.

„Der König läßt sich, wie er gewohnt ist, von den Vorschriften der Politik bestimmen,“ antwortete General Pimodan. „Ihr wißt, daß er die junge Fürstin mit ihrer alten Tante nicht öffentlich empfangen, noch sie unter den Schutz seiner Töchter, der Prinzessinnen Angola und Antionette gestellt hat. Er wird sich ohne Zweifel von den Umständen leiten lassen.“

„Aber Louis Napoleon versteht dergleichen versteckte Handlungsweisen nicht,“ sagte Graf Cantelli besorgt.

„Nein,“ erwiderte der alte General trocken „und deßhalb wird die Sache wohl Unfrieden zwischen ihnen geben.“

„Nun die Heiligen mögen den Streit nach Kräften fördern!“ rief Cantelli mit erhobener Stimme, „damit wir im Stande sind, das französische Uebergewicht endlich abzuschütteln und uns frei zu machen von dem Joche der Bevormundung, in welches uns Frankreich gedrückt hat!“

Ein schallender Jubelruf der Cavaliere ließ deutlich genug erkennen, wie sehr der Graf die Gedanken der Edlen Italiens errathen und von welchem Geiste diese beseelt waren.

„Und nun noch ein Glas auf das Wohl unseres edlen Verbündeten!“ rief General Pimodan fast mit jugendlichem Feuer. „Es lebe Preußens König! — Und mit ihm sein tapferes Volk!“

Endlos schien der Jubel, welcher nach den Worten des alten Befehlshabers von den Lippen der Cavaliere ertönte. In stürmischer Begeisterung hoben sich die Herzen der von reinster Vaterlandsliebe beseelten Männer und ein dreifaches, donnerndes Vivat erschütterte die Wölbungen des geräumigen Gemaches.

Gleichsam von einem prophetischen Geiste erfaßt und durchdrungen, erhob der alte Edelmann noch einmal sein Glas und sagte mit ernster, fast geisterhaft klingender Stimme:

„Ich sehe die Stunde herrannahen, in welcher es den Völkern Preußens uud Italiens vergönnt ist, das drückende Joch des Erben von St. Helena abzuschütteln und einen dauernden, segensreichen Frieden der Welt zu bieten! — Aber ein Blutmeer dehnt sich vor meinen Augen in endloser Ferne aus, scharf wird die Sichel des Todtenmannes, das jugendliche Leben so vieler Tausende hinwegmähen! — Doch eine Zeit des reinsten Glückes, des beseeligstens Friedens wird über die blühenden Gauen Europas hereinbrechen, die schweren Wunden nach und nach heilen und die Herzen der Menschen mit Wonne erfüllen! — Gott verleihe uns den Sieg!“

Das letzte Glas wurde auf das Gedeihen des theuren Vaterlandes und auf das Wohl des geliebten Herrschers geleert. Dann verließen die Cavaliere das Trinkgemach und suchten ihre Zimmer auf. — Der alte, stattliche General nahm Cantelli's Arm, unter dem Vorwande, ihm noch einige Vorschriften in Hinsicht auf Ben Ellinor zu geben, aber vielleicht in der That, damit sein eigner, würdevoller Gang nicht weniger fest erscheinen möge, als es seinem Range und

seiner hohen Stellung zukam. Mit ernster, feierlicher Miene schritt er durch die beiden Höfe des alten Schlosses, welche seine Wohnung von dem Trinkgemache trennten und feierlich waren die letzten Ermahnungen, welche er dem Grafen ertheilte, Acht auf das zu haben, was der jugendliche Kamerad in Folge thun würde, besonders was Spiel, Wein und Weiber anbeträfe.

Ben Ellinor erhielt später von Cantelli sein Zimmer angewiesen, und die Weisung sich am nächsten Morgen frühzeitig bereit zu halten, um mit fünf seiner Kameraden den Dienst bei Sr. Majestät zu übernehmen.

Schlaflos warf sich Ben Ellinor auf seinem Lager umher. Die seltsamen Erlebnisse des verflossenen Tages zogen in verwirrten Zügen an seiner Seele vorüber. Doch endlich siegte die Jugend über den Weindunst, er verfiel in einen tiefen Schlummer und erwachte nicht eher, als bis die Morgensonne des neuen Tages ihre Strahlen in sein kleines, aber freundliches Gemach warf.

Gleich darauf trat Graf Cantelli mit einem Diener ein, der die prächtige, mittelalterliche Kleidung und die Waffen eines Leibgardisten des Königs auf seinem Arme trug.

Ben Ellinor legte sogleich den glänzenden Anzug und die Waffen an, welche zu seiner neuen Stelle gehörten und Cantelli, der mit großer Genauigkeit darauf sah, daß Alles gehörig paßte, verbarg sein Vergnügen nicht, den jungen Kameraden in dem neuen Anzuge ungemein zu seinem Vortheil umgestaltet zu sehen.

„Beim Himmel!" rief er entzückt, „Jeder Zoll verräth den Edelmann! — Wenn Ihr so treu und so tapfer seid, als Ihr stattlich aussieht, so werden wir den schönsten, edelsten und vollkommsten Cavalier unseres Corps in Euch erblicken. — Nun folgt mir, Freund Ben Ellinor, in das Audienzzimmer Sr. Majestät. — Hier, nehmt diese Büchse und haltet Euch dicht bei mir."

Nach diesen Worten verließen sie das Zimmer und gingen in den innern Hof des Königlichen Schlosses, wo die übrigen Cavaliere, welche mit ihnen die Wache in den innern Gemächern hatten, bereits ihrer harrten.

Auf ein Zeichen des Grafen, welcher, wie bereits erwähnt, die Stelle eines Officiers bekleidete, setzte sich der Zug wohlgeordnet in Bewegung und marschirte in den Audienzsaal, wo der König jeden Augenblick erwartet wurde.

In dem mächtigen Saale befanden sich bereits die Minister, die hohen Räthe der Krone, einige Generäle und ein Theil des Hofstaates Sr. Majestät. — Ben Ellinor erblickte viele berühmte Männer und hörte manchen glänzenden Namen nennen, die er bisher nur aus den Zeitungsberichten kannte. — Sein Herz erhob sich zu einem nie geahnten Stolze. Er fühlte, daß er vermöge seiner Geburt in den Kreis dieser berühmten Männer gehöre.

Er bemerkte unter ihnen seinen Chef, General Pimodan, in der glänzenden Kleidung seines hohen Ranges. Ferner den Prinzen von Carignan und den Kriegsminister Farini. Neben diesen den berühmten General Lamarmora und den Admiral Persano im Gespräche mit dem General Saint-Frond. — Nicht weit von diesen berühmten Persönlichkeiten stand Humbert Rainer Karl Emanuel, der erste Prinz des Königlichen Hauses.

Der ängstlich bewachte Gegenstand dieser glänzenden Versammlung war der Prinz von Carignan. Er durfte sich ohne specielle Erlaubniß des Königs vom Hofe nicht entfernen, und wurde doch, während er sich dort aufhielt, weder beschäftigt noch besonders angesehen. Die Niedergeschlagenheit, welche dieser entehrende und beinahe einer Einkerkerung ähnliche Zustand über das ganze Wesen dieses bedauernswerthen Prinzen verbreitete, wurde in diesem Augenblicke, dadurch noch vermehrt, daß er wußte, der König gehe damit um, ihn zu zwingen, seine Hand der Prinzessin Angola, der jüngeren Tochter Victor Emanuel's, zu reichen, mit der er schon in der Kindheit verlobt worden war, aber deren Mißgestalt das Bestehen auf eine solche unnatürliche Verbindung zu einer Handlung der abscheulichsten Härte machte.

Sehr verschieden von seinem Benehmen war das des stolzen Erzbischofs, Monsignor Viale Prelà, des Lieblings Victor Emanuel's. Während er in seinem karmoisinrothen Gewande, geschmückt mit dem Brillantkreuz, durch den mächtigen Saal schleifte, blieb er mehrere Male stehen, um den Anzug und die Waffen der Cavaliere von der Königlichen Leibgarde zu mustern, und oftmals Vorwürfe über Ungehörigkeiten, wie er es nannte, zu machen, die aber die stolzen Krieger mit Ungeduld und Verachtung in ihren Blicken anhörten. Der stolze Kirchenfürst schien dies aber nicht bemerken zu wollen, denn er wußte, daß sein hoher, geistlicher Rang von Niemand angetastet werden durfte.

„Weiß es der König," sagte Prinz Carignan zu dem Prälaten, als er in seine Nähe kam, „daß der österreichische Gesandte energisch darauf besteht, noch heute eine Audienz zu erhalten?"

„Allerdings!" antwortete der Erzbischof mit wichtiger Miene. „Aber ich glaube, dort den allmächtigen Floridan Riccardi zu sehen, dieser wird uns wohl *seinen* Königlichen Willen vernehmen lassen."

Während der hochmüthige Prälat diese höhnenden Worte sprach, trat der merkwürdige Mensch, welcher das Vertrauen des Königs mit dem stolzen Erzbischof theilte, aus den inneren Gemächern, ohne jedoch irgend etwas von dem wichtigthuenden und bedeutsamen Betragen an sich zu haben, welches die aufgeblasene Würde jenes Dieners der Kirche bezeichnete. — Floridan Riccardi, war im Gegentheil, ein kleiner, bleicher, magerer Mann, dessen schwarze Kleidung seine gewöhnliche Gestalt eben nicht zu ihrem Vortheil erscheinen ließ. Er trug ein silbernes Waschbecken in der Hand, und ein über seinen Arm geworfenes Handtuch deutete seinen *niedrigen* Beruf an. Sein Auge war scharf und durchdringend, obgleich er diesen Ausdruck auf seinem Gesicht verbannen zu wollen schien, indem er seinen Blick starr auf den Boden heftete, während er mit den verstohlenen, leisen Schritten einer Katze, mehr durch den Saal hinschlich als ging. Aber alle Versuche, sich unbemerkt durch den Audienzsaal zu stehlen, waren bei einem Manne vergeblich, von dem man wußte, daß er des Königs Ohr besitze.

Floridan Riccardi, Barbier und Leib-Kammerdiener Sr. Majestät, näherte sich dem Prinzen von Carignan, und sprach einige Augenblicke angelegentlich mit ihm. Der Prinz verließ sogleich den Saal, während Floridan Riccardi, auch „*der Böse*" genannt, geräuschlos in die Königlichen Gemächer zurückglitt.

Gleich darauf trat der Gouverneur von Turin, General Tofano in den Audienzsaal, und ging gerade auf den Ort zu, wo Graf Cantelli stand. Er trug die große Uniform der Armee, welche die Wirkung hervorbrachte, daß sein finsteres Gesicht und seine drohende Miene noch bemerkbarer wurde. Der versöhnende Ton, den er annahm, klang wie das Brummen eines Bären. — Der Inhalt seiner Worte war indessen freundlicher, als die Stimme, mit der sie ausgesprochen wurden. Er bedauerte den Vorfall, der sich am vorigen Tage unter ihnen entsponnen, er achte die Vorrechte der Königlichen

Leibwache, und bitte um Verzeihung, wegen der Uebergriffe, die sich seine Bedeckung habe zu schulden kommen lassen.

Der Graf antwortete hierauf das Nöthige, und bemerkte, sobald der General sich hinweggewendet hatte, zu Ben Ellinor, daß sie jetzt die Auszeichnung genössen, einen Todfeind mehr in der Person dieses gefürchteten Henkers von Turin zu besitzen.

„Ein Cavalier, der seine Schuldigkeit thut," fügte er schließlich hinzu, „kann indessen den Gouverneur dreist auslachen, und braucht seine Härte und Grausamkeit nicht zu fürchten."

In diesem Augenblicke öffneten sich die Flügelthüren zu den Königlichen Gemächern, und König Victor Emanuel trat, von einigen Höflingen umgeben, in den Audienzsaal.

Ben Ellinor richtete, wie alle übrigen Personen, sein Auge auf den König. — Aber er erschrack so heftig, daß er beinahe seine Waffe hätte fallen lassen, als er in ihm den Seidenhändler della Margarita erkannte, gegen den er so ungenirt und beinahe in verletzender Weise gesprochen hatte.

Der strenge Blick des Grafen, welcher an diesem Verstoß gegen die Sitte und den Anstand großes Aergerniß nahm, brachte den jungen Mann wieder zu sich. Er war indessen nicht wenig verlegen, als der König, dessen scharfes Auge ihn sogleich bemerkt hatte, gerade auf die Stelle los ging, wo er stand, ohne sich um irgend Jemand weiter sonderlich zu bekümmern.

„So, so, junger Mann," sagte der König leutselig zu Ben Ellinor, indem er wohlgefällig die herrliche Gestalt und das stattliche Aeußere seines Schützlings betrachtete, „ich habe gehört, Ihr habt bei Euerem ersten Erscheinen auf meinem Grund und Boden ernstliche Händel gehabt. Allein ich verzeihe Euch," fügte Victor Emanuel lächelnd hinzu, „da dies hauptsächlich der Fehler eines thörichten alten Kaufmanns war, der sich einbildete, Euer arabisches Blut müsse am Morgen durch feurigen Wein erwärmt werden! — Wenn ich ihn auffinden kann, so will ich ihm ein warnendes Beispiel für diejenigen geben, welche meine Leibwache zu Ausschweifungen verleiten. Herr Graf!" wandte er sich mit freundlichen Blicken an Cantelli, „dieser junge Cavalier ist zwar von heißblütiger Gemüthsart, doch aber wacker und muthig. — Ich habe solche Gemüther gern, und lege großen Werth darauf. Nehmt ihn in Eure Obhut Cantelli, und berichtet mir von Zeit zu Zeit über sein Wohlverhalten."

Der Graf verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll und nahm dann mit einer Miene seine grade militairische Stellung wieder ein, welche deutlich bewies, daß er jeden Augenblick zum Kampf für seinen König und zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit sei. —

Ben Ellinor, der sich inzwischen von seiner Verwirrung erholt hatte, bemühte sich jetzt das Aeußere des Königs genauer zu studiren, und wunderte sich nicht wenig, in seiner Art und Weise zu sprechen und in seinen Zügen etwas ganz anderes, als vor zwei Tagen zu finden. Sein Bart war wohlgepflegt und seine kräftige Gestalt erhob sich in ihrer natürlichen Haltung. Er trug die Generals-Uniform der Carabiniers und war mit dem höchsten Orden seines Königlichen Hauses geschmückt.

Kurz nach dem Erscheinen des Königs traten auch die Prinzessinnen Angola und Antionette mit den Damen ihres Gefolges ein. Die jüngere Schwester, die unglückliche Angola, die bestimmte Braut des Prinzen von Carignan, ging schüchtern neben ihrer schlanken und ziemlich hübschen Schwester einher, fast in dem Bewußtsein ihres gänzlichen Mangels an den äußeren Vorzügen und Vollkommenheiten, welche Mädchen am meisten zu besitzen wünschen. Sie war blaß, mager und hatte eine kränkliche Gesichtsfarbe, ihre Taille war sichtbar nach der einen Seite gekrümmt und ihr Gang so ungleich, daß man sie hätte lahm nennen können.

„Was ist das?" sagte der König plötzlich zur Prinzessin Angola, „Unsere weltverachtende Tochter hat ein seltsames Kleid angelegt. — Hast Du Dich diesen Morgen zu einer Jagdpartie oder für das Kloster gekleidet? — Sprich, Angola!"

„Für welches von beiden Ew. Majestät befehlen," erwiderte die Prinzessin mit kaum hörbarer Stimme.

„Ja, ohne Zweifel würdest Du mich überreden wollen," fuhr der König mit einem leisen Anflug des Aergers fort, „daß es Dein Wunsch sei, den Hof zu verlassen, Angola, und der Welt mit ihren irdischen Freuden Lebewohl zu sagen. Nein, meine gute Tochter, ich und ein Anderer kennen Deine wahre Gesinnung besser. — Nicht wahr, mein edler Vetter von Carignan?" wandte er sich lächelnd an den Prinzen der so eben wieder eingetreten war. „Nähert Euch doch, mein schöner Herr, der Prinzessin Braut und führt unsere Tochter zu ihrem Pferde."

Der Prinz von Carignan schreckte zusammen, als der König

prach und eilte ihm zu gehorchen, aber mit so hastigem Schritte und in so großer Verwirrung, daß der König unwillig ausrief:

„Nicht doch, edler Vetter! — Mäßigt Eure Galanterie und blickt hübsch vor Euch! — Was doch ein Liebhaber bei solchen Gelegenheiten in der Hast für Uebereilungen begehen kann! — Beinahe hättet Ihr Antionettens Hand statt der ihrer Schwester ergriffen! — Muß ich Euch etwa selbst Angolas Hand reichen?"

Der unglückliche Prinz blickte auf und schauderte, wie ein Kind wenn es gezwungen wird, etwas zu berühren, vor dem es einen angebornen Abscheu hat, unterdrückte dann seine Gefühle und nahm die Hand, welche die Prinzessin weder darreichte noch zurückzog. — Als sie so dastanden — sie ihre kalten, feuchten Finger in seiner bebenden Hand, — Beide mit zu Boden gesenkten Augen, — wäre es schwer gewesen zu unterscheiden, welches von diesen jugendlichen Wesen grenzenloser unglücklich war, — der Prinz, welcher sich durch Bande, die er nicht zerreißen konnte, an den Gegenstand seiner Abneigung gefesselt fühlte, oder das arme Mädchen, die nur zu deutlich sah, daß sie der Mann verabscheue, dessen Liebe sie sich gern durch ihren Tod erkauft haben würde.

„Und jetzt zu Pferde, Ihr Herren und Damen!" rief Victor Emanuel im heitern Tone. „Wir selbst wollen unsere Tochter Antionette führen! — Der Segen Dianas und des heiligen Hubertus sei mit unserer Morgenpartie."

„Ich fürchte, daß ich sie werde durch eine unangenehme Nachricht unterbrechen müssen, Ew. Majestät!" erwiderte in diesem Augenblicke der Prinz von Carignan, der erst jetzt seine Fassung wieder gewann. „Se. Excellenz, der Herr Graf von Alsperg, außerordentlicher Gesandter Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, wartet im Ahnensaale und fordert eine Audienz!"

„F o r d e r t eine Audienz, Carignan?" versetzte der König finster. „Habt Ihr ihm nicht geantwortet, wie ich Euch durch F l o r i d a n wissen ließ, daß ich heute nicht empfangen könnte und daß morgen das Fest der Empfängniß der heiligen Muttergottes sei, welches wir, geliebt es den Himmel, nicht durch irdische Gedanken unterbrechen wollen und am nächstfolgenden Tage nach Florenz uns zu begeben gedenken; daß ich aber nicht unterlassen würde, ihm nach unserer Rückkehr, so früh, als unsere dringenden Staatsgeschäfte es nur gestatten, eine

Audienz zu bewilligen? — Der Herr Graf mag sich an unsern Minister-Präsidenten wenden!"

„Alles dieses sagte ich dem Herrn Gesandten!" antwortete der Prinz düster „und dennoch . . ."

„Und dennoch? — Weshalb schweigt Ihr, edler Vetter?" fragte der König auffahrend. „Was steckt Euch in der Kehle? das Anbringen dieses Kaiserlichen Gesandten muß sehr schwer zu verdauen sein."

„Hätte nicht mein Rang, meine Pflicht, Ew. Majestät Befehl und seine Würde als Gesandter mich zurückgehalten," versetzte der Prinz vor Wuth erbleichend und die Zähne fest aufeinander beißend, „so würde er es selbst haben verdauen müssen, denn beim Himmel, ich hatte mehr Lust, ihn seine eigenen Worte wieder hinunterschlucken zu lassen, als sie Ew. Majestät vorzutragen."

„Bei meiner Seele, Prinz von Carignan!" rief der König höhnend. „Es ist doch sonderbar, daß Ihr, einer der ungeduldigsten Menschen die es nur geben kann, so wenig Nachsicht mit einer ähnlichen Krankheit habt, an welcher unser lieber Bruder, der Kaiser von Oesterreich, zu leiden scheint. Beim heiligen Marcus! — Ich kehre mich an seine zornigen Botschafter ebensowenig, als die Thürme dieses Schlosses sich um das Pfeifen des Nordostwindes kümmern, der so gut, wie dieser pochende Gesandte, aus Wien weht!"

„Ew. Majestät wollen zu Gnaden halten," fuhr der Prinz ehrfurchtsvoll fort, „und mir gestatten, meinen Vortrag halten zu dürfen, damit meine beengte Brust Erleichterung findet!"

„Nun, dann redet von der Leber frisch herunter, edler Vetter!" rief König Victor Emanuel II. heiter.

„Ew. Majestät mögen wissen," begann der Prinz mit finsterer Miene, „daß der Graf von Alsperg in Gemeinschaft des bisherigen österreichischen Gesandten Marquis Pepoli, sich im Ahnensaal befinden. Der Herr Graf haben mir ganz entschieden erklärt: Da Ew. Majestät ihm die Audienz verweigern, welche sein Herr und Kaiser ihm zu verlangen befohlen habe, er bis Mitternacht im Schlosse verbleiben, und Ew. Majestät anreden werde, zu welcher Zeit Allerhöchstdieselben auch geruhen möchten, aus diesem Schlosse zu ziehen, sei es Geschäfte, Bewegung oder gottesdienstlicher Handlungen wegen, und daß nichts, wirkliche Gewalt ausgenommen, ihn von diesem Entschlusse abhalten solle . . ."

„Der Herr Graf ist ein Thor!“ unterbrach ihn der König mit vieler Ruhe. „Hält der heißblütige Ungar es für eine so große Strafe, vierundzwanzig Stunden lang ruhig in den Mauern dieses Schlosses zu bleiben? — Diese ungeduldigen Narren glauben, daß alle Menschen, wie sie, sich unglücklich fühlen, wenn sie ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit verbringen! — Laßt unsere Morgenpartie abbestellen, Vetter Carignan! — Wir wollen, statt der Jagd, heute Andachtsübungen vornehmen, damit wir das morgende heilige Fest in feierlicher Stimmung begehen können.“

„Mein König!“ rief der Prinz entschlossen, „auf diese Art werden Ew. Majestät sich des Herrn Gesandten nicht entledigen, denn seine Verhaltungsbefehle gehen dahin, daß, wenn er die verlangte Audienz nicht erlangen kann, er im Namen seines Kaisers Ew. Majestät sogleich den Krieg erklären soll, und ist der Herr Marquis von Pepoli angewiesen, in diesem Falle seine Pässe zu verlangen.“

„So!“ entgegnete König Victor Emanuel II., ohne irgend eine bemerkbare Veränderung der Stimme, aber mit einer Miene, die immer finsterer und drohender wurde, bis seine durchdringenden schwarzen Augen unter seinen buschigen Brauen beinahe unsichtbar wurden. „Ist die Sache schon dahin gediehen? — Will unser lieber Bruder etwa den Herrn über uns spielen und uns durch Drohungen einzuschüchtern suchen? — Nun denn, Prinz von Carignan, so mag er den Krieg beginnen, wir sind bereit für die Unabhängigkeit Italiens das Schwert zu ergreifen!“ fügte der König mit erhobener feierlicher Stimme hinzu, die weit durch den mächtigen Saal erschallte.

„Gott segne diesen Entschluß, Ew. Majestät!“ riefen wie aus einem Munde die berühmten Heerführer.

Und die Cavaliere der Königlichen Leibwache, unfähig, demselben Drange ihrer Gefühle zu widerstehen, bewegten sich Alle auf ihren Posten, so, daß man einen dumpfen, aber vernehmlichen Klang der Waffen hörte.

Der König warf sein Auge stolz umher, und ein Blick des Heldenmuthes seiner Vorfahren leuchtete aus seinen blitzenden Augen.

Allein, die Aufwallung des Augenblicks machte sogleich einem Schwarme politischer Bedenklichkeiten Raum, welche unter den jetzigen Umständen einen offenen Bruch mit Oesterreich ganz besonders ge=

fährlich machten. — Die Allianz mit Preußen war noch nicht fest begründet. Es war noch nicht abzusehen, welche wirksame Hülfe Preußen, Italien gegenüber, würde leisten können, und auf welche Bundesgenossen in Deutschland die preußische Regierung in einem Kampfe gegen Oesterreich mit Erfolg würde rechnen dürfen. Zu dieser Betrachtung kam noch die der sehr ungewissen Treue Napoleon III. und andere gewichtige Beweggründe. Mit einem Worte, das Feld zu einem Kampfe mit Oesterreich, das beachtungsvolle Bundesgenossen täglich auf seine Seite heranzuziehen bemüht war, war noch nicht hinlänglich geklärt. — König Victor Emanuel II. mußte Zeit zu gewinnen suchen, so, daß nach einer kurzen Pause, als er wieder zu sprechen anfing, dies, obschon in demselben Tone, doch im veränderten Geiste geschah.

„Gott verhüte," begann er ruhig, „daß irgend etwas Anderes, als nur die äußerste Nothwendigkeit, mich veranlasse, das Blut meiner Unterthanen zum Wohle des Vaterlandes zu opfern, wenn noch Etwas, die Schmach und Unbilden ausgenommen, ein solches großes Unglück abwenden kann. — Ich schlage die Wohlfahrt meiner Unterthanen höher an, als die Kränkung, die meiner eigenen Königlichen Würde durch die ungebührliche Sprache eines hitzköpfigen Gesandten widerfahren kann, der wahrscheinlich die Vollmacht überschritten hat, die sein Herr und Kaiser ihm gab. Prinz von Carignan, laßt den österreichischen Gesandten hier eintreten! — Ich will ihn in Mitten meiner Edlen empfangen und seine Worte hören!"

„Gesegnet sind die Friedfertigen, Ew. Majestät, denn sie werden den Himmel erndten!" sagte der Erzbischof im salbungsreichen Tone.

„Sehr wahr, und Ew. Eminenz weiß auch, daß, die sich so erniedrigen, erhöht werden sollen!" fügte der König andächtig hinzu.

Der stolze Prälat sprach ein „Amen," in welches nur Wenige einstimmten, denn selbst des Kronprinzen bleiche Wange erglühte vor Zorn und Scham, und Graf Cantelli unterdrückte sein Gefühl so wenig, daß er heftig die Scheide seines Degens auf den Boden stieß, wodurch er sich einen bittern Tadel von dem Erzbischof zuzog, der ihm zugleich eine Lehre gab, wie er in Gegenwart des Königs mit seinen Waffen umgehen müsse. — Aber auch dem König schien das um ihn her herrschende Stillschweigen nicht zu gefallen.

„Sie sind nachdenklich geworden, General" sagte er freundlich

zu Lamarmora. „Sie mißbilligen es, daß ich diesem hochmüthigen Kaiserlichen Gesandten nachgebe.“

„Keineswegs, Ew. Majestät,“ versetzte der General kalt aber ehrfurchtsvoll, „ich mische mich nicht in Dinge, die außerhalb meiner Sphäre liegen. — Ich dachte nur augenblicklich daran, mir von meinem Könige eine Gnade auszubitten.“

„Eine Gnade, General, und welche?“ fragte der König überrascht. „Sie sind ein seltener Bittsteller und mögen deswegen immerhin auf die Gewährung rechnen.“

„So wünschte ich denn, daß Ew. Majestät die Gnade hätten mich mit dem Amte zu betrauen, die Pfaffen in Ordnung zu bringen,“ versetzte der berühmte General mit militairischer Derbheit.

„Dieses Amt läge nun aber ganz aus ihrer Sphäre, mein lieber General!“ sagte der König lächelnd.

„Wie so, Ew. Majestät,“ erwiderte Lamarmora finster. „Ich würde die überall Unfrieden säenden Priester eben so gut und wahrscheinlich noch besser in Ordnung bringen, als der Erzbischof, Monsignor Viale Prelà, die Cavaliere Ew. Majestät Leibwache in den Waffen üben kann!“

Der König lächelte abermals, aber geheimnißvoller, während er dem General leise zuflüsterte:

„Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo ich Sie an diesen Wunsch erinnern werde, General! Lassen Sie die mürrische Miene bei Seite! — Die Stunde des Kampfes ist näher, als Ihr Alle glaubt! — Um Gottes Willen beherrschen Sie Ihre Gefühle, General!“ fügte der König erschreckt hinzu, indem er seine Hand auf den Mund des bewährten Heerführers hastig legte, der in einen stürmischen Jubel ausbrechen zu wollen schien. „Wir werden beobachtet!“

In diesem verhängnißvollen Augenblicke meldete der dienstthuende Adjutant den Gesandten Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich.

Sämmtliche in dem Audienzsaale befindliche Personen eilten, sich nach ihrem Range zu ordnen. Der Kronprinz und mit ihm die Staatsminister umgaben den König Victor Emanuel II., während die Prinzessinnen sich in den Hintergrund des Saales zurückzogen.

Es herrschte ein bedrückendes Schweigen als die Flügelthüren

sich öffneten und die hohe Gestalt des Grafen von Alsperg und dicht neben ihm, der Marquis von Pepoli eintraten.

Der Kaiserliche Botschafter hielt das Beglaubigungsschreiben seines Monarchen in der rechten Hand. Er verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem König und trat dann in die Mitte des Saales, gleichsam, als ob er den Anwesenden Zeit gönnen wolle, seinen stolzen Blick, seine gebietende Gestalt und sein furchtloses, kühnes, durchaus ungewöhnliches Benehmen zu bewundern.

„Nähern Sie sich, Herr Graf von Alsperg!" sagte der König mit herzgewinnender Stimme, indem er einen flüchtigen Blick auf das Beglaubigungsschreiben warf: „Es bedarf der Vollmacht Unseres geliebten Kaiserlichen Bruders nicht, weder um einen so wohl bekannten Staatsmann und berühmten Diplomaten bei Uns einzuführen, noch um Uns des wohlverdienten Vertrauens zu versichern, daß Sie, Herr Graf, bei Ihrem Kaiserlichen Gebieter genießen. Wir hoffen, daß Ihre schöne Gemahlin, welche mit Uns verwandt ist, bei guter Gesundheit sei. Wäre Sie an Ihrer Hand hier mit eingetreten, so würden wir nach Ihrer Miene zu urtheilen geglaubt haben, Sie sind gesonnen die Macht ihrer Reize gegen die galanten Cavaliere Unseres Hofes zu vertheidigen. Wie dem nun aber auch sei, Wir können unmöglich den Grund Ihres, in der That seltsamen Auftretens errathen."

Ew. Majestät huldvolle Gnade und Güte berauschen mein Ohr und erfüllen meine Brust mit Stolz und Entzücken," erwiderte der Graf ehrfurchtsvoll, „aber ich darf mich leider diesem Rausche nicht hingeben," fügte er kalt hinzu, „muß vielmehr mein Mißgeschick bedauern, und Ew. Majestät Verzeihung erflehen, wenn ich in diesem Augenblicke nicht mit der demüthigen Ergebenheit sprechen kann, wie sie der Königlichen Milde gebührt, mit der Ew. Majestät mich zu beehren die große Gnade haben. Aber wenn gleich es nur die Stimme Philipp von Alsperg's ist, die da spricht, so sind seine Worte doch die seines erhabenen Kaisers."

„Und was hat der Graf von Alsperg mit Oesterreichs Worten zu sagen?" fragte Victor Emanuel mit stolzer Würde.

„Mein erhabener Monarch sendet Ew. Majestät abermals eine schriftliche Nachweisung der Uebergriffe, welche sich die Truppen Ew. Majestät an den Grenzen Venetiens erlauben. Se. Majestät der Kaiser, mein erhabener Gebieter, verlangt Genugthuung für diese

Beeinträchtigungen seiner Unterthanen und verlangt zu wissen, aus welchem Grunde Ew. Majestät so imposante Truppenmassen an den Grenzen Oesterreichs zusammenziehen?"

Der König blickte flüchtig auf die Schrift, die der Kriegsminister Farini dem Gesandten abnahm und ihm überreichte, dann sagte er im gleichgültigen Tone:

„Diese Angelegenheiten haben schon lange Unserem Ministerrathe vorgelegen. Von den Uebergriffen, über welche man sich beklagt, sind einige nur als Widervergeltung derer anzusehen, die meine Unterthanen erlitten haben; bei anderen fehlen alle Beweise, und noch andere sind von den Kaiserlichen Truppen zurückgegeben worden; und wenn es noch welche giebt, welche zu keiner von diesen Klassen gehören, so sind Wir nicht abgeneigt, Genugthuung für Unbilden zu geben, welche die Unterthanen Sr. Majestät des Kaisers wirklich von Meinen Truppen erlitten haben, welche nur zum Schutze der Grenzen Meines Königreichs zusammengezogen worden sind, da Oesterreich in bedrohlicher Weise seine Grenzen durch Truppenkörper aller Art verstärkt."

„Ich will Ew. Majestät Antwort meinem allergnädigsten Kaiser und Herrn getreulich hinterbringen," versetzte der Gesandte hochmüthig, „doch mag es mir erlaubt sein, zu sagen, daß, da sie durchaus nicht sich von den ausweichenden Erwiderungen unterscheidet, welche mein Souverain bereits auf seine gerechten Klagen erhalten hat, ich keine Hoffnung habe, daß sie dazu beitragen werde, den Frieden und die Freundschaft zwischen Italien und Oesterreich auf die Dauer zu erhalten."

„Das steht in Gottes Macht!" rief der König mit erhobenen Augen. „Es geschieht wahrlich nicht aus Furcht vor der Macht Oesterreichs, sondern nur des lieben Friedens wegen, daß Wir eine so gemäßigte Antwort auf seine Drohungen geben. Ist Ihr Auftrag zu Ende, Herr Graf?"

„Leider nein, Ew. Majestät!" antwortete der Gesandte mit erhobener Stimme. „Meines erhabenen Gebieters nächste Forderung ist, daß Ew. Majestät aufhören mögen, geheime und verborgene Verbindungen mit den Rebellen Kossuth und Klapka zu unterhalten, und die Provinzen Venetiens durch Agenten zum Aufruhr gegen ihren Herrscher aufwiegeln zu lassen."

„Sagen Sie dem Kaiser, Ihrem Herrn," erwiderte der König

drohend, „daß ich von solchen heimlichen Anstiftungen, wie die, deren man mich ungerechter Weise beschuldigt, durchaus nichts weiß!“

„Und dennoch haben wir Beweise in Händen,“ fuhr der Graf rücksichtslos fort, „daß Ew. Majestät im Geheimen gegen Oesterreich intriguirt, und daß . . .“

„Halt da, Herr Gesandter!“ rief der König ihn zornig unterbrechend, „Wir haben bis jetzt Geduld genug gehabt und Nachsicht geübt, da nun Ihr Auftrag allein dahin zu gehen scheint, Uns absichtlich zu beleidigen, so wollen wir einen Gesandten, in Unserem Namen, an den Kaiser von Oesterreich senden, überzeugt, daß Sie Herr Graf, in Ihrem Benehmen gegen Uns, Ihre Aufträge überschritten haben, von welcher Art sie auch gewesen sein mögen.“

„Weit entfernt davon,“ fuhr der Graf unbeirrt fort, „habe ich mich derselben noch nicht ganz entledigt. — Da meinem erhabenen Gebieter jede Genugthuung von Seiten Ew. Majestät verweigert wird, so bin ich beauftragt Ew. Majestät das Abberufungsschreiben des Herrn Marquis von Pepoli zu überreichen, womit die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Italien von Neuem abgebrochen werden. Mögen Ew. Majestät sich selbst die Drangsale des Krieges zuschreiben, die über die gesegneten Fluren dieses herrlichen Landes hereinbrechen werden!“

Bis zu dieser letzten Stufe der Kühnheit hatte bei diesem ganz ungewöhnlichen Auftritte in dem geräumigen Saale die tiefste Stille geherrscht. Kaum aber waren die letzten Worte von den Lippen des stolzen Gesandten gesprochen, als ein allgemeines Gemurmel der Entrüstung deutlich vernehmbar wurde.

„Ist es schon soweit gekommen, daß man Se. Majestät den König von Italien in seinem eigenen Schlosse ungestraft zu beschimpfen wagen darf?“ rief der Admiral Persano mit lauter Stimme, während die Stimmen der übrigen Anwesenden in ein lautes und drohendes Murren ausbrachen.

Der König besänftigte indessen den Sturm, indem er mit einer donnerähnlichen Stimme, welche jeden andern Ton unterdrückte und zum Schweigen brachte, ausrief:

„Ruhig, meine Getreuen! — Legt keine Hand an diesen Mann, noch einen Finger an diese verläumderischen Papiere! — Und Sie, Herr Graf von Alsperg!“ wandte er sich mit ruhiger Ueberlegenheit an den Gesandten. „Ist denn Ihr Leben von solcher Art, oder so

verbürgt, daß Sie es auf ein so gefährliches Spiel setzen? Oder ist Ihr Monarch von anderem Stoffe als andere Fürsten, daß er seine angeblichen Klagen auf eine so ungewöhnliche Art anbringen läßt?"

„Er ist in der That von anderem und edlerem Stoffe, als die meisten Fürsten von Europa!" rief der stolze Graf im unerschrockenen Tone, „denn er wagt es, selbst auf die Gefahr hin, mit dem größten Theil der Herrscher von Europa in einen Krieg verwickelt zu werden, sein gutes Recht zu beanspruchen und zu vertheidigen. Ew. Majestät mag der Himmel beschützen, mein Auftrag ist ausgerichtet!"

Mit diesen Worten verließ der Graf und mit ihm der Marquis Pepoli schnell und ohne die Anwesenden eines Blickes zu würdigen, geräuschvoll den Königlichen Audienzsaal.

„Ihm nach — ihm nach!" rief der König ungestüm. „Ich meine nicht Euch, Prinz von Carignan, noch Euch, General Pimodan, der Ihr, wie mich dünkt, für solche heiße Auftritte zu alt seid, noch Dich mein Sohn Humbert, der Du noch zu jung dazu bist meinen Willen auszuführen. Herr Erzbischof Viale Prelà! — Ew. Eminenz heiliges Amt ist es, Frieden unter den Fürsten zu stiften! — Sucht den Grafen von Alsperg die Sünde begreiflich zu machen, die er dadurch begangen, daß er einen gesalbten Monarchen an seinem eigenen Hofe beschimpft und Uns dadurch zwingt, das Elend des Krieges über sein Königreich und das seines Kaiserlichen Bruders zu bringen!"

Der Prälat verbeugte sich, während ein triumphirendes Lächeln schnell wie der Blitz über sein Gesicht glitt und verließ mit emporgehobenem Haupte den Saal.

Der König schwieg eine Weile und ließ seinen durchdringenden Blick über die finstern Gesichter seiner Edlen schweifen, dann sagte er mit ruhiger Stimme:

„Wenn gleich der Graf von Alsperg anmaßend und übermüthig aufgetreten ist, so muß man doch gestehen, daß an ihm der Kaiser einen so furchtlosen Diener hat, als nur je einer einen Auftrag für einen Fürsten ausrichtete. Ich wünschte wohl, ich wüßte einen eben so treuen, unerschrockenen Gesandten zu finden, meine Antwort würdig zurückzubringen."

„Ew. Majestät thun Ihren Edlen tiefes Unrecht," entgegnete der Kriegsminister Farini grollend. „Es giebt Keinen unter ihnen,

der nicht auf der Spitze seines Degens die Antwort an Oesterreich überbringen würde!"

„Und, Ew. Majestät halten zu Gnaden," fügte der alte General Pimodan mit gesenktem Haupte hinzu, „Sie treten auch den Cavalieren Ihrer Leibgarde zu nahe. Ich oder einer meiner Kameraden, von erforderlichem Range, würde nicht einen Augenblick Bedenken tragen, jenen übermüthigen Grafen zur Rechenschaft zu ziehen, ja, mein eigner Arm ist noch stark genug dazu, wenn ich Ew. Majestät Erlaubniß erhalten würde!"

„Aber es beliebt Se. Majestät nun einmal nicht," sagte der Kronprinz in schmerzlichem Tone, „uns zu einem Dienste zu berufen, wodurch wir uns selbst und Se. Majestät, oder dem Vaterlande Ehre erwerben könnten!"

„Sage lieber, mein Sohn, daß ich der tollköpfigen Hitze nicht nachgeben will!" erwiderte der König in sanftem Tone, „welche den Thron, Italien und Alles über den Haufen stürzen würde. Wenige von Euch wissen es, wie kostbar in diesem Augenblicke jede Stunde Frieden ist, wo es die eiserne Nothwendigkeit erfordert, die Wehrkraft eines jungen Königreichs zu sammeln, zu kräftigen und durch mächtige Verbündete zu stärken. — Doch schweigt, meine Getreuen, dort kommt Se. Eminenz und wie ich hoffe, mit friedlichen Aussichten. Nun, Herr Erzbischof," wandte er sich an diesen, „haben Ew. Eminenz den Gesandten wieder zur Vernunft und zur Besonnenheit gebracht?"

„Ich habe in der That eine schwere Aufgabe zu lösen gehabt," antwortete der Kirchenfürst wichtig thuend. „Ich stellte es jenem stolzen Grafen vor, wie er Ew. Majestät den anmaßungsvollen Vorwurf machen könne, womit seine Audienz sich so plötzlich endigte, den man nur als eine Eingebung seiner eignen Unverschämtheit, nicht aber als einen von seinem Kaiser kommenden Auftrag ansehen könne und daß sein ungewöhnliches Auftreten es Ew. Majestät in die Hand gebe, ihm eine beliebige Strafe aufzuerlegen, da er der Würde und der Unverletzlichkeit eines Gesandten in jeder Weise verlustig gegangen wäre."

„Wohl gesprochen, Ew. Eminenz," rief der König freundlich. „Die Herrscher Europas werden dieser Ansicht gewiß ihrer Billigung nicht versagen. — Und was gab dieser stolze Graf zur Antwort?"

„Der hochmüthige Gesandte," fuhr der Prälat fort, „hatte in

diesem Augenblick seinen Fuß bereits auf den Wagentritt gesetzt, als er indessen meine Rüge hörte, wandte er, ohne jedoch seine Stellung zu verändern, einfach den Kopf um, und sagte im rauhen Tone:

„Wäre ich zehn oder zwanzig Meilen weit entfernt gewesen, und wäre mir das Gerücht zu Ohren gekommen, daß Se. Majestät der König von Italien eine, meinen erhabenen Kaiser beleidigende Frage gethan, so würde ich, selbst in jener Entfernung, sogleich zurückgekehrt sein, um meine Seele von der Antwort zu entlasten, die ich ihm so eben gegeben habe . . .“

„Sagte ich es nicht, meine Herren!“ unterbrach ihn der König, indem er sich umwandte, ohne im Geringsten eine Bewegung des Zorns zu verrathen, „daß Unser geliebte Bruder, der Kaiser von Oesterreich, in dem Grafen von Alsperg einen so unerschrockenen Diener besitzt, wie ihn wenige Monarchen besitzen. — Ew. Eminenz haben ihn aber doch vermocht, seine Abreise aufzuschieben?“ fragte der König forschend.

„Auf vierundzwanzig Stunden, Ew. Majestät!“ versetzte der Erzbischof achselzuckend. „Der Graf ist in dem Gasthofe zum goldenen Sterne abgestiegen. Er weis't jede Einladung, im Schlosse seinen Aufenthalt zu nehmen, mit Hartnäckigkeit zurück.“

„Man soll dafür Sorge tragen,“ wandte sich der König an den Hofmarschall von Benedetti, „daß der Kaiserliche Gesandte aus Unserer Küche und aus Unserem Keller mit dem Nöthigen bedient und versorgt werde. — General Pimodan!“ sagte Victor Emanuel zu dem alten Commandeur liebreich. „Sie werden sogleich Veranlassung nehmen, eine Ehrenwache vor das Quartier des Grafen von meiner Königlichen Leibgarde zu stellen, denn ein solcher Diener ist ein Juwel in der Krone eines Fürsten. Er verdient diese Auszeichnung! — Vierundzwanzig Stunden?“ flüsterte er dann vor sich hin, indem er die dunklen Augen weit öffnete, gleichsam als ob er in die Zukunft blicken wollte. „Vierundzwanzig Stunden? — Das ist eine kurze Zeit! — Indessen können vierundzwanzig Stunden, geschickt und wohl benutzt ein oder zwei Monate in den Händen träger und ungeschickter Unterhändler aufwiegen! — Wir wollen sehen!“

Dieser Tag, welcher so verhängnißvoll für die Geschicke des Königreichs Italien zu werden drohte, konnte in der That ein Unglückstag genannt werden, denn kaum hatte der König sein Selbstgespräch beendigt, und vielleicht auch schon einen Entschluß gefaßt,

das drohende Ungewitter durch scheinbare Nachgiebigkeit hinzuziehen, da ein Vereiteln nicht in seinem Sinne und in der Politik seines Kabinets lag, als sich plötzlich wiederum die Flügelthüren öffneten, und man den Herzog von Gramont meldete.

Bei Nennung des Namens des Gesandten Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich, erbleichte sichtlich der König. Er gewann aber sogleich seine Fassung wieder, und begegnete dem ehrfurchtsvollen Gruß des Herzogs mit huldvoller Herablassung.

„Welcher Veranlassung haben Wir es zu verdanken, Ew. Hoheit an Meinem Hofe zu sehen?“ fragte der König im freundlichen Tone. „Sind Euer Lieben vielleicht geneigt, Unserer Jagdpartie beizuwohnen?“

„Mit Kummer im Herzen, trete ich vor das Antlitz Ew. Majestät,“ erwiderte der Herzog mit der Vollendung eines feingebildeten Diplomaten, „und bedaure, nicht in der glücklichen Lage zu sein, Ew. Majestät unendliche Herablassung nach Gebühr würdigen zu können, denn mein Erscheinen hängt mit einem Umstande zusammen, der seiner Natur nach von ernster Bedeutung genannt werden muß.“

„Sie erschrecken Uns in der That, Herzog!“ rief der König gezwungen lächelnd. „Welcher Umstand liegt vor, der Ew. Hoheit veranlaßt, eine so ernste Miene anzunehmen?“

„Sire“ entgegnete der Herzog mit Würde, „ich will mich kurz und bestimmt in meiner Rede fassen. Mein Kaiserlicher Gebieter fordert Ew. Majestät auf, ohne Verzug und unter sicherem Geleit, die Personen der Fürstin Aurora von Este und ihrer Verwandten und Begleiterin, der Gräfin von Zini, auf sein Gebiet, der Grenze von Savoyen, zurückzusenden, weil die junge Fürstin, welche nach den Landesgesetzen und der Lehnspflicht ihrer Güter die Mündel des Kaisers, meines Gebieters, ist, sich heimlich aus Paris entfernt und sich seiner väterlichen Aufsicht entzogen hat, und die hier insgeheim von Ew. Majestät beschützt und in ihrer Widerspenstigkeit gegen den Kaiser, ihren natürlichen Herrn und Vormund, ganz gegen alle Gesetze Gottes und der Menschen, wie sie immer in dem gesitteten Europa anerkannt werden, bestärkt wird. — Ich bitte um die Antwort Ew. Majestät!“

„Welche Antwort soll ich Ew. Hoheit geben?“ versetzte der König ausweichend. „Wenn Sie beabsichtigen, mich wegen der

Flucht einer jeden Dame, die Frankreich, aus Gott weiß welchem Grunde, verlassen hat, zur Rechenschaft zu ziehen, so dürfte das Sündenregister wohl bis zum Sonnenuntergange dauern. Wer kann sagen, daß diese Damen sich mit meiner Bewilligung hier aufhalten und von mir beschützt werden? Wer wagt es, zu behaupten, daß ich zu ihrer Flucht hieher beförderlich gewesen bin?"

„Sire!" sagte der Herzog mit Nachdruck, „ich hatte einen Zeugen — Jemanden, der diese flüchtigen Damen in dem Gasthofe zum „goldenen Stern," unweit dieses Schlosses, gesehen hatte — Jemanden, der Ew. Majestät bei ihnen sah, wenngleich in der bescheidenen Kleidung eines Bürgers — Jemanden, der von ihnen, mit Ew. Majestät Vorwissen, Aufträge und Briefe an ihre Freunde in der Grafschaft Nizza empfing, welches Alles er aber in die Hände des Herzogs von Morny ablieferte, und zu seinem Ohr brachte."

„Bringen Ew. Hoheit diesen Mann hieher!" rief der König anscheinend entrüstet, „stellen sie mich ihm gegenüber, der diese handgreiflichen Unwahrheiten zu behaupten wagt."

„Ew. Majestät sprechen triumphirend," sagte der Herzog im kalten Tone, „denn Sie wissen so gut wie ich, daß dieser Zeuge nicht mehr am Leben ist. Er hieß Jamet Magrabin, und war von Geburt ein Zigeuner oder ein Albanese. Er wurde gestern, wie ich in Erfahrung gebracht habe, von einer Streifpatrouille der Truppen des Gouverneurs von Turin aufgegriffen und gehängt, unter dem Vorwande, daß er gegen die Bestimmungen des Generals Tofano das Gebiet dieses Königlichen Schlosses betreten habe, wahrscheinlich aber nur, damit er nicht hier auftreten könne, um das zu bestätigen, was er über diese Angelegenheit vor dem Kaiser und in Gegenwart des Herzogs von Morny aussagte.

„Nun, beim heiligen St. Antonio!" rief der König bebend. „Diese Beschuldigungen sind so gröblich, und mein Gewissen ist so frei von allem dem, das sich auf sie bezieht, daß ich bei meiner Königlichen Ehre nur darüber lachen, nicht aber zornig sein kann. Der Gouverneur dieser Provinz handhabt seine Gewalt mit eiserner Strenge, und hält die Gesetze des Militairgerichts aufrecht, wonach jeder Zigeuner, der im Königreiche Italien angetroffen, sogleich aufgeknüpft wird, denn nur diese diebischen Horden aus den Steppen Oesterreichs machen den Zustand in Unserm Lande unsicher. Was

nun ein solcher Landstreicher Unserem Kaiserlichen Bruder von Frankreich und seinem weisen Herrn Minister gesagt haben mag, muß ich zum Schimpf meiner Krone tragen, da leider jeder Beweis fehlt und durch den Tod dieses Elenden jede Rechtfertigung beinahe unmöglich geworden ist. — Ew. Hoheit dürften durch eine Nachfrage im Gasthofe zum „goldenen Stern" sehr bald sich überzeugen, daß weder die Fürstin von Este noch die Gräfin von Zini dort wohnen, oder jemals dort gewohnt haben. Und nun in den Wald! — Zu Pferde meine Herren! zu Pferde! Denn wir halten es unter Unser Königlichen Würde, dieses Gespräch fortzusetzen! — Wollen Ew. Hoheit mit von der Partie sein? — Ich bitte darum! — Der Morgen ist vortrefflich!"

Der Herzog von Gramont verbeugte sich zustimmend, und die ganze edle Gesellschaft schickte sich an, zur Jagd zu rüsten. Nach etwa einer halben Stunde brach der König, anscheinend in heiterer Laune, mit seinem Jagdgefolge und umgeben von seiner getreuen Leibwache auf.

Die seltsamen Ereignisse dieses Morgens hatten das Gemüth des Monarchen nicht wenig erregt, und seine ganze Gedankenfolge in Anspruch genommen. In seiner Seele reifte ein Plan, aber er konnte sich zur Ausführung desselben noch immer nicht entschließen. Dieser quälende Zustand machte es, daß der König sehr bald sein Jagdgefolge aus dem Gesicht verlor, indem er mit ungestümer Hitze die Spur des losgelassenen Ebers verfolgte. Es traf sich nämlich, daß ein Frischling aus der Bucht ausgebrochen war, der die Spur des eigentlichen Gegenstandes der Jagd gekreuzt, und alle Hunde, zwei oder drei Koppeln alter, fester Jagdhunde ausgenommen, und den größeren Theil der eifrigen Jäger nach sich gezogen hatte. —

Der König ritt einen arabischen Schimmelhengst von aufbrausender Gemüthsart. Er folgte den Hunden, jedes Hinderniß im Fluge besiegend, auf dem Fuße nach, so daß, als der gehetzte Eber sich auf einem morastigen Stücke Landes stellte, Niemand als der König hinter ihm war. Dieser zeigte alle die Unerschrockenheit und Erfahrung eines gewiegten Waidmannes, denn ohne Rücksicht auf die Gefahr ritt er auf den Eber los, der sich mit Wuth gegen die Hunde vertheidigte, und schoß seine Büchse auf ihn ab, da aber das Pferd sich scheute, so streifte die Kugel nur den Hals des mächtigen Thieres. Keine Gewalt konnte das schnaubende Roß dahin bringen,

noch einmal den König in Schußweite zu setzen, so daß er genöthigt war abzusteigen und zu Fuß auf das wüthende Thier mit dem Hirschfänger in der Hand loszugehen. — Der Eber ließ sogleich von den Hunden ab, um auf den Feind in Menschengestalt loszugehen, während der König festen Fuß faßte, den Hirschfänger vor sich hielt, und nach der Brust, innerhalb des Schlüsselbeins zielte, das Gewicht des rasenden Thieres und die Schnelligkeit seines Laufes, sollte seinen Tod beschleunigen. Die Feuchtigkeit des Bodens machte indessen, daß gerade in dem Augenblicke, wo diese gefährliche und Gewandtheit erfordernde Bewegung gemacht werden mußte, der König ausglitt und die Spitze des Hirschfängers den Borstenpanzer auf dem Schulterblatte des Ebers traf, streifte denselben jedoch nur, ohne einzudringen, so daß der kühne Königliche Jäger von dem mächtigen Anprall hintenüber auf den Erdboden stürzte. Dies war nun aber in sofern ein Glück für den Monarchen, als das Thier wegen dieses Falles auch sein Ziel verfehlte, und nur mit seinen scharfen Hauern des Königs Jagdrock zerriß, statt ihm das Bein aufzuschlitzen. Da aber der Eber, nachdem er in der Hitze seines Anlaufs noch eine Strecke weit geradeaus gelaufen war, in dem Augenblicke, wo der König sich hastig von seinem Falle erhob, zurückkehrte, um seinen Angriff zu wiederholen, so schwebte des Monarchen Leben in der drohendsten Gefahr. Plötzlich aber krachte ein Schuß aus einem Gebüsche, und der Eber, in der Brust getroffen, stürzte blutend zu Boden. —

Ben Ellinor, der wegen der Trägheit seines Pferdes zurückgeblieben war, aber glücklicherweise den Ton des Königlichen Hornes gehört und von den andern unterschieden und verfolgt hatte, war der glückliche Schütze gewesen. Er sprang mit einem lauten „Hallo!" von seinem Pferde und bohrt seinen Degen in die Weichen des röchelnden Thieres.

Der König, welcher unterdessen herbeigeeilt war, stach den Eber vollends ab. Ehe er jedoch ein Wort zu dem jungen schönen, wie der Gott der Schlachten, mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen dastehenden Cavaliere sprach, maß er die Länge des ungeheueren Thieres mit seinen Schritten, während er den Schweiß von seiner Stirn trocknete.

„Ihr seid es, mein braver Cavalier?" sagte er dann im herzlichen Tone. „Ihr habt Euern Dienst gut begonnen, und der König

ist Euch eine eben so gute Mahlzeit schuldig, als della Margarita Euch im „goldenen Stern" geben ließ! — Warum sprecht ihr nicht, junger Mann? — Mich dünkt, Ihr habt Euern Vorwitz und Euere schnelle Zunge in den wenigen Tagen am Hofe verloren, wo Andere beides erst zu finden pflegen."

Ben Ellinor, dem die englische Hofluft Behutsamkeit angeweht hatte, war viel zu klug, als daß er die gefährliche Vergünstigung, vertraulich zu sein, welche sich ihm so lockend darbot, hätte benutzen sollen. — Er antwortete mit wenigen und wohlgewählten Worten, daß, wenn er es überhaupt wagen dürfe Se. Majestät anzureden, er sich dies nur erlauben würde, um Verzeihung für die Dreistigkeit zu erflehen, womit er sich benommen, als er seinen hohen Rang nicht gekannt.

„Still, still!" unterbrach ihn der König leutselig. „Ich vergebe Euch Euere Dreistigkeit, um Eures Verstandes Willen. Ich bewunderte es, wie nahe Ihr daran waret, des gestrengen General-Gouverneurs Gewerbe zu errathen. Ihr habt seitdem, wie ich hörte, beinahe seine Macht und Strenge kennen gelernt. Ich sagte es Euch im Voraus, daß Ihr Euch vor ihm in Acht nehmen solltet, er handelt mit groben Armbändern und engen Halsbändern! — Führt mein Pferd heran! — So ist's recht! — Ich habe Euch liebgewonnen und will Euer Wohl. — Bauet auf Niemandes Gunst, nicht einmal auf die Eures Generals, haltet Euch zu mir und ich werde Euch Gutes thun! — Sprecht aber nicht von dieser Begebenheit mit dem Eber, denn wenn sich Jemand damit brüstet, daß er einem König in einer solchen Noth auf der Jagd einen Dienst geleistet, so muß er sich auch mit dem Stolze als Belohnung begnügen."

Der König stieß nach diesen Worten in sein Horn, worauf das Jagdgefolge von allen Seiten herbeieilte, dessen Glückwünsche über die Erlegung eines so riesigen Thieres er ruhig annahm und nur oberflächlich Ben Ellinors Beistand erwähnte.

„Sorgen Sie dafür, Graf Risoli," wandte er sich dann an den Jagdzeugmeister, „daß der erlegte Eber der Brüderschaft zum „heiligen Herzen Jesu" übermacht wird, um damit zu dem Festtage ihren Tisch zu verbessern und ihr zu empfehlen, daß sie des Königs und des Vaterlandes Wohl bei ihren Andachten eingedenk sein möchte. — Aber" fuhr der König ironisch fort, „wer von Ihnen meine Herren

hat denn Se. Eminenz den Herrn Erzbischof Viale Prelà gesehen? Es verräth doch wenig Artigkeit und eine sehr laue Ehrerbietung gegen die heilige Kirche, ihn hier im Walde zu Fuße zu lassen, denn ich glaube bemerkt zu haben, daß er die Damen begleitete und daß sein Pferd über einen Baumstamm stürzte.

„Ew. Majestät halten zu Gnaden," antwortete Ben Ellinor zögernd, als er sah, daß Alle schwiegen, „ich gewahrte wie Se. Eminenz Monsignor Viale Prelà ein anderes Pferd bestieg und alsdann den Rückweg nach dem Schlosse einschlug."

„Der Himmel verläßt die Seinen nicht," rief der König lachend. „Brecht auf Ihr Herren, die Jagd ist zu Ende! — Und Ihr, Herr Cavalier!" wandte er sich mit Hoheit an Ben Ellinor, „holt mir mein Pulverhorn, daß ich dort unten bei dem Steinbruche verloren habe. Reitet mit dem Gefolge voraus, Vetter Carignan," sagte er zu dem Prinzen, „Wir folgen sogleich!"

Der König, dessen unbedeutendste Bewegung oft wie eine Kriegslist berechnet war, gewann dergestalt Gelegenheit, an Ben Ellinor heimlich die Frage zu richten:

„Mein guter Sohn, Ihr habt ein vortreffliches Auge und eine sichere Hand, wie ich bemerkt habe, könnt Ihr mir sagen, wer dem Erzbischof zu einem Pferde verhalf?"

„Es war der österreichische Gesandte!" antwortete Ben Ellinor ehrfurchtsvoll. „Dieser schien Sr. Eminenz damit ein Geschenk machen zu wollen, denn sie sprachen beide sehr freundlich und lebhaft miteinander."

„Dachte ich's doch!" murmelte der König vor sich hin, „Nun wohl, Italien wird ihnen dennoch die Spitze bieten!"

Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte, von Ben Ellinor gefolgt, dem Jagdgefolge nach. — In etwa einer Stunde befand sich der König wieder in seinen Gemächern.

Der junge Cavalier war kaum in seinem Zimmer angelangt, um einige nothwendige Veränderungen in dem Anzuge zu treffen, als plötzlich der Graf von Cantelli bei ihm eintrat und von ihm eine genaue Erzählung dessen verlangte, was sich zwischen dem Könige und ihm auf der Jagd begeben habe. — Ben Ellinor war vorsichtig, er richtete seine Antworten so ein, daß dem Könige der ganze Verdienst des Sieges blieb.

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach ihr Gespräch. Die

Thür öffnete sich und Floridan Riccardi, der Böse, betrat mit gekrümmtem Rücken das Gemach. — Er redete den Grafen mit einer so großen Höflichkeit an, daß ein Fremder geglaubt haben würde, er komme, sich eine Gnade von dem stolzen Cavalier zu erbitten. Er wünschte dem Officier zu dem vortrefflichen Benehmen seines jugendlichen Untergebenen bei der heutigen Jagd viel Glück, welches, wie er sagte, des Königs ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ihn dafür ausersehen habe, diesen Nachmittag einen besonderen Dienst zu versehen.

„Ihn ausersehen?“ fragte der Officier mit gerechtem Erstaunen, „mich ausersehen, habt Ihr wahrscheinlich sagen wollen, Herr Riccardi!“

„Ich habe nichts sagen wollen, als was ich gesagt habe,“ antwortete der Kammerdiener in entschiedenem Tone. „Der König beabsichtigt diesem jungen Cavalier einen Auftrag zu ertheilen. Nehmt deßhalb Eure Büchse, Herr Cavalier, und folgt mir,“ wandte er sich höflich an Ben Ellinor. „Ihr sollt den Dienst in den innern Gemächern Sr. Majestät verrichten.“

„Den Dienst in den Gemächern des Königs!“ wiederholte der Graf kopfschüttelnd, „seid Ihr Eurer Sache auch gewiß, Herr Riccardi? Einen solchen wichtigen und ehrenvollen Dienst im Innern haben jederzeit nur die Cavaliere verrichtet, die mindestens fünf Jahre in der Leibgarde Sr. Majestät gedient haben und bereits dekorirt sind. Diese Auszeichnung des jungen Mannes beruht gewiß auf einen Irrthum Eurerseits!“

„Ich bin Sr. Majestät Befehle ganz gewiß,“ entgegnete der Böse in trockenem Tone, „und darf mithin nicht länger zögern, sie vollziehen zu lassen. — Habt die Güte, Herr Cavalier, mir zu folgen.“

Ben Ellinor vollendete schnell seine Toilette, nahm seine Waffen und folgte dem Kammerdiener, welcher, ohne einen der Schloßhöfe zu berühren, ihn durch ein Labyrinth von Treppen, Gallerien und Gemächern führte, die miteinander durch geheime, an unerwarteten Stellen angebrachte Thüren in Verbindung standen, in eine große und geräumige Gallerie, die man den „Teufelsweg nannte.

„Hier sollt Ihr aufmerksame Wache halten, Herr Cavalier!“ flüsterte der Kammerdiener leise.

„Was habe ich auf diesem seltsamen Posten zu beobachten?“ fragte Ben Ellinor in demselben unterdrückten Tone.

„Ist Eure Büchse geladen?“ fuhr Riccardi flüsternd fort, ohne ihm auf seine Frage zu antworten.

„Das ist bald geschehen,“ erwiderte Ben Ellinor, indem er sich anschickte, seine Waffe aus dem Jagdbedarf zu laden.

Als dies geschehen war, sagte ihm der Kammerdiener, daß er eines der hohen Vorrechte seines adeligen Corps noch nicht zu wissen scheine, das nur von dem Könige in eigener Person oder dem Kommandeur der Leibwache, statt von seinen eigenen Officieren wichtige Befehle empfange.

„Ihr steht hier auf Sr. Majestät Befehl, Herr Cavalier,“ fügte Riccardi feierlich hinzu, „und es wird nicht lange währen, so werdet Ihr erfahren, weshalb man Euch hieher berufen hat. — Verhaltet Euch ruhig auf diesem Posten und seid aufmerksam auf jedes Geräusch. Haltet gute Wache!“

„Gute Wache!“ dachte Ben Ellinor bei sich, als sein Führer sich mit dem geräuschlosen, schleichenden Schritt eines Raubthiers hinwegstahl und durch eine verborgene Thür verschwand. „Aber über wen und gegen wen? Denn was ist denn außer Fledermäusen, Spinnen und Dohlen hier Gefährliches zu bemerken?“

Er ging die geräumige Gallerie auf und ab und versenkte sich in Träumereien, woraus er auf einmal und auf eine sehr unsanfte Weise, von einem gewaltigen Griff an seine Büchse und einer rauhen Stimme unterbrochen wurde, welche dicht an seinem Ohr die Worte hören ließ:

„Herr Cavalier, mich dünkt, Ihr haltet hier schläfrige Wache!“

Die Stimme hatte ganz das Tonlose, jedoch Nachdrückliche und Spöttische von der des Seidenhändlers della Margarita. —

Ben Ellinor, der heftig zusammenfuhr, sich jedoch gleich wieder erholte, sah, mit Scham und Furcht, daß er in seinen Träumereien den König selbst, — der wahrscheinlich durch irgend eine geheime Thür eingetreten, oder an der Wand entlang hingeschlichen war, — sich hatte so nahe kommen lassen, daß er sich beinahe seiner Waffe bemeistert hätte. — Die erste Eingebung seiner Ueberraschung war die, seine Büchse durch eine schnelle Bewegung frei zu machen, so, daß der König fast gegen die Wand taumelte, präsentirte sie, und

stand nun regungslos vor dem Monarchen, den er, wie er natürlich glauben mußte, tödtlich beleidigt hatte.

„Der Dienst, welchen Ihr mir heute Morgen geleistet habt, mag die Nachlässigkeit bei einem so jungen Soldaten, wie Ihr seid, verzeihlich machen," sagte der König dennoch freundlich. „Habt Ihr schon zu Mittag gespeist?"

Ben Ellinor, der sich eher versah, der Gewalt des Generals Tofano überliefert zu werden, als sich so herablassend angeredet zu sehen, gab demüthig eine verneinende Antwort.

„Mein armer Sohn!" fuhr der König liebreich fort, „der Hunger hat Euch schläfrig gemacht. Ich weiß, Euer Appetit ist ein reißender Wolf; Ich will Euch vor diesem wilden Thier schützen, wie Ihr mich vor einem geschützt habt, und ich danke Euch dafür! — Ihr habt Euch in dieser Sache zu meiner Zufriedenheit benommen. — Könnt Ihr wohl noch eine Stunde ohne Nahrung aushalten?"

„Vierundzwanzig Stunden, Ew. Majestät," rief Ben Ellinor mit Wärme, indem sein glühendes Auge im Feuer der reinsten Hingebung strahlte.

Da möchte ich, um noch ein Königreich, nicht die Pastete sein, die Euch nach einem solchen Fasten vielleicht in die Hände fällt," sagte der König heiter lachend. „Aber jetzt ist die Rede nicht von Euerem, sondern von meinem eigenen Mittagessen," fügte er ernst hinzu. Merkt wohl auf das, was ich Euch jetzt sagen werde! Ich werde heute, ganz insgeheim, den Erzbischof Viale Prelà und diesen österreichischen Gesandten an meiner Tafel haben — diesen stolzen Grafen von Alsperg — der erst jede Einladung ausschlug und sie jetzt so bereitwillig annimmt. Es könnte sich Etwas ereignen! — Der Teufel ist am geschäftigsten, wenn Feinde sich bestreben, auf freundschaftlichen Fuß zu gelangen."

Da der Monarch plötzlich inne hielt und düster vor sich hinstarrte, so wagte es Ben Ellinor endlich zu fragen, was er unter diesen Umständen zu beobachten habe.

„Bei dem Büffet Wache zu halten, mit Euerem geladenen Gewehr;" versetzte der König heftig auffahrend, „und wenn Verrath im Spiele ist, den Verräther sogleich niederzuschießen!"

„Verrath, Ew. Majestät!" rief Ben Ellinor erschrocken.

„Ihr scheint das für unmöglich zu halten, junger Mann,"

sagte der Monarch, ohne durch seinen Freimuth beleidigt zu sein, „aber die Geschichte der Fürsten beweist uns, daß Verrath durch ein Schlüsselloch einschleichen kann. Verrath, der durch meine Diener, ja, durch meine Leibwache selbst, verübt werden kann!" — Wer vermag sie davon abzuhalten?"

„Ihre eigene Ehre, Ew. Majestät!" erwiderte Ben Ellinor im feierlichen Tone, indem sich eine Thräne der tiefsten Entrüstung über seine Wangen verstohlen hinwegstahl.

„Das ist wahr! — Ihr habt recht!" rief der König, ihn wohlwollend anblickend. „Euer Wesen gefällt mir täglich mehr." Die Ehre meiner Cavaliere von der Leibgarde ist bis zur Stunde fleckenlos und ich baue demnach auf sie. — Aber Verrath!" Der Monarch fiel wieder in seine vorige düstere Stimmung zurück, und schritt mehrere Male in der Gallerie auf und ab. „Ich werde jenen unverschämten Grafen nicht aus den Augen lassen, und den falschen Prälaten ebenfalls!" fügte er laut hinzu, indem er vor Ben Ellinor plötzlich stillstand. „Sobald ich sage: „dem Giftmischer gebührt der Tod!" so schießt den Grafen ohne Weiteres nieder, den Erzbischhof werde ich schon festnehmen lassen!"

„Es ist meine Pflicht, den Befehlen Ew. Majestät zu gehorchen!" versetzte Ben Ellinor mit ruhiger Würde.

„Ich verlasse mich auf Euer scharfes Auge und Euere sichere Hand!" fuhr der König gütig fort.

„Ich werde dem Signal pünktlich Folge leisten, denn in diesem Falle schwebt das kostbare Leben Ew. Majestät in Gefahr!" sagte der junge Mann entschlossen. „Aber dennoch . . ."

„Aber dennoch!" wiederholte der König erstaunt. „Sprecht frei heraus, ich liebe die Offenherzigkeit."

„Ich wollte mich nur unterfangen, zu sagen," entgegnete Ben Ellinor zögernd, „daß man die Gefahr beseitigen könnte, indem Ew. Majestät den Gesandten von der Tafel ausschließen."

„O, nein," sagte der König lächelnd, „es giebt Gefahren, welche, wenn man ihnen trotzt, verschwinden, welche aber, wenn man augenscheinliche Furcht zeigt, gewiß und unvermeidlich werden. Folgt mir, junger Mann!"

Der König führte Ben Ellinor, für den er eine besondere Vorliebe gefaßt zu haben schien, durch die Seitenthür, durch welche er selbst eingetreten war, und sagte im scherzhaften Tone: „Wer an

den Höfen der Monarchen sein Glück machen will, muß die geheimen Thüren und die verborgenen Treppen ebensogut, wie die Haupteingänge kennen!"

Nach mehreren Wendungen und Gängen trat der König in ein fürstlich ausgestattetes Gemach, in dem ein Tisch mit drei Couverts servirt war. Auf einem Büffet stand verschiedenes Silbergeschirr und einige Weinsorten in krystallenen Flaschen. Hinter diesem großen Büffet und ganz dadurch verborgen, war der Posten, welchen der König Ben Ellinor anwies und nachdem er sich dadurch, daß er nach mehreren Punkten des Zimmers hinging, überzeugt hatte, daß der junge Cavalier vollkommen unsichtbar sei, gab er ihm noch seine letzten Verhaltungsbefehle und trat dann in ein Nebenzimmer.

Wenige Minuten darauf öffnete sich die Thür des Haupteinganges zu dem Speisezimmer und auf der Schwelle erschien der Graf von Alsperg, dicht hinter ihm der Erzbischof Monsignor Viale Prelà und dann Floridan Riccardi, gefolgt von zwei Königlichen Dienern. Auch Se. Majestät der König Victor Emanuel II. ließ nicht lange auf sich warten, er trat wenige Augenblicke später ein und bewillkommte seine Gäste mit einer Herzlichkeit, die Ben Ellinor, der den ganzen Vorgang unbemerkt sehen konnte, nicht wenig überraschte. Der König schien nicht allein ganz ohne Besorgniß zu sein, sondern man hätte glauben sollen daß die Gäste, denen er die hohe Ehre erwiesen hatte sie an seine Tafel zu ziehen, grade diejenigen Personen wären, die er am meisten zu ehren wünsche.

Während der Monarch mit seinen Gästen Platz nahm, warf der König einen scharfen Blick auf sie und richtete dann sein Auge auf das Büffet. Das war das Werk eines Augenblicks, allein in dem Blicke lag so viel Mißtrauen und ein so bestimmtes Geheiß an Ben Ellinor zur That bereit zu sein, daß diesem kein Zweifel übrig blieb, daß irgend eine unsichtbare Gefahr für das Leben des Monarchen obwalte. Er war daher noch mehr erstaunt über den dichten Schleier, unter welchem der König die Besorgnisse seines Herzens zu verbergen wußte.

Als ob er gänzlich die unpassende Sprache vergessen, welche der Gesandte im Angesichte seines ganzen Hofes gegen ihn geführt hatte, unterhielt sich der König mit ihm von Weltereignissen und Begebenheiten, die Oesterreich fast gar nicht berührten und sprach von der Schönheit der Gräfin Alsperg in einer Weise, als ob er für die Familie des Gesandten ein besonderes Wohlwollen im Herzen trage.

Die Angreifer hatten bereits die Verschanzungen erstiegen und sich in den Besitz der Thürme, der Höfe und der unteren Theile des weitläufigen Schlosses gesetzt.

„Bei dem Gesandten eines anderen Staates, würde ich mehr Prunk in den Empfang gelegt haben, einem Freunde aber, der in diesem Schlosse meinen bescheidenen Tisch theilt, wünsche ich mich zu zeigen wie ich am liebsten lebe, als der Fürst eines jungen Königreichs, so einfach und bescheiden, wie nur irgend einer meiner Bürger von Turin ohne Hausfrau leben kann. — Ich habe aber die Weisung ertheilt, meinen Tisch heute besser zu bestellen, da ich weiß, daß Sie ein großer Feinschmecker sind, mein lieber Alsperg. Was den Wein anbetrifft, so wissen Sie wohl, daß dies der Gegenstand eines alten Wettstreites der Weinkenner ist, den wir aber in diesem Augenblicke ausgleichen wollen, denn ich werde Ihnen in Tokayer zutrinken; und Sie, Herr Graf, sollen mir in lacrimae Christi Bescheid thun. Floridan, geben Sie mir edlen Tokayer! — Hier, Herr Graf, auf die Gesundheit des erhabenen Monarchen von Oesterreich, Unseres vielgeliebten Bruders! — Floridan, füllen Sie das Glas des edlen Grafen mit dem köstlichen lacrimae Christi! — Ihr Glas, Eminenz, werde ich selbst füllen!"

„Das haben Ew. Majestät schon gethan und wahrlich bis zum Ueberfließen," erwiderte der Prälat lächelnd.

„Weil ich weiß, daß Ew. Eminenz es mit fester Hand in's Gleichgewicht halten kann," versetzte der König heiter. „Aber auf welche Seite schlagen Sie sich bei dem Streite? — Tokayer oder lacrimae Christi — Oesterreich oder Italien?"

„Ich werde mich neutral verhalten, Majestät!" rief der Kirchenfürst bedeutungsvoll, „und mein Glas mit Auvergnat füllen!"

„Wer neutral bleibt, spielt immer eine gefährliche Rolle," sagte der König ernst, da er aber merkte, daß der Erzbischof sich leicht verfärbte, so brach er sogleich das Gespräch ab und fügte in heiterm Tone hinzu: „Eminenz ziehen den Auvergnat, ein Gewächs Frankreichs, vor, weil er so edel ist, daß er kein Wasser verträgt, — Sie, Herr Graf, scheinen Ihr Glas nicht wieder füllen zu wollen. Ich hoffe, Sie haben keine angestammte Bitterkeit in dem Gewächs Italiens gefunden."

„Ich wünschte, Ew. Majestät," erwiderte der Kaiserliche Gesandte verbindlich, „daß alle Streitigkeiten der Völker untereinander sich so angenehm endeten, als die Nebenbuhlerschaft unter unsern Weinbergen."

„Mit der Zeit, mein lieber Graf, mit der Zeit," sagte der König freundlich.

Der Gesandte begegnete jedem Scherz des Königs in verbindlicher Weise und ging in die heitere Stimmung des Monarchen mit der größten Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit ein, während der listige Prälat jeden lustigen Einfall des Königs weiter auszuspinnen suchte. — Nach ungefähr zwei Stunden wurde die Tafel aufgehoben, und der König gab, nachdem er seine Gäste gütig verabschiedet hatte, den Dienern ein Zeichen, sich zu entfernen. Als er sich allein befand, rief er Ben Ellinor aus seinem Schlupfwinkel hervor und sagte im vertraulichen Tone zu ihm:

„Meine Besorgniß und mein Argwohn waren in einem Punkte, wie ich fast glauben muß, unbegründet. Euer Dienst ist aber noch nicht vorüber. Erfrischt Euch einen Augenblick. Dort findet Ihr hinreichende Nahrung. Dann will ich weiter mit Euch sprechen, denn mit einem hungrigen Magen läßt sich schlecht ein vernünftiger Gedanke fassen."

Der König warf sich in einen Sessel, stützte den Kopf in seine Hand, und starrte nachdenklich vor sich hin. — Er wartete mit einer Geduld, welche viele Fürsten als unter ihrer Würde angesehen hätten, und nicht ohne sich im Stillen zu ergötzen, bis sein Soldat seine jugendliche Eßlust befriedigt hatte. Man kann sich wohl denken, daß Ben Ellinor verständig genug war, die Geduld des Königs nicht auf eine zu harte Probe zu stellen; auch bezeugte er mehrere Male seine Bereitwilligkeit, sein Mahl abzubrechen, ehe der Monarch es ihm erlauben wollte.

„Ich lese es in Eueren Augen," sagte er gütig, „daß Euer Muth noch nicht zur Hälfte gesunken ist. Haut noch einmal tapfer ein und trinkt ein Glas Wein dazu, aber hütet Euch vor der Flasche, sie ist das Laster Eurer Jahre."

Ben Ellinor gehorchte, und als der König nach einer Weile rief:

„So, mein schöner Cavalier, jetzt könnt Ihr Eueren Dienst wohl wieder antreten!"

Da fühlte er ein Wohlbehagen in seinem Körper. Mit festem Schritte folgte er dem König in den „Teufelsgang" zurück.

„Merkt Euch, junger Mann," sagte der König im befehlenden Tone, „daß Ihr nie diesen Posten verlassen habt. Kein Wort darf

über Euere Lippen kommen, daß Ihr meine Person im Speisezimmer beschützt habt. Und damit Euch mein Befehl im Gedächtniß bleibt, so verleihe ich Euch hiermit das Officierspatent und schenke Euch diese Summe, um würdevoll Eueren neuen Rang antreten zu können. Diese Kette tragt als ein Zeichen meiner Königlichen Gunst."

Mit diesen Worten überreichte der Monarch dem jungen, verwirrt über diese unverhoffte Gnade dastehenden Cavalier, eine ansehnliche Summe und hing ihm eine goldene Kette von bedeutendem Werth um seinen Hals. — Ben Ellinor beugte sein Knie vor dem König, küßte ehrerbietig seine Hand, und sprach in passenden Worten seinen Dank aus.

„Wenn ich auch selbst schmucklos einhergehe," fuhr der König, einen innigen Blick auf den jungen Mann werfend, fort, „so sollen doch meine Cavaliere, zu denen ich Vertrauen hege, immer die Mittel besitzen, es mit den stolzesten Edelleuten meines Königreichs aufnehmen zu können. Sollten aber Gunstbezeugungen, wie diese, Euere Zunge nicht verhindern können, sich frei zu bewegen, so hat General Tofano Mittel genug, Euch schweigsam zu machen. Und nun hört weiter meinen Befehl: — Niemand vom männlichen Geschlecht, ausgenommen Floridan und mich selbst, darf heute Abend diese Gallerie passiren, oder sich darin aufhalten. Es werden dagegen Damen eintreten, vielleicht von einem Ende der Gallerie, vielleicht von beiden. Ihr möget ihnen antworten, wenn sie Euch anreden. Eure Antworten müssen aber kurz und bündig sein, kein langes Gespräch darf zwischen ihnen und Euch geführt werden. — Horcht aber auf Alles genau, was sie sprechen. Euere Ohren und Euere Hand sind mein Eigenthum. Ich habe Eueren Körper und Euere Seele erkauft. Ich will wissen, was hier gesprochen wird und was hinter meinem Rücken vorgeht. Seid auf Euerer Hut und Ihr habt einen wahren Freund in Euerem König."

Kaum hatte der Monarch diese Worte gesprochen, als er auch schon durch die geheime Thür hastig verschwand. Ben Ellinor blieb jetzt den Betrachtungen, über das, was er gesehen und gehört hatte, überlassen.

Endlich knarrte eine Thür, sie öffnete sich, und eine weibliche Gestalt trat ein, von zwei andern begleitet, denen sie ein Zeichen gab zurückzubleiben, während sie selbst weiter vor in die Gallerie schritt. An ihrem wankenden ungleichen Gange erkannte Ben Ellinor

augenblicklich die Prinzessin Angola. — Sie erschrack, als sie den jungen Cavalier erblickte, der mit größter Ehrerbietung die gehörige militairische Stellung einnahm.

Die Prinzessin beantwortete seine Ehrenbezeugung durch ein freundliches Kopfnicken, und Ben Ellinor hatte jetzt Gelegenheit, ihr Gesicht genauer zu betrachten, als am Morgen. — Während er nun die Prinzessin mit neugierigen Augen verfolgte, traten zwei Damen von dem obern Ende der Gallerie herein. Eine von diesen war das junge Mädchen, welches im „goldenen Stern" das Frühstück des Königs brachte. Ben Ellinor konnte sich jetzt nicht genug über die Verblendung wundern, die ihn ihren hohen Rang nicht hatte erkennen lassen. Und doch war ihre Kleidung beinahe so einfach, als früher, denn sie bestand nur aus einem seidenen Trauerkleide, ohne allen weitern Schmuck. Ihren Kopfputz bildete nur ein Kreppschleier, der zurückgeworfen war, so daß man ihr Gesicht deutlich erkennen konnte und des jungen Mannes jetzige Kenntniß von ihrem Range, gab in seinen Augen ihrer schönen Gestalt eine Zierlichkeit, eine Würde des Ganges, welche er vorher gar nicht bemerkt hatte, und ließ ihn in ihren regelmäßigen Zügen, ihrer blühenden Gesichtsfarbe und ihren blitzenden Augen, ein Bewußtsein des Adels sehen, das ihre Schönheit noch erhöhte.

Und hätte der Tod darauf gestanden, der jugendliche Cavalier mußte dieser blendenden Schönheit und ihrer Begleiterin dieselbe Ehrenbezeugung widerfahren lassen, welche er so eben dem Königlichen Range der Prinzessin gebührend erwiesen hatte. — Sie nahmen sie auf wie Leute, welche an die Unterwürfigkeit Geringerer gewöhnt und erwiderten sie mit Artigkeit, allein er glaubte zu bemerken, daß die junge Fürstin flüchtig erröthete, die Augen senkte, und wenn auch nur unmerklich, verlegen schien, indem sie durch Neigung des Kopfes dankte, dies mußte durchaus in ihrer Erinnerung an den jugendlichen Begleiter des Königs im Gasthofe zum „goldenen Stern" seinen Grund haben. — Die Begleiterin der schönen Fürstin war, wie sie, sehr einfach und in tiefe Trauer gekleidet. Die Gräfin von Zini war in dem Alter, wo Frauen sich gern noch den Ruf der Schönheit erhalten, welche seit Jahren abgenommen hat. Sie war schlank und anmuthig, obgleich in ihrer Haltung etwas Stolzes lag, und erwiderte Ben Ellinor's militairischen Gruß mit einem Lächeln angenehmer Herablassung, wobei sie in demselben Augenblicke der

jungen Fürstin von Este etwas ins Ohr flüsterte, die sich dann gegen den jugendlichen Cavalier wandte, als ob dies in Folge einer Weisung der Gräfin geschehe, aber ihr, ohne die Augen zu erheben, antwortete. Ben Ellinor konnte nicht umhin bei sich zu vermuthen, daß diese Bemerkung sich auf sein hübsches Aeußere beziehe. — Diese Bemerkung war aber nur augenblicklich, denn seine Aufmerksamkeit wurde sogleich von dem Zusammentreffen der Prinzessin mit der Gräfin Zini gefesselt. Die Erstere war stehen geblieben, um die Letztere zu empfangen, vielleicht weil sie wußte, daß Bewegung sie nicht kleidete, und da sie beim Empfange und der Erwiderung der Begrüßung einige Verlegenheit verrieth, so veranlaßte dies die Gräfin, welche den Rang der Prinzessin nicht zu kennen schien, sie auf eine Art zu grüßen, als ob sie durch diese Zusammenkunft eher eine Ehre erweise, als empfange.

„Ich freue mich, Madame,“ sagte sie mit einem Lächeln, das zugleich Herablassung und Ermuthigung aussprechen sollte, „daß wir endlich der Gesellschaft einer so achtbaren Dame genießen dürfen, als Sie es zu sein scheinen. Ich muß gestehen, daß meine Nichte und ich der Gastfreundschaft des Königs eben nicht viel zu danken haben. — O, laß mich, meine liebe Nichte, ich glaube in den Augen dieser jungen Dame ein Mitgefühl mit unserer Lage zu lesen. Seitdem wir hier sind, Madame, hat man uns nicht viel besser, denn als bloße Gefangene behandelt und nach tausend Aufforderungen, unsere gerechte Sache und unsere Personen unter den Schutz Italiens zu stellen, hat der König uns erst einen elenden Gasthof zum Aufenthaltsort und jetzt einen Winkel dieses alten Schlosses eingeräumt, aus welchen wir nur gegen Abend herauskriechen dürfen, als ob wir Fledermäuse oder Eulen wären, deren Erscheinung bei Sonnenlicht für ein böses Omen gehalten wird.“

„Es thut mir sehr leid,“ erwiderte die Prinzessin stockend, im Gefühl der unangenehmen Lage, worin sie diese Zusammenkunft versetzte, „daß ich bis jetzt nicht im Stande gewesen bin, Sie nach Gebühr zu empfangen, Frau Gräfin. Ihre fürstliche Nichte scheint mir mehr zufrieden zu sein, als Sie.“

„Viel, viel besser, als ich es sagen kann!“ rief die junge Fürstin lächelnd. „Ich suchte nur Sicherheit gegen die Willkür des französischen Eroberers, und fand Einsamkeit und Verborgenheit obenein. Die Abgeschiedenheit unseres früheren Aufenthaltsorts und die noch

größere Einsamkeit dessen, welcher uns jetzt angewiesen ist, geben in meinen Augen der Gnade, welche Se. Majestät uns unglücklichen Flüchtlingen hat angedeihen lassen, einen noch größeren Werth."

„Welche Sprache, liebe Nichte?" sagte die Gräfin entrüstet, „laß uns lieber frei nach unserem Gewissen reden. Da wir endlich mit einer unsers Geschlechts allein sind, denn jener bildhübsche junge Soldat ist blos als eine Bildsäule zu rechnen, da er des Gebrauchs seiner Glieder beraubt zu sein scheint, und seine Zunge jedenfalls in der Sprache Frankreichs nicht brauchen kann. Ich bekenne freimüthig, daß es nichts giebt, was ich mehr bereue, als diese Reise nach Turin gemacht zu haben. Ich erwartete einen glänzenden Empfang, Theater und Feste aller Art, und statt aller dieser finde ich nichts als Abgeschiedenheit und Gefangenschaft. — Die beste Gesellschaft, mit der Se. Majestät uns bekannt machte, war ein Landstreicher, ein Albanese, durch den wir unsern Briefwechsel nach Nizza bewerkstelligen mußten. Vielleicht findet es Se. Majestät staatskluge Einsicht für gut, uns in diesem Raubneste von Schloß, bis zu unserem Lebensende einzumauern, um die fürstlichen Besitzungen an sich zu reißen, wenn das alte Haus Este erloschen ist, wie er es schon in Parma und Modena gemacht hat. — Der Kaiser von Frankreich war nicht so grausam, er bot wenigstens meiner Nichte den häßlichen Herzog von Morny als Gemahl an."

„Ich würde den Schleier für besser halten, als einen häßlichen Gemahl," sagte die Prinzessin, die nur mit Mühe eine Gelegenheit fand, ein Wort dazwischen sprechen zu können.

„So sollte man wenigstens die Wahl haben, Madame," entgegnete die gesprächige Gräfin. „Gott weiß es, daß ich nur für das Wohl meiner fürstlichen Nichte spreche, denn was mich selbst anbetrifft, so habe ich alle Gedanken an eine zweite Vermählung aufgegeben. Sie lächeln, Madame, aber bei Allem, was mir heilig ist, es ist wahr, indessen ist dies keine Entschuldigung für den König Victor Emanuel, dessen Betragen mehr einem Henker . . ."

„Halten Sie ein, Frau Gräfin!" sagte die Prinzessin mit Hoheit, „Sie sprechen von meinem Vater!"

„Von Ihrem Vater!" stammelte die Gräfin Zini bis auf den Tod erschrocken. „Ich wußte nicht, daß . . ."

„Genug davon," unterbrach sie die Tochter des Königs. „Ich bin die Prinzessin Angola, sind Sie indessen unbesorgt, Frau Gräfin,

fügte sie im milden Tone hinzu," Sie hatten nicht die Absicht, zu beleidigen, und ich fühle mich nicht beleidigt. Mein Einfluß, Ihnen Ihr Loos erträglicher zu machen, steht Ihnen zu Gebote, aber leider vermag ich nur wenig, aber dieses Wenige biete ich Ihnen, meine Damen, mit willigem Herzen an."

Diese verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor der Prinzessin und sprachen ihren Dank aus. Die Königliche Tochter Victor Emanuel's nahm einen Sessel, und nöthigte die beiden Damen, sich zu beiden Seiten niederzulassen. Die Unterhaltung zwischen ihnen hatte noch nicht eine Viertelstunde gedauert, als die Thür am unteren Ende der Gallerie sich öffnete, und eine männliche Gestalt, in einen Reitermantel gehüllt, eintrat. Des Königs Befehl eingedenk und entschlossen, sich nicht zum zweiten Male saumselig finden zu lassen, schritt Ben Ellinor sogleich auf den Eintretenden zu, stellte sich zwischen ihn und die Damen und ersuchte den Fremden in höflichen Worten, die Gallerie auf der Stelle zu verlassen.

„Auf wessen Befehl?" fragte der Fremde in einem Tone verächtlicher Ueberraschung.

„Auf den Sr. Majestät des Königs!" antwortete Ben Ellinor mit Festigkeit, „und ich stehe hier, ihm unter allen Umständen Nachdruck zu verleihen!"

„Doch nicht etwa gegen den Prinzen von Carignan!" rief der Fremde, indem er seinen Mantel sinken ließ.

Ben Ellinor zauderte einen Augenblick. Er wußte nicht, was er in diesem Falle thun sollte. Wie konnte er auch gegen den Prinzen, der im Begriff stand, sich mit der Familie des Königs zu verbinden, den Befehl geltend machen?

„Ew. Hoheit Willen vermag ich keine Gewalt entgegenzusetzen," antwortete Ben Ellinor zögernd. „Dieselben werden mir indessen bezeugen, daß ich auf diesem Posten meine Pflicht gethan habe, so weit dies der Wille Ew. Hoheit mir verstattete."

„Beruhigt Euch, junger Mann," versetzte der Prinz lächelnd, „es soll Euch nichts zur Last gelegt werden. Der Befehl des Königs soll gewiß auf mich keine Anwendung finden."

Er trat nach diesen Worten weiter vor und begrüßte die Prinzessin Braut mit der Gezwungenheit, welche immer in seiner Höflichkeit lag, wenn er sich an sie wandte.

Er habe aus einem Gespräche des Königs mit Floridan Riccardi

gehört, daß Gesellschaft in der Gallerie sei. Da er nun mit Humbert hier in der Nähe gespeist, so habe er sich die Freiheit genommen, sie durch seine Gegenwart zu vermehren.

Die Röthe, womit sich die bleichen Wangen der Prinzessin überzogen, und welche in diesem Augenblicke einen gewissen Reiz über ihre Züge verbreitete, zeugte davon, daß diese Vermehrung der Gesellschaft ihr nichts weniger als gleichgültig sei. Sie beeilte sich, den Prinzen den beiden Damen vorzustellen, welche ihn mit der seinem Range gebührenden Ehrerbietung empfingen, und die Prinzessin Angola ersuchte ihn, indem sie auf einen Sessel deutete, an ihrer Unterhaltung Theil zu nehmen. Der Prinz nahm mit einer Verbeugung Platz, setzte sich aber so, daß er, ohne den Anschein zu haben, die Prinzessin zu vernachlässigen, im Stande war, den größern Theil seiner Aufmerksamkeit ihrer schönen Nachbarin zu schenken. Dieses Manöver schien Anfangs der Prinzessin Braut mehr zu gefallen, als ihr unangenehm zu sein. Sie bestärkte den Prinzen in seinen Galanterien gegen die schöne Fremde, und schien diese als Artigkeiten gegen sich selbst anzusehen. Allein der Prinz von Carignan hatte, wenn gleich gewohnt, sich unter das strenge Joch des Königs zu beugen, so oft er sich in der Nähe des Monarchen befand, dennoch fürstlichen Sinn genug, um seinen eigenen Neigungen zu folgen, sobald dieser Zwang wegfiel, und da sein hoher Rang ihm ein Recht gab, sich über die gewöhnlichen Ceremonien hinwegzusetzen und auf einmal zur Vertraulichkeit überzugehen, so wurde das Lob, welches er der Schönheit der jungen Fürstin von Este spendete, so feurig und floß mit so unbeschränkter Freiheit von seinen überströmenden Lippen — was vielleicht auch seinen Grund darin hatte, daß er soeben erst von der Mittagstafel kam und zu sehr den Wein in Anspruch genommen hatte, — daß er am Ende beinahe in Leidenschaft zu gerathen, und die Anwesenheit der Prinzessin Braut fast ganz zu vergessen schien.

Der Ton der Schmeichelei, den der liebeglühende Prinz so plötzlich annahm, war nur einer Person in diesem Kreise nicht unangenehm, denn die Gräfin von Zini sah im Geiste schon eine Verbindung des Prinzen von Carignan mit derjenigen zu Stande gebracht, deren edle Geburt, Schönheit und große Besitzungen in der, von Napoleon III. in Besitz genommenen Grafschaft Nizza, eine solche ehrenvolle Vereinigung keineswegs unwahrscheinlich machten, sobald

nur die Absichten des Königs Victor Emanuel nicht mit in Rechnung kamen. Die junge Fürstin hörte die Schmeicheleien des Prinzen nicht nur mit Aengstlichkeit und Verlegenheit an, sondern warf auch von Zeit zu Zeit einen flehenden Blick auf die Prinzessin Angola. — Diese, welche die gröbliche Vernachlässigung ihrer Person von Seiten ihres Verlobten nicht länger ertragen konnte, sank plötzlich mit einem schweren Seufzer in den Sessel zurück, indem sich ihre Wangen mit Todtenblässe bedeckten, der den Prinzen aus dem Lande seiner süßen Träume zur rauhen Wirklichkeit zurückbrachte, und die Gräfin Zini veranlaßte, die Prinzessin Angola zu fragen: ob Ihre Königliche Hoheit sich unwohl fühle?

„Ein plötzlicher stechender Schmerz in der Stirn; raubte mir fast das Bewußtsein," antwortete die Prinzessin leise. „Doch scheint der heftige Schmerz vorüberzugehen."

Die zunehmende Blässe ihrer Wangen strafte indessen ihre Worte Lügen, und gab der Gräfin Zini Veranlassung, um Hülfe zu rufen, da die Prinzessin einer Ohnmacht augenscheinlich nahe war.

Die Prinz von Carignan biß sich in die Lippen und verwünschte im Stillen die Thorheit, seine Zunge nicht besser im Zaume halten zu können. Er sprang hastig auf, lief die Gallerie entlang und rief die Damen vom Gefolge der Prinzessin, welche sich in ein Nebengemach zurückgezogen hatten, herbei. Als diese eintraten, und die gewohnten Mittel anwandten, fühlte sich der Prinz als Mann von Ehre für verpflichtet, behülflich zu sein, sie wieder in's Leben zurückzurufen. Seine Stimme, welcher Mitleid und die Vorwürfe, die er sich machte, einen beinahe zärtlichen Ton geliehen hatten, war das wirksamste Mittel, sie wieder zur Besinnung zu bringen, und gerade in dem Augenblicke, in welchem die Ohnmacht vorüberging, trat plötzlich der König durch die geheime Thür in die Gallerie. — Er zog seine Augenbrauen drohend zusammen und warf einen finstern und zugleich forschenden Blick auf die Anwesenden. Dann aber, als er sich über die Ursache der Bewegung unterrichtet zu haben schien, wandte er sich zunächst an den Prinzen.

„Ihr hier, mein schöner Vetter?" fragte er spöttisch, fügte aber gleich darauf, sich an Ben Ellinor wendend, im drohenden Tone hinzu, „hatte ich Euch nicht streng befohlen . . ."

„Verzeihen Ew. Majestät dem jungen Mann!" unterbrach ihn der Prinz im unterwürfigen Tone. „Er hat wahrlich seine Pflicht

nicht verabsäumt. Allein ich hörte zufällig, daß die Prinzessin in dieser Gallerie sei, um . . ."

„Und ich bin sicher, daß man Euch nicht abgewiesen haben wird, als Ihr hierher kamt, den Hof zu machen," unterbrach ihn der König seltsam lächelnd, der den Prinzen in diesem Augenblick so erscheinen lassen wollte, als nähre er ebenfalls eine Leidenschaft, die nur seine unglückliche Tochter fühlte. „Aus diesem Grunde macht Ihr die Cavaliere meiner Leibwache von ihrer Pflicht abwendig, Prinz von Carignan? — Doch beruhigt Euch, man muß einem jungen Mann, der nur für die Liebe lebt, schon etwas zu Gute halten."

Der Prinz erhob das Haupt und machte eine Geberde, als ob er Willens sei, die Bemerkungen des Königs zu berichtigen, allein die Furcht vor ihm, an welche er von Kindheit an gewöhnt war, fesselte seine Zunge.

„Und Angola ist nicht wohl?" fuhr der König fort, „betrübt Euch nicht darüber, lieber Vetter, ihr Unwohlsein wird wohl vorübergehen. Gebet der Prinzessin Euren Arm, sie in ihre Gemächer zu führen, während ich die fremden Damen zu den ihrigen begleiten will."

Diese Worte wurden in einem Tone gesprochen, welcher an den des Befehls zu grenzen schien, so daß der Prinz seiner Verlobten bestürzt den Arm bot, und sich mit ihr nach dem einen Ende der Gallerie hin entfernte, während der König mit den artigsten Manieren von der Welt, die fremden Damen zu ihren Gemächern führte, welche auf der anderen Seite lagen. — Der Monarch verbeugte sich tief, als sie eintraten und begab sich dann in die Gallerie zurück.

Mit langsamen, nachdenklichen Schritten und zu Boden geschlagenen Augen schritt der König auf Ben Ellinor zu, der auch seinen Antheil an des Monarchen Mißfallen erwartend, seiner Annäherung mit nicht geringem Herzklopfen entgegensah.

„Ihr habt Euch schwer vergangen, junger Mann!" sagte der König im rauhen Tone, indem er seine Augen mit einem finstern Ausdrucke auf Ben Ellinor richtete, und verdientet harte Strafe! — Kein Wort der Entschuldigung! — Was kümmern Euch die Prinzen und Prinzessinnen! — Nur meinen Befehlen habt Ihr zu gehorchen!"

„Ew. Majestät halten zu Gnaden," versetzte der junge Cavalier schüchtern, „aber was konnte ich thun, wenn der Prinz . . ."

Was Ihr thun konntet, wenn man mit Gewalt Eueren Posten

zu überschreiten versucht? — Alberne Frage! rief der König verächtlich. „Wozu trägt Ihr die Büchse in Euerem Arm? — Wenn der stolze Rebell sich nicht augenblicklich entfernen wollte, so mußte er in dieser Gallerie sein Ende finden! Der Befehl eines Königs muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden! — Geht durch jene Thür, sie führt Euch in die innern Gemächer, dort werdet Ihr Floridan Riccardi antreffen. Schickt ihn sogleich hieher, und geht dann auf Euer Zimmer. Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so haltet Euere Zunge eben so sehr im Zaum, als Ihr heute Euere Hand hättet mehr Freiheit lassen sollen. Ich will Eueren Ungehorsam für dieses Mal vergessen!"

Froh, so leichten Kaufs davon zu kommen, aber mit dem Gefühl der Empörung über die Härte des Königs, der von ihm eine That verlangte, die er niemals auszuführen im Stande war, schlug Ben Ellinor den ihm bezeichneten Weg ein, und machte den Kammerdiener mit dem Befehle des Königs bekannt. — Dieser beeilte sich, vor seinem Gebieter zu erscheinen.

Als der Günstling in die Gallerie eintrat, fand er den König gedankenvoll in dem Sessel sitzend, den die Prinzessin vor wenigen Minuten verlassen hatte. Des Monarchen erste Worte waren sehr ungnädig als er Floridan bemerkte.

„Nun Riccardi," sagte er unwillig, „Euere schönen Pläne schmelzen wie der Schneee beim Südwinde!"

„Ich habe mit Bedauern vernommen, Ew. Majestät, daß die Sachen nicht ganz gut stehen," versetzte Floridan, lauernd das Gesicht des Königs betrachtend.

„Nicht ganz gut stehen!" rief der Monarch wüthend, indem er aufsprang und mit heftigen Schritten in der Gallerie auf und nieder ging. „Sehr schlecht stehen sie, Floridan, so schlecht, als nur irgend möglich! Das kommt von Euerem romantischen Rath, mich zum Beschützer flüchtiger und eigensinniger Frauenzimmer aufzuwerfen, wodurch ich mir den Unwillen Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich, meines erhabenen Freundes, zugezogen habe, der in diesem Augenblicke verhängnißvolle Folgen für mich haben kann. Ich sage, Dir, Floridan, ganz Deutschland im Bunde mit Oesterreich rüstet gegen Preußens König, meinen hohen Verbündeten, stelle ich nun den Kaiser Napoleon nicht zufrieden, so kann es leicht kommen, daß ich seinen Schutz verliere, den ich in dieser, für Italien bedeutungs=

vollen Zeit, nicht entbehren kann. Oesterreich habe ich noch durch Schmeicheleien besänftigt, und meiner Politik den Anschein gegeben, als wünsche ich den Frieden, da ich ohne Preußen ihm nicht Trotz bieten kann, und dieses hat noch alle Hände voll zu thun, die Fürsten Deutschlands auf seine Seite zu ziehen, wozu wenig Aussicht vorhanden zu sein scheint. Und nun kommt mir noch der Kaiser Napoleon auf den Hals, dessen Neutralität wir Alle so sehr bedürfen. — Aber die Schuld an diesem Unfalle trägst Du ganz allein, denn Du hast mich am meisten bestürmt, diese Weiber aufzunehmen und mich jenes verwünschten Albanesen zu bedienen, der an mich zum Verräther wurde.

„Ew. Majestät kennen die Gründe," erwiderte der Günstling listig. „Die großen Besitzungen der jungen, schönen Fürstin liegen zwischen der Grenze von Italien und Frankreich, und sind für uns von wichtigem Einflusse, wenn es uns gelingt, die reizende Dame mit Jemand zu vermählen, der gegen Ew. Majestät Königreich gut gesinnt ist. Die Zeit wird kommen, in welcher wir den an den Kaiser Napoleon abgetretenen Theil wieder zurück verlangen werden. Ein Dynastiewechsel in Frankreich wird uns die Grafschaft Nizza mit dem Uebrigen wieder in die Hände spielen."

„Das ist allerdings ein sehr verlockender Köder!" rief der König nachdenklich, „und wäre unser Vorhaben von dem nichtswürdigen Albanesen nicht verrathen worden, so hätten wir wohl eine Heirath mit der reichen Erbin und einem unser Edlen zu Stande gebracht. — Wie konntest Du Dich nur eines so erbärmlichen Kerls zu Aufträgen bedienen, die so viel Vertrauen erfordern?"

„Ew. Majestät wollen geruhen, sich zu erinnern," erwiderte Floridan lächelnd, „daß Se. Excellenz, der Herr General-Gouverneur Tofano, ihn in Gemeinschaft Sr. Eminenz, Monsignor Viale Prelà, dringend empfohlen haben."

„Nun, der Verräther hat seinen wohlverdienten Lohn erhalten, und Friede sei mit ihm!" sagte der König zufrieden sich die Hände reibend. „Allein diese Damen!" fuhr er besorgt fort, „nicht allein der Herzog von Gramont bedroht uns im Namen seines Souverains, sondern die Gegenwart derselben dürfte auch die Pläne in meiner eigenen Familie stören. Mein einfältiger Vetter Carignan hat die junge Fürstin gesehen, und ich befürchte, daß ihr Anblick ihn bei der Verbindung mit Angola leicht weniger geschmeidig machen dürfte."

„Ew. Majestät können ja die Damen nach Paris zurücksenden, und so sich mit dem Kaiser aussöhnen," erwiderte der Günstling listig. „Man würde dies zwar für schimpflich halten, doch wenn die Nothwendigkeit das Opfer erheischt . . ."

„Wenn Vortheil das Opfer erheischte, willst Du sagen," unterbrach ihn der König unwillig, „so sollte es ohne Zögern gebracht werden. Es wäre aber doch herzzerreißend, wenn ich frühere Unterthanen von meinem Königreiche in das Joch des Kaisers zurückliefern müßte. Ich kann unmöglich die Vortheile aufgeben, welche unser Plan, das Mädchen mit einem Freunde meines Hauses zu vermählen, zu versprechen scheint."

„Ew. Majestät könnte die Hand der Fürstin irgend einem zuverlässigen Freunde geben, der die ganze Schuld auf sich nähme und Ew. Majestät ergeben wäre, selbst wenn Ew. Majestät ihn verleugneten," fuhr der Kammerdiener lauernd fort.

„Ja, wo soll ich gleich einen solchen erprobten Freund finden, der den Zorn des Kaisers Napoleon auszuhalten und dem Haß des Herzogs von Morny zu widerstehen vermag," sagte der König überlegend. „Vielleicht der Kriegsminister Farini," fuhr er nach einer Pause fort, „nein, nein, dieser nicht. Ehre und Reichthümer verändern den Sinn des Menschen nur zu leicht! In diesem wichtigen Falle kann ich Niemand trauen!"

„Ew. Majestät könnten vielleicht auch noch Andere finden," versetzte Floridan Riccardi in einer seltsamen Weise, und in einem weit einschmeichelnderen Tone, als dem, dessen er sich gewöhnlich bei der Unterhaltung mit dem Könige bediente, der ihm so sehr viel Freiheit gestattete, „Leute, die gänzlich von der Gnade Ew. Majestät abhangen und die ohne diese ebenso wenig, als ohne Sonne und Luft leben können. — Leute, die mehr mit dem Kopfe als durch die Hand gelten. Männer, die . . ."

„Männer, die Dir ähnlich sind, nicht wahr?" rief der König, laut auflachend. „Nein, Floridan, bei meiner Seele, der Bolzen war zu rasch abgeschossen. Nicht wahr, weil ich Dich mit meinem Vertrauen begnadige, und es übersehe, wenn Du Dir gegen die Cavaliere meines Hofes einen ungebührlichen Ton herausnimmst, glaubst Du dazu angethan zu sein, der Gemahl dieser reizenden Fürstin werden zu können. Verlangst vielleicht, daß ich Dich in den Fürstenstand erhebe? — Du, der niedrig geborene Diener, dessen Weisheit

höchstens auf eine Art von Verschmitztheit basirt, und dessen Ergebenheit mehr als zweifelhaft ist!"

„Ew. Majestät zeihen mich einer Anmaßung, deren ich wahrlich nicht schuldig bin!" entgegnete der listige Italiener erbleichend.

„Das ist mir lieb zu hören, Floridan!" sagte der König freundlich, „und ich halte Dein Wort für viel gesunder, da Du eine solche Thorheit ableugnest. Aber ich glaube doch, daß Deine Rede stark auf die Träumerei hinausging. Nun, lassen wir das!" fügte der Monarch ernst hinzu. „Ich darf in diesem Augenblicke, wo so Vieles auf dem Spiele steht, diese Schönheit nicht mit einem meiner Unterthanen vermählen — ich darf sie aber auch nicht nach Frankreich zurücksenden und sie die Beute des Herzogs von Morny werden lassen. — Aber wie helfen. Man muß die Damen unter der Hand damit bekannt machen, daß sie nicht länger hier verbleiben können, da ihretwegen ernstliche Zerwürfnisse zwischen mir und dem Kaiser auszubrechen drohen, und da ich sie nicht gern an Frankreich ausliefern möchte, so wünschte ich, daß sie heimlich mein Königreich verlassen mögen."

„So werden sie verlangen, nach England geschickt zu werden," erwiderte der Günstling kopfschüttelnd, „um dort in die Hände eines edlen Lords zu fallen, der die ungeheuren Reichthümer der Fürstin in seinem Vaterlande verwenden wird."

„Nein, nein!" rief der König hastig. „Wir dürfen unsern lieben Bruder von Frankreich nicht so empfindlich beleidigen, daß wir die Damen nach England gehen lassen. Das würde uns eben so gut sein Mißfallen zuziehen, als wenn wir sie noch fernerhin hier geheim halten. — Nein, nein, das geht nicht! — Wir wollen sie unter der Obhut der heiligen Kirche stellen, und das Aeußerste, was wir in dieser fatalen Sache thun können, ist, dafür zu sorgen, daß die Damen verkleidet und mit einem unscheinbaren Gefolge abziehen, um sich zu dem heiligen Vater nach Rom zu flüchten, der die schöne Fürstin schon beschützen wird."

„Bei Allem, was heilig ist, Ew. Majestät!" rief Floridan sich plötzlich besinnend. „Da ist der Bandenführer Morani, General Sr. Ex-Majestät Franz II. von Neapel, der bei seiner räuberischen Armee ein Corps von Weibern mit sich führt, worunter die Lady White und die Admiralin Emilie den ersten Platz in seinem Herzen einnehmen. Dieses Raubthier der Apenninen dürfte der passendste Ge-

mahl der Fürstin von Este sein. Er hat eine Bande Bösewichter um sich, als es nur eine geben kann, es fehlt ihm weiter nichts, als etwas Gebiet, das er das seinige nennen kann, und da dies durch eine Heirath zu erwerben ist, so denke ich, daß er, ohne etwas Mehreres als einen Wink, bei der Fürstin werben und diese heimführen wird. Er stammt übrigens aus dem Geschlechte der Fürsten von Toskana, und wird sich um den Schutz Pius IX. nicht viel kümmern. Eine bessere Parthie für die Fürstin; und einen gefährlichen Feind ergebener zu machen, wüßte ich in der That Ew. Majestät nicht vorzuschlagen."

Der König lachte laut auf und sagte im heitern Tone:

„Wenn Morani auch von edler Geburt ist, so hat er doch das Benehmen, das Gesicht und das Aeußere, sowie das Herz eines Raubthieres der Apenninen! — Die Fürstin wird seine Hand niemals freiwillig annehmen!"

„Seine Art der Bewerbung wird, wenn ich mich nicht in ihm irre, es ihr schwer machen, eine andere Wahl zu treffen," versetzte Floridan sarkastisch. „Sobald er Ew. Majestät günstige Gesinnung kennt, glaube ich, daß er keinen Augenblick Anstand nehmen wird, sich der reichen Beute zu versichern. O, die Person der schönen Fürstin wird aus dem Rebellen Morani einen treuen Anhänger Ew. Majestät machen. — Ich werde Mittel finden, General Morani von dem Reiseziel der Damen Kenntniß zu geben, und es ihm dann selbst überlassen, Zeit und Ort zu wählen, um seine eindringliche Bewerbung anzubringen."

„Vortrefflich!" rief der König, „durch diesen Plan ziehen wir uns aus der gefährlichen Situation heraus. Ich weiß Jemand, der die Damen begleiten soll."

„Und darf ich fragen, wem Ew. Majestät einen so wichtigen Auftrag ertheilen wollen?" fragte der Günstling forschend.

„Natürlich einem Fremden," antwortete der König. „Jemanden, der weder Verwandte noch sonstige Verbindungen in den Legationen hat, welche unserm Plane hinderlich sein könnten, und der davon gerade soviel zu wissen braucht, als unumgänglich nothwendig ist. — Kurz, ich habe die Absicht, den jungen Officier Ben Ellinor mit Ausführung meiner Befehle zu betrauen."

Floridan Riccardi schwieg eine Weile, mit der Miene, welche

einen Zweifel an der Klugheit der Wahl auszusprechen schien, und fügte dann laut hinzu:

„Ew. Majestät haben in diesen fremden, jungen Mann viel schneller Vertrauen gesetzt, als dies sonst der Fall ist."

Was auch des listigen Italieners eigentliche Meinung über die Ursachen sein mochte, so wagte er es doch nicht, Einwendungen gegen den Königlichen Willen zu machen. Er fügte daher nur noch die Worte hinzu:

„Ich hoffe, der junge Cavalier wird sich bei der Ausführung eines so gefährlichen Auftrages treu erweisen."

„Wir werden dafür Sorge tragen, daß er keine Gelegenheit habe, anders zu sein," versetzte der König kalt. „Denn er soll nur wissen, daß er abgesandt ist, die Damen nach Rom zu dem heiligen Vater zu geleiten. Von der wahrscheinlichen Dazwischenkunft Morani's soll er so wenig wissen, als sie selbst. — Niemand soll von dem Geheimnisse unterrichtet sein, als der Führer, welcher die Karawane auf wenig betretenen Landstraßen nach Rom führt. Es muß von Dir, Floridan, Jemand beschafft werden, der zu unsern Absichten taugt und genau die Gegenden kennt."

„In diesem Falle aber wird der junge Cavalier, nach seinem Aeußeren zu urtheilen, zu seinen Waffen greifen, sobald der wilde Wolf der Apenninen sich auf sie stürzt, dessen Zähnen er dann nicht so leicht entgehen dürfte, als diesen Morgen bei der Jagd," sagte der Günstling besorgt.

„So mögen sie ihn zerreißen!" fuhr der König im kalten Tone fort. „Es liegt ebenso wenig daran, daß er getödtet, als die Flasche zerbrochen wird, wenn sie geleert worden ist. Vor allen Dingen müssen wir Anstalten zur Abreise der Damen treffen, und einen bequemen Reisewagen beschaffen, alsdann müssen wir den Herzog zu überreden suchen, daß die Flucht der schönen Fürstin ohne unser Zuthun vor sich gegangen sei, indem ich sie der Obhut des Kaisers wieder zu überantworten gewünscht hätte, was ihre plötzliche Flucht verhindert habe."

„Der Herzog von Gramont ist aber viel zu klug, und sein Kaiserlicher Gebieter zu sehr gegen Ew. Majestät eingenommen, um dieses Märchen zu glauben," sagte Riccardi bedenklich.

„Unsere Vorkehrungen müssen so getroffen werden, daß sie es glauben müssen," erwiderte Victor Emanuel zuversichtlich.

Mit diesen Worten entließ der Monarch den Günstling und begab sich gleich darauf in die wohlverwahrten Gemächer der Fürstin von Este. Es würden, außer seiner Erlaubniß, nur wenig Ueberredungsgründe dazu gehört haben, sie zu ihrer Entfernung von seinem Hofe zu bestimmen, da er den Damen zu verstehen gab, daß der Herzog von Gramont ihren Aufenthalt durch Spione entdeckt, und ihre Auslieferung verlangt habe. — Daß der heilige Vater Macht genug besaß, sie vor allen Angriffen Frankreichs zu schützen, konnte nicht in Zweifel gezogen werden, da ihm seine hohe geistliche Würde die Mittel an die Hand gab, die Flüchtigen gegen alle Fürsten der katholischen Christenheit zu vertheidigen. Die Schwierigkeit war indessen die, den päpstlichen Hof sicher zu erreichen. — Der König versprach, den Herzog mit seinen Spionen, durch geschickte Hände auf falsche Fährte zu leiten, und das Gerücht zu verbreiten, daß die Damen in der Nacht aus Schloß Moncaglieri entflohen wären, aus Furcht, in die Hände des Herzogs zu fallen, und daß sie ihren Weg nach den Grenzen Oesterreichs genommen hätten. Er versprach ihnen die Begleitung eines kleinen, aber treuergebenen Gefolges, und Schreiben an die Befehlshaber aller Städte und Festungen, welche sie passiren müßten, mit dem Befehle, ihnen jeden Beistand zu leisten, den sie etwa verlangen sollten.

Die Damen machten keine Einwendungen gegen die eilige Abreise. Sie waren vielmehr zufrieden, noch in derselben Nacht abreisen zu dürfen.

Geschäfte und Abenteuer schienen in der That auf Ben Ellinor mit der Gewalt einer Springfluth sich heranzuwälzen. Er wurde durch Floridan eiligst in die Gemächer des Generals Pimodan berufen, in welchen er, zu seiner Verwunderung, wieder den König traf. — Nach einigen Worten, über die Ehre und das Vertrauen, daß ihm durch die Gnade des Königs zu Theil werden sollte, und welche ihm schon die Furcht einjagten, daß man ihn wiederum zu einem Dienste bestimmt habe, der seinen Gefühlen noch mehr widerstreben dürfte, wurde er nicht allein von dieser Besorgniß befreit, sondern was er vernahm, erfüllte sein Herz mit namenloser Freude. Man sagte ihm: daß er auserseben sei, mit vier Anderen, die unter seinen Befehlen stehen sollten, und unter dem Beistande eines erfahrenen Führers, die Fürstin von Este und die Gräfin von Zini an den päpstlichen Hof nach Rom, auf die sicherste und bequemste, aber

auch zugleich auf die geheimste Weise zu begleiten. Man übergab ihm eine Reiseroute, welche die erforderlichen Bestimmungen über die Ruheplätze enthielt, wozu man meist Dörfer, Klöster und von großen Städten entfernte Orte gewählt hatte, und ertheilte ihm Vorsichtsmaßregeln, die er nehmen müsse, sobald er sich der Grenze oder dem Kirchenstaate nähere. Er wurde gehörig instruirt, um die Rolle eines Haushofmeisters „zweier englischer vornehmen Damen" zu spielen, welche ein Gelübde zwang, die ewige Stadt, ohne Benutzung von Eisenbahnen, als Pilger zu besuchen.

Ohne irgend einen bestimmten Begriff von der Ursache seines Entzückens zu haben, schlug Ben Ellinor's Herz hoch vor Freuden bei dem Gedanken, der Schönheit aus dem Gasthofe zum „goldenen Stern" jetzt so nahe zu kommen, und noch dazu in einer Lage, welche ihn zu großem Vertrauen von ihrer Seite berechtigte, da ihr Schutz größtentheils von seiner Umsicht und seinem Muthe abhing.

Mit Niemand über seine geheime Mission zu sprechen, wurde ihm eindringlichst befohlen, und Ben Ellinor eilte auf sein Zimmer, in einer Gemüthsaufreguug, wovon er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Floridan brachte ihm nach einer Weile Waffen und Kleidungsstücke, wie es einem Oberbeamten in einem vornehmen englischen Hause zukam.

„Man wird Euch bei Eueren Freunden und Kameraden entschuldigen," schloß Floridan seine Rede, „und wenn Ihr nach Vollziehung Eueres Auftrages glücklich zurückgekehrt, so werdet Ihr ohne Zweifel einer weitern Beförderung würdig befunden werden, welche Euch der Mühe überheben wird, von Eueren Schritten irgend Jemand Rechenschaft abzulegen."

In dieser Weise sprach Floridan Riccardi — der Böse, — indem er wahrscheinlich bei sich berechnete, wie sehr es zu vermuthen stehe, daß das Loos des armen, jungen Mannes, dessen Hand er, während er sprach, so theilnehmend drückte, bei der Ausführung seines Auftrages, entweder Tod oder Gefangenschaft sein würde.

Einige Minuten vor zwölf begab sich Ben Ellinor, den erhaltenen Befehlen gemäß, in den zweiten Hof des Schlosses und blieb an dem Rolands-Thurm stehen. Er fand an dieser Stelle die Leute und die Pferde, aus welchen das Gefolge bestehen sollte. Ein eleganter Reisewagen, mit vier starken Pferden bespannt, der für die Damen und ihre beiden weiblichen Dienerinnen bestimmt war, hielt

zunächst dem Rolands-Thurme. Kein Wort der Erkennung wurde von allen Seiten gesprochen. Die Männer saßen regungslos auf ihren Pferden und einer von ihnen hielt einen stolzen Rappen für den jungen Offizier beim Zügel. Ben Ellinor bemerkte, daß die Männer wohl bewaffnet waren.

Gleich nach Mitternacht öffnete sich eine kleine Thür, welche am Fuße des Thurmes auf den Hof führte, und vier Frauen, von einem Manne begleitet, der in einen Mantel gehüllt war, traten heraus. Sie bestiegend schweigend den Wagen, während die Männer sich an die Spitze des Zuges setzten.

„Gott segne Euch!" flüsterte in diesem Augenblicke eine Stimme aus dem Wagen, deren Ton in Ben Ellinor's Herzen wiederhallte, „und vergebe Euch, selbst wenn Euere Absichten selbstsüchtiger sein sollten, als Euere Worte es vermuthen lassen. — Unter den Schutz des heiligen Vaters zu gelangen, ist mein sehnlichster Wunsch."

Der Mann, an den diese Worte gerichtet waren, murmelte eine unverständliche Antwort und ging in den Thurm zurück. — Ben Ellinor glaubte bei dem Mondschein in ihm den König zu erkennen, dessen Wunsch, seine gefährlichen Gäste sobald als möglich abreisen zu sehen, ihn wahrscheinlich bestimmt hatte, persönlich gegenwärtig zu sein, im Falle Bedenklichkeiten von ihrer Seite sich noch zeigen oder Schwierigkeiten von Seiten der Wachen des Schlosses gemacht werden sollten.

Nach etwa einer halben Stunde gelangte der Zug außerhalb des Königlichen Schloßgebietes und in die Nähe von Turin.

Der Mond, welcher jetzt aus den Wolken hervorbrach, ergoß ein ganzes Meer von Silberlicht über die herrliche Gegend. Der königliche Po strömte majestätisch durch die fruchtbarste Ebene von Italien dahin und seine Ufer waren mit zahllosen Dörfern und Städten bekränzt. — Selbst die Verhältnisse, in denen sich Ben Ellinor befand, und welche seine Aufmerksamkeit wohl allein hätten in Anspruch nehmen können, konnten die Verwunderung und das Entzücken nicht unterdrücken, womit der junge Cavalier eine Gegend betrachtete, bei welcher Kunst und Natur gewetteifert zu haben schienen, um sie mit ihrem reichsten Glanze auszustatten. Er wurde indessen sehr bald durch die Stimme der älteren Dame zu seiner Obliegenheit zurückgerufen, indem diese mit dem Befehlshaber der Escorte zu sprechen

verlangte. — Ben Ellinor spornte sein Pferd an, um sich dem Wagen zu nähern.

„Wer sind Sie, junger Mann?“ fragte die Gräfin, Ben Ellinor forschend betrachtend.

Er nannte seinen Namen und Stand in höflichem Tone.

„Sind Sie mit dem Wege genau vertraut, den wir zu nehmen haben?“ fuhr die Gräfin ängstlich fort.

„Leider bin ich nicht völlig unterrichtet, habe aber ausreichende Verhaltungsbefehle, und werde an dem ersten Ruheorte einen Führer erhalten, welcher vollkommen im Stande sein soll, den übrigen Theil der Reise anzuordnen“, antwortete Ben Ellinor zuvorkommend.

„Und warum sind Sie gerade zu einem so wichtigen Auftrage erwählt worden, junger Herr?“ fragte die Dame weiter. „Man sagt mir, Sie wären derselbe Cavalier, der in der Gallerie, wo wir die Prinzessin sprachen, die Wache hatte. Nehmen Sie mir es nicht übel, mir scheint aber, daß Sie zur Ausführung eines große Umsicht und Erfahrung fordernden Auftrages noch zu jung sind. Im Uebrigen sind Sie ein Fremder und sprechen die Sprache dieses Landes auch als ein solcher.

„Ich bin als Soldat verpflichtet, den Befehlen des Königs zu gehorchen, Frau Gräfin, aber nicht darüber Betrachtungen anzustellen“, erwiderte Ben Ellinor mit Festigkeit.

„Sind Sie von edler Geburt?“ fuhr die Gräfin fort.

„Das kann ich getrost behaupten“, sagte der junge Cavalier lächelnd.

„Und sind Sie nicht derselbe junge Mann, den ich im Gasthofe in der Gesellschaft des Königs sah?“ fragte die schöne Fürstin im schüchternen Tone.

Ben Ellinor bejahte die Frage.

„Dann glaube ich, daß wir uns beruhigen können, gnädige Tante“, fuhr die Fürstin freundlich lächelnd fort. „Das Wesen dieses jungen Mannes läßt nicht vermuthen, daß er sich zur Ausführung eines verrätherischen Planes gegen zwei hülflose Frauen hergeben wird.“

„Bei meiner Ehre, gnädigste Fürstin!“ rief Ben Ellinor mit der ganzen Gluth seines ungestüm pochenden Herzens, „bei dem hohen Namen, den ich zu führen mir anmaße, bei der Asche meiner armen Mutter! — Ich könnte mich eines Verraths gegen Sie nicht schuldig

machen, und wenn mir ganz Frankreich und Italien dafür geboten würden."

„Sie sprechen sehr gut, Herr Cavalier!" entgegnete die Gräfin mit Würde.

Eine Handbewegung der Dame bekundete ihm, daß er sich zurückzuziehen habe. — Man setzte die Reise bis zu Tagesanbruch schweigend fort. — Der Mond war inzwischen untergegangen und die Dämmerung fing an zu weichen.

„Um Gotteswillen, werfen Sie Ihren Blick zurück, Herr Officier", flüsterte plötzlich einer der Männer des Gefolges Ben Ellinor in's Ohr. „Ich glaube, wir werden verfolgt!"

„Fahre zu, Kutscher!" rief Ben Ellinor, „aber nicht in der Weise, daß man glauben könnte, wir ergriffen die Flucht, doch schnell genug, damit das Hinderniß, welches ich den vermuthlichen Verfolgern in den Weg legen werde, den Damen zu Statten kommt!"

Diese hatten die Worte Ben Ellinor's gehört. Die schöne Fürstin blickte furchtsam in die erregten Züge des jungen Cavaliers und flüsterte der Gräfin hastig einige Worte zu.

„Wir setzen unser ganzes Vertrauen in Sie, Herr Cavalier," sagte sie im ängstlichen Tone. „Retten Sie unsere Ehre, unsere Freiheit!"

„Beruhigen Sie sich, meine Damen," antwortete Ben Ellinor entschlossen. „Es sind nur zwei Männer, die uns zu verfolgen scheinen, und mit denen werden wir leicht fertig, wenn sie überhaupt eine böse Absicht im Schilde führen. Beim Himmel! sie sollen erfahren, wie ein Cavalier seine Pflicht zur Vertheidigung von hülflosen Damen thun kann. Heran zu mir, Ihr Leute!" rief er im herrischen Tone. „Die Männer sind bewaffnet, wie ich deutlich durch das Blitzen ihrer Waffen sehen kann! — Sie haben sicher nichts Gutes im Sinn!"

Während Ben Ellinor diese Worte sprach, zog er einen Revolver hervor, und lockerte den Degen an seiner Seite.

Die beiden Männer waren inzwischen näher gekommen. Ben Ellinor gewahrte, daß ihre Gestalten von weiten Mänteln dicht verhüllt, und die Gesichter von breitkrämpigen Hüten verdeckt waren.

„Macht uns Platz, Herr Cavalier!" rief der Eine von ihnen im scharfen Tone. „Wir kommen, Euch ein Amt abzunehmen, das über Euern Rang und Stand ist. — Ihr werdet wohl thun, die

Damen in jenem Wagen unserer Obhut zu überlassen, die wir besser dazu geeignet sind, sie zu beschützen und zu dienen, und zwar um so mehr, da wir wissen, daß sie in Euren Händen nicht viel besser als Gefangene sind!"

„Als Antwort auf Euer seltsames Verlangen, Ihr Herren, muß ich Euch sagen," erwiderte Ben Ellinor, entrüstet über den verächtlichen, hochfahrenden Ton, den der Sprecher anschlug, dessen Stimme ihm ungemein bekannt vorkam, obgleich sie offenbar verstellt war, „daß ich mich eines Auftrages entledige, der mir trotz meiner Unwürdigkeit von höchster Stelle ertheilt worden ist. Wenn Ihr nun auch, wie Ihr sagt, besser geeignet seid, jene Damen zu dienen und zu beschützen, so ziehen dieselben es doch vor, in meinem Schutze zu verbleiben! Deßhalb . . ."

„Fort, dünkelhafter Bettler!" rief der Zweite der Fremden im drohenden Tone. „Wage es nicht, uns Widerstand in den Weg zu legen!"

„Und weßhalb nicht, Ihr Unverschämten?" versetzte Ben Ellinor mit donnernder Stimme. „Wenn zwischen uns ein Rangunterschied obwaltet, was ich bis jetzt aber noch nicht weiß, so hat Eure Unhöflichkeit und die Art Eures pöbelhaften Auftretens denselben aufgehoben! Entfernt Euch, oder ich schieße Euch über den Haufen und gebe Euch eine Lehre mit auf den Weg, daß Ihr Zeit Eures Lebens daran denken sollt!"

In diesem Augenblicke sauste statt aller Antwort eine Kugel dicht an Ben Ellinor's rechter Wange vorbei, und streifte leicht die Haut. — Ein zweiter Schuß des Fremden streckte einen der Männer des Gefolges todt vom Pferde, während die Kugel Ben Ellinor's über die Köpfe der Angreifer hinwegflog. Doch wie der Blitz aus heitern Höhen flog der Degen des jungen Cavaliers aus der Scheide und ein gewaltiger Hieb traf den Kopf eines der Fremden, so daß er bewußtlos vom Pferde stürzte. Sein Gefährte vertheidigte sich zwar tapfer genug, wurde aber endlich doch übermannt und entwaffnet.

Ben Ellinor sprang vom Pferde, um den Verwundeten beizustehen, aber mit der Schnelligkeit eines Gedankens riß sich der gefangene Fremde aus den Händen der Männer los und sprang an die Seite seines am Boden liegenden Freundes.

„In Gottes und der Heiligen Namen!" rief er bebend, „be-

steigt Euer Pferd, junger Mann, macht Euch mit den Damen davon. — Sie haben schon Unheil genug angestiftet!"

„Mit Euerer Erlaubniß, mein Herr!" versetzte Ben Ellinor kalt, „will ich erst sehen, mit wem ich zu thun gehabt habe. Ich will wissen, wer den Tod dieses Mannes, der zu dem Gefolge der Damen gehört, zu verantworten hat, wenn er dazu überhaupt noch im Stande ist."

„Das sollt Ihr bei Eurem Leben nie erfahren oder erzählen können!" erwiderte der Unbekannte im drohenden Tone, indem er sich mit einer schnellen Bewegung des Degen seines Gefährten bemächtigte, der neben ihm am Boden lag. „Zieht in Frieden, Herr Cavalier!" fügte er gleich hinterher sanft hinzu. „Wenn wir Thoren waren, Eure Reise mit bewaffneter Hand zu unterbrechen, so haben wir dafür auch das Unheil zu erleiden, das über uns mit furchtbarer Schwere hereinbrechen wird, denn Ihr habt unwissend mehr Unglück angerichtet, als Euer ganzes Leben oder Eure Thaten je wieder gut machen können. — Doch wenn Ihr es nicht anders haben wollt," fuhr er entschlossen fort, als er sah, daß Ben Ellinor seine Worte nicht beachtete, und kühn auf ihn eindrang, so fahret dahin!"

Mit diesen Worten führte er blitzschnell einen gewaltigen Hieb nach dem Haupte des jungen Mannes, daß dieser schwindelnd und betäubt in's Knie sank und einen Augenblick in der Gewalt des Fremden war, hätte dieser den Hieb wiederholen wollen, der den Hut Ben Ellinor's so weit gespalten hatte, daß er das dichte Haar des jungen Mannes berührte, ohne mehr Schaden als eine starke Betäubung anzurichten. Der Fremde schien von der Jugend Ben Ellinor's, von Mitleid über seine Lage, oder von der Bewunderung seines entschlossenen Charakters ergriffen zu sein, denn er benutzte seinen augenblicklichen Vortheil nicht. Aber Ben Ellinor, der sich inzwischen gesammelt hatte, sprang hastig auf, um seinen starken Gegner mit der Entschlossenheit Jemandes anzugreifen, der Willens ist, entweder zu siegen oder zu sterben. Sein rechtlicher Sinn, oder sein Ehrgeiz ließ es nicht zu, daß die Männer, welche unter seinem Befehl standen, an dem Kampfe Theil nehmen durften. Ein schnell gesprochenes Wort des jungen, todesmuthigen Cavaliers ließ sie in Unthätigkeit bleiben.

Mit der Gewandheit seines heißblüthigen Wesens, griff er den

Fremden mit einer solchen Schnelligkeit an, und hielt ihn so in Athem, daß dieser sich kaum erfolgreich zu vertheidigen wußte.

Vergebens rief er Ben Ellinor in seiner Großmuth mit lauter Stimme zu: daß jetzt keine Ursache mehr zum Kampfe zwischen ihnen vorhanden sei, und daß es ihm Leid thun würde, einen solchen tapfern Gegner vernichten zu müssen, wenn er auf seine gut gemeinten Worte nicht hören wolle. Aber Ben Ellinor, welcher nur den Eingebungen eines leidenschaftlichen Verlangens Gehör gab, die Schmach seiner vorherigen Niederlage abzuwaschen, fuhr fort, ihn mit dem Ungestüm der Jugend in bedrohlicher Weise anzugreifen, indem er den Fremden bald mit der Schärfe, bald mit der Spitze seines Degens auf den Leib rückte, wobei er die Bewegungen seines Gegners, von dessen überwiegender Stärke er einen so empfindlichen Beweis erhalten hatte, so scharf beobachtete, daß er immer im Stande war, den Streichen seines gewichtigen Degens zur Rechten oder zur Linken auszuweichen.

„Nun, der Teufel hole den eigensinnigen Narren!“ brummte der Fremde wüthend vor sich hin. „Der nicht eher ruhen will, als bis ich seinen Hirnschädel zerschmettert habe!“

Bei dieser Gelegenheit änderte er plötzlich die Art seiner Vertheidigungsweise, indem er nur die Hiebe Ben Ellinor's mit gewandter Faust abwehrte, aber darauf bedacht war, dem tollkühnen Gegner, wenn sich ihm eine Blöße darbieten sollte, durch einen einzigen Hieb zu Boden zu strecken. — Wahrscheinlich würde ihm dieser verdeckte Kunstgriff geglückt sein, wenn nicht das Schicksal es anders beschlossen hätte. —

Der seltsame Zweikampf dauerte noch einige Minuten fort, wurde aber plötzlich durch das Erscheinen eines Haufens von berittenen Männern mit dem Rufe beendigt:

„Im Namen des Königs! — Auseinander!“

Beide Gegner ließen augenblicklich die Waffen sinken und traten zurück.

Ben Ellinor sah mit nicht geringem Erstaunen General Pimodan an der Spitze der Reiter und dicht neben ihm das finstere Gesicht des General-Gouverneurs Tofano mit einem Haufen Carabiniers.

Die unerwartete Ankunft dieser berühmten Persönlichkeiten kühlte mit einem Schlage die Kampfeslust der beiden Gegner. Der Fremde trat hastig an den General Pimodan heran, lüftete den Hut ein

wenig, blickte in sein zusammenzuckendes Gesicht und flüsterte ihm leise zu:

„Um Gottes Willen, kein Wort, General! — Retten Sie den Prinzen von Carignan! — Hier ist mein Degen, ich ergebe mich!“

„Wie? — was? der Prinz von Carignan?“ versetzte der General erbleichend. „Wie ging das zu, in des bösen Feindes Namen? — Das bricht dem Tollkopfe bei dem Könige auf immer den Hals!“

„Fragen Sie nicht weiter, Excellenz!“ unterbrach ihn Prinz Humbert ungestüm, denn dieser war der Fremde, „es ist Alles meine Schuld! — Sehen Sie, General, er bewegt sich. — Ich verfolgte die Damen, um das reizende Gesicht der jungen Fürstin, die ich liebe, noch einmal zu sehen, ihr Lebewohl zu sagen. Sie sehen, was aus dieser, meiner Thorheit entstanden ist! — Halten Sie den General-Gouverneur mit seinen Leuten zurück, er hat kein Herz für fremdes Leid. Kein Mensch darf das Gesicht des Prinzen sehen!“

Mit diesen Worten beugte er sich über den Körper Carignan's und spritzte ihm etwas Wasser in's Gesicht, das einer der Cavaliere in seinem Hute auf das Geheiß Pimodan's aus dem benachbarten See inzwischen herbeigeschafft hatte. —

Ben Ellinor stand in dieser Zeit wie vom Donner gerührt da, so schnell drängten sich die Ereignisse zusammen. Er hatte, wie das bleiche Antlitz des am Boden liegenden ihm verrieth, den Verwandten des Königs, einen Prinzen von Geblüt, besiegt, und seine Klinge mit dem Kronprinzen des Königreichs ruhmvoll gemessen. Beides ehrenvolle Thaten, ob sie aber als wichtige Dienste für den König angesehen werden dürften, war allerdings eine andere Frage.

Der Prinz von Carignan war inzwischen wieder zu sich gekommen und im Stande, aufrecht zu sitzen. Seine Kopfwunde war unbedeutend, der starke Filz seines Hutes hatte auch bei ihm die Kraft des Hiebes Ben Ellinor's geschwächt. Nur die Kopfhaut war unwesentlich verletzt. Er beobachtete aufmerksam, was zwischen dem Kronprinzen und dem General vorging. Ersterer drang noch immer darauf, daß es durchaus nicht nothwendig sei, in dieser bedenklichen Sache den Namen seines Verwandten mit zur Sprache zu bringen, denn die Schuld treffe ihn nur allein. Carignan sei nur aus Freundschaft für ihn bereit gewesen, sein thörichtes Unternehmen zu unterstützen.

General Pimodan hörte mit zu Boden gesenkten Augen seinen

Vorstellungen zu, seufzte von Zeit zu Zeit schwer auf, und schüttelte besorgt den Kopf. Endlich sagte er im dumpfen Tone:

„Ich wußte nicht, daß der König von Ihrem Vorhaben Kenntniß hatte, mein Prinz, und daß ich Sie mit dem Prinzen von Carignan zu verfolgen hatte. Ich glaubte, einen Anschlag des Herzogs von Gramont vereiteln zu sollen. Jedenfalls ist Ihr tollkühnes Unternehmen dem Könige verrathen worden. — Sie wissen wohl, Königliche Hoheit, daß ich gern bereit bin, Ihnen einen Dienst zu leisten, aber die Anwesenheit des General-Gouverneurs hindert mich . . .“

„Ich verlange nichts für mich, General!“ unterbrach ihn ungestüm der Kronprinz. „Sie haben meinen Degen, Excellenz, ich bin Ihr Gefangener — was ist mehr nöthig? — Allein es ist mir um Carignan zu thun, der meinen Bitten, mein Vorhaben zu unterstützen, nachkam.

„Hoheit!“ versetzte Pimodan rauh, „hätte ein Anderer mir gesagt, daß Sie den edlen Prinzen in diese gefährliche Lage gebracht haben, um einen Ihrer Zwecke zu erreichen, so würde ich ihm gerade heraus geantwortet haben, es sei eine Unwahrheit! Und selbst jetzt, wo Sie mir es selbst betheuern, kann ich kaum glauben, daß Ew. Königliche Hoheit die Wahrheit sprechen!“

„Excellenz!“ rief plötzlich der Prinz von Carignan, der sich inzwischen von seiner Bewußtlosigkeit ganz erholt hatte, „Sie sind Ihrem erhabenen Freunde Humbert an Charakter zu ähnlich, um ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich war es in der That, der ihn, ganz gegen seinen Willen, mit hieher zog, um ein von blinder Leidenschaft eingegebenes und unüberlegt unternommenes Abenteuer, zu bestehen. Blicke mich an, wer da will,“ fügte er mit erhobener Stimme hinzu, indem er sich im Kreise umherwandte. „Ich bin Victor von Carignan, und will für meinen Fehler allein büßen. Ich hoffe, der König wird, wie recht und billig ist, seiner Ungnade gegen mich Schranken setzen. Nimm Deinen Degen zurück, Humbert! — Kein Königlicher Prinz darf Jemand seinen Degen überlassen! — Auch nicht einmal Ihnen, General Pimodan! Gehab' Dich wohl, edler Stahl!“

Mit diesen Worten erfaßte er seinen Degen, zog ihn sanft aus der Hand Pimodan's und schleuderte ihn in den See. Er zuckte durch die Luft, wie ein Blitzstrahl, und versank in das schäumende

Wasser, das schnell über ihm zusammenschlug. Alle standen bestürzt und erstaunt da, so hoch war der Rang und so geachtet der Charakter Carignan's während Jeder bei sich überzeugt war, daß die Folgen seiner unbesonnenen That und seines gewagten Unternehmens, bei der Absicht, welche der König mit ihm hatte, nur seinen gewissen Untergang bereiten konnten.

„Ew. Hoheit haben es also für gut befunden, Ihren tapfern Stahl zu opfern," erwiderte Prinz Humbert im Tone gekränkten Stolzes, „und zwar in demselben Augenblicke, wo Sie die Gnade des Königs verscherzten und meine Freundschaft verschmähten!"

„Mein theuerer Vetter," versetzte Prinz Carignan freundlich, „wann habe ich je Deine Freundschaft dadurch verschmähen wollen, daß ich die Wahrheit sagte, wenn ich dies zu thun Deiner Sicherheit und meiner Ehre schuldig war?"

„Und was hattest Du mit meiner Sicherheit zu schaffen, Victor, wenn ich fragen darf?" sagte Humbert kurz angebunden. „Was, in aller Welt ging es Dich an, wenn ich in einer Weise mit mir verfahren lassen wollte, wie es meinem Königlichen Vater gefallen sollte? — Du brauchst mir nicht zuzuwinken und ein finsteres Gesicht zu machen, noch weniger auf Tofano zu zeigen, ich sehe den Henker von Turin recht gut! — Aber so übel würde es mir wohl nicht ergangen sein, daß Du für meine Sicherheit zitterst! Was nun aber Deine Ehre angeht, so denke ich, diese Stunde lieber ganz zu vergessen, denn Ew. Hoheit sind von einem wilden, arabischen Bastard aus dem Sattel gehoben und mit einem Denkzettel begnadigt worden."

„Still, still, Ew. Hoheit!" unterbrach ihn General Pimodan unwillig. „Es braucht sich Niemand darüber zu schämen. Es ist nicht das erste Mal, daß ein Cavalier der Leibwache Sr. Majestät des Königs von Italien, Victor Emanuel II., einen Prinzen zu Boden warf! Ich freue mich sehr, daß der junge Mann sich so tapfer gegen den kühnsten Kämpfer des Königreichs gehalten hat."

„Nun, ich habe nichts dagegen zu erinnern," entgegnete der Kronprinz düster, „wären Sie, Excellenz, indessen nur eine Minute später gekommen, so möchte es wohl in der Königlichen Leibwache eine Freistelle gegeben haben!"

„Ja, ja!" rief der alte General lachend, „ich lese die Handschrift Ew. Königlichen Hoheit auf der gespaltenen Kopfbedeckung des jungen

Cavaliers. Reicht Euerem tapfern jungen Offizier eine andere Kopfbedeckung und wünscht ihm Glück zu dem Erfolge seines Degens!" wandte er sich freundlich an seine Bedeckung.

Während dies nun geschah, und während Graf Cantelli dem jungen Kameraden freudig die Hand schüttelte, und ihm große Lobeserhebungen machte, so daß das Herz Ben Ellinor's vor Stolz laut aufjauchste, richtete Pimodan wieder das Wort an den finster blickenden Kronprinzen.

„Ew. Hoheit werden mich entschuldigen, wenn ich Sie und den Prinzen von Carignan ersuche," sagte er im milden Tone, „aufzusitzen und mich zu begleiten, da ich den Befehl Sr. Majestät habe, Sie beide an einen Ort zu führen, der leider nicht der ist, den ich, Ihrem Range gemäß, Ihnen anweisen möchte."

„Darf ich den Damen nicht wenigstens ein Lebewohl sagen?" fragte der Prinz von Carignan zögernd.

„Um Gottes Willen! nicht eine Silbe dürfen Ew. Hoheit an die Damen richten!" rief der alte General, erschreckt über die Zumuthung des leidenschaftlichen Prinzen. „Ich bin zu sehr Ew. Hoheit Freund, als daß ich in Gegenwart des hartherzigen General-Gouverneurs diese Unbesonnenheit gestatten sollte! — Ihr habt nur Euere Schuldigkeit gethan, junger Mann!" wandte er sich hierauf mit einem warmen Blicke der innigsten Zuneigung an Ben Eillinor. „Verfolgt ruhig Euere Straße: Gott geleite Euch ferner!"

Dann bat er die Prinzen, auf beiden Seiten neben ihm zu reiten, nahm von den Damen, die furchtsam aus dem Wagen, der in gemessener Entfernung hielt, der ganzen Scene zuschauten, durch ein Zeichen der Hand Abschied und rief noch ein: „Gott segne Euch!" dem jungen Cavalier zu, der den Gruß des leutseligen Generals ehrfurchtsvoll erwiderte.

Als der Zug im Begriff war, sich in Bewegung zu setzen, hörte Ben Ellinor noch, daß Carignan dem General zuflüsterte:

„Bringen Sie uns nach dem Schlosse Moncaglieri, Excellenz?"

„Nein, mein unglücklicher und unbesonnener Freund!" antwortete Pimodan mit einem Seufzer, „nach San Remo muß ich Sie beide leider führen."

„Nach San Remo!" flüsterte die bleiche Lippe Humbert's.

Der Klang eines Namens, der mehr als der des General-Gouverneurs Tofano gefürchtet wurde, tönte wie eine Sterbeglocke

in den Ohren Ben Ellinor's wieder. Er hatte dieses Felsenneſt oft mit Grauen nennen und beschreiben hören. Es ist daher kein Wunder, daß der Name dieses Schreckensortes und das Bewußtsein: er selbst sei zum Theil die Veranlassung, daß zwei so erlauchte Opfer dahin abgeführt wurden, ihn in eine solche düstere Stimmung versetzten, daß er eine Zeit lang schweigend und mit gesenktem Haupte hinter dem Wagen herritt. Sein Herz war voll von den schmerzlichen Betrachtungen, denen er sich hingab.

„Mich dünkt, mein schöner Herr, Euch reuet der Sieg, den Euere Tapferkeit zu unserem Vortheile davongetragen hat?" sagte die Gräfin spöttisch, als Ben Ellinor nach einer Weile halb unbewußt neben dem Wagen ritt.

„Es kann mich nichts reuen, was ich im Dienste solcher edlen Damen thue," versetzte der junge Mann mit Wärme. „Allein ich würde, wenn dies mit Ihrer Sicherheit verträglich gewesen wäre, lieber unter den Streichen eines so tapfern Prinzen, wie Se. Königliche Hoheit der Thronfolger ist, gefallen sein, als daß ich jetzt die Veranlassung geworden bin, ihn und seinen unglücklichen Verwandten, den Prinzen von Carignan, in jenes schreckliche Schloß von San Remo zu liefern."

„So war es wirklich der Prinz von Carignan mit seinem Königlichen Vetter," sagte die Gräfin Zini, indem sie sich an die Fürstin von Este wandte. „Ich hielt ihn gleich dafür, selbst in der Entfernung, aus welcher wir dem Kampfe zuschauten. Du siehst, theure Nichte," fuhr sie seufzend fort, „was geschehen sein könnte, wenn der König uns gestattet hätte, an seinem Hofe zu erscheinen. Der Prinz von Carignan wäre eine passende Parthie für Dich gewesen. Es ist wahr, dieser junge Cavalier hat nur seine Pflicht erfüllt, aber ich bedaure doch, daß er nicht ehrenvoll unterlag, denn seine unzeitige Tapferkeit raubt Dir den edlen Freier aus dem königlichen Geschlechte Victor Emanuels."

Die junge Fürstin von Este antwortete in einem festen und mißbilligen Tone, ja mit einem Nachdrucke, den Ben Ellinor noch nicht an ihr bemerkt hatte.

„Wenn ich nicht wüßte, liebe Tante," sagte sie, „daß Du nur scherzest, so würde ich sagen, es sei undankbar von Dir, gegen unsern wackeren Vertheidiger so lieblos zu reden. Ist es nicht klar, daß, wenn auch diesen erlauchten Herren ihr unbesonnenes Unternehmen

geglückt wäre, wir, bei Ankunft der Königlichen Leibwache ihre Gefangenschaft würden haben theilen müssen?"

Als Ben Ellinor sich zu ihr wandte, um ihr seinen Dank und seine fernere Ergebenheit zu bezeugen, bemerkte die schöne Fürstin das Blut, welches auf der einen Seite seines Gesichts herabströmte.

„Heilige Jungfrau!" rief sie erschrocken, „Ihr seid verwundet, Ihr blutet. Steigt ab und laßt Euere Wunden verbinden."

Aller Versicherungen Ben Ellinor's ungeachtet, daß seine Verletzung nur unbedeutend sei, sah er sich dennoch genöthigt, abzusteigen und seine Kopfbedeckung abzunehmen, während die Gräfin seine Wunde mit Wein reinigte, das Blut zu stillen suchte, und sie mit dem Taschentuche der jungen Fürstin verband, um die Luft abzuhalten.

Sobald Ben Ellinor seinen Hut abgenommen hatte, ergoß sich die ganze Fülle seiner rabenschwarzen Locken, um ein Gesicht, auf welchem sich der Schatten der Schwermuth gepaart, mit dem Erröthen der Bescheidenheit malte, und seine männlich schönen Züge genauer bemerken ließ. In die Gefühle der reizenden Fürstin, die das in Wein getränkte Taschentuch auf die Wunde hielt, während die Gräfin in ihrem Gepäck nach Verbandzeug suchte, mischte sich zugleich zarte Scheu und mädchenhafte Verlegenheit, ein Schauer des Mitleids und die Regung der Dankbarkeit für seine Aufopferung, welche, in ihren Augen seinem vortheilhaften Aeußeren und seinem schönen Gesicht noch mehr Reiz verliehen. Mit einem Worte, das seltsame Ereigniß schien vom Schicksal dazu bestimmt, die geheimnißvolle Verbindung zu befestigen, welche es, durch mehrere unwesentliche und dem Anscheine nach zufällige Ursachen, zwischen zwei Wesen gestiftet hatte, die, obgleich an Rang und Glücksgütern so sehr verschieden, einander aber durch Tugend, Schönheit und Tiefe des Gemüths, sehr nahe verwandt waren. — Es war daher kein Wunder, daß von diesem Augenblicke an, die Gedanken an die schöne Fürstin von Este, wenn sie gleich schon in seiner Einbildungskraft wohnten, doch in seiner Brust festern Grund gewannen, und daß der Fürstin Gefühle nicht gleichgültig blieben, als sie in sein dunkles Auge schaute. Sie mußte sich im Stillen gestehen, daß keiner der hochadligen Herren am Hofe des Kaisers Napoleon sich mit den persönlichen Vorzügen Ben Ellinor's messen konnte, und daß sie bisher einen so schönen, fesselnden jungen Mann nicht gesehen hatte. Ein Schauder ergriff

ihre Seele, wenn sie einen Vergleich zwischen dem Herzog von Morny und dem jungen Cavalier anstellte.

Sei es nun, daß die Gräfin von Zini männliche Schönheit noch eben so gut bewunderte und zu würdigen wußte, als zu der Zeit, in welcher sie achtzehn Jahre alt war, oder daß sie jetzt glaubte, sie habe dem jungen Manne bei dem ersten Erwägen seiner Dienste weniger Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als er in der That verdiente, genug — Ben Ellinor fing an, Gnade vor ihren Augen zu finden.

„Meine fürstliche Nichte hat Euch ein Taschentuch zum Verbinden Eurer Wunde verehrt," begann sie im sanften Tone, indem sie einen strahlenden Blick auf die herrliche Gestalt Ben Ellinor's warf, „ich will Euch dagegen diesen Ring zur Belohnung Euerer Tapferkeit geben, um Euch zu ermuthigen, stets Euern Degen zum Schutze unseres Geschlechts zu ziehen."

Die gute Sitte in der vornehmen Welt bedingte nun, daß der junge Mann mit einigen Worten des Dankes diese Auszeichnung annahm. Er that es mit einer tiefen Verbeugung und einem achtungsvollen Wesen, daß ihm die Gunst der stolzen Gräfin noch mehr gewann.

Sie setzten endlich ihre Reise weiter fort, und Ben Ellinor ritt jetzt dicht neben dem Wagenschlag. Er sprach jedoch nicht viel mit den Damen, in deren Gesellschaft er stillschweigend aufgenommen zu sein schien, da er sich von jenem stillen Bewußtsein der Glückseligkeit beseelt fühlte, das sich scheut, seinen Empfindungen zu sehr freien Lauf zu lassen. Die junge Fürstin sprach noch weniger, so daß die Gräfin fast allein die Unterhaltung führte. — Ben Ellinor hörte zerstreut die Reden der Gräfin an, denn er fing an, besorgt zu werden, ob er vor dem Orte, wo er den Führer finden sollte, nicht schon vorübergezogen sei. Während er noch bedachte, ob es nicht gerathen erscheine, einen seiner Begleiter auf Kundschaft voraus zu senden, hörte er plötzlich den Hufschlag eines Pferdes und sah gleich darauf einen Reiter um eine Anhöhe biegen, der im Carrière auf ihn zugeritten kam. Ben Ellinor erkannte an der Gestalt des wilden, zottigen Pferdes und an der malerischen Tracht des Reiters, einen Albanesen. — Dieser hatte ein schwärzliches, sonnenverbranntes Gesicht, einen dichten, schwarzen Bart, dunkle durchdringende Augen, einen

breiten Mund und lange schwarze Haare, die wild um seinen Kopf hingen.

„Himmel, das ist ein Albanese!" rief die Gräfin schaudernd. „Setzt der König abermals Vertrauen in diese rohe und verrätherische Menschenklasse?"

„Ich werde mich der Treue dieses Menschen zu vergewissern suchen, Frau Gräfin, wenn es unser Führer sein sollte," sagte Ben Ellinor beruhigend.

„Wen suchst Du, Freund, in dieser unwirthlichen Gegend?" fragte Ben Ellinor im freundlichen Tone den allerdings kein Vertrauen erweckenden Reiter, als dieser nahe genug gekommen war.

„Euch, Herr Officier von der Leibwache Sr. Majestät des Königs!" antwortete dieser vertraulich, indem er die Gestalt Ben Ellinor's scharf musterte.

„Und zu welchem Zwecke, mein Freund?" fuhr der junge Mann liebreich fort.

„Um Euch den Weg durch die Romagna und durch die Legationen zu zeigen!"

„Weshalb das?"

„Damit Ihr mit den fürstlichen Damen das Asyl des Priesters sicher erreichen könnt!"

„Des Papstes?" forschte Ben Ellinor weiter.

Der Albanier nickte mit dem Kopfe, indem ein scheußliches Lächeln seine Züge verzerrte.

„Was für ein Zeichen kannst Du mir geben, daß wir Deinen Worten vertrauen können?"

„Den Giftmischer trifft der Tod!" antwortete der Albanier leise.

„Das richtige Zeichen", versetzte Ben Ellinor zufrieden. „Reite voraus, Freund, ich werde sogleich weiter mit Dir reden."

Hierauf ritt er an den Wagenschlag zurück und sagte zu den ihn besorgt anblickenden Damen im zuversichtlichen Tone: „Ich bin überzeugt, daß dieser Mann der richtige Führer ist. Von seiner Treue will ich mir Ueberzeugung verschaffen, denn oft wohnt in einer rauhen Hülle ein edler Kern."

Während Ben Ellinor noch über die sonderbare Vermehrung ihrer Reisegesellschaft mit den Damen sprach, beobachtete er die Bewegungen des Fremden eben so genau, als dieser es that. Er bemerkte, daß der Albanier seinen Kopf nicht allein so weit zurückbog

als er nur konnte, sondern daß er sich oft in dem Sattel so umdrehte, daß er beinahe quer auf dem Pferde saß, und zwar nur, wie es schien, um Ben Ellinor aufmerksam betrachten zu können. Dieser, dem das sonderbare Anstarren durchaus nicht gefiel, ritt auf den Albanier zu, und sagte zu ihm, als er wieder den gehörigen Sitz auf dem Pferde einnahm:

„Mich dünkt, Freund, Du wirst nur einen blinden Führer für uns abgeben, wenn Du mehr nach dem Schweife Deines Pferdes als nach seinen Ohren siehst!"

„Und wenn ich wirklich blind wäre", antwortete der Albanier spöttisch, „so könnte ich Euch doch durch jede Provinz Italiens und durch die des Kirchenstaates führen."

„Und doch scheinst Du mir kein geborener Albanier zu sein, obgleich Du die Tracht dieses Volksstammes trägst", versetzte Ben Ellinor mißtrauisch.

„Das bin ich allerdings nicht!" erwiderte der Fremde rauh und düster.

„Nun, und was für ein Landsmann bist Du denn?" fragte Ben Ellinor forschend.

„Ich bin aus keinem Lande", sagte der Führer schwermüthig.

„Wie soll ich das verstehen, aus keinem Lande? wiederholte der Cavalier erstaunt.

„Nein, ich bin ein Zigeuner!" fuhr der Fremde ernst fort. „Ein Böhme, ein Aegyptier, ein Ungar oder wie die Europäer in ihren verschiedenen Sprachen mein Volk nennen mögen. Ein eigentliches Vaterland habe ich nicht."

„Bekennst Du Dich zur christlichen Kirche?"

Der Zigeuner schüttelte heftig den Kopf.

„Nicht!" rief Ben Ellinor auffahrend. „Betest Du zu dem großen Propheten?"

„Nein, ich habe gar keine Religion!" versetzte der Fremde kurz.

„Und wo hältst Du Dich gewöhnlich auf?" fuhr Ben Ellinor erstaunt fort, indem er dem Zigeuner forschend in das Gesicht sah.

„Gewöhnlich in Calabrien, Otranto oder Abruzzo, unter den Albaniern, die mir in ihrer Lebensweise am meisten zusagen", entgegnete der Zigeuner.

„Und von was lebst Du? — Du bist verhältnißmäßig glänzend gekleidet und gut beritten!"

„Ich esse und trinke, wenn ich hungrig oder durstig bin. Meinen Unterhalt, seht Ihr, weiß ich mir zu verdienen.“

„Wie nennt man Dich?

„Mein eigentlicher Name ist nur meinen Brüdern bekannt. Nennt mich kurzweg Magrabin!“

„Du sprichst zu gut für Jemand, der immer unter den rohen und unwissenden Albaniern gelebt hat. Dein Wesen verräth Bildung und Verstand.“

„Als ich noch ein Knabe war, zog mein Stamm in dieses Land“, antwortete der Zigeuner klagend. „Die Jäger nach Menschenfleisch verfolgten uns. Eine Kugel durchbohrte das Haupt meiner armen Mutter, ich warf mich wehklagend über ihren Leichnam und wurde gefangen. Ein Priester erbat sich mich von den Schergen der Gewalt und erzog mich einige Jahre in den Wissenschaften. Er gedachte aus mir ein Wunder der Welt zu machen . . .“

„Nun, und weshalb kamst Du von ihm?“ unterbrach ihn Ben Ellinor neugierig.

„Ich stahl ihm sein Geld, den einzigen Gott, den er verehrte!“ erwiderte Magrabin mit vollkommener Ruhe. „Er ertappte mich und schlug mich, — ich stach ihn mit meinem Messer nieder und floh in die Berge der Albanier!“

„Elender!“ murmelte Ben Ellinor schaudernd. „Du ermordetest Deinen Wohlthäter?“

„Warum überlud er mich mit seinen Wohlthaten!“ war die gleichgültige und kurze Antwort des Führers, der über des jungen Cavaliers Heftigkeit weder betroffen, noch davon beleidigt zu sein schien.“ Der Zigeunerknabe war kein Haushund, bestimmt, seinem Herrn immer auf den Fersen zu folgen und sich unter seinen Willen zu beugen, nur um etwas Futter zu erhaschen“, fügte er finster und heftig hinzu, „nein er war der eingefangene junge Wolf, der bei der ersten Gelegenheit seine Ketten zersprengte, seinen Herrn erwürgte und wieder in die Wälder floh!“

„Dann wirst Du schwerlich einem Menschen treu sein können!“ versetzte Ben Ellinor verächtlich.

„Ich kann es, Jedermann kann es!“ versetzte der Zigeuner rauh.

„Aber willst Du es auch uns gegenüber?“ fragte der junge Mann forschend.

„Würdet Ihr mir mehr glauben, wenn ich sage: ich schwöre es?" sagte der Zigeuner, indem er höhnisch lächelte.

„Dein Leben ist in meiner Hand!" rief Ben Ellinor drohend.

„Stoßt zu und seht, ob ich mich vor dem Tode fürchte!" entgegnete Magrabin verächtlich.

„Kann Dich Gold zu einem treuen Führer machen?" fuhr Ben Ellinor leutselig fort.

„Wenn ich es nicht ohne dies bin, ehrlich gestanden, nein!"

„Nun, was kann Dich denn an einen Menschen binden?" fragte der junge Cavalier eindringlich.

„Wohlwollen und Güte!" antwortete der Zigeuner im seltsamen Tone.

„Soll ich Dir schwören, Dich auf unserer Reise stets mit Güte und Wohlwollen zu behandeln, so lange Du keinen Anlaß zum Gegentheil giebst?"

„Nein, das hieße eine so seltene Sache unverantwortlich mißbrauchen," sagte der Führer kurz, änderte aber schnell seinen Ton, und fügte mit Wärme hinzu, die Ben Ellinor ungemein überraschte: „Euch bin ich schon auf Lebenszeit verpflichtet!"

„Mir? — Wie das?" rief er auffahrend.

„Erinnert Ihr Euch noch jener Bäume am Ufer des Baches bei Moncaglieri? — Das Opfer menschlicher Rachsucht, dessen Körper Ihr vom Stricke erlöstet, war kein Albanier! Es war mein Bruder Jamet Magrabin!"

„Und doch," versetzte Ben Ellinor mitleidig, „scheinst Du mit eben den Leuten in Verbindung zu stehen, die den Tod Deines armen Bruders verschulden? — Die Geschichte konnte böse für mich ablaufen, auch mein Leben hing an einem seidenen Faden," fügte er schaudernd hinzu.

„Ich weiß es," antwortete der Zigeuner mit einem Blicke, der die tiefen Gefühle seines Herzens für Ben Ellinor bloß legte. Dann fuhr er im rauhen Tone fort. „Was bleibt uns anders übrig? Die Mächtigen verfahren mit uns, wie die Hunde der Hirten mit den Schafen, sie beschützen uns eine Zeit lang, treiben uns eine Zeitlang nach ihrem Gefallen bald hier- bald dorthin, und führen uns am Ende zur Schlachtbank. Das Gesetz braucht den Spürhund, er führt den Machthaber auf die Fährte des Verbrechens und gönnt ihm den

Ruhm, den er sich anmaßt. Kennt Ihr den alten Reim: „Der Page stach den Eber todt, der König hat den Ruhm!"

Ben Ellinor fuhr heftig zusammen und blickte verwirrt in die wilden Züge des seltsamen Mannes. Der Zigeuner schien das Geheimniß seines Jagdabenteuers mit dem Könige unerklärlicher Weise zu wissen. — Beinahe verstimmt und wenig erbaut von dem Charakter des Führers, und mit wenig Vertrauen auf die Zusicherung seiner Ergebenheit und Dankbarkeit kehrte Ben Ellinor an den Wagenschlag zurück.

„Dieser Mensch kann es nicht treu mit uns meinen," sagte er zu sich selbst, „sein Gewerbe trägt zu sehr den Stempel der Verächtlichkeit. Er ist unzweifelhaft ein Werkzeug des General-Gouverneurs, der sich seiner als Spion bedient. — Desto besser," fügte er lachend hinzu, indem sein Muth mit der Schwierigkeit seiner Lage wuchs, „so wird die junge, reizende Fürstin mir Alles zu verdanken haben!"

Dieses Erkennen der Umstände gab der Aufmerksamkeit und Thätigkeit, mit welcher Ben Ellinor sich auf dem übrigen Theil der Reise benahm, einen Anschein von Allgegenwart. Sein ausschließlicher Platz war natürlich am Wagenschlag. Die Damen, die seine außerordentliche Besorgniß für ihre Sicherheit mit liebenswürdiger Anmuth würdigten, begannen sich mit ihm beinahe im Tone vertraulicher Freundschaft immer mehr zu unterhalten, und schienen an der Gewandtheit seines Wesens und der Tiefe seiner Bildung großen Gefallen zu finden. — Ben Ellinor ließ sich jedoch durch die Anziehungskraft dieses verlockenden Verhältnisses nicht von der sorgfältigen Beobachtung seiner Pflicht ablenken. — Auf diese Weise reisten sie länger als vier Wochen auf Nebenstraßen, durch wenig angebaute Gegenden und auf Umwegen, meist nur Punkte berührend, an welchen sie frische Postpferde fanden. Ihre Ruheplätze waren größtentheils die Klöster oder abgelegene Gasthöfe, in welchen die Damen, ohne lästige Nachfragen über ihren Rang und Charakter, für die Zeit ihres Aufenthaltes geschützt waren. Der Zigeuner erfüllte seine Obliegenheiten mit Verstand und hielt sich fern von dem Gefolge der Damen. Er war auch zurückhaltend in seinem Benehmen gegen Ben Ellinor. Sobald die Reisenden aber in einem Kloster übernachteten, trug er seinen Haß gegen die Priester offen zur Schau, und nahm ein Betragen an, wodurch er mit dem jungen Cavalier häufig in Streit gerieth.

Etwa in der sechsten Woche der Reise, als man bereits Parma

erreicht hatte und sich der Stadt Piacenza näherte, wurden alle Bemühungen Ben Ellinor's, mit dem Zigeuner auf gutem Fuße zu leben, mit einem Schlage vernichtet. Wiederum hatten sie in einem Franziskanerkloster, in welchem strenge Ordensregeln herrschten, Quartier genommen, und hatte Ben Ellinor dem Zigeuner in scharfen Worten bedeutet, daß er durch seine bisherige unverantwortliche Aufführung in den Klöstern nur Aergerniß gegeben, jetzt aber auf harte Strafe rechnen könne, wenn er seinen Haß nicht zu zügeln und sich eines gesitteten Auftretens nicht zu befleißigen wisse. Nachdem der junge Mann die mehr als gewöhnlichen Bedenklichkeiten, deren man sich in einem solchen Falle wohl versehen konnte, beseitigt hatte, erhielt der verrufene Zigeuner ein Unterkommen in einem Gebäude, das von einem Laienbruder bewohnt wurde, welcher Gärtnerdienste verrichtete. Die Damen, von der anstrengenden Reise ermüdet, begaben sich, wie gewöhnlich, auf ihr Zimmer, und der Prior, dem das Aeußere Ben Ellinor's zu gefallen schien, ersuchte den Cavalier, das Nachtmahl in seinem Gemache mit ihm einzunehmen. Dieser, welcher bald fand, daß der Prälat ein Mann von Geist und Gemüth sei, ließ diese Gelegenheit nicht entschlüpfen, sich mit der Lage der Dinge an der Grenze des Kirchenstaates bekannt zu machen, wovon er während der letzten Tage allerhand beunruhigende Gerüchte gehört hatte, die ihn für die Sicherheit der Damen auf dem letzten Theil der Reise sehr besorgt machten, ja ihn fürchten ließen, daß er mit seinen Untergebenen nicht werde im Stande sein, sie vor den Angriffen, der im Interesse König Franz II. umherschweifenden Guerillabanden zu beschützen.

Der Prior erzählte dem aufhorchenden Ben Ellinor, daß die früheren Unterthanen Franz II. sich häufig zu Meutereien gegen ihren jetzigen Herrscher hinreißen ließen, und daß ein Rebell, General Morani, einen fortwährenden Kampf mit den Truppen Victor Emanuel's führe.

„General Morani, der wilde Wolf der Apenninen genannt?" fragte Ben Ellinor.

„Ja, Herr," antwortete der Prälat schaudernd, „und mit Recht wird der Genosse Belials so genannt, denn er ist blutgierig wie der hungrige Wolf des Waldes, der mit seinen Zähnen Alles zerreißet und mit seinen Tatzen Alles erwürget. Dieser Anhänger Franz II. befehligt einen Haufen von mehr als tausend Mann, alle, wie er

selbst, Verächter Königlicher und geistlicher Gewalt. Er kehrt sich nicht an die neue Ordnung der Dinge, verlacht die Befehle des neuen Herrschers von Neapel, und ernährt sich mit seiner Teufelsbande von Raub und Mord. Wir sahen uns schon genöthigt, unsere silbernen Altargefäße zu verbergen, um sie nicht in die Hände dieses beutegierigen Wolfes gelangen zu lassen. Mag der Himmel ihn es siebenfach vergelten lassen!"

„Ich wundere mich," versetzte Ben Ellinor, „daß der König Victor Emanuel diesen Wolf nicht verfolgen und bis zum Tode hetzen läßt, von dessen Verwüstungen ich schon so Mancherlei auf meinem Wege gehört habe."

„Es vergehen wohl nur wenige Tage in der Woche," erwiderte der Prior seufzend, „in welchen keine Scharmützel mit den Guerillabanden Morani's geliefert werden, aber er weiß die Lücken seiner Glieder durch Gesindel aller Art nicht nur zu ergänzen, sondern auch die Reihen der Banditen zu vermehren. Sein Ex = Souverain Franz II., in Rom, stachelt seinen Ehrgeiz unaufhörlich an, und liefert ihm Gold, Waffen, Munition und Soldaten in reichlicher Weise. — Ohne gehörige Bedeckung werdet Ihr unangefochten schwerlich die ewige Stadt erreichen, zumal dieser Morani eine offenbare Verbindung mit den Mißvergnügten im ganzen Königreiche unterhält, und vorzugsweise seine Auge auf Palermo gerichtet hat, wo die Anhänger des Bourbon's, Cardona und Imbriani die Bevölkerung zu irgend einem verzweifelten Unternehmen aufreizen. Es wird lange Zeit vergehen, bis es der Militairgewalt des Sardiniers gelingt, den aufrührischen Geist in Sicilien zu dämpfen."

„Aber der Fürst von Piombino dürfte uns doch wohl so lange Schutz gewähren können, bis es uns gelingt, ungefährdet die Grenze des Kirchenstaates zu erreichen?" fragte Ben Ellinor forschend.

„Vielleicht," erwiderte der Prior achselzuckend, „er genießt selbst den Schutz des Gouverneurs von Parma. Dieser General Morani wurde an seinem kleinen Hofe erzogen, und war durch manche Wohlthaten an ihn geknüpft. Allein er ließ schon damals seiner heftigen und blutdürstigen Gemüthsart freien Lauf, und flüchtete eines Mordes wegen, den er an einem Diener des Fürsten verübte, nach Neapel. Von dieser Zeit an, wo ihn der leutselige Fürst aus seinen Augen verbannte, ist er sein unversöhnlicher Feind geworden."

In diesem Augenblicke wurde ihre Unterhaltung durch den Ein=

tritt eines Mönches unterbrochen, welcher mit einer vor Zorn beinahe erstickten Stimme meldete, daß der Zigeuner sich in den Speisesaal der Brüder geschlichen, und in ihre Getränke unbemerkt einen zu Kopf steigenden und berauschenden Saft gegossen habe, dessen Gewalt mehrere Brüder unterlegen wären. Dazu habe er Lieder von weltlicher Eitelkeit und unreinem Vergnügen gesungen, den Strick des heiligen Franziskus lächerlich gemacht, seiner Wunder gespottet und seine Anhänger Narren und müßige Schurken genannt.

Der Prior hörte die Worte des Mönches stillschweigend an, als ob er vor Schrecken über die ungeheure Größe der Verbrechen verstummt sei. Als aber der Franziskaner geendet hatte, erhob er sich mit Würde, ging in den Hof hinab und befahl den Laienbrüdern, mit Peitschen den Verruchten aus den heiligen Mauern hinauszutreiben.

Dieser Urtheilsspruch wurde denn auch in Ben Ellinor's Gegenwart vollzogen, der, so unangenehm ihm auch dieser Vorfall war, wohl einsah, daß sein Dazwischentreten nicht gerechtfertigt war. Der mehr ärgerliche als erbauliche Auftritt erreichte endlich dadurch sein Ende, daß der Prior die Pforte öffnen ließ, und der gewandte Zigeuner mit der Schnelligkeit eines Pfeiles lachend hinausschoß, und in die mondhelle Nacht verschwand, gefolgt von seinem zottigen Pferde.

Während dieses Vorfalles drängte sich Ben Ellinor plötzlich ein Verdacht, den er schon früher gefaßt hatte, mit erneuerter Stärke auf. Der Zigeuner hatte ihm noch an diesem Morgen versprochen, sich bescheidener und ruhiger zu betragen, als dies bisher geschehen war, wenn man Quartier in einem Kloster nahm, und doch hatte er sein Versprechen in einer Weise gebrochen, die ihm vielleicht noch vor fünfzig Jahren den Tod eingebracht hätte. Es lag also in seinem Gebahren ein tieferer Grund, als sein angestammter Haß gegen die ganze Priesterkaste, verborgen. Ben Ellinor überlegte die Umstände seines seltsamen Auftretens und kam endlich zu der Vermuthung, daß der verschlagene Zigeuner diesen Vorfall am Ende nur herbeigeführt habe, um mit guter Manier aus dem Kloster zu kommen, vielleicht in der Absicht, einen Verrath zu begehen, oder mit irgend Jemand eine Berathung zu halten, die ihm am Tage Ben Ellinor's Wachsamkeit unmöglich machte, so daß er sich dieser List bediente, um den jungen Mann zu täuschen.

Kaum war dieser Verdacht noch einmal in seiner Seele erwacht, als er mit der, allen seinen Bewegungen eigenthümlichen Lebendigkeit sich entschloß, seinem seltsamen Führer unbemerkt zu folgen, und so heimlich als möglich zu beobachten, was er in der Nacht beginnen würde. Als demnach der Zigeuner die Schwelle der Klosterpforte überschritt, folgte Ben Ellinor, der dem Prior in wenigen Worten die Nothwendigkeit auseinandersetzte, den Führer im Auge zu behalten, ihm eiligst auf dem Fuße nach.

Als Ben Ellinor hinter sich die schwere Klosterpforte schließen hörte, warf er sein scharfes Auge spähend umher, und entdeckte plötzlich die dunkle Gestalt des Zigeuners, der mit der Schnelligkeit eines gepeitschten Hundes durch die einzige Straße eines nahe belegenen, vom Mondlichte beleuchteten Dorfes eilte, und dann sich jenseits der Häuserreihe im Schatten verlor.

„Oho, mein heidnischer Freund läuft wahrlich schnell genug," sagte Ben Ellinor bei sich selbst, „allein er muß den flüchtigen Fuß der Gazelle besitzen, wenn er mir entschlüpfen will!"

Mit einer Schnelligkeit, die an's Unglaubliche grenzte, flog Ben Ellinor dahin, und würde den Zigeuner ungeachtet seines Vorsprungs sehr bald überholt haben, wenn es in seiner Absicht gelegen hätte. Doch er hielt es für wesentlicher, dessen Vorhaben zu beobachten, als es zu stören. Hierzu veranlaßte ihn noch der Umstand, daß der Zigeuner eine bestimmte Richtung bei seinem Laufe nahm, und welche, da sie unverändert blieb, selbst als er das Dorf hinter sich, und eine wiesenreiche Ebene vor sich hatte, darauf zu deuten schien, daß er ein bestimmteres Ziel habe, als es sich sonst wohl für Jemanden dargeboten haben würde, der unvermuthet aus einem Obdache gestoßen wird, und um Mitternacht einen neuen Aufenthalt suchen soll. Der Zigeuner sah sich nicht einmal um, und so war es Ben Ellinor möglich, ihm unbemerkt zu folgen. Endlich hatte er auch die Wiesen hinter sich, und als er am Rande eines kleinen Flusses angelangt war, dessen Ufer mit Bäumen bekleidet waren, bemerkte Ben Ellinor, welcher der Länge nach am Boden lag, daß der Zigeuner plötzlich still stand, und die Rinde der Bäume aufmerksam betrachtete. Er mußte mit seinen Forschungen zufrieden sein, denn er ließ gleich darauf einen langgedehnten Ruf, wie der eines heiseren Vogels, hören, welcher nach wenigen Sekunden durch ein eigenthümliches Pfeifen in einer gemessenen Entfernung beantwortet wurde.

„Teufel!" murmelte Ben Ellinor leise vor sich hin, „dieses Zeichen deutet auf eine Zusammenkunft mit einem Fremden hin. — Wie soll ich aber aber nahe genug kommen, um zu hören, was vorgeht? Das Geräusch meiner Schritte, der Schatten meiner Gestalt und das Rascheln der Gebüsche, durch welche ich mir Bahn brechen muß, werden mich verrathen, wenn ich nicht Behutsamkeit und Vorsicht anwende. Doch wartet nur, Schurken," fügte er lächelnd hinzu, „ich will Euch beschleichen mit der Schlauheit und Gewandtheit eines Indianers, wovon Ihr keine Ahnung habt!"

Von diesem Entschlusse erfüllt, und mit dem Wesen eines Indianers, ringelte er sich wie eine Schlange zusammen, und huschte in einer Weise vorwärts, welche sein Leben in Amerika ihn gelehrt hatte. Als er die dichtbewachsenen Ufer erreicht hatte, stieg er mit zusammengezogener Gestalt in das Bett des kleinen Flusses hinab, dessen Tiefe gering war, und kroch behutsam weiter, während die Zweige, welche über das Ufer hinabhingen, ihn verdeckten, und das Rauschen des Windes, das Knistern der trockenen Bodengewächse verhinderte. Auf diese Art näherte sich Ben Ellinor unbemerkt der Stelle, wo der Zigeuner stand. Obgleich er deutlich Stimmen vernahm, so konnte er doch nicht genau die Worte unterscheiden, welche gesprochen wurden, da die Gebüsche den Schall derselben hemmten. — Da sich der junge Mann gerade unter den herabhängenden Zweigen eines Baumes befand, die beinahe die Oberfläche des schmalen Wassers berührten, so ergriff er behutsam einen der Zweige und schwang sich mit einer dem Europäer unglaublich scheinenden Behendigkeit in die Höhe des Baumes hinauf, gerade in dem Augenblicke, als er ein schallendes Gelächter vernahm. —

Von diesem Versteck aus, der ihn vor aller Entdeckung sicherte, konnte Ben Ellinor genau wahrnehmen, daß Derjenige, mit welchem der Zigeuner sprach, ein Mann in der Tracht der Albanier war. Er konnte indessen nicht verstehen, was sie zusammen sprachen, denn ihre Unterhaltung wurde in der ihm unbekannten Sprache der Albanier geführt. Sie lachten mehrfach ungestüm auf, und da der Zigeuner zuletzt seinen Rücken rieb, so glaubte Ben Ellinor daraus zu erkennen, daß der verrätherische Führer die Scene im Klosterhofe und seine Flucht zum Ergötzen des Andern in launiger Weise erzählte. Der Aerger des jungen Cavaliers über die augenscheinliche List des Zigeuners wurde durch ein abermaliges Pfeifen, welches in der Ent=

fernung plötzlich ertönte, verscheucht. Er hörte, wie Magrabin durch einen zweimaligen Ruf das Signal beantwortete. Etwa fünf oder sechs Minuten darauf sah Ben Ellinor einen Reiter von soldatischem Aussehen eilig dahergesprengt kommen.

„Donner und Blitz!“ war des Mannes erste Begrüßung, „warum habt Ihr Schufte mich denn drei Nächte lang warten lassen?“

„Wir konnten nicht früher hier eintreffen, Herr!“ versetzte der Zigeuner mürrisch. „Ein junger Cavalier von der Leibwache des Königs leitet die Reise der Damen mit so scharfen Augen, wie die einer Tigerkatze, und beobachtet meine geringsten Bewegungen. Ich glaube, er hat mich schon in Verdacht, und findet er, daß sein Argwohn gegründet ist, so wäre ich verloren, und er würde wahrlich die schöne Fürstin nicht nach Rom durch die Romagna geleiten.“

„Nun zum Henker!“ versetzte der Reiter ungestüm,“ wir sind unser drei, wozu sollen wir noch länger warten? Greifen wir die Bedeckung morgen hinter jenen Bergen an! — Du und Dein Kamerad werden schon mit ihr fertig werden, und der Satan soll mich holen, wenn ich nicht Deiner wilden Katze von Cavalier gewachsen bin!“

„Daran werdet Ihr denn doch wohl ein ziemliches Wagstück finden,“ erwiderte der Zigeuner kopfschüttelnd. „Der junge Cavalier hat eine Eisenfaust und führt eine scharfe Klinge mit Gewandtheit und Kraft.“

„Höllenhund!“ brüllte der Reiter auffahrend, „das läßt Dich Deine Feigheit sprechen.“

„Ich bin nicht feiger, als Ihr selbst,“ sagte Magrabin kalt, „aber kämpfen ohne Noth, ist nicht meine Sache. Wenn Ihr Euch mit der erforderlichen Mannschaft da einstellt, wo es verabredet ist, so bin ich zufrieden, — wo nicht, so führe ich die Damen sicher nach Rom, und General Morani kann dann sehen, wie er die schöne, reiche Braut aus den Händen des Papstes erlangt!“

„Das wirst Du nicht thun!“ versetzte der Reiter drohend.

„Dann muß es bei dem Hinterhalt bei dem Kreuze Eures heiligen Januarius verbleiben!“ sagte der Zigeuner entschieden, „oder Ihr müßt das Geschäft ganz aufgeben.“

„Aufgeben!“ wiederholte der Reiter höhnisch lachend, „da würde ich bei dem General schön ankommen!“

„Nun denn, so versprecht mir noch, das Leben des jungen Of=

ficiers zu schonen," fuhr der Zigeuner eindringlich fort. „Kein Haar darf ihm gekrümmt werden!"

„Aber was liegt Dir denn an dem Leben dieses Grünschnabels?" fragte der Mann verächtlich.

„Das kümmert Euch nicht, Herr!" antwortete Magrabin rauh. „Manche Leute finden Vergnügen daran, Hälse abzuschneiden; Andere wieder, sie den Leuten auf dem Rumpfe zu erhalten!"

„Du bist wirklich ein komischer Schuft," versetzte der Fremde kopfschüttelnd. „Mag denn das Leben des Cavaliers gesichert sein."

„Ich nehme Eure Worte für Ernst, Herr!" sagte der Zigeuner dumpf, „oder bei dem glänzenden Stern Aldebarans, ich werde mich zu rächen wissen!"

„Beruhige Dich nur, ich meine es ehrlich!" erwiderte der Reiter besänftigend. „Also fünf Meilen von hier, am Kreuze des heiligen Januarius, sehen wir uns wieder! Wäre es aber nicht gerathen, eine Streipatrouille am rechten Ufer des Po aufzustellen, im Fall es dem Cavalier einfiele, diesen Weg zu wählen?"

Der Zigeuner überlegte einen Augenblick und sagte dann in entschiedener Weise:

„Nein, nein, die Erscheinung Eurer Raubvögel in jener Richtung möchte die Truppen Victor Emanuel's aufmerksam machen und in Bewegung bringen. Wir würden dann ein zweifelhaftes Gefecht statt eines sichern Erfolges zu erwarten haben. Ich werde schon dafür Sorge tragen, daß wir auf dem linken Ufer des Po unser Reiseziel verfolgen, denn so klug auch der Herr Cavalier ist, in die Falle geht er doch, wenn ich es will."

Die drei Männer trennten sich mit dem erneuerten Versprechen, daß ein Jeder von ihnen seine Schuldigkeit thun würde, um den Befehl General Morani's gelingen zu lassen.

Ben Ellinor lauschte, bis die Männer aus dem Gesicht waren, und stieg dann behutsam von seinem Versteck herab. Sein Herz pochte laut, als er daran dachte, mit wie genauer Noth er und seine schöne Schutzbefohlene der nahen Gefahr, welche ihnen von einem tiefangelegten Plane der Schurkerei drohte, entgangen waren, wenn dies übrigens wirklich noch geschehen konnte. — Da er fürchtete, bei seiner Rückkehr nach dem Kloster auf Magrabin zu stoßen, so machte er einen großen Umweg und kam von einer anderen Seite bei dem Kloster glücklich an. Auf dem Wege dahin ging Ben Ellinor ernst-

lich mit sich über einen Plan zu Rathe, auf welche Weise er die drohende Gefahr von dem Haupte der schönen Fürstin abwenden könne. Er hatte, als er zuerst Magrabin seine Verrätherei gestehen hörte, den Entschluß gefaßt, ihn in dem Augenblick, wo die Berathung vorüber sein würde, und seine Gefährten in gehöriger Entfernung wären, zu tödten; als er aber hörte, wie der Zigeuner so großes Gewicht darauf legte, daß sein Leben gerettet werden müsse, da fühlte er, daß es ihm schwer werden würde, die Strafe, welche sein Verrath verdient hatte, in ihrer ganzen Strenge an ihm zu vollziehen. Er beschloß endlich, sein Leben zu schonen, und selbst womöglich sich ferner seiner Dienste als Führer zu bedienen, jedoch mit der nöthigen Vorsicht, um die Sicherheit des kostbaren Pfandes, das ihm anvertraut war, und dessen Erhaltung er sein eigenes Leben zu weihen beschlossen hatte, nicht zu gefährden. Wohin aber jetzt sich wenden? — Die Fürstin von Este konnte unmöglich nach Moncaglieri zurückkehren, noch ihren Aufenthalt auf eines ihrer Schlösser in Savoyen nehmen, denn nirgends bot sich ihr ausreichender Schutz dar. Nach einer reiflichen Ueberlegung schien Ben Ellinor dies der beste und sicherste Plan für ihre Sicherheit zu sein, den Weg nach Siena zu dem Fürsten von Piombino zu nehmen, um so den drohenden Hinterhalt zu vermeiden. An der Bereitwilligkeit des Fürsten, die vornehmen Damen zu beschützen und sie, wenn nöthig, auf der Wasserstraße nach dem Kirchenstaate geleiten zu lassen, war nicht zu zweifeln.

Als Ben Ellinor an die Klosterpforte pochte, öffnete ein dienender Bruder, den der Prior zu dem Ende vorsorglich bestellt hatte, und geleitete den jungen Mann auf sein Zimmer, indem er voranging und leuchtete. Ben Ellinor begab sich gleich zur Ruhe, um zu dem morgenden Tagewerke gehörig gestärkt zu sein. — Aber schon mit Tagesanbruch war er wieder auf den Beinen, weckte die schläfrigen Männer des Gefolges und ließ die Pferde gehörig füttern, so daß sie eine lange Tagereise, oder wenn es nöthig sein sollte, auf einer eiligen Flucht aushalten könnten.

Ben Ellinor begab sich dann zu den Damen und gab ihnen zu verstehen, wie es nöthig sein würde, diesen Morgen früher als gewöhnlich die Reise anzutreten, und daß möglicherweise Umstände eintreten könnten, die es gerathen erscheinen ließen, vorläufig das eigentliche Reiseziel aufzugeben und den Schutz des Fürsten von Piom=

bino aufzusuchen. Um die Damen nicht in Angst und Sorge zu versetzen, sprach der Cavalier nur wie von einem unbestimmten Verdacht und verschwieg gänzlich sein nächtliches Abenteuer und die damit verknüpften Entdeckungen.

Nachdem Alles zur Weiterreise gehörig in den Stand gesetzt und der Morgeninbiß eingenommen war, bezeugten die Damen ihre Erkenntlichkeit durch ein reiches Geschenk. Der Prälat segnete sie und wünschte Ben Ellinor Glück zu der Abwesenheit seines verwerflichen Führers.

Der junge Cavalier war nicht ganz der Meinung des Priors, denn so gefährlich auch der Zigeuner war, so glaubte er doch seine Dienste noch weiter benutzen und zu gleicher Zeit seine verrätherischen Absichten vereiteln zu können, da er die drohende Gefahr kannte. Ben Ellinor versank in Nachdenken, er wurde aber plötzlich daraus emporgerissen, denn kaum war der kleine Zug etwa hundert Schritte von dem Dorfe entfernt, das zunächst dem Kloster lag, als der Zigeuner auf seinem wilden Pferde sich an denselben anschloß.

Der Weg führte an demselben Bache hin, wo der junge Cavadas Gespräch des Führers belauscht hatte. Die Erinnerung, zu welcher der Baum, auf welchem Ben Ellinor sich verborgen hatte, Gelegenheit gab, veranlaßte ihn, sich plötzlich in eine Unterhaltung mit dem Zigeuner einzulassen, den er bis jetzt kaum eines Blickes gewürdigt hatte.

„Wo hast Du Dein Nachtlager gefunden, unheiliger Bube?“ sagte Ben Ellinor im verächtlichen Tone.

„Das wird Eure Weisheit wohl bald errathen, wenn sie meine Kleidung etwas genauer in Augenschein nimmt“, erwiderte der Zigeuner höhnisch, indem er auf seinen Mantel zeigte, der hin und wieder noch mit Heusamen bedeckt war.

„Ein guter Heuhaufen ist auch ein paßliches Lager für einen Mann von Deinem Gewerbe“, fuhr Ben Ellinor kalt fort.

„Mein Pferd hat sich dabei aber besser gestanden als ich“, sagte der Zigeuner lächelnd, indem er liebkosend den Hals des zottigen Thieres klopfte, „denn es hat Futter und Obdach zu gleicher Zeit gehabt. Die alten kahlköpfigen Narren . . .“

„Wie oft soll ich Dir sagen“, unterbrach ihn Ben Ellinor heftig, „daß ich dergleichen Reden nicht dulde.“ Du hast gestern eine kleine Lehre für Dein pöbelhaftes Auftreten im Kloster erhalten, die sich leicht

verdoppeln kann, wenn Du Deinen Lästerungen nicht Einhalt thust. — Halt da!" fügte er plötzlich befehlend hinzu, „wir werden nicht auf der linken Seite des Wassers, sondern auf der rechten, durch das toskanische Gebiet unsere Reise fortsetzen!"

„Wie Ihr wollt, Herr Cavalier", versetzte der Zigeuner gleichgültig.

Der Zug folgte nun der Straße, welche am rechten Ufer des toskanischen Meeres hinführt, so schnell und so ohne alle Störung, daß die Flüchtlinge schon gegen Mittag des fünften Tages das kleine Fürstenthum Piombino mit seiner Hauptstadt gleichen Namens erreichten. Sie erfuhren, daß der Fürst seine Residenz in dem stark befestigten Schlosse San Rosello, ungefähr zwei Meilen von Piombino aufgeschlagen hatte.

Gerade in dem Augenblicke, wo sie sich dem Schlosse näherten, sahen sie den alten Fürsten an der Spitze eines kleinen Jagdgefolges durch das hohe Portal der Residenz einziehen. — Als die Reisenden näher kamen, fanden sie, daß mehrere Veranstaltungen um das Schloß her auf eine Besorgniß und ein Bewußtsein der Unsicherheit hinzudeuten schienen, welches mit der Ruhe, die über die herrliche Gegend gebreitet lag, in grellem Widerspruche stand. Starke Posten von Königlichen Truppen standen wachsam auf den Thürmen und auf Verschanzungen. Der Fürst fürchtete den unruhigen Geist der Bevölkerung von Piombino nicht allein, sondern auch die täglich kühner auftretenden Guerillabanden General Morani's.

Die Damen wurden von dem Fürsten auf das Herzlichste empfangen. Er wollte es durchaus nicht zugeben, daß sie seine Hände küßten, sondern begrüßte die jugendliche Fürstin von Este mit einem Kusse auf der weißen Stirn, in welchem theils etwas von der Galanterie eines Cavaliers gegen schöne Frauen, theils auch etwas von väterlicher Fürsorge gegen die Flüchtlinge lag.

Der Fürst sicherte den Damen Alles zu, was die Anwendung eines Einflusses am päpstlichen Hofe nur für sie auswirken könne, eines Einflusses, dessen er sich, wie er hoffte, um so wirksamer würde bedienen können, da der Kaiser von Frankreich, in Folge seines Verhaltens gegen den heiligen Vater, jetzt ungleich weniger beliebt sei als bisher. Er versprach ihnen auch allen den Schutz, den es in seiner Macht stehen würde, ihnen zu gewähren, allein der tiefe Seufzer,

Da eine ansehnliche Macht der Königlichen Truppen die Rebellen mit Erfolg im Rücken und von der Wasserseite angriff. Seite 1416.

womit er seine Worte begleitete, schien anzudeuten, daß seine Macht weniger bedeutend sei, als er gerade zu erkennen gab.

Den Damen wurden einige Zimmer im Schlosse selbst von einem Beamten des fürstlichen Hofstaates angewiesen, während Ben Ellinor mit den übrigen Personen in einem Nebengebäude untergebracht wurde. Bei dieser Anordnung konnte der junge Cavalier nicht umhin, zu bemerken, wie die Gegenwart des Zigeuners, welche in den Klöstern und in den Gasthöfen auf dem Lande so vielen Anstoß gegeben, in der Haushaltung des Fürsten von Piombino durchaus weder zu Einwendungen Gelegenheit zu geben, noch überhaupt Aufmerksamkeit zu erregen schien.

Von der schönen Fürstin von Este getrennt, deren herrliche Augen so viele Tage lang sein Leitstern gewesen waren, fühlte Ben Ellinor jetzt eine seltsame Leere und Kälte in seinem Herzen, welche er kaum bei einem der wechselnden Schicksale seines jungen Lebens empfunden hatte. Das Aufhören der innigen, ununterbrochenen Verbindung und Vertraulichkeit zwischen ihnen war eine nothwendige Folge. Jetzt, wo die schöne Fürstin einen festen Aufenthaltsort gewonnen hatte, konnte sie, ohne eine Unschicklichkeit zu begehen, den stattlichen Cavalier nicht beständig um sich haben.

Die Trennung von der Person der Fürstin war aber auch schmerzhaft, denn Ben Ellinor's stolzes Herz empörte sich bei dem Gedanken, daß man ihn wie einen gewöhnlichen Postillon, oder wie einen gemeinen Mann, der seine Obliegenheiten erfüllt hat, verabschiede, wobei seinen Augen wider Willen eine heiße Thräne der Wehmuth entrann. Er gedachte im Stillen der Luftschlösser, von denen er auf der Reise so manches Mal geträumt hatte, und die nun plötzlich in sich selbst zusammengestürzt waren. Vergeblich waren seine Anstrengungen, dieser Niedergeschlagenheit Herr zu werden, immer wieder kehrten Gefühle zurück, die er nicht zu unterdrücken im Stande war. Er setzte sich in die Vertiefung eines Fensters, das sein Gemach erhellte, und dachte über sein hartes Schicksal nach, das ihm den gehörigen Rang und Reichthum hartnäckig versagte, um eine Bewerbung bei der jungen, schönen und reichen Fürstin aus dem stolzen Hause der Este wagen zu dürfen.

Plötzlich wurde er in seinen Betrachtungen durch einen leisen Schlag auf die Schulter unterbrochen, erschreckt fuhr er auf und blickte in die widerlichen Züge des höhnisch lächelnden Zigeuners,

der unbemerkt eingetreten war. Dieser war für Ben Ellinor ein unangenehmer Anblick, und in diesem Augenblicke, des Verraths eingedenkt, doppelt zuwider. Er konnte sich deswegen nicht enthalten, ihn in mürrischer Weise und im ernsten Tone zu fragen:

„Wie kannst Du Dich unterstehen, einen Cavalier und Mann von Ehre zu berühren?"

„Ganz einfach deswegen," antwortete der Zigeuner laut auflachend, „weil ich zu erfahren wünschte, ob der Cavalier und Mann von Ehre seine Vorsicht, sowie seine Augen und Ohren ganz verloren habe. Ich stehe nun schon fünf Minuten hier und spreche mit Euch, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten."

„Nun, was begehrst Du? Sprich schnell, Dein Anblick ist mir zuwider!" sagte Ben Ellinor, unwillig über die Vertraulichkeit des Zigeuners.

„Ich begehre, was jeder Arbeiter verlangt," entgegnete Magrabin ruhig, „ich begehre, was mir zukommt, meinen Lohn dafür, daß ich die Damen hierher geführt habe."

„Und Du bist wirklich unverschämt genug, noch irgend eine Belohnung zu fordern, außer der, daß ich Deines elenden Lebens schone!" rief Ben Ellinor, erbittert. „Ich weiß, daß es Deine Absicht war, sie auf dem Wege nach Rom zu verrathen . . ."

„Aber ich habe sie nicht verrathen," unterbrach ihn der Zigeuner im keckem Tone, „hätte ich es gethan, so würde ich von Euch oder von den Damen keinen Lohn begehrt haben, wem ich aber gedient habe, der muß mich auch bezahlen."

„So nimm dieses Geld!" sagte Ben Ellinor verächtlich, indem er ihm eine Börse vor die Füße warf, „und entledige mich Deines Anblickes. Gehe zu Morani, dem wilden Wolf der Apenninen, oder zum Teufel! Nur bleibe mir fortan aus den Augen, damit ich Dich nicht etwa vor der Zeit zu dem Letzteren schicke!"

„Zum wilden Wolf der Apenninen!" wiederholte der Zigeuner mit einer merklichen Bewegung des Erstaunens. „So war es keine leere Vermuthung, kein bloßer Verdacht, der Euch darauf bestehen ließ, einen andern Weg einzuschlagen und die Damen hierher zu bringen? Nein, nein," fügte er hastig hinzu, indem seine Wangen erbleichten, „ich errathe es! O, ich Dummkopf — Jener Baum am Wasser! — Ich hörte ein verdächtiges Geräusch, achtete aber nicht darauf, weil ich mich für viel zu sicher hielt! — Ich bemerkte wohl, wie Ihr den Baum an=

blicktet, als wir vorbeizogen. Ein seltsames Gefühl schlich sich in meine Seele, aber ich wollte es nicht aufkommen lassen! — Ha, ha, ha!" lachte er laut auf, „man hat Magrabin, die Schlange Albaniens, überlistet! — Und doch habt Ihr dadurch, Herr Cavalier, daß Ihr meinen Plan vereitelt, auch Euer eigenes Glück vernichtet!" fuhr er ernsthaft fort.

„Beim Himmel!" rief Ben Ellinor heiter, „Deine Unverschämtheit bringt mich wider meinen Willen zum Lachen. Wie oder worin könnte mir Dein Verrath, wenn er geglückt wäre, irgend einen Dienst geleistet haben? — Ich hörte allerdings, daß Du verlangtest, mein Leben sollte bei dem Ueberfall geschont werden, allein Deine würdigen Bundesgenossen würden, wenn es einmal zur That gekommen wäre, bald vergessen haben, daß sie mein Leben zu schonen hätten. Wozu hätte mir Dein Verrath also anders genutzt, als zu Tod oder Gefangenschaft?"

„Es hilft jetzt nichts mehr, weiter darüber nachzugrübeln," versetzte der Zigeuner kalt, „aber ich hoffe Euch doch noch durch eine That der Dankbarkeit zu überraschen. — Hättet Ihr mir meinen Lohn vorenthalten, den Floridan Riccardi mir zugesichert hat, so würde ich geglaubt haben, wir hätten mit einander abgerechnet, und ich hätte Euch Eurem eigenen thörichten Willen überlassen. So aber bleibe ich Euer Schuldner für die Angelegenheit am Ufer des Flusses bei Moncaglieri!"

„Mich dünkt," erwiderte Ben Ellinor lächelnd, „ich habe mich dafür durch harte Worte gegen Dich schon hinlänglich bezahlt gemacht."

„Harte oder freundliche Worte," unterbrach ihn der Zigeuner gleichgültig die Achseln zuckend, „sind nur dem Winde gleich zu achten. Sie machen die Wagschale weder fallen noch steigen. Anders wäre die Sache, hättet Ihr die Hand gegen mich erhoben und mich geschlagen . . ."

„Diese Art der Vergeltung gebührt Dir auch, und würde wahrlich auf sich nicht lange warten lassen, wenn Du Dein ungebührliches Betragen hier fortsetztest, oder auf neuen Verrath sinntest," sagte Ben Ellinor im bestimmten Tone.

„Dazu würde ich Euch doch nicht rathen, Herr Cavalier!" rief der Zigeuner mit ganz verändertem Wesen, so daß Ben Ellinor ihn erstaunt betrachtete, „denn eine solche Art der Behandlung von

Eurer Hand möchte leicht meine Schuld übersteigen, und so vielleicht auf Euerer Seite eine Schuld bleiben, die ich weder zu vergessen, noch zu vergeben pflege. Und nun lebt wohl, Herr Cavalier, ich gehe, um mich bei den Damen zu verabschieden!"

„Du, Dich verabschieden?" rief Ben Ellinor verächtlich. „Ich glaube nicht, daß Du bei den Damen vorgelassen wirst. Diesen Fall halte ich für unmöglich!"

„Wirklich?" entgegnete der Zigeuner höhnend. „Nun, Lucie, die vom Fürsten den Damen zugeordnete Kammerfrau wartet bereits darauf, mich zu ihnen zu führen. — Ich muß deßhalb Euch schon um Verzeihung bitten, wenn ich Euch so schnell verlasse."

Er wandte sich, um zu gehen, blieb aber plötzlich stehen und sagte mit einem Tone gewichtigen und ernsten Nachdrucks:

„Ich kenne Euere Hoffnungen, mein schöner Herr — sie sind kühn, aber nicht eitel, wenn ich sie unterstütze. Ich durchschaue Euere Besorgnisse, — sie sollten Euch Behutsamkeit lehren, ohne Euer Herz verzagt zu machen. Man kann jedes Weib gewinnen! — Ein Titel ist ein leerer Schall, der Euch ebenso gut geziemt, wie Victor Emanuel der Königstitel!"

Ehe Ben Ellinor noch etwas erwidern konnte, hatte der listige Zigeuner bereits das Gemach verlassen. Der junge Cavalier, noch einigermaßen verwirrt von den Worten des seltsamen Mannes, der den Kummer seiner Seele erforscht zu haben schien, beschloß, ihm augenblicklich zu folgen, aber Magrabin, der mit den Zugängen des Schlosses besser bekannt zu sein schien, benutzte den Vorsprung, verschwand aus dem Gesichtskreise, gerade in dem Augenblicke, als Ben Ellinor die Treppe hinabeilte. Er folgte nichtsdestoweniger, obgleich er des Grundes dazu, sich nicht bewußt war. Die Treppe führte zu einer Thür, welche auf den Laubengang eines großen Gartens hinausging. Ben Ellinor gewahrte den Schatten des Zigeuners, als er um die Ecke eines Pavillons flüchtigen Schrittes eilte.

Der Garten war auf zwei Seiten von den Gebäuden des Schlosses begrenzt, eines gewaltigen alten Bauwerks, das theils im Burgstyle erbaut war, theils einer Villa glich, auf den andern beiden Seiten bildete eine hohe mit Thürmen versehene, starke Mauer die Umschließung. Der Zigeuner eilte durch die Gänge des Gartens nach einem Theile des Schlosses, wo hinter einem großen, massiven, mit Epheu bewachsenen Strebepfeiler, sich eine Pforte öffnete, in

welcher die Kammerfrau stand, und den Zigeuner zu erwarten schien. Ben Ellinor sah, wie sich hinter beiden die Pforte wieder schloß, um, wie er nicht anders vermuthen konnte, den Zigeuner in die Gemächer der Damen einzulassen. Er biß sich vor Unwillen in die Lippen, und machte sich bittere Vorwürfe, daß er die Damen nicht mit der ganzen Schlechtigkeit von des Zigeuners Charakter und mit seinem beabsichtigten Verrathe bekannt gemacht habe. Die anmaßende Weise, mit welcher er von seinen Hoffnungen gesprochen hatte, und die Zusicherung seines Schutzes erhöhten seinen Zorn und Abscheu noch mehr, und es war ihm, als ob die Hand der schönen Fürstin nur dadurch entweiht werden könnte, wenn es möglich gewesen wäre, sie durch eine solche Verwendung zu erlangen.

„Doch dies Alles ist nur Betrug," flüsterte er vor sich hin. „Er hat sich wahrscheinlich unter einem falschen Vorwande und in irgend einer bösen Absicht den Zutritt zu den Damen zu verschaffen gewußt. Ich werde dieses Weib beobachten, und mir eine Audienz bei der Fürstin erbitten, um sie zu warnen. Es ist hart, daß ich erst um Audienz bitten muß, während Leute, wie der Zigeuner, so ohne Weiteres vorgelassen werden. Sie sollen indessen sehen, daß, wenn ich gleich vergessen zu sein scheine, ich mich dennoch um ihre Sicherheit bekümmere."

Während Ben Ellinor sich so seinen Gedanken überließ, näherte sich ihm ein bejahrter Mann aus dem Hofstaate des Fürsten, und machte ihn in höflichen Worten darauf aufmerksam, daß der Garten nicht öffentlich, sondern zum besonderen Gebrauche Sr. Hoheit und seiner vornehmsten Gäste bestimmt sei. — Der junge Cavalier entschuldigte sich, verließ eiligen Schrittes den Garten, ließ sein Pferd satteln, und ritt in gestrecktem Galopp nach Piombino, der Hauptstadt des kleinen Fürstenthums. Er mußte Zerstreuung haben, denn sein Gemüth war in der That sehr krank.

Ben Ellinor stieg in einem Gasthofe ab, ließ sein Pferd in den Stall führen, und ging zu Fuße durch die Straßen der regelmäßig gebauten Stadt. Er wunderte sich im Stillen über das Gewühl, welches überall herrschte, und über die Mienen voll sorglicher Wichtigkeit, womit die geschäftigen Einwohner an ihn scheu vorüber eilten. Nachlässigen Schrittes betrat er die Kirche zum heiligen Aloysius und betrachtete staunenden Blickes die Pracht, die in ihren Räumen herrschte.

Erst als er diesen Ort der Gottesverehrung verließ, und seinen Weg nach dem Hafen weiter verfolgte, fing er an gewahr zu werden, daß er, der bisher Alles um ihn her mit der Lebendigkeit einer ungezähmten Neugier betrachtete, selbst ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für einen Haufen von Männern geworden sei, die ihrem Aussehen nach zur wohlhabenden Klasse der Einwohner von Piombino gehörten. Sein forschender Blick gewahrte, daß man ihn mit dem Ausdrucke der Neugier und mit einer gewissen Art von Ehrfurcht betrachtete, daß aber auch die Zahl der Neugierigen sich von Minute zu Minute vergrößerte. —

Endlich sah er sich in der Mitte einer ansehnlichen Volksmasse, die jedoch vor ihm schnell zurückwich, so wie er vorwärts schritt, während Diejenigen, welche ihm offenbar zu folgen schienen, scheu vermieden, ihn zu drängen, oder seine Bewegungen zu behindern. Diese seltsame Lage war ihm aber zu peinlich, als daß er sie lange bei seinem ungestümen Blute hätte ertragen können, und ohne einen Versuch zu machen, sich aus derselben herauszureißen, indem er eine Erklärung forderte.

Ben Ellinor blieb stehen, richtete sich stolz empor, und warf seinen feurigen Blick umher. Sein Auge fiel auf einen Mann, der seiner Kleidung und seinem Wesen nach, für einen bedeutenden Bürger der Stadt gelten konnte, und fragte ihn im kalten, aber höflichen Tone:

„Bemerken Sie irgend etwas Auffallendes in meinem Aeußern, das die öffentliche Aufmerksamkeit so besonders erregt, oder ist es die gewöhnliche Sitte der Toskaner, sich an die Schritte der Fremden zu heften, welche diese Stadt besuchen?"

„Keinesweges, edler Herr!" entgegnete der Angeredete verbindlich, „die Toskaner sind weder so unnütz neugierig, dergleichen Sitten zu haben, noch liegt in Ihrer Kleidung oder äußerem Ansehen irgend etwas, das nicht in dieser Stadt sehr willkommen wäre, und das nicht die Bewohner derselben sehr gerne sehen und ehrten."

„Dies klingt wahrlich sehr höflich, mein werther Herr," sagte Ben Ellinor lächelnd, „aber beim Kreuze des heiligen Erlösers der Christen, ich kann nicht errathen, was Sie eigentlich meinen!"

„Ihr Schwur, junger Herr, sowie Ihr Wesen, überzeugt mich, daß wir uns in unserer Vermuthung nicht irren," erwiderte der Bürger artig.

„Bei dem Blute des heiligen Januarius," rief Ben Ellinor immermehr erstaunt, „ich kann noch immer nicht errathen, was Sie eigentlich sagen wollen!"

„Da — abermals!" antwortete der Fremde, indem er seine Worte mit einer geheimnißvollen Miene begleitete. „Es kommt uns allerdings nicht zu, das sehen zu wollen, was Sie, edler Herr, zu verbergen für gut finden. Aber warum schwören Sie gerade beim heiligen Januarius, wenn Sie mir nicht damit Etwas zu verstehen geben wollen?"

„Bei meinem Leben!" sagte Ben Ellinor mit Wärme, „hier waltet irgend ein Mißverständniß ob!"

„Nun, wir wollen auch weiter nicht in Sie dringen, hoher Herr!" entgegnete der Bürger, mit den Augen blinzelnd, „doch hören Sie noch ein Wort unter uns, mein Name ist: Ricasoli!"

„Und was geht das mich an, mein werther Herr?" fragte Ben Ellinor, lächelnd über das geheimnißvolle Wesen des Mannes.

„Nun eigentlich nicht viel," erwiderte der Fremde gekränkt thuend, „nur dünkt mich, sollte Ihnen das beweisen, daß man mir vollkommen trauen kann. Dort steht auch mein Freund Techio!"

Dieser trat hastig heran und flüsterte Ricasoli im Tone des Vorwurfs zu:

„Du vergißt, Freund Ricasoli, daß dieser Ort zu Mittheilungen nicht geeignet ist. Der Herr wird uns in Dein Haus folgen, und mit uns eine Flasche ausstechen. Dort werden wir von unseren Freunden Näheres erfahren."

„Ich habe Ihnen, meine Herren, keine Mittheilungen zu machen," sagte Ben Ellinor ungeduldig. „Ich mag jetzt keinen Wein trinken, und ich ersuche Sie, dafür Sorge zu tragen, daß ich diese Stadt eben so ruhig verlassen kann, als ich hierher gekommen bin."

„Nun denn, mein Herr," sagte Techio ärgerlich, „weil Sie denn Ihr Incognito so streng beobachten wollen, und noch dazu gegen uns, die wir achtbare und vertraute Männer sind, so sagen Sie mir doch, warum tragen Sie das Königliche Abzeichen Ihres edlen Corps, wenn Sie im Toskanischen Gebiet unerkannt bleiben wollen?"

„Von welchem Königlichen Abzeichen und von welchem Corps sprechen Sie denn, meine Herren!" rief Ben Ellinor im erregten Tone. „Sie sehen doch im Allgemeinen wie vernünftige Männer

aus, und doch scheint es mir, bei meiner Seele, als wollen Sie mich verrückt machen, oder sind selbst schon verwirrt im Kopfe!"

„Mich soll der Satan holen!" versetzte Ricasoli auffahrend, „dieser junge Herr würde wahrhaftig den heiligen Antonius zum Fluchen bringen! — Gott verzeihe mir meine schweren Sünden!" fügte er demüthig hinzu. „Wer in ganz Italien trägt denn anders eine Kopfbedeckung mit dem silbernen Abzeichen Sr. Majestät des Königs Victor Emanuel II. als die edlen Cavaliere Sr. Majestät Leibwache."

„Nun und wenn ich ein Cavalier von der Königlichen Leibwache wäre," sagte Ben Ellinor lachend, „warum wundern Sie sich denn darüber, daß ich die Königliche Auszeichnung meines Ranges trage?

„Er hat es eingestanden, er hat es eingestanden!" riefen die beiden Männer wie aus einem Munde, indem sie sich mit allen Zeichen der Freude an die Volksmenge wandten. „Er hat es endlich eingestanden, daß er ein Abgesandter Sr. Majestät des Königs Victor Emanuel's ist!"

Jetzt erscholl ein Jubelruf der Menge, wie ihn Ben Ellinor noch niemals gehört hatte, und das Geschrei: Es lebe der König! Nieder mit dem Gouverneur! der uns unsere Freiheiten und Privilegien rauben will! — Keine Steuern! lieber den Tod!"

Von dem Lärmen halb betäubt, der, sobald er an der einen Seite aufhörte, an der andern wieder anfing, der wie die Wellen des Meeres stieg und fiel, und bald durch Hunderte von Stimmen verstärkt wurde, welche aus verschiedenen Straßen und vom Hafen her mit einstimmten, hatte Ben Ellinor nur soeben noch Zeit, eine Vermuthung über die Ursache des Tumults zu fassen und sich einen Plan für sein Benehmen zu entwerfen. — Er hatte vergessen, daß nach dem Kampfe mit den beiden Prinzen, einer der Cavaliere auf Befehl des Generals Pimodan ihm eine Kopfbedeckung für seinen beschädigten Hut reichen mußte, diese bestand nun in der eigenthümlichen Form, wie ihn die Cavaliere der Königlichen Leibwache trugen, und war mit dem Abzeichen ihres hohen Ranges versehen. Daß ein einzelner zu diesem berühmten Corps gehöriger Cavalier, das nur ausschließlich für den persönlichen Dienst des Königs verwandt wurde, sich in den Straßen einer Stadt zeigte, deren bürgerlicher Zwiespalt mit dem angestammten Herrscherhause durch Agenten der Regierung

Victor Emanuel's seiner Zeit angefacht worden war, wurde von der Menge als ein Entschluß des Königs ausgelegt, ihren gemachten Beschwerden thatkräftig abzuhelfen. —

Das kleine Fürstenthum Piombino stand früher unter toskanischem Schutze, wurde aber nach der Absetzung des Herzogs von Toskana durch die Truppen Victor Emanuel's in Besitz genommen und der Krone Italien eingereiht. Der Herzog von Toskana flüchtete mit den übrigen Herrschern von Parma und Modena zu dem Ex-Könige von Neapel Franz II. nach Rom, und versuchten von hier aus einen Kampf gegen die Truppen Victor Emanuel's durch Guerillabanden unter dem Befehle General Morani's und andern Parteigängern zu führen.

Der General-Gouverneur dieser neuen Provinz erließ nun Verordnungen und Gesetze, die mit den alten verbrieften Rechten der Bewohner des Fürstenthums Piombino im Widerstreite standen, wodurch die Gemüther der Menge erhitzt und zur Rebellion hingeneigt wurden. Die Vertreter der Stadt hatten sich insgeheim mit einer Vorstellung ihrer Lage direct an den König gewandt, waren aber bisher ohne Bescheid geblieben. Das plötzliche Erscheinen eines Cavaliers der königlichen Leibwache in den Mauern von Piombino brachten sie nun mit ihrer Beschwerdeschrift im Einklange, wozu sie eigentlich dadurch veranlaßt wurden, daß sie sich erinnerten, wie diese Cavaliere bei der Rundreise des Königs in den neuerworbenen Provinzen Italiens von allen Seiten mit der größten Auszeichnung behandelt wurden.

Die aufgeregten Gemüther, die für die Größe und Unabhängigkeit Italiens schwärmten, waren noch mit Haß gegen ihren Fürsten erfüllt, denn sie glaubten, daß dieser im Einverständnisse mit den vertriebenen Herzögen handelte, und damit umginge, sie an Frankreich zu verschachern, oder aber im Vereine mit den Mazzinisten schlimmstenfalls die Republik installiren lassen wollte. — Die neusten Vorgänge in Palermo liefern uns ein Bild, woraus wir deutlich erkennen, daß die innere Ruhe des Königreichs Italien noch lange nicht gesichert, und daß das republikanische Element noch nicht vollständig vernichtet ist. Die vertriebenen Fürsten glauben noch immer, durch den Uebergang einer Republik ihren Thron wieder zu gewinnen, und lassen es deßhalb an Aufreizungen und Versprechungen durch geschickte Agenten durchaus nicht fehlen.

Ben Ellinor sah bald ein, daß eine so allgemein angenommene Ansicht zu bestreiten, unmöglich sei, und daß jeder Versuch, Leute zu enttäuschen, die so hartnäckig an ihrer Ueberzeugung hingen, mit persönlicher Gefahr begleitet sein würde. Er beschloß deßhalb, sich in die Umstände zu schicken, und sich bei guter Gelegenheit wieder loszumachen zu suchen.

Mit Triumph führte man den Cavalier in die Wohnung des Bürgermeisters Ricasoli, um ihn glänzend zu bewirthen, denn man glaubte allgemein, Ben Ellinor würde endlich die Entscheidung des Königs mittheilen, doch dieser blieb schweigsam, that aber geheimnißvoll und gab zu verstehen, daß er mit Depeschen an den Fürsten von Piombino gekommen sei, und daß er im Schlosse wohne, daß aber sein wahrer Auftrag, wie sie ganz richtig errathen, an die Vertreter von Piombino gerichtet sei, den er aber aus wichtigen Gründen noch verschweigen müsse.

Man mußte sich mit dieser Aeußerung des Königlichen Cavaliers begnügen, in dessen Worten man weder Zweifel setzte, noch Erstaunen darüber verrieth, daß der König sich eines solchen seltsamen Boten bedient habe.

Nachdem man gehörig gezecht uud getafelt hatte, empfahl sich Ben Ellinor und bestieg sein aus dem Gasthause herbeigeholtes Pferd, indem er Ricasoli versprach, in kürzester Zeit wiederzukommen. — Der schönen Tochter des Bürgermeisters küßte Ben Ellinor noch zärtlich die Hand, die es sich gern gefallen ließ, denn Männer von einem so stattlichen Aussehen und einem Gesicht, wie der junge Cavalier, kamen der Damenwelt von Piombino nicht alle Tage vor, und ritt unter dem Jauchzen der Menge davon.

Während er seinen Weg verfolgte, dachte er über das seltsame Abenteuer nach, und beschloß, dem Fürsten über den aufrührerischen Geist der Bewohner von Piombino Mittheilung zu machen, ohne jedoch Jemand in Gefahr zu bringen. Ein Courier sollte dann dem Gouverneur in Florenz Nachricht geben, und um Vorkehrungen zum Schutze des Fürsten bitten. Mit diesen Entschlüssen betrat Ben Ellinor denjenigen Theil des Schlosses, indem sich der Saal befand, wo um diese Zeit die Beamten des fürstlichen Hofstaates, die Offiziere der Besatzung und Fremde, welche nicht zu dem vornehmsten Adel gehörten, sich zum Mittagsmahle zu versammeln

pflegten. Am obern Ende der Tafel, neben des Fürsten Hofkaplan, war ein Platz für den jungen Cavalier freigelassen worden.

Ben Ellinor entschuldigte sein langes Ausbleiben und rechtfertigte den anscheinenden Mangel an guter Lebensart, indem er mit kurzen Worten den Aufruhr, den die Entdeckung, daß er zur Königlichen Leibwache gehöre, in der Stadt verursacht habe, schilderte, und suchte der seltsamen Sache dadurch eine belustigende Wendung zu geben, daß er sagte, er sei nur mit Mühe den Umarmungen eines fetten Bürgers und der seiner reizenden Tochter entronnen.

Die Anwesenden nahmen aber an der Erzählung Ben Ellinor's einen zu lebhaften Antheil, als daß der Scherz seine Wirkung hätte thun können. Alles hielt mit seiner Tischbeschäftigung ein, während der junge Cavalier sprach, als er seine Mittheilungen beendet hatte, herrschte ein bedrückendes Schweigen, das nur durch einen der Officiere unterbrochen wurde, der in einem besorgten Tone sagte:

„Wollte Gott, der Gouverneur entschlösse sich endlich, uns die schon längst erbetene Verstärkung zu senden."

„Mir scheint die Besatzung des Schlosses vollkommen ausreichend zu sein, um einen etwaigen Aufstand mit Erfolg niederzudrücken", entgegnete Ben Ellinor im höflichen Tone.

„Sie kennen die Bewohner dieser Provinz nicht, mein junger Freund", unterbrach ihn der Kaplan besorgt, „mit Recht sagt man von ihnen, daß sie die ungestümsten und unzähmbarsten in ganz Italien sind. Zweimal hat der frühere Herzog von Toskana sie wegen ihrer wiederholten Empörung gegen den Fürsten von Piombino gestraft und ihnen manche Vorrechte entzogen, aber der böse Geist ist nicht auszurotten gewesen. Ich sage Ihnen das, Herr Cavalier", fügte er warnend hinzu, „um Sie darauf aufmerksam zu machen, wie es für die Damen gefährlich ist, länger dieses Schloß zu ihrem Aufenthalt zu wählen."

Ben Ellinor sah den Priester erstaunt an, und lächelte im Stillen über die Furcht desselben.

Als die Tafel aufgehoben worden war, führte der Kaplan, der eine Art von Vorliebe für des interessanten jungen Mannes Gesellschaft gefaßt zu haben schien, oder vielleicht in diesem Augenblicke über den Vorfall in der Stadt noch genauere Auskunft haben wollte, ihn in ein Nebengemach, dessen Fenster auf der einen Seite in den Garten hinausgingen, und da er das Auge Ben Ellinor's mit einer

gewissen Sehnsucht nach dem Garten blicken sah, so schlug er ihm vor, mit ihm hinunterzugehen und die herrlichen Gewächse in Augenschein zu nehmen, mit denen der Fürst die Blumenbeete und Treibhäuser vor Kurzem bereichert hatte.

Der junge Cavalier äußerte, daß er nicht lästig fallen wollte, und erzählte bei dieser Gelegenheit, wie er am Morgen von einem Hausbeamten zurechtgewiesen worden sei. — Der Kaplan lächelte und entgegnete:

„Es besteht allerdings ein Verbot, aber dasselbe ist doch fast gänzlich außer Acht gekommen. Der dienstfertige Beamte hat wahrscheinlich geglaubt, die Fremden aus dem Garten fernhalten zu müssen, da die Damen darin zeitweise lustwandeln. An meiner Seite haben Sie nichts zu befürchten; wenn es Ihnen gefällig ist," fügte er verbindlich hinzu, „so wollen wir einen kleinen Spaziergang im Garten machen."

Nichts konnte Ben Ellinor willkommener sein, als die Aussicht auf einen ungehinderten Besuch des Gartens, in welchem er, dem Zufalle vertrauend, der bisher seine Leidenschaft für die schöne Fürstin begünstigte, mit dem Gegenstand seiner Neigung in Verbindung zu treten, oder ihn wenigstens zu Gesicht zu bekommen hoffte, vielleicht an einem Fenster, auf dem Balkon oder im Garten selbst.

Der junge Cavalier wurde von dem Priester in die Gewächshäuser geführt, und mit den seltensten Blumen und Pflanzen bekannt gemacht, so daß ihm jede Gelegenheit fehlte, sich nach der schönen Fürstin umzusehen. Doch das Glück wollte Ben Ellinor wohl, der Kaplan wurde durch einen Diener des Fürsten plötzlich abberufen. Er bedauerte sehr, seinen jungen Freund allein lassen zu müssen, gab ihm aber die Versicherung, daß er ungestört im Garten verweilen könne.

Als sich Ben Ellinor endlich allein sah, athmete er freudig auf, und begann damit, jedes Fenster, das in den Garten hinausging, aufmerksam zu beobachten, aber der Zufall und das Glück schien ihm heute nicht günstig zu sein, nirgends zeigte sich das liebliche Gesicht und die schlanke Gestalt der jungen Fürstin. — Es fing bereits an zu dunkeln, und Ben Ellinor fing an besorgt zu werden, daß sein fortdauerndes Herumschleichen im Garten, doch zu Mißfallen oder Verdacht Anlaß geben könnte. —

Doch als er sich eben entschloß den Garten zu verlassen, vernahm er

plötzlich über sich einen leisen und behutsamen Ton, der wie ein unterdrückter Husten klang, und so offenbar seine Aufmerksamkeit erregen sollte. — Als er in freudiger Ueberraschung emporblickte, öffnete sich behutsam ein Fenster, und die Hand einer verhüllten, weiblichen Gestalt warf einen Gegenstand heraus, der gerade zu den Füßen Ben Ellinor's niederfiel, der sich natürlich beeilte ihn aufzuheben. Es war ein Billet, das um einen Stein gewickelt war. — Die Vorsicht, deren man sich bei diesem Vorfalle bediente, machte eine ähnliche Klugheit nothwendig, Ben Ellinor verbarg hastig den theuren Schatz und eilte flüchtigen Schrittes auf sein Zimmer. Hier angekommen, las er folgende, von einer Damenhand zierlich geschriebenen Worte:

„Lesen Sie dies Bekenntniß ins geheim! Was Ihre Augen zu dreist ausgesprochen, haben die meinigen vielleicht zu voreilig verstanden. Und doch ist es vielleicht besser, daß ich mich der Dankbarkeit eines Einzelnen überlasse, als ein Gegenstand der Verfolgung für so Viele bleibe. Fortuna hat ihren Thron auf einem steilen Felsen erbaut, aber muthige Herzen fürchten die steile Höhe nicht, sie erklimmen furchtlos den Gipfel. Wenn Sie irgend etwas für eine Dame thun wollen, die viel aufs Spiel setzt, so kommen Sie morgen mit Tagesanbruch wieder in den Garten, und befestigen Sie auf Ihrem Hute eine blaue und weiße Feder als Erkennungszeichen. Ihr Stern hat Sie zur Größe bestimmt, und Ihnen ein dankbares Herz gegeben. Bleiben Sie treu, muthig und entschlossen, und zweifeln Sie nicht an Ihrem Glücke!"

Das Billet war mit einem Siegel geschlossen, welches das alte Wappen des fürstlichen Hauses Este trug.

Ben Ellinor's erstes Gefühl bei Lesung der kostbaren Zeilen war ein ungemischtes Entzücken, ein Stolz und eine Freude, welche ihn zu den Sternen zu erheben schienen, und der Entschluß, den theuren Schatz entweder zu erringen, oder zu sterben, und mit muthigem Herzen die vielen Hindernisse zu besiegen, erfüllten seine Brust mit namenloser Wonne. — Er verwünschte die trägen Stunden, die langsam dahin schlichen und ihm eine Ewigkeit zu umfassen schienen, doch er mußte sein ungestümes Blut beruhigen, und die Zeit abwarten, wo ihm weitere Mittheilungen werden mußten.

Allein das Verhängniß hatte beschlossen, ihn früher zum Schutz der Damen in Thätigkeit zu setzen, als er es selbst erwarten konnte.

Ben Ellinor legte sich mit allen den rosigen Gedanken zur Ruhe, welche das Lager eines jungen Mannes umflattern, wenn er hochstrebende Pläne verfolgt, und diese in Erfüllung gehen zu wollen scheinen, und wenn das süße Gefühl der Liebe den ersten Platz in seinen Träumen einnimmt. — Diese Träume, welche anfangs das Wesen der beglückenden Verhältnisse theilten, unter denen er eingeschlafen war, fingen allmälig an, einen drohenden Charakter anzunehmen, und seinen Schlaf in einer Weise zu beunruhigen, daß er, fast in Angstschweiß gebadet, plötzlich erwachte.

Obgleich er seine Vernunft sogleich gewann, und gewahrte, daß ihn nur ein böser Traum geänstigt und verfolgt habe, und obschon das drohende Gespenst verschwunden und die Wirklichkeit an dessen Stelle getreten war, so tönte doch ein seltsames dumpfes Geräusch, welches wahrscheinlich zu seinem Erwachen die Veranlassung gegeben hatte, noch immer an sein Ohr.

Ben Ellinor's erste Bewegung war, sich im Bette aufzurichten, und mit Erstaunen auf ein Geräusch zu horchen, das einen Sturm verkündete. Doch in der nächsten Minute wurde es ihm klar, daß das Getöse nicht von der Wuth der Elemente herrühre, sondern von dem Grimme der Menschen erregt werde.

Er sprang aus dem Bette, kleidete sich hastig an, öffnete das Fenster seines kleinen Gemaches, und ließ seine Feuerblicke in die Dunkelheit umherschweifen. Da aber das Zimmer nach dem Garten hinaus belegen und hier Alles ruhig war, so glaubte er schon, durch ein Trugbild getäuscht zu sein, als plötzlich ein verworrenes Geräusch von Stimmen, Waffengeklirre und gleich darauf der dumpfe Schall von Gewehrfeuer hörbar wurde, und ihm die Ueberzeugung verschaffte, daß das Schloß von irgend einer feindlichen Gewalt angegriffen werde. Indem Ben Ellinor eiligst seine Waffen ergriff, und die Pistolen mit der Schnelligkeit lud, welche Ueberraschung und Verwirrung nur gestattete, wurde er durch ein leises Pochen an die Thür seines Zimmers in seinem Vorhaben gestört. Er spannte den Hahn einer Feuerwaffe und öffnete unerschrocken die Thür.

Der junge Mann glaubte noch zu träumen, als er in der Dunkelheit die Gestalt des Zigeuners erkannte.

„Das Horoskop Eures Geschickes beruht jetzt auf dem Entschlusse einer Minute!“ flüsterte er im feierlichen Tone, ohne einen Gruß an Ben Ellinor zu richten.

„Elender, Du bist es!“ rief Ben Ellinor entrüstet. „Verrath scheint in diesem Schloß zu herrschen, woran Du Deinen Theil haben wirst, aber frohlocke nicht ...“

„Ihr seid wahrlich toll!“ versetzte der Zigeuner mürrisch, „ich habe nie Jemand verrathen, bei dem ich nicht etwas gewinnen konnte, und warum sollte ich Euch verrathen, aus dessen Sicherheit ich mehr Vortheil ziehen kann, als aus seinem Untergang? — Hört, wenn es Euch möglich ist, nur einen Augenblick auf die Stimme der Vernunft, ehe sie Euch mit dem Todesschrei der Vernichtung zugleich in das Ohr tönt. — Das Volk ist unter den Waffen, General Morani mit seinen Banditen hat gemeinschaftliche Sache mit den Aufrührern gemacht, um den tyrannischen Gouverneur zu verjagen, und um dem empörten Volk gegen den Fürsten von Piombino beizustehen. — Wollt Ihr die Dame Eures Herzens retten, und Eure Hoffnungen erfüllt sehen, so folgt mir im Namen Derjenigen, welche Euch das Billet zukommen ließ!“

„Gehe voran!“ sagte Ben Ellinor freudig, „auf diesen Wink hin trotze ich jeder Gefahr!“

„So, wie ich es einrichten werde, ist keine Gefahr dabei,“ erwiderte der Zigeuner, zufrieden mit dem Kopfe nickend, „wenn Ihr Euch nur enthalten könnt, Euch in Sachen zu mischen, die Euch nichts angehen, denn am Ende, was geht es Euch an, ob der Fürst seine Unterthanen schlachtet, oder ob diese ihn umbringen? — Folgt mir nur, aber vorsichtig und geräuschlos. Thut Euerem ungestümen Blute Gewalt an, und verlaßt Euch auf meine Gewandtheit, Ihr werdet sehen, daß ich meine Schuld der Dankbarkeit gegen Euch abzutragen weiß. Ich verhelfe Euch zu einer vornehmen Gemahlin, folgt nur schnell.“

„Ich folge — ich folge!“ versetzte Ben Ellinor vor Eifer und Erregung erröthend, indem er die Pistolen einsteckte und seinen Säbel in die rechte Hand nahm, „aber in dem Augenblicke, wo ich das geringste Zeichen von Verrath entdecke, spalte ich Dir Dein Haupt bis auf den Rumpf!“

Ohne ein Wort weiter zu wechseln, verließen beide das Gemach, und als der Zigeuner sah, daß Ben Ellinor willig folgte, lief er vor ihm die Treppe hinab, wandte sich schnell durch einen langen Gang, überschritt einen kleinen Hof und betrat den Garten. Auf dieser Seite des Schlosses war Alles öde und kein Licht zu bemerken.

Kaum aber bogen die Männer um die Ecke eines Thurmes und kamen der andern Seite des Schlosses nahe, als der Lärm des Kampfes und das Geschrei der Empörer vernehmlicher wurde. Ben Ellinor konnte deutlich die verschiedenen Ausrufungen hören:

„Es lebe der König! — Nieder mit den Rebellen!“ oder „Hoch, General Morani!“ tönte es in sein Ohr.

Wenngleich der kriegerische Sinn des jungen Mannes angeregt wurde, so mußte ihm doch der Ausgang des Kampfes gleichgültig sein im Vergleich mit dem Schicksale der jungen Fürstin von Este, das, wie er befürchten mußte, fürchterlich war, wenn sie in die Hände des wilden Wolfes der Apenninen fiel, der inzwischen das starke Thor des Schlosses gesprengt hatte, und mit seinem Haufen, unterstützt von den rebellischen Einwohnern Piombino's, eingedrungen und in ein hitziges Handgemenge mit den Truppen Victor Emanuel's gerathen war.

Ben Ellinor versöhnte sich mit dem Gedanken, sich der Hülfe des Zigeuners bedienen zu müssen, wie Leute, bei gefährlichen Krankheiten, die Mittel nicht von der Hand weisen, welche ihnen von Quacksalbern und alten Weibern gereicht werden. Er folgte ihm immer weiter, bis sie endlich den Gang erreicht hatten, der zu den Gemächern der Damen führte. — Der Zigeuner schien einzusehen, daß ihre Sicherheit an einem Faden hinge, denn er war ernst und schweigsam wie das Grab.

An der entgegengesetzten Thür, welche zu den Zimmern der Damen führte, blieb der Führer plötzlich stehen, horchte mit angehaltenem Athem erst eine kleine Weile, ob sich kein verdächtiges Geräusch vernehmen ließe, und pochte endlich drei Mal in kurzen Zwischenräumen an. Die Thür öffnete sich sogleich, und auf der Schwelle erschienen zwei verhüllte Frauengestalten.

Ben Ellinor bot einer von ihnen, welche nach seiner Meinung die schöne Fürstin sein mußte, den Arm, die ihn mit ängstlicher Heftigkeit erfaßte, und so seltsam drückte, daß dem jungen Manne vor Wonne die Sprache versagte. — Der Zigeuner, welcher die andere Gestalt führte, nahm den Weg nach der Treppe, von welcher man an die Pforte gelangen mußte, die in den Garten führte. Als man diesen ungehindert erreicht hatte, schlug der Führer den Weg ein, der an das Wasser führte, welches am Ende des geräumigen Gartens in sanfter Strömung vorüberrauschte. Ein prächtiges, dem Fürsten

gehöriges Boot, schaukelte sich hin und her auf dem Kamm der spiegelglatten Wellen.

Der Zigeuner drängte in kurzen Worten zum Einsteigen, da das Geschrei der Kämpfenden und das Feuer der gleichsam Belagerten immer schwächer wurde. Als man vom Ufer abstieß, verkündete ein furchtbares Triumphgeschrei der Meuterer, daß sie Herr des Schlosses geworden waren. Der Ton dieses wilden Geheuls der entfesselten Volkswuth war so gräßlich und klang den Ohren Ben Ellinor's so widrig, daß er nicht umhin konnte, laut zu betheuern:

„Wäre mein Blut nicht unverbrüchlich der Erfüllung meiner jetzigen Obliegenheiten geweiht, so würde ich in das Schloß zurückeilen, und der Sache des unglücklichen, aber gastfreundlichen Fürsten meinen Arm und meinen Degen leihen!"

Die Dame, deren Arm noch immer in dem des jungen Cavaliers lag, drückte ihn sanft, während er sprach, gleichsam, um ihm zu verstehen zu geben, daß es doch noch etwas Höheres gebe, das einen nähern Anspruch auf seine Hülfe habe, als die Vertheidigung des fürstlichen Schlosses, während der Zigeuner, laut genug, um gehört zu werden, ausrief:

„Nun, das wäre wahrhaft Tollheit in's Schloß zurückzukehren, wenn Liebe und Glück verlangen, daß man fliehen soll! — Helft lieber, damit das Fahrzeug schneller aus dem Bereiche der Gefahr kommt!"

Ben Ellinor ergriff lächelnd ein Ruder, und unterstützte den Zigeuner nach Kräften, so daß man nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde in eine künstlich angelegte, und von dichten Gebüschen umgebene Bucht einlief.

„Dort, hinter jener Anhöhe, erwarten uns Pferde!" sagte der Zigeuner, indem er den Damen beim Aussteigen half.

„Es sind ihrer ja nur zwei!" versetzte Ben Ellinor erstaunt, als sie näher gekommen waren.

„Dies ist Alles, was ich ohne Verdacht zu erregen, zusammenbringen konnte, — und überdies auch gerade genug," entgegnete der Zigeuner kalt. „Herr Cavalier, besteigen Sie eiligst dies Pferd, während Ihre Dame das andere benutzen wird, und jagen Sie in gestrecktem Galopp diesen Nebenweg entlang, der auf die Straße nach Livorno führt. Suchen Sie, so lange die Straße noch frei und sicher ist, den Weg nach Florenz zu gewinnen, von dort aus

finden Sie leicht Gelegenheit, Ihre Flucht ungehindert nach jedem beliebigen Ort fortzusetzen. — Lucie ist eine alte Bekannte von mir," fügte er gleichgültig hinzu, als er sah, daß ihn Ben Ellinor über den Schutz und die Sicherheit der andern Dame, welche der Zigeuner führte, befragen wollte. „Sie hat von den Rebellen nichts zu befürchten, und ist den Damen als Kammerfrau nur beigesellt worden, um unsern Zwecken förderlich zu sein . . ."

„Lucie?" rief die Dame am Arme Ben Ellinor's mit einem unterdrückten Tone des Erstaunens, indem sie auf die verhüllte Gestalt zeigte. „Ist denn diese Person nicht meine Verwandte?"

„Nein," erwiderte Magrabin ruhig, „verzeihen Sie mir diesen kleinen Betrug. — Ich durfte beide Damen dem wilden Wolf der Apenninnen nicht entziehen."

„Elender Betrüger!" schrie Ben Ellinor, vor Schrecken über diese Enthüllung seiner Sinne fast nicht mehr mächtig. „Doch noch ist es nicht zu spät, ich eile zurück, um die Rettung der Gräfin von Zini zu versuchen! — Beruhigen Sie sich!"

„Die Gräfin von Zini hängt an Ihrem Arme, und verdankt Ihnen ihre Befreiung," sagte der Zigeuner mit einem satanischen Lächeln.

„Was sagst Du?" rief der junge Cavalier mit bebender Stimme, indem er sich von der Dame in einer ungestümen Weise losriß, was er in einem andern Falle gewiß nicht gethan hätte. „Die junge Fürstin von Este ist also im Schlosse zurückgeblieben? — Gut, Schurke! — Ich werde sie dennoch retten!"

Indem er sich umwandte, um mit dem Fahrzeuge nach dem Schlusse zurückzueilen, ergriff der Zigeuner hastig seinen Arm und hielt ihn fest.

„Hören Sie mich, Herr Cavalier," sagte er eindringlich, „Sie gehen Ihrem sichern Tode entgegen! — Warum, bei dem bösen Feinde, tragen Sie denn die beiden Federn, weiß und blau, an Ihrem Hute? — Doch hören Sie, die Alte ist nicht zu verachten, sie hat beinahe eine ebenso große Mitgift, als die Fürstin, und Sie setzen sich keiner Gefahr aus, wenn Sie die Gräfin heirathen!"

Während der Zigeuner diese Worte ungestüm hervorstieß, und bemüht war, Ben Ellinor zurückzuhalten, zog dieser in rasender Wuth ein Pistol hervor und schoß es auf den Betrüger ab. Die Kugel streifte seinen Arm.

„Nun, wenn es so gemeint ist,“ rief der Zigeuner verächtlich, indem er ihn losließ, „so gehen Sie Ihrem Untergange entgegen, und der Teufel, wenn es einen giebt, geleite Ihre Schritte!“

Ben Ellinor sprang, ohne ein Wort zu erwidern, in das Boot, und mit kräftigen Ruderschlägen geführt, flog das leichte Fahrzeug auf den Wellen wie ein Pfeil dahin.

Der Zigeuner wandte sich jetzt mürrisch an die Gräfin, die, von Scham, Furcht und vereitelter Hoffnung überwältigt, fast ohnmächtig in die Arme der Kammerfrau gesunken war, und sagte ärgerlich:

„Hier muß ein Mißverständniß obgewaltet haben, Frau Gräfin. Nun erholen Sie sich nur, ehe der Mond seine Bahn vollendet hat, will ich Ihnen einen ebenso hübschen Gemahl, als dieser weibische Knabe ist, verschafft haben! — O, General Morani hat prächtige Officiere in seinem Corps, die den Teufel nicht fürchten, und Ihnen schon gefallen werden! — Kommen Sie nur mit mir, ich stehe für Ihre Sicherheit! —

Die Gräfin von Zini war ebenso leidenschaftlich in ihren Gefühlen, als eitel und schwach. Wie so manche andere ihres Geschlechts, wußte sie sich bei gewöhnlichen Vorfällen des Lebens ganz vortrefflich zu helfen; in einer so bedenklichen Lage, wie die jetzige, war sie aber durchaus nicht im Stande, irgend einen Entschluß zu fassen. Unter heftigen Thränen und bittern Worten machte sie ihrem Herzen Luft und nannte Magrabin einen Schurken, einen verächtlichen Betrüger, einen schändlichen Mörder und Verräther.

„Nennen Sie mich einen Zigeuner,“ erwiderte er höhnend, „und Sie haben Alles zusammen gesagt.“

„Ungeheuer!“ schrie sie vor Schmerz verzweifelnd. „Du sagtest, daß der junge Cavalier mich innig liebe, und dieses elende Weib dort verleitete mich, an ihn zu schreiben. Ich war so thöricht und ging in die Falle.“

„Mich haben Ihre Reden über die Schönheit des jungen Laffen, und der Ring an seinem Finger, der Ihr Wappen, Frau Gräfin, trägt, zu dem Irrthume verleitet,“ versetzte der Zigeuner, über die beinahe komische Situation in ein lautes Lachen ausbrechend. „Wer kann dafür, der Milchbart zieht Kalbfleisch dem kräftigen Rindfleisch vor. — Doch genug davon!“ fügte er ernsthaft hinzu. „Lassen Sie das Heulen und Schreien, ich bin kein Freund davon! — Vorläufig müssen wir auf unsere Sicherheit bedacht sein, denn wer weiß, ob

dieser Teufel von Morani nicht die irregeleiteten Einwohner von Piombino für ihre Unterstützung bei dem Ueberfalle mit Raub, Mord und Brand lohnt. Es ist so seine Sache. Der Gouverneur von Florenz wird nicht lange auf sich warten lassen, und wenn wir uns nicht beeilen, aus dieser Gegend zu kommen, so ist es leicht möglich, daß wir von den Banditen Morani's getödtet werden, denn diese Höllenbrut kennt weder Freund noch Feind. Raub und Mord ist ihr tägliches Gewerbe."

„Und dennoch ziehe ich es vor, nach dem Schlosse zurückzukehren!" sagte die Gräfin entschlossen.

„Bei dem glänzenden Firmament, das sollen Sie nicht, Frau Gräfin!" brüllte der Zigeuner wüthend. „Ich schwöre Ihnen bei Allem, woran je Thoren geglaubt haben, daß Sie es mit Jemand zu thun haben, der sich sehr wenig daraus macht, Sie entblößt an diesen Baum zu binden, und Sie Ihrem Schicksale zu überlassen!"

„Das wirst Du nicht thun, Magrabin!" versetzte die Kammerfrau im stolzen und entschiedenen Tone. „Du weißt, ich trage so gut ein Messer wie Du, und verstehe es zu gebrauchen. Mißhandeln sollst Du sie nicht! — Sie ist eine wohlwollende Frau, wenngleich eine verliebte Närrin. — Und Sie, Frau Gräfin," wandte sich das Weib mit Entschiedenheit an diese, „fassen Sie sich, und folgen Sie uns. Hier ist allerdings ein Irrthum im Spiele; aber es ist doch auch etwas, Leib und Leben gerettet zu haben. Es ist so manche Person im Schlosse, die alle Reichthümer der Welt darum geben würde, um da zu stehen, wo wir uns jetzt befinden."

In diesem Augenblicke trug der Wind auf seinen Schwingen den Schall eines heftigen Gewehrfeuers, sowie die dumpfen Töne eines entsetzlichen Siegesgeschreies, vermischt mit den Lauten eines Schreckens- und Verzweiflungsrufes, von dem Schlosse herüber, und machte die Herzen der drei Personen in der That erbeben, denn der Zigeuner fuhr selbst heftig zusammen, und rief im flüsternden Tone:

„Hören Sie, Frau Gräfin! — Danken Sie Ihrem Gott, daß Ihre zarte Stimme nicht an diesem Höllenconcert Antheil hat! — Glauben Sie mir, ich will redlich für Ihre Sicherheit sorgen, und Ihnen, wenn sich die Gemüther beruhigt haben, auch einen hübschen jungen Mann schaffen!"

Wie ein gescheuchtes Thier, von Schrecken und Furcht erschöpft,

überließ sich endlich die Gräfin der Leitung des Zigeuners, und ließ sich ohne Widerstand dahin bringen, wo er wollte. Ihre Betäubung und Erschöpfung war so groß, daß das würdige Zigeunerpaar sie halb führen, halb tragen mußte, und in ihrer Gegenwart ein Gespräch führte, wovon sie auch nicht ein Wort hörte oder verstand.

„Ich habe Deinen Plan gleich von vornherein für sehr thöricht gehalten," sagte das Weib vorwurfsvoll. „Hättest Du die jungen Leute unterstützt, so würden wir doch wenigstens ein Anrecht auf ihre Dankbarkeit und einen festen Fuß in ihrem Haushalte gehabt haben. Wie war es überhaupt denkbar, daß ein so blendend schöner junger Cavalier diese alte Närrin lieben und heirathen würde, wo er auf der Reise täglich das reizende Gesicht der jungen Fürstin sah, und Vergleiche anstellen konnte."

„Rippah," erwiderte der Zigeuner barsch, „Du hast die Thorheiten der vornehmen Leute angenommen, und bist noch dazu selbst ein liebeverlangendes Weib, das wenig von dem Ehrgeiz der Männer weiß. — Wie konnte ich mir träumen lassen, daß der allerdings hübsche Cavalier, einiger wenigen Jahre mehr, Schwierigkeiten machen würde, da die Vortheile der Heirath mit der Gräfin, so in die Augen springend sind. Und Du weißt, daß man diese schüchterne Fürstin nie dazu würde haben bringen können, sich so frei zu erklären, wie die verliebte Gräfin. — Ich habe eigentlich den jungen Mann lieb gewonnen, und hätte ihm gern einen Gefallen erwiesen, indem ich ihm zu der Hand dieses alten, aber steinreichen Weibes verholfen haben würde, wodurch er sein Glück begründet hätte. Eine Heirath mit der jungen Fürstin von Este, hätte ihm den Kaiser von Frankreich und den König Victor Emanuel, sowie die Großen beider Reiche, über den Hals bringen heißen, da er nicht von reinem fürstlichen Geblüt ist. — Und da die alte Gräfin viel Gold und Juwelen mit sich führt, so hätten wir natürlich einen reichen Lohn bekommen. Doch was thut's, die Sehne ist zerrissen, der Pfeil hat sein Ziel verfehlt. — Sehen wir, was noch für uns zu retten ist. Fort Rippah! Du siehst, der glänzende Stern waltet noch über dem Schicksal der braunen Kinder der Wüste!"

Verlassen wir auf einige Zeit den verrätherischen Zigeuner und werfen wir einen Blick auf das Schloß des Fürsten von Piombino.

Die nächtlicherweile überraschte und bestürzte Besatzung hatte sich eine Zeit lang tapfer gegen die von allen Seiten andringenden

Haufen des Rebellengenerals Morani gehalten, und würde vielleicht den Sieg davon getragen haben, da eine ansehnliche Macht der Königlichen Truppen die Rebellen mit Erfolg im Rücken und von der Wasserseite angriff, aber die unerwartete Ankunft zahlreicher Meuterer aus Piombino, die wie ein Bienenschwarm herangezogen kamen, machten, daß der Befehlshaber der Truppen seine Macht theilen mußte, wodurch der Muth der Soldaten mit einem Schlage sank.

Auch unter den Vertheidigern des Schlosses herrschte zuletzt Muthlosigkeit, Mißvergnügen, wenn nicht Verrath, denn während Viele ihre Posten verließen und aus dem Schlosse zu entkommen suchten, riefen einige Officiere: daß man sich ergeben müsse, um das Leben des Fürsten zu sichern, da Morani nur in diesem Falle Pardon versprach. — Die Angreifenden hatten bereits die Verschanzungen erstiegen und sich in den Besitz der Thürme, der Höfe und der unteren Theile des weitläufigen Schlosses gesetzt, verfolgten eifrig die Flüchtigen, und suchten rastlos nach Beute, während ein Einzelner, als ob er absichtlich den Tod suchte, dem alle Anderen zu entgehen strebten, sich einen Weg mitten durch das Getümmel und das Blutvergießen zu bahnen suchte, von Besorgnissen erfüllt, die für seine Einbildungskraft ungleich mehr Schrecknisse hatten, als die Wirklichkeit vorläufig lieferte. Wer Ben Ellinor in dieser verhängnißvollen Nacht sah, und die Ursache seines Benehmens nicht kannte, mußte ihn durchaus für einen Rasenden halten. — Als er mit vieler Mühe die Pforte erreichte, aus welcher er mit dem Zigeuner die Flucht bewerkstelligt hatte, bebte sein Herz, denn die Thür in dem Thurme stand offen, aber der Eingang wurde durch mehrere Todte versperrt.

Ben Ellinor schob eiligst einige bei Seite und war eben im Begriff über einen Leichnam hinwegzusteigen, um die Treppe erreichen zu können, als plötzlich der vermeintliche Todte ihn beim Bein erfaßte und ihn in flehentlichen Worten bat, seine Brust von den Körpern der Erschlagenen zu befreien, und ihm beim Aufstehen behüflich zu sein. Der junge Mann, der nur bestrebt war sein Ziel zu erreichen, wollte sich soeben dieses ungelegenen Hindernisses in rauher Soldatenart entledigen, als der am Boden Liegende stöhnend fortfuhr:

„Ich bin der Bürgermeister Ricasoli aus Piombino, rettet mich vor dem Erstickungstode und ich will Euch reich machen. Seid Ihr

aber von der Besatzung des Schlosses, so will ich Euer Leben schützen."

Mitten in dem Lärm des Kampfes und der Verwirrung gab Ben Ellinor's Geistesgegenwart ihm den Gedanken an die Hand, daß dieser ansehnliche Mann am Ende dazu helfen könne, ihm den Rückzug zu decken. Mit kräftiger Hand beseitigte er die Hindernisse und half ihn auf die Beine.

„Sind Sie verwundet, Herr Bürgermeister?" fragte Ben Ellinor theilnehmend.

„Das nicht, wenigstens fühle ich, außer einem Drucke auf der Brust, keine Schmerzen," erwiderte er, seine Glieder betastend.

„So setzen Sie sich doch auf diesen Stein und kommen Sie zu Athem," fügte Ben Ellinor höflich bei. „Ich werde bald wieder bei Ihnen sein."

„Ah, jetzt erkenne ich Sie erst, Herr Cavalier!" rief der Bürgermeister freudig. „Nun, da ich in dieser furchtbaren Nacht das Glück habe, einen Freund zu finden, so will ich ihn auch nicht verlassen. Gehen Sie nur voran, ich folge, wohin es auch sein mag. Wenn ich nur einen Theil von meinem Anhange um mich hätte, aber die sind zerstreut, wie die Vögel. O, es ist eine entsetzlich Nacht!"

Während er diese Worte sprach, lief er dicht hinter dem voraneilenden jungen Mann her, der, die Wichtigkeit des Beistandes eines Mannes von solchem Einflusse wohl erkennend, seine Schritte mäßigte, um ihm behülflich zu sein, die steilen Treppen zu ersteigen, während er bei sich selbst das Hinderniß verwünschte, das ihn zum Zögern zwang.

Als sie endlich den vom Mondlichte erleuchteten Korridor erreichten, gab sich ihnen ein Bild des Grausens kund. Der Kampf schien in diesem Theile des Schlosses hartnäckig gewüthet zu haben, denn ganze Haufen von Leichen bedeckten den Boden und viele umherliegende Gegenstände ließen deutlich erkennen, daß die Sieger mit schonungsloser Hand geplündert und ihre zügellose Wuth an den todten Gegenständen im frechen Uebermuthe ausgelassen hatten.

Sich von Ricasoli losreißend wie ein Jagdhund von der Koppel, und mit einer Kraft, die den wohlbeleibten Bürgermeister beinahe über den Haufen warf, sprang Ben Ellinor in die Zimmer der Fürstin, in welchen eine schauerliche Verwüstung herrschte, aber keine lebende Seele war in ihnen zu bemerken. Die Sieger schienen ihr

Vernichtungswerk in den vorderen Theilen des Schlosses zu treiben und die Beute bei Seite zu schaffen, während der Pöbel in den Kellereien und Gewölben sein Unwesen trieb.

Ben Ellinor, vor enttäuschter Hoffnung, Schmerz und Wuth ganz außer sich, rief erst leise den Namen der jungen Fürstin, und untersuchte jeden verborgenen Winkel der Zimmer, aber vergebens. Dann rief er lauter und zuletzt mit dem Tone der Verzweiflung, allein kein Zeichen verrieth, daß sie einen sichern Schlupfwinkel gefunden hatte. Er rang verzweifelnd die Hände, zerraufte vor Ingrimm sein lockiges Haar und stieß wilde Verwünschungen aus, aber nur die hohen Wölbungen der Zimmer gaben in unbestimmten Tönen seine Klagen zurück.

Da plötzlich war es ihm, als dringe ein leises Stöhnen und Aechzen an sein aufhorchendes Ohr. Er zögerte, das Schafzimmer der jungen Fürstin zu verlassen, worin er sich in diesem Augenblicke befand. — Mit dem Wesen und dem Instinkte eines wilden Bewohners der Urwälder Amerika's untersuchte er noch einmal jeden Gegenstand, der sich im Zimmer befand, und wohl geeignet war, einen Menschen zu verbergen — er horchte mit angehaltenem Athem auf jedes Geräusch, er rief noch einmal den Namen der Fürstin, aber alle seine Bestrebungen waren umsonst, nirgends zeigte sich auch nur die geringste Spur von dem Vorhandensein eines lebenden Wesens. Alles war öde, still und leer. — Schon wollte Ben Ellinor das Gemach verlassen, und sein Nachspüren nach dem Verbleib der schönen Fürstin mit Aufopferung seines Lebens im Schlosse fortsetzen, da die Töne der Klage und des Schmerzes sich nicht wiederholten, und er schon glaubte, sich geirrt zu haben. Da entdeckte sein unstät umherschweifendes Auge einen schwachen, aber festen Lichtstreifen, welcher durch eine in der Vertäfelung eines finstern Winkels in dem Schlafzimmer kaum sichtbare Spalte drang, den er, als von dem Mondscheine herrührend, entweder bisher nicht beachtet oder übersehen hatte. Dieser Lichtstreifen war aber auch in der That so schmal und so schwach, daß das mindergeübte Auge eines Europäers ihn nicht entdeckt haben würde.

Ben Ellinor verfolgte diesen Lichtschein und fand endlich hinter der Tapete, die sich an einer Stelle spaltete, eine Thür, durch deren Schlüsselloch der unbedeutende Lichtstreifen drang. Er versuchte die Thür zu öffnen, aber sie schien entweder verschlossen oder von Innen

verriegelt zu sein. — Leise rief er den Namen der geliebten Fürstin, aber vergebens, kein Anzeichen verrieth, daß die Thür irgend ein lebendes Wesen verbarg, und dennoch trieb ein seltsames Gefühl den jungen Mann dazu, die Thür mit Gewalt zu öffnen. Ohne auf die persönliche Gefahr zu achten, die er dabei vielleicht laufen konnte, stemmte er sich mit seiner ganzen jugendlichen Kraft und dem ganzen Gewicht seines Körpers gegen die Thür, und die Gewalt, welche Hoffnung und Verzeiflung diesem Versuche gaben, war so groß, daß ihr auch viel stärkere Verwahrungsmittel gewichen sein würden. Der Riegel unterlag endlich der physischen Kraft des erregten jungen Mannes, er brach und die Thür sprang auf.

Ben Ellinor stürzte hinein und gewahrte in einem kleinen Gemache, welches die Requisiten eines Betzimmers enthielt, eine weibliche Gestalt, die in krampfhafter Weise ein Heiligenbild umschlungen hielt, und wahrscheinlich von dem Getöse, das Ben Ellinor durch die Gewalt seines Druckes gegen die Thür verursachte, auf's Neue geängstigt, halb ohnmächtig zu Boden gesunken war. —

Der junge Cavalier stieß einen Freudenruf aus, sprang hinzu und hob die Gestalt vom Boden auf. Sein feuersprühendes Auge erkannte augenblicklich Diejenige, welche sein ungestüm pochendes Herz in berauschender Seligkeit umfaßte. Es war die junge, reizende Fürstin aus dem stolzen Geschlechte der Este. — Ben Ellinor, alle Rücksicht vergessend, umschlang die zierliche Gestalt, drückte sie mit heißen, überströmenden Dankgefühlen gegen den Schöpfer aller Dinge an seine mächtig arbeitende Brust, er beschwor sie in zärtlichen Worten, zu erwachen, bat sie, guten Muthes zu sein und auf seinen Schutz zu vertrauen, da er ihr Leben und ihre Ehre mit festem Sinn und tapferem Arm selbst gegen den bösen Feind vertheidigen würde.

Es vergingen wohl an zehn Minuten, ehe sich die Fürstin unter dem Beistande Ben Ellinors erholte und die Augen im Bewußtsein ihrer schrecklichen Lage aufschlug.

„Sind Sie es denn wirklich, mein theurer Freund?" hauchte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, indem sie sich auf den Arm des jungen Mannes stützte, dessen Gesicht vor Glück, Wonne und Entzücken strahlte. „Gelobt seien die Heiligen! Nun bleibt mir doch noch eine Hoffnung," fügte sie ermuthigt hinzu. „Ich verzagte schon und glaubte, daß meine Freunde mich meinem Schicksale überlassen

hätten. Nicht wahr, Sie werden mich in dieser furchtbaren Stunde nicht verlassen?"

„O, niemals, niemals!" rief Ben Ellinor im Feuer edler Begeisterung, indem er die zartgeformte Hand der zitternden Fürstin mit einem Kusse ehrfurchtsvoller Ergebenheit küßte, „welche Gefahren auch drohen mögen, ich will jeder göttlichen Wohlthat verlustig gehen, welche durch jenes Sinnbild des Christenthums den Menschen erkauft worden sind, wenn ich nicht Ihr Schicksal, gnädigste Fürstin, theile, das sich bald wieder zu einem glücklichen gestalten möge!"

„Wahrhaftig, sehr edel und rührend gesprochen," sagte in diesem Augenblicke eine rauhe, heisere und keuchende Stimme hinter Ben Ellinor. „Ein Liebesverhältniß, wie ich sehe! Aber bei meiner armen Seele, ich bedauere das zarte, schöne Wesen, als wäre es meine eigene Tochter, das sich zur Stunde in diesen Mauern befindet."

„Sie müssen aber mehr thun, Herr Bürgermeister, als diese Dame bedauern," versetzte Ben Ellinor, indem er sich hastig an Ricasoli wandte, der, Ben Ellinor suchend und von dem Geflüster der Stimmen angezogen, unbemerkt in das Gemach getreten war. „Sie sind ein Mann von Ehre und Charakter, Herr Ricasoli," fuhr er in ernstem und eindringlichem Tone fort, „Sie müssen diese Dame in Ihren Schutz nehmen! — Sein Sie überzeugt, daß mir die Dame von Sr. Majestät dem König ausdrücklich zur Obhut anvertraut worden ist, und wenn Sie mir nicht beistehen, sie gegen jede Art von Beleidigungen oder Gewaltthätigkeiten zu schützen, Ihre Stadt die Gunst des Königs verliert. — Die einzige Gelegenheit, den Zorn Sr. Majestät über die Meuterei der Bewohner von Piombino und dem gepflogenen Verrath mit dem Feinde Italiens zu besänftigen, beruht in dieser Minute! — Sie müssen diese edle junge Dame vor allen Dingen vor Morani, dem wilden Wolf der Apenninen, mit dem ganzen Einflusse Ihrer Macht thatkräftig schützen!"

„Das wird sehr schwer sein, mein lieber junger Freund," erwiderte der Bürgermeister zagend, „denn diese Banditen Morani's sind wahre Teufel im Aufspüren von jungen, schönen Mädchen. — Aber ich will gern mein Bestes thun. — Wir wollen in ein anderes Gemach gehen, dessen Fenster nach dem Garten belegen sind, vielleicht gelingt es mir, einen Haufen meiner Freunde herbeizurufen, die so zuverlässig sind, als die Messer, die sie im Gürtel tragen."

Ben Ellinor fand diese Absicht für gut und begab sich mit dem

Vertreter von Piombino sogleich in ein Vorgemach. Er öffnete ein Fenster und ließ ein eigenthümliches Pfeifen ertönen, das er mehrere Male wiederholte. Nach wenigen Minuten wurde das Pfeifen von verschiedenen Seiten beantwortet, und Ben Ellinor sah zahlreiche dunkle Gestalten in den Garten schlüpfen.

„Kinder, seid Ihr es?" flüsterte Ricasoli aus dem Fenster. „Nieder mit dem Tyrannen! Es lebe der König!" fügte er in unterdrücktem Tone hinzu.

„Es lebe der König! Es lebe Italien!" rief man als Erkennungszeichen hinauf.

„Besetzt die Pforte, Kinder, und zieht alle Mannschaften zusammen!" erwiderte Ricasoli ernst. „Ich glaube, es wird neue Arbeit geben! Schickt mir den Syndikus Techio sogleich hinauf!"

Es schien inzwischen auf der Außenseite des Schlosses und auf den verschiedenen Vertheidigungspunkten in der Vorderfront etwas ruhiger geworden zu sein. Aller Widerstand schien gebrochen, denn die Unteranführer General Morani's trafen Anstalten, alle Plätze und Eingänge zu dem Schlosse mit starken Abtheilungen zu besetzen, und der allgemeinen Plünderung des Pöbels von Piombino energisch Einhalt zu thun.

Nach etwa einer Viertelstunde trat der Syndikus, augenscheinlich in schlechter Stimmung, in das Gemach. Er war wohlbewaffnet.

„Mein lieber Techio," sagte der Bürgermeister freundlich, „dies ist eine ruhmvolle Nacht, ich hoffe, Du bist nun zufrieden?"

„Ich bin es, sobald Du es bist," erwiderte der Syndikus mürrisch; „mir scheint aber, als wenn Dir der Sieg nicht recht zusage, da Du ihn in diesem abgelegenen Thurm und in einem öden, dunklen Gemache feierst, während man Dich im großen Staatssaale des Schlosses erwartet und Dich schon in allen Ecken sucht."

„Mich sucht?" wiederholte der Bürgermeister verwundert.

„Allerdings," antwortete Techio rauh, „um unsere Rechte gegen Morani zu verfechten, die in großer Gefahr sind.

„Wie das, Freund Techio?" fragte Ricasoli lächelnd. „Du scheinst mir nicht bei heiterer Laune zu sein."

„Das wüßte ich nun gerade nicht," sagte der Syndikus kalt, „ich wünsche nur, daß wir unsern Antheil an dem Siege haben, und jetzt nicht schlechter daran sind, als früher!"

„Ich verstehe Deine Worte nicht, Techio," versetzte der Bürgermeister ruhig; „erkläre Dich doch deutlicher."

„Nun denn, so höre, Ricasoli," fuhr der Syndikus finster fort, „dieser Morani, dieses wilde Raubthier, scheint seine Höhle aus diesem Schlosse machen und unsere Stadt brandschatzen zu wollen, denn wir sollen eine großartige Verpflegung seiner Truppen übernehmen, ohne je einen Heller dafür zu erhalten. Mir scheint, wir sind aus dem Regen in die Traufe gekommen. Dieser wilde General sucht den besitzlosen Pöbel auf seine Seite zu ziehen, um die Reihen seiner Soldaten zu verstärken, und um von hier aus einen weitern Streifzug gegen die Truppen Victor Emanuel's zu Ehren Franz II. ohne Gefahr bewerkstelligen zu können. Er nimmt die ganze Beute dieses Schlosses für sich in Anspruch und ist wahnsinnig genug, sich Fürst von Piombino von seinen Officieren und den angesehensten Bürgern unserer Stadt nennen zu lassen. Es ist wahrhaft eine Schande, zu sehen, wie sie den alten Fürsten mißhandeln."

„Das leide ich nicht, Techio!" rief der Bürgermeister auffahrend, „ich liebe zwar den Fürsten nicht, aber er soll wenigstens ungehindert und ohne Mißhandlungen das Schloß verlassen dürfen! — Wir wollen diesen Bluthund Morani dazu zwingen, wir haben die Macht dazu, denn wir sind zehn gegen einen!"

„In diesem Augenblicke nicht", sagte der Syndikus zagend. „Der Pöbel aus den Vorstädten und der Umgegend hält es mit Morani, denn er hat die fürstliche Kellerei öffnen und die Weinfässer anzapfen lassen. Die Hälfte unserer Mannschaft ist fast sinnlos betrunken und die andere nur mangelhaft bewaffnet. — Ich fürchte, daß wir für die Thorheit dieser Nacht schwer werden büßen müssen, wenn der König nicht Milde und Nachsicht übt und den hartherzigen Gouverneur aus Florenz abberuft."

„Nun, wir wollen sogleich aufbrechen und das Schloß verlassen, um bei Zeiten Vorkehrungen für die Sicherheit der Stadt zu treffen", erwiderte Ricasoli mit Festigkeit.

„Aber die Brücken über die Gräben sind aufgezogen, die Thürme besetzt und die Thore verschlossen und gut bewacht. Wenn wir uns mit Gewalt einen Weg bahnen wollen, so dürfte dieser Versuch schwerlich zu unsern Gunsten ausfallen, da unsere Leute fast alle Munition verschossen haben und gegen die wilden Banditen Morani's nur mit Muthlosigkeit kämpfen werden."

„Aber warum hat er uns denn den Rückzug abschneiden lassen?" fragte der Bürgermeister bestürzt. „Er wird uns doch nicht etwa als Geißeln für die verlangte Naturallieferung hierbehalten wollen? — Das wäre eine schöne Geschichte!"

„Das weiß ich nicht, Ricasoli", antwortete Techio im besorgten Tone. „Man spricht übrigens davon, daß zwei vornehme Damen, auf die es Morani abgesehen hatte, während des Kampfes aus dem Schlosse auf unbegreifliche Weise entflohen wären, und daß dies der Grund sei, weßhalb er so schrecklich gegen die armen Gefangenen und gegen den unglücklichen Fürsten wüthe. Er soll jetzt vom übermäßigen Genuß des Weins fast sinnlos betrunken sein."

Der zagende Bürgermeister warf einen trostlosen Blick auf Ben Ellinor und schien rathlos, wozu er sich entschließen solle. — Der junge Cavalier, der von dem ganzen Gespräche, das ihn sehr beunruhigte, nicht ein Wort verloren hatte, sah augenblicklich ein, daß ihre ganze Sicherheit allein davon abhinge, daß er seine Geistesgegenwart nicht verliere, und daß er die beiden Männer bei gutem Muthe erhielte. — Er mischte sich also ganz dreist in das Gespräch, wie Jemand, der ein Recht zu haben vermeint, bei der wichtigen Berathung eine Stimme zu haben.

„Ich schäme mich fast", sagte er ernsthaft, „daß ich bemerken muß, Herr Bürgermeister, wie Sie sich bedenken, was Sie sollen. Gehen Sie dreist zu dem General Morani, und verlangen Sie das Schloß mit dem Herrn Syndikus, Ihrem Sohne und Ihrer Tochter verlassen zu dürfen. Er kann durchaus keinen Vorwand haben, Sie als Gefangenen zurückzuhalten."

„Für mich und den Syndikus, ja, aber wer ist mein Sohn und wer meine Tochter?" fragte Ricasoli ängstlich lächelnd.

„Ihr Sohn bin ich für jetzt, Herr Ricasoli", antwortete Ben Ellinor im heitern Tone.

„Sie, Herr Cavalier?" versetzte der Bürgermeister verlegen, „Apropos, sind Sie denn nicht der Gesandte König Victor Emanuel's?"

„Allerdings", erwiderte Ben Ellinor unverzagt, „und mein Auftrag geht an die Obrigkeit von Piombino, und nur im Rathe der Stadt will ich mich dessen entledigen. — Wenn ich mich in dieser Eigenschaft dem Rebellengeneral Morani vorstelle, so bin ich natürlich verloren. — Sie, Herr Bürgermeister, müssen mich deßhalb heimlich aus dem Schlosse schaffen, und diese Dame als Ihre Tochter

anerkennen, damit Sie ebenfalls den Ausgang an Ihrer Seite gewinnt."

Der Bürgermeister schien diesen gefährlichen Vorschlag zu überlegen. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Wahrhaftig, es wäre eine Sünde und Schande", sagte er entschlossen, „wenn ich dieses hübsche Mädchen, welches etwas von meiner Tochter sanftem Blick hat, im Stiche ließ, und Sie, Herr Cavalier, in die Hände dieses Verächters aller guten Thaten fallen ließ. — Ich glaube, Techio", wandte er sich lächelnd an diesen, „daß zwischen den jungen Leuten ein Liebesverhältniß obwaltet, welchem man Vorschub leisten muß, denn ein prächtigeres Paar haben meine Augen nicht gesehen. Aber ich muß doch auch auf Fragen antworten können", fügte er sich besinnend, eifrig hinzu, „was hat denn meine Tochter in einer so fürchterlichen Nacht, in der Tod und Verderben wüthen, auf dem Schlosse zu thun?"

„Was hatte denn hier so manche Frau zu thun?" versetzte der Syndikus wichtig, „als daß sie das Schicksal ihres Mannes, Bruders, Geliebten oder Vaters zu erfahren wünscht, und weil hier ein Ort ist, den Weiber nicht hätten betreten sollen. Deine Tochter Elvira ist etwas weiter gegangen, als die Uebrigen, das ist Alles."

„Vortrefflich gesprochen, Herr Syndikus!" rief Ben Ellinor heiter. „Hören Sie auf den Rath Ihres Freundes, Herr Ricasoli", wandte er sich dann an den Bürgermeister, „und begehen Sie die edelste That Ihres Lebens.

„Halt, halt, Herr Cavalier!" versetzte der Bürgermeister unruhig, „nicht so eilig! — Ich habe eine böse Ahnung! Dieser Morani ist ein Wütherich, ein blutgieriger Wolf, nicht allein dem Namen nach, sondern auch von Gemüthsart. — Wenn nun diese junge Dame eine von denjenigen wäre, die er sucht, wenn er sie entdeckte, was würde dann aus uns Allen?"

„Und wenn ich nun wirklich eine von diesen unglücklichen weiblichen Wesen wäre", sagte die schöne Fürstin mit wehmüthiger Stimme, „könnten Sie deswegen mich in diesem Augenblicke der größten Noth verlassen?"

„Nein!" entgegnete der Bürgermeister feierlich, „mag auch meine letzte Stunde nahe sein, ich will mein Wort als Ehrenmann erfüllen. — Vorwärts Kinder!" fügte er entschlossen hinzu, „die heilige Mutter Gottes nehme uns in ihren Schutz!"

Nachdem die Fürstin schnell einige Veränderungen in der Toilette vorgenommen hatte, machte man sich auf den Weg nach dem großen Prunksaale des fürstlichen Schlosses, wo der wilde Wolf der Apenninen sein Quartier genommen hatte, um den freien Ausgang für den Bürgermeister Ricasoli und dessen Begleiter zu verlangen. —

Als sie über die mit Sterbenden und Todten bedeckten Höfe gingen, flüsterte Ben Ellinor, während er die junge Fürstin über diesen Schauplatz des Schreckens führte, ihr in sanften Worten zu, vor allen Dingen Muth und Fassung zu bewahren, und erinnerte sie daran, daß ihre einzige Rettung allein von ihrer Festigkeit und Geistesgegenwart abhinge.

„Nicht von der meinigen allein," erwiderte die Fürstin leise, „sondern auch von der Ihrigen. O, wenn ich nur dieser grausigen Gefahr entgehe, so werde ich nimmer Denjenigen vergessen, der mich gerettet hat! — Nur eine Gunst lassen Sie mich noch von Ihrer Mannesehre erflehen! Ich beschwöre Sie darum, bei Ihrem Seelenheil!"

„Was könnten Sie von mir verlangen, gnädigste Fürstin, das ich Ihnen abschlagen könnte?" sagte Ben Ellinor mit dem ganzen Zauber seiner wohllautenden Stimme.

„Durchbohren Sie mein Herz mit Ihrem Dolche," flüsterte die Fürstin tonlos, „ehe Sie mich gefangen in den Händen dieses Ungeheuers zurücklassen."

Ben Ellinor's Wangen erbleichten, seine einzige Antwort bestand in einem festen Drucke der Hand der lieblichen Fürstin, welche diese Liebkosung sanft erwiderte. Auf den Arm ihres jugendlichen Beschützers gelehnt, betraten sie endlich den verhängnißvollen Saal. — Der Bürgermeister mit dem Syndikus gingen voran, ihnen folgten etwa ein Dutzend der handfestesten Einwohner vom Piombino.

Als sie die Schwelle des Saales überschritten, schien das tobende Geschrei des Beifalls und das wilde Gelächter, das ihnen entgegenschallte, eher ein Fest schwelgender Höllengeister, welche sich nach irgend einem Siege über das armselige Menschengeschlecht erfreuen, als sterbliche Wesen zu verkündigen, welche ein kühnes Wagstück glücklich ausgeführt haben. — Eine gewaltsame Spannung des Gemüths, welche nur die äußerste Verzweiflung hervorbringen konnte, kam der angenommenen Beherztheit der Fürstin von Este zur Hülfe; ein unbezwinglicher Geist, den die drohende Gefahr nur

kühner emporstreben ließ, hielt Ben Ellinor's Muth aufrecht, während die beiden Vertreter von Piombino aus der Noth eine Tugend machten, und wie Thiere ausharrten, die, an eine Stange gebunden, die Gefahren der Hetze geduldig aushalten müssen.

Eine grausige Veränderung war in dem Prunksaale vor sich gegangen. An dem obern Ende der schleunigst hergerichteten Tafel saß in des Fürsten Prunksessel der gefürchtete Wolf der Apenninen, der des Namens ganz würdig war, an dem er so viel Vergnügen zu finden schien, und welchen zu verdienen er so viel that, als nur irgend zu erdenken war. Franz II. konnte in der That keinen würdigeren Teufel für seine Zwecke gewinnen. Ueber seine Schultern hing ein Ueberwurf, aus der gegerbten Haut eines riesigen Wolfes gefertigt, dessen gewaltige Tatzen mit Silber eingefaßt waren. Die Haut des Kopfes war so zugerichtet, daß sie über die Feldmütze gezogen werden konnte, was er bei seinen nächtlichen Unternehmungen für die Wiederherstellung des Thrones seines Königs und Gebieters öfters that, um das, von den Pfaffen verdummte Landvolk einzuschüchtern, da die Wolfshaut ihm das Aussehen eines grinsenden Ungeheuers gab. Aber sein Gesicht bedurfte kaum solcher Schreckmittel, wenn es vom Zorn geröthet war, es glich in einem solchen Augenblicke schon zu sehr dem des Fürsten der Hölle. Und dennoch strafte der obere Theil seines Gesichts, wenn es nicht erregt war, beinahe seinen Charakter Lügen, denn obgleich sein Haar den rohen wilden Borsten der Bestien der Apenninen glich, so versprachen doch die freie, hohe, männliche Stirn, die gerötheten Wangen, die blitzenden hellen Augen und die römische Nase etwas Tapferes und Großartiges, allein die Wirkung dieser günstigen Einzelheiten wurde durch seine heftige, ungestüme Gemüthsart gänzlich verwischt, die verbunden mit einem Hange zur Völlerei und Unmäßigkeit, seinen Zügen den Ausdruck wilder Zügellosigkeit und grausamer Härte beigesellt hatten.

Die vornehmsten Officiere seiner Truppen saßen mit den angesehensten Bürgern von Piombino vermischt an der Tafel, während ein Kerl von wildem Ansehen und großer Gestalt hinter Morani stand, der in seiner Hand ein mit Blut besudeltes Beil hielt.

Die Zurüstungen zu dem Mahle waren eben so übereilt gewesen, als die Anordnung der Tafel. Das sämmtliche Silbergeschirr des Fürsten war bunt durcheinander auf den Tisch geworfen, um als gute Beute mit hinweg geführt zu werden.

Als man die beiden Vertreter der Stadt Piombino gewahrte, wurden sie von allen Seiten freudig begrüßt.

Ricasoli, sich auf sein Ansehen und seinen Einfluß stützend, nahm eine würdevolle Haltung an, und wünschte dem General Morani Glück zu dem Siege, den seine Soldaten in Gemeinschaft der Einwohner von Piombino davongetragen hätten.

„Ja, ja," erwiderte Morani spöttisch, „so haben wir denn endlich das Wild erlegt, wie das Schooßhündchen zum Wolfshunde sagte. — Aber, Herr Bürgermeister, Sie kommen ja wie Mars mit der Schönheit im Gefolge! — Wer ist dieses junge Mädchen hinter Ihnen? — Entschleiert Euch, mein schönes Kind!" rief er der Fürstin roh lachend zu, „kein weibliches Wesen darf in dieser Nacht ihre Schönheit ihr Eigenthum nennen!"

„Es ist meine Tochter, Herr General," sagte Ricasoli in ernstem Tone, „und ich bitte, ihre Jugend zu berücksichtigen. Sie hat ein Gelübde abgelegt, sich der Kirche Christi zu weihen, weshalb sie niemals ohne Schleier geht."

„Davon will ich sie lossprechen," rief Morani immer heftiger lachend, „denn ich werde mich noch in dieser Stunde durch einen einzigen Streich zum Fürsten von Piombino erheben, und ich denke doch, daß dieser eben so viel gilt, als ein Prälat. Ich will ein Fürst sein, der die Macht besitzt, zu binden und zu lösen, wie sich für einen Haufen verdammter Seelen, wie meine Wolfsbrut einer ist, am besten schickt, dem doch sonst Niemand die Absolution giebt. Aber kommt zu mir, Herr Bürgermeister mit Euerer schönen Tochter, und setzt Euch an meine Seite, Ihr sollt staunen, wie ich es verstehe, die Fürstenkrone zu erwerben. Heda, Leute!" fügte er mit donnernder Stimme hinzu. „Führt meinen Vorgänger in diesem Prunksessel herbei!"

Ein Geräusch auf den Plätzen der Anwesenden und ein wildes Beifallsgeschrei der Anhänger Morani's machten es möglich, daß der Bürgermeister ganz am Ende der Tafel unbemerkt Platz nehmen konnte, während seine Begleiter sich dicht hinter ihm hielten. In der Nähe Ricasoli's saß ein bildhübschrr Knabe, wie man behauptete, ein natürlicher Sohn Morani's, gegen den er zuweilen große Zuneigung, ja sogar Zärtlichkeit äußerte. Die Mutter des Knaben, eine schöne Neapolitanerin, war an einem Schlage gestorben, welchen der

wilde Parteigänger Franz II. in einem Anfalle von Eifersucht und Trunkenheit ihr gegeben hatte, und ihr jähes Ende hatte bei dem Tyrannen so viel Gewissensbisse erregt, als er deren überhaupt nur zu fühlen im Stande war. Seine Vorliebe für den Knaben ließ sich vielleicht zum Theil dadurch erklären, da er gewöhnlich das ganze Menschengeschlecht haßte, und nur seine Ergebenheit an Franz II. erheuchelte, um unter dem Deckmantel der Loyalität nach Gefallen Morden und Rauben zu können.

Ben Ellinor betrachtete die Gesichtszüge des schönen Knaben mit Aufmerksamkeit. In seiner Seele keimte ein Gedanke, den er in Ausführung zu bringen gedachte, wenn alle andern Mittel zur Sicherheit des Lebens und der Freiheit der Fürstin und seiner eigenen Person fehlschlagen sollten.

Während Alles in einer Art von Spannung lauschte, und den Erfolg der Befehle erwartete, welche Morani gegeben hatte, flüsterte einer der Bewohner von Piombino dem anderen leise zu:

„Nannte der Bürgermeister das Frauenzimmer dort nicht seine Tochter? — Das kann unmöglich Elvira sein. Dieses Mädchen hier ist mindestens zwei Zoll größer, wenngleich von derselben Gestalt, wie Elvira, und dort, unter ihrem Schleier, blickt verstohlen eine schwarze Locke hervor, während Elvira's Haar braun ist."

„Still, still!" versetzte der Angeredete ernst, „was geht uns die Sache an, ich mag ihn nicht verrathen!"

„Das ist auch nicht mein Wille," erwiderte der Erstere ärgerlich über die leise Zumuthung die in den Worten seines Gefährten lag, „ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß Ricasoli in seinen Jahren noch zum Don Juan werden kann. Sieh nur einmal wie scheu das junge, schmucke Ding ist, wie sie sich ganz hinter den Sessel des Bürgermeisters verkriecht, um den lüsternen Blick der Officiere Morani's zu entgehen. — Aber bei den Gebeinen des heiligen Lorenzo!" fügte er erschrocken hinzu, „was wollen denn die wilden Kerls mit dem alten Fürsten anfangen?"

Indem er diese Worte sprach wurde der Fürst von Piombino von den rohen Soldaten Morani's in den Prunksaal seines eigenen Schlosses geschleppt. Sein verwirrtes Haar, sein zerraufter Bart und seine zerrissenen Kleider zeugten von der üblen Behandlung, die er bereits von den Siegern erfahren hatte. Man hatte ihm einige Stücke seiner Staatsuniform übergeworfen, wahrscheinlich nur des-

wegen, um seinen Rang und Charakter noch empfindlicher zu verhöhnen. — Es war ein Glück, daß die junge Fürstin von Este, deren Gefühle in einer solchen schrecklichen Lage sehr leicht ihr Geheimniß verrathen und ihre Sicherheit gefährden konnten, einen Platz hatte, von dem aus sie weder genau hören noch, ohne sich aufzurichten, sehen konnte, was vorging.

Ben Ellinor, die Gefahr mit einem Blicke erkennend, wechselte rasch seinen Platz und stellte sich noch so, daß der Fürstin jede Aussicht genommen und ihr Körper fast ganz verborgen wurde. — Der Auftritt, welcher sich jetzt zutrug, war kurz und schrecklich. Als der unglückliche Fürst vor den Sessel des wilden Wolfs der Apenninen geschleift und gestoßen wurde, verrieth er, obgleich er sich in seinem früheren Leben nur durch sein sanftes, gutmüthiges Wesen bemerkbar gemacht, ein Gefühl seiner Würde und seiner edlen Abstammung, welches des berühmten Geschlechts, aus welchem er entsprossen, vollkommen würdig war. Sein Blick war ruhig und furchtlos, so daß selbst auf Morani das edle, ruhige Wesen seines Opfers, verbunden mit der Erinnerung an die Wohlthaten, die er in der Jugend von ihm empfangen, einen solchen Eindruck machte, daß er in seinem Vorhaben unschlüssig zu werden schien und unwillkürlich die Augen niederschlug, aber einige Gläser des schweren Weins, den er gewöhnlich trank, und die er hastig hinunterstürzte, gaben ihm die Unverschämtheit in Blick und Wesen wieder.

„Ludwig von Piombino!“ redete er den Fürsten mit donnernder Stimme an, indem er wie ein wildes Thier zu schnauben anfing, die Fäuste ballte, die Zähne zusammenbiß, und auf jede Weise seine natürliche Wildheit zu erregen bemüht war. „Ich suchte Deine Freundschaft und forderte Deinen Beistand in der gerechten Sache meines Souverains, aber Du verwarfst meine Worte und belegtest meinen Namen mit Schmähreden! — Was würdest Du wohl jetzt darum geben, um diese Stunde von Deinem Haupte abzuwenden? — Brambilla, halte Dich fertig!“ wandte er sich rauh an den hinter ihm stehenden Soldaten, der mit seinen nackten, muskulösen Armen, und widerlich grinsend, sein Beil emporhob, um den Wink seines Gebieters in Ausführung zu bringen.

„Blicke auf diesen Mann, Ludwig von Piombino!“ fuhr Morani dann höhnend fort, „welchen Schatz bietest Du, um eine nähere Bekanntschaft mit ihm zu vermeiden?“.

Der unglückliche Fürst warf einen trüben, aber festen Blick auf die markige Gestalt des willenlosen Soldaten und entgegnete dann mit ruhiger Stimme:

„Höre mich, Nigra von Morani, aus dem fürstlichen Geschlechte der Herrscher Toskana's, und Ihr, meine guten Unterthanen, wenn es deren hier giebt, welche diesen Namen verdienen, hört, welchen Schatz ich diesem Rebellen für mein Leben biete. Nigra Morani, Du hast eine Stadt, welche zur Krone Italiens gehört, zur Empörung aufgewiegelt. — Du hast das Schloß eines Fürsten, der unter dem Schutze Sr. Majestät des Königs Victor Emanuel II. steht, mit räuberischer Hand überfallen, die Besatzung erschlagen, sein Eigenthum geplündert, ihn selbst gemißhandelt, dafür verdienst Du den Tod von Henkershand!"

„Bist Du nun fertig?" unterbrach ihn Morani wild, indem er vor Zorn so gewaltig auf den Tisch schlug, daß die Gläser und Flaschen zusammenstürzten und zerbrachen.

„Noch nicht," erwiderte der Fürst unerschrocken, „denn ich habe Dir noch nicht gesagt, welches Lösegeld ich für mein Leben biete."

„So fahre fort," brüllte Morani, „und mögen Deine Worte besser sein, als die Vorrede war, oder wehe Deinem grauen Haupte!"

Mit diesen Worten warf er sich in den Sessel zurück, und knirschte mit den Zähnen, bis der Schaum von seinen Lippen floß, wie von dem Rachen des wilden Thieres, dessen Namen und Haut er trug.

„Dies ist ein Theil Deiner Verbrechen," fuhr der Fürst mit kaltblütiger Entschlossenheit fort, „ich will nun, als ein christlicher und gnädiger Fürst, aller persönlichen Beleidigungen und Frevelthaten uneingedenk, und jede Unbill vergebend, Dir Verzeihung von Sr. Majestät dem Könige Victor Emanuel II. erflehen, wenn Du Dein Kommando über die Rebellenschaar niederlegst, den Raub erstattest, den Du mit frecher Hand an Dich gerissen, und Dich dem Gouverneur von Florenz auf Gnade und Ungnade ergiebst!"

Während der greise Fürst diese Worte mit einem so entschiedenen Tone sprach, als ob er auf seinem Throne säße, erhob sich der wilde Wolf der Apenninen langsam in seinem Sessel. Das Erstaunen über die Kühnheit seines früheren Wohlthäters, welches ihn anfangs ergriffen, war allmälig gewichen, und hatte einer unbeschreiblichen Wuth Platz gemacht. Diese war der Art, daß die Augen aus den

Höhlen traten, und die Zunge gefesselt hielt, die den Mordbefehl an den athemlos dastehenden Henker nicht sprechen konnte. Doch diesem genügte eine Handbewegung seines Gebieters, er schlug zu, und der alte Fürst sank, ohne einen Schmerzenslaut hören zu lassen, mit zerschmettertem Haupte blutend zu Boden. —

Die anwesenden Bewohner Piombino's, deren Empörungssucht verrauscht war, und welche auf einen so schrecklichen Ausgang nicht vorbereitet waren, und es vielleicht gern gesehen hätten, wenn eine Ausgleichung zu Stande gekommen wäre, sprangen plötzlich mit einem Schrei des Entsetzens und der Verwünschung von ihren Plätzen auf, und griffen nach ihren Waffen, indem sie in ein fürchterliches Rachegebrüll ausbrachen.

„Was wollt Ihr Schweine von Piombino?" donnerte Morani mit einer Stimme, die den Lärm übertönte, „Ihr elenden Krämer, die Ihr Euch im Schlamme des Wohllebens wälzt! — Wagt Ihr es, Euch mit dem wilden Wolf der Apenninen messen zu wollen? — Auf, Wolfsbrut! zeige diesen toskanischen Säuen Deine gewaltigen Tatzen!"

Die Officiere und bevorzugten Soldaten Morani's, die immer auf einen solchen Vorfall vorbereitet waren, hatten im nächsten Augenblick jeder seinen Nachbar bei der Gurgel ergriffen, und schwangen in wilder Lust ihre Messer. Alle Arme waren erhoben, aber keiner stieß zu, denn die Opfer waren zu überrascht von dem Wechsel der Dinge, um kräftigen Widerstand zu leisten. Es war auch vielleicht nur Morani's Absicht, die Einwohner Piombino's einzuschüchtern, um sie seinen weitern Absichten geneigter zu machen, denn der Befehl zu Morden, kam nicht über seine höhnisch lächelnde Lippe.

Das heißblütige Temperament Ben Ellinor's, und sein Muth, der über seine Jahre hinaus, entschieden und rasch von Entschluß war, und in diesem fürchterlichen Augenblicke, Alles, was nur seine natürliche Klugheit und Entschlossenheit noch erhöhen konnte, mächtig anregte, gab der Sache indessen eine andere Wendung. Indem er seinen Dolch zog, ahmte er nur das nach, was die Untergebenen Morani's thaten, aber er sprang mit einem Satze auf den Sohn des wilden Wolfes der Apenninen zu, bemeisterte sich seiner und setzte die Spitze des Dolches an seine Gurgel.

„Hoho!" schrie er mit einem Wesen, daß man wahrlich glaubte,

in seiner Person den bösen Feind zu sehen, „ist es so gemeint? — Nun so will ich meine Rolle hier auch spielen!"

„Halt — halt, um Gotteswillen halt, Freund!" rief Morani vor Furcht und Entsetzen erbleichend. „Es war ja meinerseits nur ein Scherz! — Glaubt Ihr, ich würde meinen guten Freunden und treuen Bundesgenossen aus Piombino irgend etwas zu Leide thun lassen? — Soldaten, laßt Eure Freunde los! Setzt Euch und zecht ruhig weiter! — Es war ja nur ein Scherz! — Aber schafft den Hund hinweg, der diesen Zwist unter Freunden veranlaßt hat, und laßt uns allen Unfrieden in einem Glase feurigen Weins ertränken!"

Mit diesen Worten gab er dem Körper des Fürsten einen kräftigen Stoß mit dem Fuße und lachte in seiner rohen und unmanierlichen Weise laut auf.

Alle Hände ließen los, und die Bürger und Soldaten standen da, einander anblickend, als ob sie nicht wüßten, ob sie Freunde oder Feinde wären. — Ben Ellinor, noch immer mächtig erregt, benutzte diesen Augenblick und rief mit weit dahin schallender Stimme:

„Hört mich, General Morani, und Ihr, Bürger und Bewohner der Stadt Piombino, und Ihr, junger Herr, steht still," fügte er drohend hinzu, als er wahrnahm, daß der Knabe eine Bewegung machte, sich von ihm loszureißen, „es soll Euch kein Leides geschehen, wenn es nicht wieder zu einem so gefährlichen Scherze kommt!"

„Wer seid Ihr, in des bösen Namen!" unterbrach ihn Morani, erstaunt die herrliche Gestalt und das feuersprühende Auge des furchtlosen jungen Mannes betrachtend, „der Ihr hierher kommt, und uns Bedingungen vorschreibt?"

„Ich bin ein Cavalier Sr. Majestät König Victor Emanuel's Leibwache!" antwortete Ben Ellinor in einem stolzen und herausfordernden Tone, „und bin hierher gekommen, um Euer verbrecherisches Thun und Treiben zu beobachten, und darüber zu berichten. Se. Excellenz, General San Angeli, Gouverneur dieser Provinz, rückt mit einem starken Heerhaufen heran, um Euch für Eure Frevelthat zu züchtigen, denn ich sehe hier zu meinem Erstaunen mehr verrückte, als vernünftige Menschen! — Was Euch Männer von Piombino betrifft, so rathe ich Euch, auf der Stelle nach der Stadt zurückzukehren, wenn Ihr den Zorn des Königs nicht noch mehr auf Eure Häupter beschwören wollt, und wenn man Euch irgend welches Hin-

derniß in den Weg legen sollte, so werden wir uns mit Gewalt freie Bahn brechen. — Auf, meine Freunde! Es lebe der König!"

„Es lebe der König! — Es lebe Italien!" riefen Ricasoli, Techio und deren Begleiter, deren Muth bei des jungen Cavaliers unerschrockener Sprache zu wachsen begann.

Morani's Augen funkelten im wilden Feuer. Seine Hand griff nach dem Dolche und seine Lippen öffneten sich, um den Befehl zum Angriff zu geben, aber ein Blick auf den Zustand seiner betrunkenen Soldaten, und mit Rücksicht darauf, daß so eben ein ansehnlicher Haufen der Empörer aus Piombino in den Saal traten, ließen ihn erkennen, daß er bei weiteren Gewaltthätigkeiten mit seinen Leuten unterliegen würde. Er nahm daher eine weniger wilde Miene und Blick an, und sagte im freundlichen Tone:

„Ich hege nicht die geringste böse Absicht gegen meine lieben Freunde, und stelle ihnen anheim, das Schloß ganz nach ihrem Gefallen zu verlassen, obgleich ich gehofft habe, sie würden wenigstens diese Nacht im Kreise ihrer Verbündeten zur Feier des Sieges durchschwelgen." Mit mehr Ruhe, als ihm sonst wohl eigen war, fügte er noch hinzu, indem er sich an Ben Ellinor wandte: „Ich bin auch bereit, das Schloß frei zu geben und mich zurückzuziehen, wenn der Gouverneur von Toskana feierlichst gelobt, die Bürger von Piombino in ihren Vorrechten und Privilegien zu achten, und das Geschehene ungestraft zu lassen. Im andern Falle bin ich gern bereit, mit den Vertretern der Stadt, Behufs der zu treffenden weitern Maßregeln, zu verhandeln, denn ich kann unmöglich zugeben, daß meine Freunde von dem Gouverneur fernerhin mit grausamer Härte behandelt und in ihren Rechten gekränkt werden. Ich hoffe, Ihr werdet Vernunft annehmen, Herr Cavalier, und das Fest unseres Sieges durch Eure Gegenwart verherrlichen."

„Ich danke Euch, Herr General," erwiderte Ben Ellinor kalt, mein Thun und Lassen hängt lediglich von dem Verfahren des Herrn Bürgermeisters Ricasoli ab, da ich Befehl habe, mich an diesen allein zu halten, um die Ruhe der Stadt hergestellt zu sehen."

„Wenn Sie sich nach meinem Thun und Lassen richten wollen, edler Herr," versetzte Ricasoli hastig, „so verlassen wir ohne Verzug dieses Schloß, das ich wahrlich so bald nicht wieder betreten werde."

Die letzten Worte brummte er leise vor sich hin, aus Furcht

vor den Folgen, wenn er den Zorn Morani's von Neuem erwecken würde.

„Haltet Euch dicht an mich, Kinder," fügte er flüsternd hinzu, „wir wollen so schnell als möglich aus dieser Mörderhöhle zu entkommen suchen, denn unser Leben ist hier keinen Augenblick sicher."

Die Meisten aus den bessern Ständen der Stadt schienen ähnlicher Meinung zu sein, wie ihr Oberhaupt, denn der Rausch des Sieges begann zu weichen, und Reue, Furcht und Angst vor den Folgen an Stelle desselben zu treten. — Man beeilte sich von allen Seiten den schauerlichen Ort zu verlassen, und war endlich herzlich froh, ohne irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt zu sehen, die furchtbaren Mauern hinter sich zu haben.

Zum ersten Male, seitdem sie den Prunksaal betreten hatten, wagte es Ben Ellinor, die junge Fürstin nach ihrem Befinden zu befragen.

„Ich danke Ihnen, mein edler Retter, ich fühle mich ganz wohl", flüsterte sie in fieberhafter Eile, „ganz wohl, aber lassen Sie uns keinen Augenblick verlieren, denn ich fürchte noch immer für meine Sicherheit. Beeilen wir unsere Schritte, fliehen wir aus dem Bereiche dieses Ungeheuers, das möglicherweise die Täuschung erfahren und uns einholen lassen kann."

Die Fürstin suchte bei diesen Worten ihre Schritte zu beschleunigen, allein dies gelang ihr so wenig, daß sie nach wenigen Minuten vor Erschöpfung zu Boden gesunken sein würde, hätte Ben Ellinor sie nicht gehalten. Mit der Zärtlichkeit einer Mutter, wenn sie ihr Kind außer Gefahr zu bringen bestrebt ist, nahm er die kostbare Bürde in seine Arme und verfolgte unaufhaltsam seinen Weg, und als sie ihren Arm um seinen Nacken schlang, alle andere Rücksichten, ihr einziges Verlangen nach Rettung ausgenommen, ganz vergessend, hätte Ben Ellinor, um keinen Preis, irgend eine Gefahr von dieser Nacht, unbestanden gelassen haben mögen.

Ricasoli mit seinen Anhängern schienen ebenfalls sich immer noch nicht sicher zu fühlen, denn man beeilte sich, die Stadt zu gewinnen, die man denn auch nach etwa zwei Stunden athemlos, ermüdet und aufgeregt erreichte. — Von allen Seiten brachte man dem jungen Cavalier für sein muthiges Benehmen die gerechteste Anerkennung dar, die Ben Ellinor mit edler Bescheidenheit ablehnte. Er wandte sich vielmehr an den Bürgermeister und versicherte ihn, daß alle Ge=

fahren oder Schäden, die er durch die jetzt in seinem Schutze befindliche junge Dame erleiden könne, mit Dank anerkannt und so viel als möglich vergütet werden sollten.

„Aber ich bitte Sie, Herr Cavalier," versetzte der Bürgermeister verlegen, „wer sagt Ihnen denn, daß ich irgend eine Vergütigung dafür beanspruche, daß ich meine Schuldigkeit thue. Ist es Ihnen möglich, das Unheil abzuwenden oder in etwas zu mildern, das über unsere Stadt für die offene Empörung hereinbrechen wird, so ist der geringe Schutz, den ich dieser Dame habe angedeihen lassen und noch angedeihen lassen werde, hinlänglich vergütet.

Als man das Haus Ricasoli's endlich erreichte, rief er laut nach Elvira, die auch sogleich erschien, denn Furcht und Angst hatten in dieser verhängnißvollen Nacht nur Wenige, die sich in Piombino's Mauern befanden, schlafen lassen. Sie erhielt die Weisung, für die schöne, halbohnmächtige Fremde die äußerste Sorge zu tragen, und während sie ihre Schönheit bewunderte und ihr Unglück bedauerte, entledigte sich Elvira der Pflicht der Gastfreundschaft mit dem Eifer und der Liebe einer Schwester.

Wenngleich der junge Tag schon grauete, und so ermüdet der Bürgermeister auch zu sein schien, so hatte Ben Ellinor doch die größte Mühe, das Anerbieten, eine Flasche ausgesuchten und kostbaren Weines auszustechen, abzuwehren; er würde aber doch, so ungern er es auch gethan, seinen Antheil davon haben zu sich nehmen müssen, wäre nicht die Hausfrau erschienen und hätte dem Streit der Männer ein Ende gemacht. Sie war ein kleines, munteres Weibchen, hatte aber eine spitze, rothe Nase und eine scharfe Stimme, so daß Ben Ellinor sehr bald erkannte, daß der Bürgermeister sich gehörig unter das häusliche Regiment fügen müsse. Mit wenigen Worten entschied sie den Gegenstand des Streites, indem sie erklärte, daß jetzt keine Zeit zum Wein trinken sei, drehte ihrem Gatten kurz den Rücken zu und wies Ben Ellinor in ein kleines, aber nettes und gemüthliches Zimmer.

Der Mischung von Freude und Furcht, von Zweifel, Angst und anderen heftigen Leidenschaften zum Trotz, vermochten die erschöpfenden Anstrengungen der verflossenen Stunden dennoch den jungen Cavalier in einen tiefen, festen Schlaf zu versenken, welcher bis spät am Mittag dauerte, zu welcher Zeit sein würdiger Wirth in das Zimmer trat, mit Zeichen der Sorge auf seiner Stirn. — Er setzte

sich neben dem Bette seines Gastes und begann in verworrenen, weitläufigen Worten, über die häuslichen Pflichten des ehelichen Lebens, und namentlich über die Macht und die wahre Obergewalt zu sprechen, welche Ehemänner in allen Fällen, wo eine Meinungsverschiedenheit mit ihren Frauen einträte, sich gefallen lassen müßten. Ben Ellinor hörte ihm mit einiger Aengstlichkeit zu, und sagte im hastigen Tone:

„Ich hoffe, daß unsere Anwesenheit der Frau vom Hause keine zu große Unbequemlichkeit verursacht hat?"

„Unbequemlichkeit, nein!" erwiderte der Bürgermeister verlegen, „keine Frau der Welt ist so gastfreundschaftlich wie die meine, aber ihre Gemüthsart gehört nicht zu der, welche man sanft nennen könnte."

„Unser Aufenthalt in Ihrem Hause, Herr Bürgermeister, ist ihr unangenehm," sagte Ben Ellinor lächelnd, indem er aus dem Bette sprang und sich eiligst anzog. „Ich verstehe, sie befürchtet Verrath, und zittert vor der Rache Morani's. — Wäre ich nur sicher, daß die junge Fürstin nach den Schrecken der vergangenen Nacht im Stande sei, zu reisen, so würden wir Ihr Haus sogleich verlassen, und Sie nicht länger einer Gefahr aussetzen, die möglicherweise durch Verrath an Sie herantreten kann."

„Das ist es gerade, was die junge Dame selbst zu meiner Frau sagte," erwiderte Ricasoli ernst.

„Hat die Fürstin schon ihr Zimmer verlassen?" fragte Ben Ellinor erstaunt, indem er seine Toilette mit noch größerer Eile vollendete.

„Ja wohl," antwortete der Bürgermeister, „und sie erwartet Ihre Ankunft mit großer Ungeduld, um mit Ihnen zu verabreden, welchen Weg Sie weiter verfolgen wollen."

„Warum sagten Sie mir das nicht gleich, Herr Ricasoli!" rief Ben Ellinor unwillig, indem er das Gemach verlassen wollte.

„Ich habe nur noch ein Wort im Vertrauen an Sie zu richten, Herr Cavalier, wenn Sie Geduld genug besitzen, es anzuhören," erwiderte der Bürgermeister eifrig.

„Nun, so sprechen Sie, aber so schnell als Sie es nur immer vermögen, sagte Ben Ellinor ungeduldig.

„Meine Tochter giebt Ihnen den Rath, in irgend einer Ver=

kleidung so schnell als möglich die Stadt zu verlassen, denn ein dunkles Gerücht geht schon von Haus zu Haus und von Mund zu Mund, daß die Fürstin von Este und ihre Tante, die Gräfin von Zini, mit einem Cavalier von Sr. Majestät Leibwache vom Königlichen Hofe flüchtig geworden sind. Man sagt ferner, daß eine von ihnen, nachdem wir das Schloß verlassen, von einem Zigeuner in dasselbe zurückgebracht worden sei, und daß dieser dem wilden Morani versichert habe, Sie hätten durchaus keinen Auftrag, eine Königliche Mission an den Rath dieser Stadt auszurichten. Ja, man erzählt sich, daß der Zigeuner erklärt habe, Sie hätten die junge, schöne Fürstin entführt, und begleiteten dieselbe auf ihrer Flucht als begünstigter Liebhaber. Der Syndikus und ich selbst wissen nun nicht recht, was wir thun sollen, denn obgleich Morani mit uns etwas sehr rauh umgegangen ist, und den Fürsten getödtet hat, was gar nicht in unser Absicht lag, so sind wir doch schon, wie die Sachen jetzt stehen, zu weit gegangen, um uns von ihm wieder zurückziehen zu können. Wir sind vielmehr gezwungen, mit ihm auf gutem Fuße zu bleiben, und an weitere Maßregeln zu unserer Sicherheit zu denken, denn die Rache des Gouverneurs wird nicht lange auf sich warten lassen, da mir eine gütliche Ausgleichung durch den Tod des Fürsten unmöglich scheint."

„Der Rath Ihrer Tochter, Herr Bürgermeister, ist unter diesen Umständen sehr zu berücksichtigen," entgegnete Ben Ellinor in besorgtem Tone. „Wir müssen in irgend einer Verkleidung die Stadt zu verlassen suchen, und das so schnell als möglich. Wir werden, hoffe ich, auf Verschwiegenheit von Ihrer Seite und auf Mittel zur Flucht rechnen können."

„Von ganzem Herzen!" versetzte Ricasoli mit Wärme, „und da wir uns nun als Männer verständigt haben, so kommen Sie mit mir, Herr Cavalier, Sie sollen sehen, wie großes Vertrauen ich in Sie setze."

Der Bürgermeister führte Ben Ellinor aus dem Schlafzimmer in sein Geschäftscomtoir, verschloß sorgfältig die Thür, öffnete dann einen geheimen Wandschrank, zog einen eisernen Kasten hervor, öffnete diesen, und überließ es dem jungen Cavalier, von dem darin befindlichen Gelde so viel zu nehmen, als er für die weitere Flucht der Fürstin für nothwendig hielt.

Da Ben Ellinor kein Geld mehr besaß, und die Fürstin, wie er

annahm, ihre Chatoulle im Schlosse zurückgelassen hatte, so bedachte er sich nicht lange, eine ansehnliche Summe anzunehmen, wodurch er Ricasoli eine große Freude bereitete, und eine drückende Last von seiner Seele wälzte, der sein freiwilliges Auftreten als Gläubiger bei Ben Ellinor's verzweifeltem Unternehmen, als einen Ersatz für den Bruch der Gastfreundschaft ansah, zu welchem ihm die Umstände gewissermaßen drängten. —

Nachdem der reiche Bürgermeister seinen Schatz wieder sorgfältig verschlossen hatte, führte er den jungen Cavalier in das allgemeine Wohnzimmer seines Hauses, wo Ben Ellinor, im hergestellten Besitze der Thätigkeit ihres Geistes und Körpers, jedoch noch bleich von den Schreckensauftritten der vergangenen Nacht, die Fürstin in dem Anzuge eines toskanischen Bauernmädchens fand. Niemand war gegenwärtig, als Elvira, welche eifrig damit beschäftigt war, den Anzug der Fürstin zu vollenden, und ihr Anweisungen zu ertheilen, wie sie sich verhalten solle.

Die Fürstin reichte Ben Ellinor die Hand, welche dieser ehrerbietig küßte, und sagte in herzgewinnendem Tone:

„Herr Ben Ellinor, wir müssen unsere guten Freunde hier verlassen, wenn ich nicht einen Theil des Unglücks, das mich seit dem Tode meines Vaters hartnäckig verfolgt, auch über sie bringen will. — Sie müssen Ihren Anzug ebenfalls verändern, wenn Sie mit mir gehen wollen, oder sind Sie es vielleicht müde, sich eines so freundlosen Wesens, wie ich bin, länger anzunehmen?"

„Ich — ich, es müde sein, Sie, gnädigste Fürstin, zu begleiten!" rief Ben Ellinor mit der ganzen Gluth seines heißblütigen Wesens. „Bis ans Ende der Welt will ich Sie geleiten! — Aber Sie, werden Sie die Strapazen einer Reise zu Pferde ertragen können, selbst wenn diese nur wenige Tage dauern sollte?"

„Ich werde sie ertragen lernen," flüsterte Aurora von Este wehmüthig. „Ich würde ein Kloster zu meinem ferneren Aufenthalte wählen; allein ich fürchte, daß dies nur eine schwache Schutzwehr gegen Diejenigen sein würde, die mich verfolgen."

„Ein Kloster in dieser Provinz kann ich Ihnen nicht empfehlen," sagt der Bürgermeister seufzend, „denn der wilde Wolf der Apenninen hegt wenig Ehrfurcht vor den Gotteshäusern."

„Machen Sie sich schnell fertig, Herr Cavalier," unterbrach

Elvira ihren Vater, „denn die Zeit drängt, und die Sicherheit dieser Dame erfordert Ihren Beistand.“

Kaum hatten der Bürgermeister und Ben Ellinor das Zimmer verlassen, als Elvira der Fürstin zuflüsterte:

„Sagen Sie nichts davon meinem Vater! gnädigste Fürstin, ich habe meinen Bräutigam, Mario, ersucht, Sie etwa eine Viertelstunde von der Stadt zu erwarten, und ihm verboten je wieder vor mein Gesicht zu kommen, wenn er mir nicht sichere Nachricht bringt, daß er Sie wohlbehalten aus dieser Provinz hinweggeführt hat. Im Uebrigen fassen die Muth, denn wenn der Himmel je einer unglücklichen Dame einen treuen Begleiter an die Seite gegeben hat, so ist es dieser kühne, männlich schöne Cavalier.“

Die einzige Art, auf welche die erröthende junge Fürstin ihren Dank gegen das offene und gutherzige Bürgermädchen zu erkennen geben konnte, war, sie zärtlich zu küssen, welches die Umarmung mit Herzlichkeit erwiderte und mit einem naiven Lächeln hinzufügte.

„Ja, ja, wenn zwei junge Mädchen und ihre treuen Liebhaber nicht eine Flucht bewerkstelligen können, so ist das Sprichwort von Weiberlist eine Fabel!“

Diese Worte trieben der Fürstin abermals die Röthe in ihre blassen Wangen, welche durch Ben Ellinor's plötzliches Erscheinen noch gehoben wurde. — Er trat ein, vollkommen wie ein toskanischer Landmann, aus der wohlhabenden Klasse, gekleidet. Zwei kräftige Pferde stampften unruhig vor der Thür, während ein Knecht des Bürgermeisters, der die Flüchtlinge aus der Stadt geleiten sollte, sie am Zügel hielt.

Man nahm kurzen aber herzlichen Abschied, und in etwa einer halben Stunde hatten die Reisenden die Stadt im Rücken. Der Knecht hatte die weniger belebten Punkte gewählt, und hatte, nachdem er seinen Auftrag erfüllt, sich dann wieder in die Stadt zurückbegeben. —

Kurze Zeit darauf gesellte sich ein kräftiger, ansehnlicher junger Mann zu ihnen, der einen Grauschimmel ritt und sich als Mario Visoni, Elvira's Geliebten, zu erkennen gab. Nachdem er die Fürstin ehrerbietig gegrüßt, fragte er sie mit einem höflichen Wesen: welche Straße sie einzuschlagen wünsche?

„Führt mich auf die Straße nach Piemont, guter Freund,“ erwiderte die Fürstin freundlich, „es ist von hier aus der einzige Weg,

welcher über den Mont Cenis führt, von wo aus ich die Grenze von Savoyen bald erreichen kann."

„So haben Sie also über das Ziel Ihrer Reise entschieden?" sagte Ben Ellinor erstaunt.

„Ja," antwortete die Fürstin tonlos, „denn in der Lage, worin ich mich befinde, kann ich, ohne meinen guten Ruf noch weiter zu gefährden, nicht eine Reise verlängern, wie ich sie jetzt mache, und sollte sie auch in einem strengen Gefängnisse enden . . ."

„In einem Gefängnisse?" wiederholte Ben Ellinor erschrocken.

„Ja, mein Freund, in einem Gefängnisse. — Aber ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie es nicht theilen müssen."

„O, sprechen Sie nicht von mir, gnädigste Fürstin," rief der junge Mann erbleichend, „wenn ich Sie nur in Sicherheit weiß, auf mein Schicksal kommt es nicht an."

„Ja, mein Freund, mein Beschützer," fuhr die Fürstin wehmüthig fort, „und weshalb soll ich mich denn schämen, Sie so zu nennen, da der Himmel Sie dazu gemacht hat. — Ihnen will ich gestehen, daß mein Entschluß gefaßt ist, in mein Vaterland zurück zu kehren und mich der Gnade des Kaisers zu unterwerfen. Es war ein übelverstandener, wenngleich gutgemeinter Rath, der mich bewog, mich seinem Schutze zu entziehen, und mich in den des Königs von Italien zu begeben . . ."

„Und so sind Sie denn entschlossen, die Gemahlin des Herzogs von Morny zu werden?"

Diese Worte sprach der junge Cavalier mit einer Stimme, in welcher eine innere Todesangst mit dem Bestreben kämpfte, einen gleichgültigen Ton anzunehmen, gleich dem eines armen Verurtheilten, wenn er mit einer Festigkeit, die er weit entfernt ist, wirklich zu fühlen, sich erkundigt, ob die Bestätigung des Todesurtheils angelangt sei.

„Nein, Herr Ben Ellinor!" entgegnete die Fürstin, indem sie sich im Sattel stolz aufrichtete, „eine Tochter des Hauses Este wird sich von der ganzen Macht Frankreichs zu dieser verhaßten Verbindung nicht erniedrigen lassen. Man kann mich in ein Kloster sperren und mir die Verwendung der Einkünfte meiner Güter entziehen, dies wäre aber das Aergste, das ich erwarten könnte, aber noch Aergeres will ich ertragen, ehe ich meine Hand dem alten Herzog reiche!"

„Das Aergste!" rief Ben Ellinor schaudernd, „was kann es

Mit einem gräßlichen Fluche gegen mich hauchte Oldar Balori seine Seele aus.

Aergeres geben, als Gefangenschaft? — O, bedenken Sie, gnädigste Fürstin, so lange Gottes freie Luft noch um uns weht, so lange noch Jemand an Ihrer Seite ist, der gern sein Leben daran wagen will, Sie nach England, Deutschland oder Amerika zu begleiten, wo man Ihnen den erforderlichen Schutz gegen Frankreichs Uebergriffe wahrscheinlich nicht versagen wird, so lange dies noch der Fall ist, geben Sie nicht so rasch Ihre Freiheit auf, die schönste Gabe, welche der Himmel dem Menschen verliehen hat."

„Freiheit ist nur des Mannes Eigenthum," entgegnete die schöne Fürstin sanft, „die Frau muß sich immer einen Beschützer suchen, da die Natur sie einmal unfähig gemacht hat, sich selbst zu vertheidigen. Niemand wird es wagen, sich meinetwegen gegen den Kaiser aufzulehnen und Amerika? — ja, Ben Ellinor, wäre ich Ihre Schwester und könnten Sie mir einen Zufluchtsort in einer stillen Ansiedlung versprechen, die Sie mit so verführerischen Worten gern beschreiben, und wo man mich ein ruhiges Leben führen, und das glänzende Loos, zu dem ich geboren wurde, vergessen ließe, so wäre dies allerdings eine Aussicht, deretwegen man wohl sich der Gefahr eines bösen Leumundes aussetzen könnte, um nur die goldene Freiheit behaupten zu können."

Es lag in der stockenden Stimme, womit die jugendliche Fürstin dies Geständniß ablegte, eine gewisse Zärtlichkeit, die Ben Ellinor zugleich mit dem Gefühle der Freude erfüllte, und doch ihn tief im Herzen verwundete. Er zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete, indem er im Geiste eilig die Möglichkeiten durchging, die es gab, ihr einen einigermaßen standesgemäßen Aufenthaltsort in Amerika zu bieten; allein die traurige Wahrheit, daß es eben so niedrig als grausam sein würde, ihr einen Ausweg anzubieten, den er in seinen jetzigen Verhältnissen, selbst für nicht sicher und ausreichend hielt, drang sich ihm mit ihrer ganzen Stärke auf.

„Gnädigste Fürstin," sagte er endlich, „es würde gegen meine Ehre handeln heißen, wenn ich Sie, auf die Vermuthung hin, daß ich in Amerika die Macht habe, Ihnen irgend einen andern Schutz anzubieten, als den des Armes und der Arbeit, überreden wollte, mir zu folgen, denn ich bin arm und ohne Freunde. Ich weiß nicht einmal, ob mein Pflegevater, der Marquis de Posa noch in Washington oder sonst wo in Amerika lebt, von dem ich Hülfe und Schutz fordern könnte . . ."

„So bleibt nichts weiter übrig, als unsere Reise nach Savoyen

fortzusetzen," unterbrach ihn die schöne Fürstin traurig, „vielleicht gelingt es mir, dort, so viel von meinem Reichthume aufzubringen, um später eine Flucht nach Amerika unter weniger schlechten Aussichten des Mangels und der Entbehrungen, bewerkstelligen zu können. Vor der Hand muß ich mich meinem Kaiserlichen Vormund in Allem, worin meine persönliche Freiheit unangetastet bleibt, als gehorsame Mündel unterwerfen, und zwar umsomehr, als ich hoffe, daß meine Tante, die Gräfin Zini, welche mich eigentlich zum Ungehorsam und zur Flucht veranlaßte, bereits diesen Schritt gethan hat."

„Die Frau Gräfin?" versetzte Ben Ellinor lächelnd, indem in ihm Erinnerungen erwachten, von denen die junge Fürstin nichts wissen konnte und welche durch die nächtlichen Ereignisse auf dem Schlosse fast ganz aus seinem Gedächtnisse verdrängt worden waren.

„Ja, meine Verwandte, die Gräfin von Zini! Wissen Sie irgend etwas von ihr?" fragte die Fürstin.

Diese Frage, welche sie in dem Tone der ängstlichen Besorgniß that, nöthigte Ben Ellinor, der Fürstin so viel von dem Schicksale der Gräfin zu erzählen, als er selbst davon wußte.

Die Mittheilungen Ben Ellinor's, wenngleich manche wichtige Einzelnheiten darin fehlten, machten einen seltsamen Eindruck auf Aurora von Este. Sie ritten eine Zeit lang schweigend neben einander her.

Etwa gegen Mittag des dritten Tages ihrer Reise erreichten sie ohne Hindernisse glücklich den Hafen von Livorno. Mario übernahm es, für die Fürstin und Ben Ellinor Plätze auf einem stattlichen Dampfer, dessen Ziel der Meerbusen von Genua war, zu beschaffen. Nachdem die Reisenden aus dem Mantelsacke ihre Kleider wieder gewechselt und Mario verschiedene Einkäufe für die Fürstin besorgt hatte, und sich zur Rückreise anschickte, sagte sie zu ihm im herzlichen Tone:

„Grüßt die liebliche Elvira von mir, Herr Visoni, und bittet sie, dies zur Erinnerung an ihre unglückliche Freundin zu tragen."

Mit diesen Worten nahm sie eine werthvolle Perlenschnur von ihrem weißen Hals und legte sie in die Hände Mario's.

„Ihr selbst, edler Freund," fuhr sie mit herzgewinnender Stimme fort, „nehmt diesen einfachen Ring und tragt ihn zum Zeichen meiner Achtung und Dankbarkeit an Euerem Hochzeitstage."

Der ehrliche Toskaner nahm die reichen Geschenke der schönen Fürstin mit linkischer Geberde an, küßte die feine Hand, welche einen

so zarten Weg gefunden hatte, seine Anstrengungen und Fährlichkeiten zu belohnen, und nahm unter vielen Glückwünschen, daß die Heiligen ihnen eine weitere gefahrlose Reise schenken mögen, von beiden herzlichen Abschied.

Als das Schiff die Anker lichtete und in das hohe Meer hinaussteuerte, stand Mario noch lange am Hafen und winkte ihnen mit seinem Hute eine glückliche Fahrt zu, indem er für ihr Wohlergehen ein stilles Gebet murmelte.

Unter mancherlei Beschwerden und Mühseligkeiten erreichten sie endlich den Meerbusen von Genua, und überschritten, nach einigen Tagen der Ruhe, die von Napoleon I. angelegte Straße über den Mont Cenis, von wo aus sie der Grenze Savoyen's näher kamen.

In der fünften Woche ihrer Reise, an einem Montag, etwa zwei Stunden über Mittag, befanden sie sich endlich auf Frankreichs Boden und zwar in der Nähe von Chambery, als sie plötzlich von einer glänzenden Jagdgesellschaft eingeholt wurden.

Ben Ellinor hatte die Fürstin bereits darauf aufmerksam gemacht und vorgeschlagen, in einem nahegelegenen Gehölz zu rasten, um die Reiter vorüberziehen zu lassen, doch sie schüttelte wehmüthig das Haupt und entgegnete im sanften Tone:

„Ich erkenne die Livrée der Diener, es ist der Marquis Reinhold von Croiseul, General-Gouverneur des Herzogthums Savoyen. Ich will mich unter seinen Schutz stellen, da ein Ausweichen meine Lage nur noch mehr gefährden kann."

Der junge Cavalier seufzte, aber welche andere Wahl blieb noch übrig? — Wie glücklich würde er gewesen sein, die schöne Fürstin vertheidigen zu dürfen, denn sein ungestüm pochendes Herz ahnte die große Gefahr, der sie nicht mehr ausweichen konnten.

Ein stattlicher Cavalier, welcher an der Spitze des Jagdgefolges ritt, hielt sein Pferd an, und als er die lieblichen Züge der Fürstin mit zweifelhaften und ungewissen Blicken betrachtete, sagte sie im bittenden Tone zu ihm:

„Herr Marquis, Aurora von Este, die Tochter Ihres alten Freundes, Gaston von Este, fordert von Ihrer Ehre Schutz für sich und ihren Begleiter."

„Ah!" rief der Marquis verwundert, indem er noch immer seinen Augen nicht trauen zu können glaubte, „meine schöne Anverwandte! — Nun den erbetenen Schutz sollen Sie haben. Ich will

Ihre Jugend und Schönheit gegen Jedermann vertheidigen, versteht sich, Ihren Vormund, den Kaiser, meinen Herrn, ausgenommen. Allein, es ist jetzt wenig Zeit zum Reden. Jene Rotte elender Wilddiebe haben Halt gemacht, als ob sie es darauf ankommen lassen wollen. — Beim Himmel! — sie haben die Unverschämtheit gegen uns anzurücken. Was wollen die Schurken nur? — Auf meine Freunde! geben wir ihnen eine empfindliche Lehre!"

Mit diesen Worten sprengte der Marquis mit seinem Gefolge auf einem ansehnlichen Haufen von piemontesischen Bauern und Bewohnern des Gebirgslandes Savoyen's an, welche die Jagdgesellschaft mit einem heftigen Gewehrfeuer empfingen, so daß einige der Cavaliere schwer getroffen von ihren Pferden stürzten. Der Kampf dauerte kaum fünf Minuten, denn die gewandten Jäger ritten die Wilddiebe nicht nur über den Haufen und trieben sie in die Flucht, sondern gaben ihnen noch eine gute Ladung mit auf den Weg.

Der Marquis kehrte in kaum zehn Minuten auf seinem prächtigen Rosse zum Rande des Gehölzes zurück, wo die Fürstin unter dem Schutze Ben Ellinor's zurückgeblieben war. Ein Theil des Jagdgefolges folgte ihm, während der andere fortfuhr, die flüchtigen Wilddiebe zu verfolgen.

„Es ist wahrlich eine Schande," sagte der Marquis ärgerlich, „daß die Waffen meiner Freunde sich mit dem Blute dieser Elenden besudeln müssen, aber die Sache nahm in bedenklicher Weise überhand. Die Schufte verwüsteten den ganzen Wildstand in dieser Gegend. — Es ist eine unzarte Bewillkommnung in der Heimath, mein schönes Cousinchen," fügte er lachend hinzu, „allein, umherziehende Prinzessinnen müssen auf gefährliche Abenteuer schon gefaßt sein. — Ich kam eigentlich noch zur rechten Zeit, denn ich kann Sie versichern, daß diese Schurken den Hut einer Fürstin ebenso wenig achten, als den Kopfputz eines Landmädchens, und daß sie, wenn es irgend angeht, ebenso gut auf Menschen wie auf Wild Jagd machen, namentlich wenn der Beistand ein so geringer ist, wie der Ihrige, Aurora."

„Herr Marquis," unterbrach ihn die Fürstin schnell, „lassen Sie mich ohne alle weitere Vorrede wissen, ob ich eine Gefangene bin, und wohin Sie mich führen wollen?"

„Sie wissen, einfältiges Kind," erwiderte der General-Gouverneur lächelnd, „wie ich diese Frage beantworten würde, hinge dies

allein von mir ab. Sie und Ihre alberne heirathstiftende und eheluſtige Tante, haben jedoch in der letzten Zeit einen so freien Gebrauch von ihren Flügeln gemacht, daß ich fürchte, sie werden Ihnen eine Zeitlang gebunden werden. Was mich betrifft, so ist es meine Pflicht, Sie in mein Schloß zu nehmen, und von Ihrer Ankunft dem Kaiser zu berichten. Mein Neffe, Graf Bertani, wird den Befehl über die Streifpartie gegen die Wilddiebe übernehmen, während ich mit Ihnen den Rückweg nach meinem Schlosse antrete. Ich hoffe, Du wirst Dein Amt mit Verstand und Mäßigung verwalten," wandte er sich an den kaum zwanzig Jahr alten Grafen Bertani.

„Wie Sie befehlen, mein gnädiger Oheim," erwiderte dieser höflich, „doch, wenn Sie an meinen Fähigkeiten zweifeln sollten, die Sache zu leiten, so bin ich auch gern erbötig, die schöne Fürstin von Este nach Ihrem Schlosse zu geleiten."

„Ich halte es doch für gerathener, das Letztere selbst zu thun, mein lieber Neffe," sagte der Marquis höhnisch lächelnd. „Einige von den Dienern können mich begleiten. Nun, schöne Cousine, setzen Sie Ihr Pferd in Bewegung, Sie werden Ruhe und Erfrischungen bedürfen."

„Nur einen Augenblick noch, Herr Marquis," entgegnete die Fürstin zögernd, indem sie sich anstrengte, die Worte hervorzubringen, „ich wollte Sie ersuchen, diesem jungen Manne Ihr Wohlwollen zu schenken."

„So, so," sagte der Gouverneur langsam, indem er einen durchdringenden Blick auf Ben Ellinor warf, „was hat denn dieser junge Mann gethan, um eine solche Vermittelung von Ihrer Seite zu verdienen?"

„Er hat mein Leben und meine Ehre gerettet," versetzte die Fürstin, vor Scham und Unwillen erröthend.

Auch Ben Ellinor erröthete vor Zorn, überlegte aber bei sich, daß, wenn er seiner Zunge freien Lauf ließe, dies die allerdings delikate Sache nur noch ärger machen dürfte.

„Leben und Ehre?" wiederholte der Marquis finster, „mich dünkt, es wäre besser gewesen, Cousine, wenn Sie sich dergleichen Verbindlichkeiten von diesem jungen Mann nicht aufgebürdet hätten. Doch lassen wir das," fügte er ärgerlich hinzu, „der junge Mann mag sich meinem Gefolge anschließen, ich werde für seinen Unterhalt sorgen, für jetzt werde ich selbst das Amt übernehmen, Ihr Leben

und Ihre Ehre zu schützen, vielleicht finde ich später für ihn eine passendere Beschäftigung, als der Begleiter flüchtiger, leichtsinniger Damen zu sein."

„Herr Marquis von Croiseul," sagte Ben Ellinor kalt, indem er sah, daß er nicht länger schweigen konnte, „damit Sie nicht etwa von einem Fremden auf eine geringschätzigere Weise sprechen, als Ihnen späterhin schicklich scheinen dürfte, so will ich Ihnen nur sagen, daß mein Name Ben Ellinor ist, und daß ich zu der Leibwache Sr. Majestät König Victor Emanuel's gehöre, in welche, wie Ihnen nicht unbekannt sein kann, nur Edelleute und Männer von Ehre aufgenommen werden."

„Ich danke Ihnen für diese Belehrung und küsse Ihnen die Hand, Herr Cavalier," erwiderte der Marquis spöttisch, „haben Sie die Güte, an meiner Seite zu reiten."

Indem Ben Ellinor den Wunsch des Gouverneurs erfüllte, der jetzt die Macht, wenn nicht das Recht hatte, über sein Verhalten zu gebieten, bemerkte er, daß die junge Fürstin seine Bewegungen mit einem Blicke voll besorgten und ängstlichen Antheils verfolgte, der beinahe das Gepräge der Zuneigung und Zärtlichkeit hatte, und der sein Herz in Aufruhr versetzte. Eine Thräne der Wehmuth aber stahl sich bei dem Gedanken, daß die Fürstin wohl niemals einem namenlosen Bastard angehören könne, unbemerkt über seine Wange. Doch erinnerte er sich daran, daß er dem hochmüthigen Franzosen gegenüber, der sich am wenigstens zu etwas Anderem, als zum Lachen, durch den Kummer geheimer, treuer Liebe bewegen ließ, die Pflichten eines Mannes zu üben habe. Er entschloß sich deßhalb, nicht erst abzuwarten, bis er ihn anrede, sondern die Unterhaltung in einem Tone zu eröffnen, der seine Ansprüche auf gute Behandlung und auf größere Achtung begründe, als der Marquis, der vielleicht darüber beleidigt war, daß ein junger Mann von seinem untergeordneten Range so sehr das Vertrauen seiner fürstlichen Cousine genieße, ihm schenken zu wollen, geneigt schien.

„Herr Gouverneur," sagte er in einem ruhigen, aber festen Tone, „darf ich Sie wohl ersuchen, mir zu sagen, ob ich meinen Aufenthalt nehmen kann, wo es mir beliebt, oder ob ich mich als Ihren Gefangenen betrachten muß?"

„Eine schlaue Frage in der That," erwiderte der Marquis lächelnd, „die ich aber nur durch eine andere beantworten kann. —

Glauben Sie, mein Herr Cavalier, daß Frankreich und Italien noch Freunde sind?"

„Das müssen Sie, Herr Marquis, unfehlbar besser wissen, als ich," versetzte Ben Ellinor erröthend. — „Ich bin vom Hofe Sr. Majestät des Königs von Italien schon seit längerer Zeit abwesend, und habe keine Nachrichten von daher."

„Da sehen Sie nun, mein schöner junger Herr," rief der Marquis höhnend, „wie leicht es ist, eine Frage zu stellen, und wie schwer, sie genügend zu beantworten. Ich selbst bin über diesen Punkt nicht im Klarem, und doch hängt davon die Beantwortung Ihrer Frage lediglich ab. Für jetzt muß ich Sie schon als einen Gefangenen ansehen, und nur dann, wenn Sie meiner Verwandten wirklich nützlich gewesen sind, und wenn Sie die Fragen, welche ich an Sie richten werde, aufrichtig beantworten, dürften die Sachen für Sie besser stehen."

„Die gnädige Fürstin von Este ist wohl die beste Richterin, ob ich wirklich nützlich gewesen bin," sagte Ben Ellinor höflich, „und an sie allein verweise ich Sie in dieser Sache. Ueber meine Antworten werden Sie am besten urtheilen können, wenn Sie mich gefragt haben werden."

„Stolz genug für seine Jahre!" brummte der Marquis unwillig. „Nun, mein Herr Cavalier," fügte er laut hinzu, „dann wird es wohl Ihrer Würde nicht zu nahe treten heißen, wenn Sie mir sagen, wie lange Sie um die Fürstin gewesen sind?"

„Herr Marquis," entgegnete Ben Ellinor kalt, „wenn ich Fragen beantworte, welche in einem Tone an mich gethan werden, der an Beleidigung grenzt, so geschieht dies nur, weil ich nicht will, daß aus meinem Stillschweigen über Jemand, dem wir Beide Achtung widerfahren lassen müssen, nachtheilige Folgerungen gezogen werden sollen. Ich habe der Fürstin von Este zum Beschützer gedient, seitdem sie Italien verlassen hat, um sich nach Rom zu begeben."

„Das heißt also, seitdem sie aus Moncaglieri flüchtig geworden ist," unterbrach ihn der Gouverneur im harten Tone, „Sie ein Cavalier des Königs, begleiteten diese vornehme Dame also auf der ganzen Reise, natürlich auf ausdrücklichen Befehl Ihres Souverains?"

So wenig sich auch Ben Ellinor dem König von Italien verpflichtet dünkte — dessen Rathgeber, Floridan Riccardi, indem er es so einzurichten suchte, daß die schöne und reiche Fürstin von Este

von dem wilden Wolf der Apenninen überfallen würde, wahrscheinlich darauf gerechnet hatte, daß der junge Cavalier bei ihrer Vertheidigung erliegen würde, so hielt er sich doch nicht für berechtigt, das Vertrauen, welches in ihn gesetzt, zu mißbrauchen, und erwiderte deßhalb auf des Gouverneurs Schlußfolge in kurzer Weise:

„Es ist hinreichend für mich, den Befehl Sr. Excellenz General Pimodan zu Dem zu haben, was ich gethan habe, weiter nach Sachen zu forschen, die mich nichts angehen, halte ich mich nicht für berechtigt und für verpflichtet."

„Das ist schon hinreichend," erwiderte der Marquis mit einer bedeutungsvollen Geberde. „Man weiß, daß der König dem Kommandeur seiner Leibgarde nicht gestattet, die Officiere derselben zu beordern, um, wie die Paladine in alter Zeit, neben dem Zelter irrender Damen einherzutraben, ohne irgend eine politische Absicht dabei zu haben. Der König wird jetzt wohl nicht mehr so fest behaupten können, daß er von der Entweichung der fürstlichen Damen nichts wisse, da sie von einem Officier seiner eigenen Leibgarde begleitet wurden. Und wohin, Herr Cavalier, ging denn eigentlich Ihr Reiseziel?"

„Nach Rom, Herr Marquis," antwortete Ben Ellinor, „wohin die Damen sich in den Schutz Sr. Heiligkeit des Papstes begeben wollten. Seltsame Umstände machten es aber nothwendig, das Reiseziel abzuändern, und den Schutz des verstorbenen Fürsten von Piombino anzurufen."

„Des verstorbenen Fürsten!" rief der Marquis erschrocken, ist Ludwig von Piombino todt? — Ich habe kein Wort von seiner Krankheit erfahren, — woran ist er gestorben?"

„Er schläft in einem blutigen Grabe, Herr Gouverneur," sagte Ben Ellinor düster, „das heißt, wenn seine Mörder dem Leichnam dies gewährt haben."

„Gemordet?!" rief der Marquis abermals. „Heilige Mutter des Himmels! junger Mann, das ist unmöglich! — Der Fürst ist der Oheim meiner Frau, und wir erfuhren bisher nichts von seinem Tode."

„Und dennoch geschah die That vor meinen Augen," versetzte Ben Ellinor wehmüthig.

„Vor Ihren Augen, Herr Officier?!" entgegnete der Gouverneur verächtlich, „und Sie eilten dem greisen Fürsten nicht zu Hülfe, oder

veranlaßten die Besatzung des Schlosses gegen seine Mörder einzuschreiten, denn so viel ich weiß, liegt eine starke Besatzung Königlicher Truppen in dem festen Schlosse."

„Um Ihnen mit kurzen Worten die schreckliche Begebenheit mitzutheilen, muß ich Ihnen sagen: daß das Schloß von dem Parteigänger Franz II., General Morani, der wilde Wolf der Apenninen genannt, mit Hülfe der empörten Einwohner von Piombino gestürmt und der Fürst ermordet wurde."

„Ich bin wie vom Schlage gerührt!" sagte der Gouverneur mit zuckender Lippe, indem er vergeblich nach Fassung rang. „Piombino in Aufruhr! — Das Schloß erstürmt! — Der Fürst ermordet! Eine solche Fülle von Schrecken an einem Tage erfuhr ich in meinem Leben nicht."

„Ich würde mich auf's Aeußerste diesen Gräueln widersetzt haben, wären meine Mittel nur zum zehnten Theil meinem Willen gewachsen gewesen. — So aber, was konnte ich thun? — Ihrer waren Tausende und ich nur allein. Meine einzige Sorge ging dahin, die Fürstin zu retten, und dies ist mir geglückt. Indessen, wäre ich dem Unholde nahe genug gewesen, als die nichtswürdige That an dem greisen Fürsten begangen wurde, so würde ich entweder seine grauen Haare gerettet, oder ihn gerächt haben. Wie die Sachen aber standen, konnte ich nichts weiter thun, als selbst mit Gefahr meines Lebens meinen Abscheu laut auszusprechen, um wenigstens noch weitere Schrecken zu verhindern."

„Ich glaube Ihnen, Herr Cavalier," sagte der Marquis zum ersten Male im herzlichen Tone, „Sie sind nicht von dem Alter, noch von der Art, Schurkereien ungestraft mit ansehen zu können. Aber mein Herz will es noch immer nicht für möglich halten, daß der alte wohlwollende Fürst in seinem eigenen, festen Schlosse, in welchem er stets mit fürstlicher Freigebigkeit Gastfreundschaft übte, ermordet werden konnte, und das noch dazu von einem Elenden, einem Ungeheuer, einer Höllenbrut, der in demselben Saale seine Jugend verlebte, in dem er seine verdammte Seele mit dem Blute seines großmüthigen Wohlthäters befleckte! Aber ich müßte den König Victor Emanuel nicht kennen, ich müßte an der Gerechtigkeit des Himmels verzweifeln, wenn die Rache nicht so gewaltig, so schnell und furchtbar hereinbräche, als diese verfluchte That beispiellos teuflisch ist. Und, wenn Niemand den elenden Mörder verfolgt," fügte er

mit zum Himmel erhobener Hand hinzu, „so schwöre ich, Philipp Reinhold von Croiseul zu Gott, der heiligen Jungfrau und meinem Schutzpatron, dem heiligen Lambert, daß ich nicht eher ruhen und rasten will, bis ich an den Mördern des Fürsten Ludwig von Piombino blutige Rache genommen, wo ich sie auch immerhin finden mag, im Walde, oder auf dem Felde, in der Stadt, oder auf dem Lande, auf Hügeln, oder in der Ebene, am Hofe des Königs, oder in Gottes Tempel! — Dafür setze ich mein Leben und meine Ehre als Edelmann ein! So wahr mir Gott und die heilige Jungfrau, einen ehrlichen Tod verleihen mögen!"

Als der Marquis von Croiseul diesen Schwur gethan, schien sein Gemüth einigermaßen von der Last des übermannenden Kummers und des Schreckens, womit er Ben Ellinor's Mittheilungen von dem Schauergemälde auf dem Schlosse des Fürsten, vernommen hatte, erleichtert, und er fuhr nun fort, den jungen Cavalier genauer über die mit dieser unglücklichen Begebenheit verknüpften Umstände zu befragen, welche Ben Ellinor mit aller Ausführlichkeit ihm denn auch mittheilte. — Plötzlich schien der Marquis sich noch auf etwas zu besinnen, das bisher seinem Gedächtniß entfallen war, denn er fragte im hastigen Tone:

„Und was ist denn aus der Gräfin von Zini geworden? — Weshalb befindet sie sich nicht bei ihrer Nichte? Nicht, daß ich ihre Abwesenheit als einen großen Verlust für die Fürstin betrachte," fügte er verächtlich hinzu.

„Soviel ich gehört habe," versetzte Ben Ellinor zögernd, „soll sich die Frau Gräfin bei dem Rebellengeneral Morani befinden, wohin sie der verrätherische Zigeuner, wahrscheinlich um seine übernommenen Verpflichtungen einigermaßen zu erfüllen, gebracht hat."

„Ich hoffe, daß er sie heirathen wird", entgegnete der Marquis verächtlich, „wie er dies ihrer Reichthümer wegen wohl bald thun dürfte, um sich ihrer wieder schnell entledigen zu können, sobald er die Besitzthümer in Händen hat."

Der Gouverneur that nun noch so viele Fragen, über die Art ihrer Reise, über den Grad von Vertraulichkeit, mit dem die Damen Ben Ellinor behandelt, so wie über eine Menge anderer kitzlichen Umstände, daß der junge Cavalier am Ende gekränkt, beschämt und unwillig, seine Verlegenheit dem scharfsichtigen Franzosen kaum länger verbergen konnte.

„Ich sehe, die Sache ist ganz so, wie ich sie vermuthete, wenigstens auf der einen Seite, ich hoffe, der andere Theil hat seine Sinne besser zusammen behalten", brummte der Marquis ärgerlich vor sich, doch laut genug, um Ben Ellinor die Worte hören zu lassen. „Nun, Herr Cavalier, geben Sie Ihrem Pferde die Sporen und reiten Sie an die Spitze meiner Begleiter, während ich selbst mit der Fürstin von Este einige Worte wechseln will", fuhr er laut fort. — „Ich denke von Ihnen genug gehört zu haben, um mit ihr von diesen traurigen Ereignissen reden zu können, ohne ihr Zartgefühl zu beleidigen, wenngleich ich das Ihrige, Herr Cavalier, etwas gereizt habe. — Doch halt, junger Herr, — noch ein Wort unter vier Augen", fügte er vertraulich hinzu. „Vergessen Sie Alles, junger Mann, denken Sie an jene Dame nur als an die hochgeborene Fürstin von Este, vergessen Sie unter allen Umständen, sie als ein umherirrendes Fräulein gekannt zu haben, und ihre Freunde — wenigstens Einer, für den ich stehen kann — werden ihrerseits nur der Dienste gedenken, welche Sie derselben geleistet haben, und die unziemliche Belohnung vergessen, die Sie sich zutheilen zu wollen die Kühnheit hatten!"

Wüthend darüber, daß er dem scharfsichtigen Marquis Gefühle nicht verbergen konnte, welche der Gouverneur als Gegenstand des Spottes betrachtete, erwiderte Ben Ellinor im unwilligen Tone:

„Herr Marquis, wenn ich Rath von Ihnen brauche, so werde ich mir ihn erbitten, — wenn ich Beistand von Ihnen verlange, so ist es Zeit genug, daß Sie ihn verweigern, und wenn ich einen besonderen Werth auf Ihre Meinung von mir legen sollte, so wird es alsdann nicht zu spät sein, diese auszusprechen."

„Beim Himmel!" rief der Gouverneur von Croiseul lachend, „da bin ich durch meine wohlgemeinte Absicht in eine keineswegs beneidenswerthe Lage gerathen, und muß am Ende erwarten, von Ihnen, mein Herr Cavalier, eine Herausforderung zu erhalten!"

„Sie sprechen in einem Tone, Herr General-Gouverneur, als ob dies eine Unmöglichkeit wäre!" unterbrach ihn Ben Ellinor auffahrend. — „Als ich meine Klinge mit der des Prinzen von Carignan maß und sie gegen seine Brust zückte, da hatte ich einen Gegner vor mir, in dessen Adern edleres Blut fließt, als in denen des Herrn Marquis von Croiseul; und als ich meinen Degen gegen den Kronprinzen Humbert Victor Emanuel versuchte, da kämpfte ich mit

einem berühmteren Soldaten und Heerführer, als der General-Gouverneur von Savoyen ist!"

„Der Himmel erhalte Sie bei Verstande, mein junger Herr!" versetzte der Marquis in einer Weise, die seine Verwunderung aber auch seinen Zweifel an den Worten Ben Ellinors ausdrückte. „Wenn Sie die Wahrheit sprechen, so haben Sie in dieser Welt mehr Glück gehabt, als man Ihren Jahren zutraut, und in der That, wenn es der Wille der Vorsehung ist, Sie auf solche Prüfungen zu stellen, ehe Sie im strengsten Sinne des Wortes auf das Prädikat — Mann — Anspruch machen können, so werden Sie vor Eitelkeit noch toll werden, ohne daß man einen Werth auf Ihre Jugend und Thaten legt. — Sie können mich indessen durch Ihr hochfahrendes Wesen nicht zum Zorn, wohl aber zum Lachen reizen. Denn glauben Sie mir, junger Mann", fuhr er im ernsten Tone fort, „obgleich Sie vielleicht von einer der Launen begünstigt, die das trügerische Glück zuweilen blicken läßt, mit Prinzen gefochten und den Beschützer von Fürstinnen gespielt haben, so sind Sie doch keineswegs von gleichem Range mit Denen, deren zufälliger Gegner oder noch zufälligerer Begleiter Sie gewesen sind. — Sie mögen, wie ein unerfahrener junger Mann, eine Zeit lang sich ganz hübsche Träume machen, aber Sie müssen einem wohlmeinenden Freunde nicht zürnen, wenn er Sie etwas unsanft bei den Schultern erfaßt und Sie aus Ihren Träumen erweckt. . ."

„Herr Marquis", unterbrach ihn Ben Ellinor ungestüm, „meine Familie. . ."

„Ich sprach nicht allein von Familie", fuhr der Gouverneur stolz fort, indem er dem jungen Cavalier das Wort abschnitt, „sondern von Rang, Vermögen, hoher Abkunft und glänzenden Verbindungen, welche zwischen den verschiedenen Stufen und Klassen der Menschen einen Abstand bilden. — Was die Geburt anbetrifft, so stammen wir Alle von Adam und Eva ab."

„Herr Gouverneur!" unterbrach ihn Ben Ellinor abermals, „die Vorfahren meiner Mutter. . ."

„Nun, wenn Sie glauben, daß diese noch vor Adam existirt haben, so sind wir fertig! — Für jetzt genug davon."

Bei diesen Worten drehte der Marquis sein Pferd herum und ritt an die Fürstin heran, welche mit einigen Dienern und Herren vom Jagdgefolge des Gouverneurs langsam die Straße verfolgten.

— Seine Winke und Rathschläge, so wohlgemeint sie auch sein mochten, waren der schönen Fürstin Aurora von Este womöglich noch unangenehmer, als Ben Ellinor. Dieser ritt inzwischen, seinen Gedanken überlassen, allein weiter, indem er wüthend vor sich hinmurmelte:

„Kalter, unverschämter, übermüthiger Franzose! — Der Himmel gebe mir Gelegenheit und Macht, Deinen Hochmuth nach Gebühr bestrafen und Genugthuung fordern zu können!"

Man hatte endlich Chambery, die Hauptstadt Savoyen's erreicht, welche als eine gewaltige Werkstatt der Jesuiten bezeichnet werden muß. — Der Marquis übergab die sehr erschöpfte Fürstin von Este der Sorgfalt der Aebtissin des Cisterzienserklosters in Chambery, einer edlen Frau, mit welcher die Familie verwandt war und auf deren Klugheit und Ergebenheit er unbedingtes Vertrauen setzen konnte.

Der Gouverneur selbst verweilte nur wenige Minuten im Kloster, um der Aebtissin die möglichste Vorsicht zu empfehlen, und ersuchte sie gleichzeitig, es zu gestatten, der Fürstin, während ihres Aufenthaltes in den heiligen Mauern, eine Ehrenwache geben zu dürfen, dem Anschein nach, sie mit Auszeichnung zu behandeln, in Wahrheit aber, um jeden neuen Fluchtversuch zu verhindern, und eine Annäherung Ben Ellinor's, dessen schlanke Gestalt und blühendes Antlitz er am meisten fürchtete, unmöglich zu machen. Der stolze Marquis nahm, wie es den Anschein gewann, von dem jungen Cavalier wenig Notiz. Er ließ ihm in seinem befestigten Schlosse ein einfaches Zimmer anweisen, und hatte nichts dagegen, daß Ben Ellinor, der vor Ermüdung sich kaum auf den Beinen erhalten konnte, bald zur Ruhe ging.

Der junge Mann schlief tief und fest, bis sein Schlummer am nächsten Morgen durch kriegerische Musik, die von den Truppen herrührte, welche in Chambery lagen, unterbrochen wurde. Er erwachte als ein ganz anderer Mensch, denn der langentbehrte Schlaf hatte seinen Körper wieder gekräftigt, und die frühere Munterkeit seines Geistes erweckt.

„Der Lootse lenkt seinen Nachen dem Polarstern zu," dachte er bei sich selbst, als er sich ankleidete, „wenngleich er nie zum Besitz desselben zu gelangen erwartet. Meine Gefühle zu der schönen Fürstin von Este, gleichen ganz dem Lootsen und dem Polarstern. Die Gedanken an sie sollen mich zu einem tüchtigen Soldaten machen,

wenn ich das liebliche Gesicht auch nie wieder sehen sollte. — Wenn sie einst hören wird, daß ein Cavalier von des Königs Leibwache, Namens Ben Ellinor, sich in einer heftigen Schlacht mit den Feinden Italiens hervorgethan und seinen Tod gefunden hat, dann wird sie sich an ihren Reisegefährten erinnern, als an Jemand, der Alles that, die Schlingen und Gefahren zu beseitigen, welche mit der seltsamen Reise verknüpft waren, und vielleicht sein Andenken durch eine Thräne, und wenn möglich, sein Grab durch einen Blumenkranz ehren. —"

In dieser männlichen Stimmung fühlte sich Ben Ellinor besser im Stande, die Scherze des Marquis beim Frühstück hinzunehmen und zu begegnen, welche sich dieser mehrmals gegen seine Weichlichkeit und sein Unvermögen, Anstrengungen zu ertragen, entschlüpfen ließ, der junge Cavalier fand sich so gutmüthig in die Spöttereien des Franzosen, und beantwortete diese so glücklich und mit so vieler Ruhe, daß die Veränderung seines Wesens und seines Tones augenscheinlich einen weit günstigeren Eindruck auf den Marquis machte, als der, welcher sich bei ihm nach dem Betragen Ben Ellinor's am vorigen Tage gebildet hatte, wo dieser, durch das bittere Gefühl seiner Lage gereizt, abwechselnd ein finsteres Stillschweigen behauptete, oder schnöde Antworten gab.

Der Gouverneur fing am Ende an, ihn als einen prächtigen Cavalier zu betrachten, aus dem man wohl etwas machen könnte, und gab ihm ziemlich deutlich zu verstehen, daß, wenn er seine Stelle in der Leibwache Victor Emanuel's aufgeben wolle, er es übernehmen würde, ihm einen ehrenvollen Platz am Hofe des Kaisers von Frankreich oder in der französischen Armee zu verschaffen, und für sein weiteres Fortkommen zu sorgen. Obgleich Ben Ellinor — wie wir wissen — gute Gründe hatte, diese Gnade des Marquis mit den gehörigen Dankbezeugungen abzulehnen, ohne ihm das gefährliche Geheimniß seiner Geburt mitzutheilen, so blieb er doch auf einem guten Fuße mit dem stolzen Gouvernur von Savoyen, und wenngleich seine schwärmerische Denkweise und seine fremde, eigenthümliche Art des Ausdruckes auf dem ernsten Gesicht des Marquis oft ein Lächeln hervorbrachte, so hatte dasselbe doch nichts Verletzendes mehr, und ging nicht über die Grenzen des guten Tones hinaus. — So verbrachten Beide in mehr Einigkeit als bisher etwa zwei Wochen. Der Marquis von Croiseul hatte inzwischen seinen Bericht über das

Eintreffen der Fürstin von Este in Chambery, mit Berücksichtigung der näheren Umstände ihrer Flucht aus Moncaglieri, an den Kaiser gemacht, ohne indessen darin den Namen Ben Ellinor's zu nennen. Hierauf war die kaiserliche Antwort erfolgt, daß der Herzog von Morny ungesäumt in Chambery eintreffen werde, um den seltsamen Fall, mit dem jungen Cavalier des Königs Victor Emanuel genau zu untersuchen. Wenige Zeit darauf, traf denn auch die Depesche ein, daß der Herzog der Grenze Savoyen's nahe sei. Der Gouverneur hielt sich für verpflichtet, den Minister und Stiefbruder des Kaisers an der Grenze zu empfangen. Er reiste denn auch mit einem ansehnlichen Gefolge dahin ab, und begrüßte den Minister mit all' der Ehrerbietung, die seinem Range zukam.

Als der Herzog von Morny Chambery mit seinem zahlreichen Gefolge erreichte, und das Thor des Kaiserlichen Schlosses passirte, welches der Statthalter und Gouverneur von Savoyen bewohnte, drängten sich zwei Oberofficiere der Besatzung von Chambery an die Seite des Marquis von Croiseul und flüsterten ihm in auffallender Erregung einige Worte zu, so daß er unwillkürlich sein Pferd anhielt.

„Neuigkeiten — Neuigkeiten, Herr Marquis!“ riefen Beide zugleich, „bringen Sie wichtige Nachrichten mit, oder wollen Sie welche wissen? — oder wollen wir ehrlich mit einander tauschen?“

„Ich würde gern mit Ihnen tauschen, meine Herren,“ versetzte der Gouverneur, indem er sie vertraulich begrüßte, „wenn ich mir denken könnte, daß Ihre Neuigkeiten hinreichend wichtig wären, um als Ersatz für die meinigen zu gelten.“

Die beiden Officiere blickten sich einander lächelnd an, und der größere von Beiden sagte zu seinem Begleiter im heitern Tone:

„Der Herr Marquis ist der Metropole Frankreichs nahe gewesen, und hat die Kunstgriffe der stolzen Handelsherren gelernt, er ist uns zu überlegen, um mit ihm einen Handel vorzunehmen.“

„Meine Herren,“ erwiderte der Marquis laut lachend, „der Herzog von Morny, als Vertreter des Kaisers, muß eigentlich zuerst von meinen Waaren erhalten, sowie der Grundherr gewöhnlich seine Steuer erhebt, ehe der Markt beginnt. Aber sagen Sie mir, meine Herren,“ fuhr er listig fort, „sind Ihre Nachrichten von böser oder guter Färbung?“

„Sie sind wie die Farben des Regenbogens,“ antwortete der Officier bedeutungsvoll, „verschieden von Färbung, je nachdem man

sie von gewissen Punkten betrachtet. Sie stehen zwischen den schwarzen Wolken und dem klaren Himmel. Ein solcher Regenbogen ist gewiß auf dem neuen Boden Frankreichs seit der Arche Noah's nicht gesehen worden."

„Meine Nachrichten," sagte der Marquis ernst, „sind wie ein Komet, düster, wild und schrecklich an und für sich selbst, und doch nur als die Vorläufer von noch größeren und gefährlicheren Uebeln die sehr leicht eintreten können, anzusehen."

„Wir müssen unsere Neuigkeiten nur mittheilen," entgegnete der Officier von dem ernsten Wesen des Marquis seltsam ergriffen, „sonst wird uns der Markt durch Andere noch verdorben. Mit einem Worte, Herr Marquis, hören und staunen Sie — der König Victor Emanuel ist in Person in Chambery!"

„Ah!" rief der Gouverneur erstaunt, „Ihre Nachricht ist allerdings von großer Wichtigkeit, und muß ich Ihnen gestehen, daß ich wirklich augenblicklich nicht zu sagen weiß, ob ich mich darüber freuen oder betrüben soll."

„Man sagt," fuhr der Officier fort, „der König habe die Absicht, alle Zwistigkeiten, welche durch die Flucht der schönen Fürstin von Este zwischen dem Kabinet von Turin und der Regierung Seiner Majestät des Kaisers entstanden sind, durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Herzog von Morny zu beseitigen."

„Die Wunder in diesem Jahrhundert nehmen wahrlich kein Ende, meine Herren," versetzte der Marquis nachdenklich. „Ich muß Ihnen aber bekennen, daß uns von Turin aus über die Absichten des Königs verschiedene Winke durch dem Erzbischof Monsignor Viale Prelà, der in seinem Herzen den König haßt, und im Solde Frankreichs steht, zugekommen sind. Ich glaubte aber niemals, daß ein so scharfblickender Mann, wie Victor Emanuel ist, sich von dem Prälaten in die Falle locken lassen würde, denn ich muß Ihnen gestehen, meine Herren, daß die Angelegenheit mit der Fürstin von Este doch seltsame Umstände verbirgt, die einmal aufgedeckt, sehr leicht zu ernsten Verwickelungen zwischen Frankreich und Italien führen können. Der Herzog kennt bereits die Absicht des Königs, denn wir werden von Turin aus gut bedient. Als der Kaiser in Genua vor dem Kriege landete, wußte Graf Cavour den Polizei-Inspector de Hyrvoix gegen schweres Geld zur Spionage zu gewinnen, der jeden Schritt und Tritt des Kaisers überwachte und

stündlich an Cavour rapportirte. Wir haben uns in der Person Seiner Eminenz zu revangiren gesucht. — Wenn der König durch diesen Anschein von Vertrauen mich zu hintergehen und zu verblenden denkt," sagte der Herzog zu mir auf der Reise, „bis er irgend einen seiner politischen Pläne ausgeführt hat, dann, beim Himmel, mag er sich in Acht nehmen!" — Wie stark ist des Königs Gefolge?" fügte der Marquis nicht ohne Absicht bei.

„Es besteht aus den Prinzen Humbert und Carignan, dem General Pimodan, etwa einem Dutzend von den Cavalieren der Königlichen Leibwache, einigen Oberofficieren seines Heeres und dem Kammerdiener Floridan Riccardi, der die hervorragendste Rolle in dem Gefolge des Königs zu spielen scheint."

„Dieser Mensch ist gewissermaßen vom Erzbischof Viale Prelà abhängig," erwiderte der Gouverneur verächtlich, „es sollte mich nicht wundern, wenn er seinen Antheil daran gehabt hätte, den König zu diesem Schritte verdächtiger Politik zu bestimmen. — Befindet sich der König im Schlosse?"

„Ja wohl," antwortete der Officier lächelnd, „er verlangte ausdrücklich darin die Gemächer angewiesen zu haben, obgleich General Beaumarchais ihm die Villa des Herrn Marquis zur Verfügung stellte."

„Nun, Gott sei uns gnädig!" rief der Gouverneur erschreckt, „das heißt nicht allein sich in des Löwen Höhle begeben, sondern sogar den Kopf in seinem Rachen stecken. — Der alte listige Kammerdiener hat also nicht eher geruht, als bis sein Königlicher Herr und Gebieter ganz hinten in der Rattenfalle sitzt, denn ihm allein hat der König gewiß diesen Rath zu verdanken. — Wahrlich, es ist eine Mine, stark mit Pulver gefüllt, im Schlosse, zu welcher ich unglücklicherweise die Zündschnur bringen muß. — Ihre und meine Neuigkeiten sind wie Feuer und Flachs oder wie gewisse Substanzen, die man ohne eine Explosion zu verursachen, nicht miteinander mischen kann. — Doch lassen Sie uns eilen, meine Herren, der Empfang des Herzogs durch General Beaumarchais scheint vorüber zu sein, meine Pflicht erfordert es, daß ich als General-Gouverneur dem Minister bis an die Schwelle seiner Gemächer folge. Wenn Sie nach etwa einer halben Stunde noch geneigt sind, meine Nachrichten zu vernehmen, so glaube ich, daß Sie nach Anhörung derselben gewiß der Meinung sein werden, daß König Victor Emanuel II. ebenso

getrost eine Wallfahrt zu den heidnischen Stämmen der Menschenfresser unternommen, als diesen unzeitigen Besuch in Chambery abgestattet haben könnte."

Der Marquis begrüßte die Officiere, ritt alsdann nach dem Haupteingange des Schlosses, wo er sich von seinem Pferde schwang, um den Herzog von Morny in seine Gemächer zu begleiten, und verließ diesen nach wenigen Minuten, um seine Kleider zu wechseln, und seine Familie zu begrüßen.

Wenige Zeit darauf befanden sich die beiden Officiere in seinem Kabinet, und hörten mit halbunterdrückten Ausrufungen und Geberden, welche die größte Verwunderung und den größten Schrecken verriethen, auf die Mittheilungen des Gouverneurs, welche einzig und allein die Person des jungen Cavaliers, Ben Ellinor, betrafen. — Dieser wurde herbeigerufen, und über die genauen Umstände seiner geheimnißvollen Geburt hin und her gefragt, bis er am Ende sich entschieden weigerte, mehr Fragen zu beantworten, da er nicht wußte, aus welchem Grunde sie gethan wurden, oder welchen Gebrauch man von seinen Antworten machen würde. . . . .

. . . .

Herzog Leon Alfred von Morny, der Stiefbruder Louis Napoleon's, im Ehebruche erzeugter Sohn der galanten Hortense, Exkönigin von Holland und eines ehemaligen Spions des Kaiserreichs, des Grafen von Flahault, verdankt seinen Namen der Gefälligkeit eines Greises, des Grafen von Morny, welcher sich gegen eine Belohnung von 800,000 Franks dazu verstand, die Stelle eines Pflegevaters zu vertreten, weil der Exkönig von Holland um keinen Preis die Vaterschaft dieses Bastards der keuschen Hortense von Beauharnais hatte übernehmen wollen, ist ein Mann von heftiger und ungeduldiger Gemüthsart. Und dennoch sah er sich in den Zauberkreis gebannt, welchen die tiefste Ehrerbietung gegen den König von Italien, als einen Herrscher aus legitimem Blute, ihm vorschrieb, der gekommen war, versöhnliche Mittel anzuwenden, um ein freundschaftliches Einvernehmen mit dem Kaiserlichen Kabinette wiederherzustellen.

Die Begrüßung zwischen den beiden Machthabern in dem großen Saale des Schlosses zu Chambery, war natürlich eben so voll von angenommenen Wohlwollen und Höflichkeit, als ihr alle Aufrichtigkeit abging. Die Gemüthsart des Herzogs machte es diesem aber

ungleich schwerer, den nöthigen Schein in Stimme, Rede und Betragen zu beobachten, während bei dem Könige jede Art von Verstellung so sehr in seiner Natur zu liegen schien, daß selbst diejenigen Personen seines Hofes, welche ihn genau kannten, das Angenommene von dem Wahren bei ihm nicht würden haben unterscheiden können.

Der König merkte an dem Ton der Stimme, der gezwungenen Art und Weise und den abgebrochenen Geberden des Herzogs, sehr wohl, daß er ein sehr gewagtes Spiel treibe, und bereuete vielleicht mehr als einmal, es überhaupt angefangen zu haben. Allein die Reue kam jetzt zu spät, er wußte, daß die Fürstin von Este nicht in die Gewalt des wilden Wolfes der Apenninen gefallen war, sich vielmehr in dem Cisterzienserkloster, nahe bei Chambery befand, und daß der junge Cavalier sich als Gefangener in dem Schlosse aufhielt. Alles, was ihm also übrig blieb, war die unnachahmliche Gewandtheit des Benehmens, welche dem König Victor Emanuel **II.**, vielleicht mehr, als irgend Jemand, eigen ist.

Das Benehmen des Monarchen gegen den Herzog war von der Art, daß es dem wohlwollenden Ueberströmen des Herzens in einem Augenblicke aufrichtiger Versöhnung mit einem lieben Freunde glich, von dem er durch Umstände oder Mißverständnisse entfremdet worden, welche sich jetzt gänzlich geändert, und die er vergessen, sobald dies geschehen sei. Der König tadelte sich selbst, daß er nicht schon früher den entscheidenden Schritt gethan, seinem kaiserlichen Bruder einen solchen Beweis seiner Aufrichtigkeit, wie er ihn jetzt gebe, angedeihen zu lassen, und daß die Mißhelligkeiten, welche zwischen ihnen stattgefunden, gar nicht in Betracht kämen, wenn man die hohe Freundschaft und Verehrung, die er für den Herrscher Frankreichs und seinen herzoglichen Bruder in seinem Herzen trage, im Auge behalten würde. Er sprach mit großer Begeisterung von dem Kaiser, gedachte vieler Beweise seiner Großmuth und führte unzählige Beispiele der Großthaten seiner Armee zu Gunsten Italiens an.

Die Züge des Herzogs von Morny sind von Natur rauh und finster, und als er zur Bestätigung dessen, was der König zu ihm sagte, zu lächeln suchte, so erschien die Verzerrung seines Gesichts wahrhaft unheimlich.

Endlich verfloß ein Tag, der für den König, wegen der unausgesetzten Anstrengung, Vorsicht und Aufmerksamkeit, welche seine Lage erforderte, sehr mühevoll gewesen sein mußte, so wie er auch für den

Herzog, der Nothwendigkeit wegen, die heftigsten Bewegungen, denen er gewöhnlich freien Lauf ließ, in Schranken zu halten, ein Tag des unerträglichsten Zwanges war. — Kaum hatte sich der Herzog in seine Gemächer zurückgezogen, nachdem er von dem König für die Nacht förmlich Abschied genommen, als die Leidenschaft, die er so lange unterdrückt hatte, hell aufloderte, so daß seine Umgebung viel zu leiden hatte.

Der König wurde von dem General Beaumarchais und einigen Officieren in die Gemächer begleitet, die er im Schlosse selbst gewählt hatte. Am Eingange derselben wurde er von einer Ehrenwache empfangen, während den innern Dienst die Cavaliere seiner Leibgarde verrichteten. Als der König den Theil des uralten Schlosses betrat, den er mit seinem Gefolge bewohnte, blieb er unwillkürlich in der Vorhalle stehen, und betrachtete forschend das gewaltige Bauwerk. Die Mauern waren von furchtbarer Stärke, die Fenster klein und mit Eisenstäben verwahrt. Die düstere, plumpe Masse des Schlosses warf einen grauen, unheimlichen Schatten über den ganzen Hof.

„Ich sollte in diesem Theile des Schlosses nicht wohnen, General Beaumarchais?“ wandte sich der König plötzlich an diesen, indem ein Schauder seinen Körper ergriff, der in sich etwas Bedeutsames hatte.

„Behüte der Himmel, nein!“ erwiderte der alte General treuherzig. „Ew. Majestät Zimmer sind in dem Vordertheil des Schlosses hergerichtet, in denen einst König Ludwig XVI. wohnte.“

„Hm! das ist ebenfalls keine gute Vorbedeutung,“ murmelte der König, „aber welche Bewandtniß hat es denn mit diesem Theile des Schlosses? — Und warum rufen Sie den Himmel an, Excellenz?“

„Nun, ich weiß gerade nichts Böses von ihm, Majestät,“ sagte der General ausweichend, „nur daß die Wachen erzählen, man sehe zuweilen in nächtlicher Stunde Licht und höre ein seltsames Geräusch in diesem Thurm. Es mag wohl etwas Wahres an der Geschichte sein, denn ehemals wurde dieser Thurm mit seinen Nebengebäuden zu einem Staatsgefängniß gebraucht, und es geht die Rede von manchen grausigen Thaten, die darin geschehen sind.“

Der König schwieg, er that keine Fragen weiter, denn Niemand kannte wohl besser, als er, die Geheimnisse des „Raben-Thurmes“. An der Thür der Zimmer, welche zu seinem Gebrauche bestimmt,

und welche, wenn gleich aus neuerer Zeit als der Thurm, doch sehr alt und düster waren, standen einige Cavaliere seiner Leibwache und ihr Befehlshaber, General Pimodan.

„Pimodan, mein alter, treuer Freund!" rief der König bei dem Anblicke des grauköpfigen Generals wieder erheitert. „Wo sind Sie denn heute Abend gewesen, ich sah Sie nicht bei der Tafel? — Sind die edlen Herren von Frankreich so ungastlich, einen der berühmtesten Männer meines Königreichs so zu vernachlässigen, daß man Ihnen keinen Platz an der Seite Ihres Monarchen gönnt?"

„Ich lehnte die Einladung ab, Ew. Majestät," antwortete General Pimodan ehrfurchtsvoll. „Die Zeiten sind nicht mehr, wie sie sonst waren, mein Alter macht sich immer mehr bemerkbar. Es gab eine Zeit, wo ich mit dem Besten in Frankreich um die Wette getrunken hätte, und noch dazu vom Safte der feurigen Rebe Burgunds, aber jetzt bringen schon einige Gläser davon meinen Körper in Unordnung. Ich hielt es auch für angemessen, den Dienst Ew. Majestät im Auge zu behalten und den Cavalieren Ihres Hofes mit gutem Beispiele voranzugehen.

„Sie sind immer sehr vorsichtig, General", sagte der König liebreich, „aber diese Selbstverleugnung von Ihrer Seite ist wohl hier überflüssig, wo uns keine Gefahr droht."

„Ob dies der Fall ist, das wissen Gott und Ew. Majestät besser, als ich", versetzte General Pimodan unruhig.

„Sie fürchten doch nicht etwa Gefahr?" fragte der König hastig aber mit leiser Stimme.

„Das nicht, Ew. Majestät", sagte Pimodan ausweichend, „ich wollte, ich hätte sie zu fürchten", fügte er im ernstem und unterdrückten Tone hinzu, „gegen Gefahren, die man kennt, ist man alle Zeit gerüstet, aber gegen die, welche man nicht kennt . . ."

„Was haben Sie gegen den Herzog, General?" flüsterte der König forschend, „denn der Sinn Ihrer Worte scheint sich auf ihn zu beziehen."

„Ich habe nichts gegen ihn, Majestät", antwortete Pimodan ausweichend, „wenn er es ehrlich meint. — Ich wünsche Ew. Majestät eine gute Nacht!"

„Gute Nacht, mein treuer Wächter!" versetzte der König vertraulich, indem er Pimodan die Hand reichte.

An der Thür seines Schlafgemaches stand Floridan Riccardi.

„Folge mir", sagte der König, indem er bei ihm vorüberging. Dieser trat mit seinem Gebieter in das Gemach.

Während er mit geschmeidiger Dienstfertigkeit ihm bei den Vorbereitungen zum Schlafengehen an die Hand ging, während der König sich seines Beistandes bediente, war er, wider seine sonstige Gewohnheit, so still und schweigsam, daß der Günstling sich über diese so ungewöhnliche Veränderung in seinem Benehmen nicht genug wundern konnte.

Nachdem er eine Zeit lang dem König stillschweigend alle die gewöhnlichen Dienste geleistet, welche ein vertrauter Diener seinem Herrn bei der Toilette zu leisten pflegt, wagte Floridan am Ende mit der Freimüthigkeit, welche seines Gebieters Nachsicht ihm unter ähnlichen Umständen gestattete, zu sagen:

„Ew. Majestät thun ja, als hätten Sie heute eine Schlacht verloren. Ich, der ich den ganzen Tag über in der Nähe meines Königlichen Herrn war, erinnere mich nicht, ihn je so tapfer und mit solcher Gewandtheit im offenen Felde kämpfen gesehen zu haben."

„Im offenen Felde!" wiederholte der König, indem er aufblickte und seine gewohnte verächtliche Art im Tone und Wesen annahm. „Sage lieber, ich habe bei einem Stiergefecht den Kampfplatz behauptet, denn einen blinderen, verstockteren, unzähmbareren Gegner, als dieser Herzog ist, hat es wohl nie gegeben. Nun, laß es gut sein, — ich habe ihn doch genarrt. Aber ich freue mich, daß meine Pläne in Beziehung auf diese reiche fürstliche Erbin nicht in Erfüllung gegangen sind, wozu Du mir nur Glück wünschen kannst."

„Unmöglich kann ich Ew. Majestät zum Mißlingen Ihrer Lieblingspläne Glück wünschen, wenn ich nicht die Ursache der Veränderung in Ihren Wünschen und Ansichten erfahre", versetzte der listige Kammerdiener lauernd.

„Nun es ist, im Allgemeinen gesprochen, weder eine Veränderung in meinen Plänen noch sonst etwas vorgegangen", sagte der König nachdenklich, „aber dieser Herzog ist ein heftiger, anmaßender und streitsüchtiger Mann, der augenscheinlich die Sachen auf das Aeußerste treiben will, sobald er glaubt, das Spiel in Händen zu haben. Ich mußte so behutsam jeden mißfälligen Gegenstand zu vermeiden suchen, als ob ich glühendes Eisen anzufassen gehabt hätte. Ich ließ nur die Möglichkeit durchblicken, daß die junge Fürstin, ehe sie Rom erreichte, denn dahin, gestand ich ganz offen, war ihr Reiseziel gerichtet

gewesen, in die Hände des wilden Wolfes der Apenninen auf der Grenze fallen konnte, aber da kam ich schön an, es war beinahe als hätte ich Gott gelästert, denn ich denke noch mit Schrecken daran, was er äußerte, und wahrlich, ich muß gestehen, wäre in diesem Augenblicke die Nachricht gekommen, daß Dein Freund Morani nach Deinem Plane seine Verhältnisse durch eine Heirath zu verbessern Aussicht gehabt, ich für Deine Sicherheit nicht einen Heller gegeben hätte.“

„Wenn Ew. Majestät zu Gnaden halten wollen“, versetzte Floridan beleidigt, „so ist dieser wilde General weder mein Freund, noch der Plan mein eigner.

„Das ist wahr, Floridan, aber lasse die verwünschte Sache nur auf sich beruhen“, sagte der König gütig, „ich bin zufrieden, daß sie so abgelaufen ist, denn der Kaiser soll geschworen haben, Denjenigen Zeit seines Lebens einzukerkern, der die schöne Fürstin ohne seine vormundschaftliche Einwilligung heirathen würde. Diese Geschichte hätte mir in der That einen offenen Bruch mit Frankreich einbringen können, und wer weiß, was noch geschieht, wenn der junge Begleiter der Fürstin plaudert. — Nun laß mich allein, Floridan, ich muß neue Kräfte für den morgenden Tag sammeln, der vielleicht noch unruhiger, wie der heutige ausfallen kann.“

Der Günstling Victor Emanuel's verließ seinen Königlichen Gebieter mit einer vertraulichen Verbeugung.

Am nächsten Morgen fand zu Ehren des Königs eine Parade über die an der Grenze stehenden Truppen statt. Als der König mit seinem Gefolge an der Seite des Herzogs zurückkehrte, war die Zeit der Mittagstafel herangenaht. Er fand in dem großen Saale des Kaiserlichen Schlosses eine Tafel hergerichtet, bei welcher ein solcher Glanz und eine solche Pracht obwaltete, wie an seinem Hofe nicht gebräuchlich war und niemals herrschte.

Oben an der langen Tafel, die unter der Last des Silbergeschirrs seufzte, die bis zum Ueberfluß mit den ausgesuchtesten Leckerbissen angefüllt war, saß der Herzog und zu seiner Rechten der König, während nicht nur das ganze Gefolge Victor Emanuel's, sondern auch die verschiedenen Officier-Corps der französischen Truppen, die in und um Chambery standen, befohlen waren und Platz genommen hatten. — Der König merkte aus dem zerstreuten unruhigen Wesen des Herzogs und aus anderen kleinen Umständen sehr

bald, daß er etwas ganz Besonderes im Schilde führe. Zur linken des Herzogs saß sein mit der berühmten Schauspielerin Rachel erzeugter Sohn Olivier de Lorain. An diesen wendete der Herzog, und nach seinem Beispiele auch der König, während der Tafel oft die Rede, und Beide schienen durch fröhliches Lachen an den Tag zu legen, wie sehr sie die Antworten des kaum achtzehnjährigen Jünglings belustigten.

„Wem gehören die leeren Plätze dort?“ fragte der Herzog plötzlich, indem er die Stirn runzelte und auf zwei Sessel deutete, die unbenutzt nicht weit von ihm an der Tafel standen.

„Der Herr General-Gouverneur, Marquis von Croiseul und Sr. Excellenz General Beaumarchais, sind so thöricht, lieber einem Habicht in der Luft, als einem Fasan auf der Schüssel nachzujagen,“ erwiderte der Jüngling lachend,

„Ah!“ rief der Herzog erheitert, „wie konnte ich nur ihre Abwesenheit nicht bemerken! — Aber Dein Witz ist fade Olivier, wie weißt Du, welcher Dienst sie von uns fern hält. Doch — dort kommen ja nach Deiner Meinung die thörichten Männer.“

Indem der Herzog diese Worte sprach, traten die Erwähnten in den Saal, und nahmen, nachdem sie sich gegen den König und gegen den Herzog von Morny verbeugt, schweigend die leeren Sessel ein.

„Nun, Ihr Herren!“ rief der Herzog heiter, „Ihr Geschäft muß ein sehr dringendes gewesen sein, daß Sie uns Ihre angenehme Gegenwart so lange entziehen konnten!“

Während der Herzog sprach, richteten sich Aller Augen auf Croiseul und Beaumarchais, und die Verlegenheit und Unruhe, welche sich auf ihren Gesichtern malte, fiel, da sie nicht zu der Art von Leuten gehörten, denen ein solcher Ausdruck tiefen Trübsinns eigenthümlich war, so sehr auf, daß der heitere Ton, welcher bisher an der Tafel herrschte, plötzlich verscheucht wurde, ohne daß sich Jemand einen Grund für eine solche Veränderung anzugeben vermochte. Man flüsterte aber von allen Seiten zusammen, als ob die Anwesenden eine besondere und wichtige Neuigkeit erwarteten.

„Was bedeutet dies seltsame Stillschweigen, Ihr Herren?“ fragte der Herzog, der seine Stimme erhob, die von Natur hart und rauh ist. „Wenn Sie diese sonderbaren Blicke und Mienen mit zur heu-

tigen Festtafel bringen wollten, dann wäre es in der That besser gewesen, Ihre Geschäfte hätten sich bis zum Abend hingezogen!"

„Gnädigster Herr," antwortete der Gouverneur bedeutungsvoll. „Ich bitte meine außergewöhnlichen Mittheilungen in einer geheimen Audienz offenbaren zu dürfen."

„Da sehen Ew. Majestät," wandte sich der Herzog höhnend an den König, „wie die Generäle des Heeres meines Kaiserlichen Bruders uns bedienen! — Wenn sie irgend etwas haben, das sie für wichtig genug halten, dem Minister Frankreichs mitzutheilen, so sehen sie so ernst aus und sind auf ihre Last so stolz, wie der Esel auf einem neuen Packsattel. Wir wenigstens haben keine Geheimnisse, die wir nicht der ganzen Welt offenbaren könnten!"

Er legte einen solchen Nachdruck auf das Wort wir, daß der König ihn erstaunt anblickte.

„Ich wünsche Ihre geheimnißvollen Mittheilungen ohne Verzug zu erfahren, wenn gleich Ort und Zeit Ihnen nicht geeignet dazu erscheinen. Ew. Majestät werden meine Neugierde verzeihen," wandte er sich verbindlich an Victor Emanuel, der ängstliche Blicke auf das ernste Gesicht des Gouverneurs warf.

Man gewahrte, daß der Herzog so viel Wein getrunken hatte, daß dadurch seine natürliche Hartnäckigkeit noch vergrößert wurde, und obgleich Mancher es geäußert hätte, daß augenblicklich nicht die passende Zeit wichtige Geheimnisse zu besprechen, so kannten doch Alle den Ungestüm seiner Gemüthsart zu gut, als daß sie es hätten wagen sollen, sich irgend in die Sache einzumischen. Sie saßen vielmehr in aller Erwartung der Nachrichten da, die ihn der Marquis zu bringen haben würde.

„Herr Herzog," begann der Gouverneur mit festem, aber bewegtem Tone, „die Nachrichten, welche ich bringe, passen mehr für das Kabinet, als für diese festliche Tafel . . ."

„Heraus damit, Herr Marquis!" rief der Herzog ungeduldig, „und wären es auch Nachrichten vom bösen Geist selbst! — Aber ich glaube sie schon errathen zu können! — Sie betreffen den Aufstand der Bewohner von Piombino. Ist es nicht so?"

„Ja, gnädigster Herr!" erwiderte der Gouverneur trübsinnig, „es wird mir schwer, die näheren Umstände mitzutheilen, aber Sie müssen diese doch erfahren, Herr Herzog."

„Nur immer heraus damit, Herr Gouverneur!" sagte der Minister ruhig, „es kann zu keiner besseren Zeit geschehen, denn jetzt

können wir bei Sr. Majestät dem Könige von Italien Bestätigung dessen, was Sie mittheilen werden, einholen, oder die Unwahrheit erfahren."

„Der Parteigänger Franz II., General Morani, hat nicht nur mit den Meuterern das Schloß des Fürsten von Piombino erstürmt, und ihn in seinem eigenen Saale ermordet, sondern auch die Frau Gräfin von Zini hinweggeführt, die er zu heirathen gedenkt, um sich ihrer Besitzthümer zu versichern."

„Ermordet den alten, guten Fürsten!" unterbrach ihn der Herzog in einem tiefen und unterdrückten Tone, den man jedoch von dem einen Ende des Saales bis zum andern vernehmen konnte. „Sie haben sich von irgend einem übertriebenen Gerücht hintergehen lassen, Marquis — es ist unmöglich."

„Leider, Herr Herzog, habe ich die Nachrichten von einem Augenzeugen," versetzte der Gouverneur seufzend, „einem Cavalier der Leibwache Sr. Majestät des Königs Victor Emanuel II., der mit der jungen Fürstin von Este im Saale war, als der Mord auf Morani's Befehl verübt wurde. Dieser Cavalier maßt sich übrigens an, einen Namen zu führen, der ihm unzweifelhaft nicht zukommt. Er nennt sich Ben Ellinor Napoleon Bonaparte. Ich weiß aus verbürgter Quelle, daß die Fürstin von Este absichtlich in die Gewalt Morani's gerathen sollte."

„Und der wahrscheinlich bei der schrecklichen That thätig und behülflich war," unterbrach ihn der Herzog, indem er aufsprang und mit solcher Wuth seinen Sessel zurückstieß, daß er zerbrach. „Verschließt die Thüren, Ihr Herren," wandte er sich an die dienstthuenden Officiere eines Zuavenregiments, „und Niemand verlasse, bei seinem Leben, den Platz! — Geben Sie Ihre Degen ab, meine Herren," fügte er im drohenden Tone hinzu. „Ich erkläre Sie sämmtlich für meine Gefangenen, bis der Kaiser über diesen außerordentlichen Fall entschieden haben wird!"

„Diese Neuigkeiten, Herr Herzog von Morny, haben Ihren Verstand verwirrt," sagte der König, der ohne Furcht zu zeigen, sich erhoben und eine würdevolle Stellung angenommen hatte.

„O, nein!" entgegnete der Herzog in einem spöttischen Tone, „sie haben nur meinen gerechten Unwillen entflammt, den ich schon zu lange durch eitle Rücksicht auf Umstände und Oertlichkeit unterdrückt habe. So lange mein Kaiserlicher Gebieter in dieser verrätheri=

schen Sache nicht entschieden hat, erkläre ich Ew. Majestäst selbst für einen Gefangenen, denn die Ehre meines erhabenen Bruders — und selbst auch die meinige ist empfindlich verletzt, und fordert Genugthuung. Die Sache soll auf das Genaueste untersucht werden!"

Das Gefolge des Königs hielt die Hand am Griffe ihrer Degen, ohne jedoch im Geringsten Anlaß zur Gewaltthätigkeit zu geben. — Ihre Blicke hafteten auf das bleiche Gesicht ihres Monarchen, als erwarteten sie von ihm Verhaltungsbefehle. — Im Saale herrschte inzwischen eine wilde Unordnung. Die Thüren wurden verschlossen, und besetzt, während die französischen Edeln die Plätze verließen. — Der König hatte mit dem Kronprinzen und dem Prinzen von Carignan, seitdem sie aus ihrer Haft in San Remo befreit worden waren, kein Wort gesprochen, nichtsdestoweniger ließ sich aber Carignan's Stimme zuerst in dem Tumult vernehmen.

„Herr Herzog, Sie scheinen zu vergessen, welche Ehrerbietung ein gekröntes Haupt von Jedermann beanspruchen kann, und daß Sie nur ein Diener Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich sind, als dessen Gäste Sie uns Alle ansehen und ehren müssen. Wir werden nicht dulden, daß Sie mit Ungebührlichkeiten gegen unseren Monarchen weiter vorgehen, und verlangen schon jetzt Genugthuung für Ihr ganz ungerechtfertigtes Auftreten. Zu mir, Ihr edlen Söhne Italiens! — schützt Euren Monarchen vor den Uebergriffen eines Uebermüthigen!"

Dies war ein Augenblick, wo der König sehen konnte, welche Treue und Ergebenheit für seine Person, in den Herzen seiner Edlen wohnten, denn ohne sich um den Ausgang ihres gefährlichen Unternehmens zu kümmern, stürzten sie nach dem oberen Ende der Tafel, und schaarten sich um den Monarchen.

Was uns einige Minuten Zeit gekostet hat, zu erzählen, trug sich in Wirklichkeit, mit Blitzesschnelle zu, denn kaum hatte der Herzog in seiner unbegrenzten Wuth eine drohende Stellung angenommen, als sich auch schon der alte General Pimodan zwischen ihn und den König geworfen hatte, indem er die Officiere der französischen Besatzung Chambery's zurückdrängte, die ebenfalls nach dem Platze des Herzogs geeilt waren.

Der Herzog von Morny blieb noch immer in seiner herausfordernden Stellung, augenscheinlich nicht wissend, was er in diesem

Augenblicke thun solle, als plötzlich der Marquis von Croiseul herbeistürzte und mit erhobener Stimme rief:

„Herr Herzog, bedenken Sie, was Sie thun. — Als vom Kaiser, meinem Herrn, bestellter General-Gouverneur dieser Provinz, werde ich nicht länger dulden, daß die hohe Würde Sr. Majestät, des Gastes unseres erhabenen Gebieters, verletzt wird. Lassen Sie sich erbitten, gnädigster Herr, der Heftigkeit Ihres Gemüthes, so gerechte Ursache es auch zum Zorne haben mag, Schranken zu setzen, denn Ihre Ehre als Mitglied des Kaiserlichen Hauses ist mit im Spiele! — Und Ihr Herren vom Gefolge Sr. Majestät, begeben Sie sich auf Ihre Plätze zurück, ich, Marquis von Croiseul, hafte für die Sicherheit Ihres Monarchen mit meiner Ehre! — Geben Sie keinen Anlaß zu einem Auftritte, der bedenkliche Folgen haben dürfte. Wir werden die Angelegenheit genau untersuchen, und Seiner Majestät zur Entscheidung Bericht erstatten."

„Der Herr Marquis hat Recht," sagte der König, dessen Kaltblütigkeit ihn in diesem gefährlichen Augenblicke, der in der neueren Geschichte kaum seines Gleichen hat, nicht verließ. „Prinz Carignan, und Du, mein Sohn Humbert, auch Sie, General Pimodan, tretet zurück, und vermehrt nicht durch Eure Unbesonnenheit ein Mißverständniß, daß ich vom Herzen beklage. Der Herzog ist über den Tod seines Freundes, des Fürsten von Piombino und über die harten Unbilden, die seine erhabene Braut, die liebliche Fürstin von Este im Schlosse erdulden mußte, erzürnt. Alte, und unglücklicherweise auch neue Veranlassungen zu Mißverständnissen machen, daß man mich in Verdacht hat, einem Verbrechen Vorschub geleistet zu haben, wovon mein Herz sich frei weiß. — Gebt Eure Degen ab, Ihr Herren, ich befehle es Euch, und Euer Eid gebietet Euch, zu gehorchen!"

Der Herzog stand mit auf den Boden gehefteten Augen eine Zeit lang schweigend da, endlich sagte er im harten Tone:

„Sie haben Recht, Marquis, als Mitglied des Kaiserlichen Hauses unseres erhabenen Herrschers ist meine Ehre dabei im Spiele! Wir wollen das Gastrecht ehren, und so handeln, daß ganz Europa die Gerechtigkeit unseres Verfahrens anerkennen soll. Ihr Herren aus Italien, Ihr müßt Eure Waffen dem Herrn Gouverneur aushändigen, bis der Kaiser, als dessen Stellvertreter ich hier bin, über die Sache entschieden hat. Ihr Monarch hat einen frechen Hoch-

verräther, der sich ungebührlich den Namen unseres Souverains anmaßt, in seine Leibgarde aufgenommen, und ihn zum Begleiter zweier fürstlichen Damen bestellt, die ihre Ehre, wenn nicht mehr, in den Händen des Wegelagerers Morani einbüßen sollten, obgleich der Kaiser, wie er wußte, als Vormund der Fürstin von Este, sie aus seinem ungerechtfertigten Schutze zurückverlangte. Die schauerliche That auf dem Schlosse von Piombino ist die Ursache seines Handelns. Ihr Monarch hat kein Recht mehr, die Ausübung der Gastfreundschaft unsererseits zu beanspruchen, jedoch will ich in Betracht seines hohen Ranges, und ohne Ihre Gefühle der Ehre zu verletzen, seinen Degen nicht verlangen!"

„Niemand von uns wird seinen Degen abgeben!" rief der Prinz von Carignan erhitzt.

„Geben Sie Ihre Degen ab, meine Herren — ich befehle es Ihnen!" sagte der König im ruhigen Tone, „die Officiere Frankreichs, welche diese Pfänder der Ehre in Empfang nehmen, werden besser im Stande sein, als Sie, mich und Sie selbst vor Uebergriffe zu beschützen, obgleich dieser Fall wohl zu dem Unerhörtesten gerechnet werden muß, was Europa in diesem Jahrhunderte erlebt hat."

Der König zeigte in diesem Augenblicke die schnelle Entschließung und die richtige Beurtheilungskraft, welche allein diesen gefährlichen Auftritt beenden konnten. Zu gleicher Zeit mußten die französischen Cavaliere eingestehen, daß sein Benehmen durch diesen Befehl durchaus nichts Schwaches oder Feiges verrieth. Er bemühte sich nur, eine Scene nicht zu verlängern, welche durch die erhitzten Gemüther sehr leicht in Thätlichkeiten übergehen konnte, aber er schien die aufbrausende Wuth des Herzogs weder zu steigern, noch sie unschädlich zu machen, noch weniger aber sie zu fürchten, und betrachtete ihn, nach wie vor, mit der ruhigen und unverwandten Aufmerksamkeit, womit ein edles Gemüth die drohenden Geberden eines Wahnsinnigen betrachtet, überzeugt, daß seine Besonnenheit und Würde, als ein unbemerkbarer doch mächtiger Impuls selbst auf die Wuth der Tollheit wirken.

General Pimodan war der Erste, der dem General-Gouverneur von Savoyen seinen Degen überreichte indem er sagte:

„Nehmen Sie ihn hin, Herr Marquis, der Kaiser wird diese unerhörte That nach Gebühr bestrafen, und die Monarchen Europa's werden für die Verletzung der Königlichen Würde meines hohen

Souverains von Frankreich Genugthuung fordern, denn man geht hier nicht nach Recht und Billigkeit mit uns Allen um!"

„Halt, Ihr Herren!" rief plötzlich der Herzog mit gebrochener Stimme, wie Jemand, dem die Leidenschaft das Sprechen erschwert, der aber doch noch Vernunft genug zur Ueberlegung seines Vorhabens besitzt, „behalten Sie Ihre Degen, es reicht hin, daß Sie versprechen, sich derselben nicht zu bedienen, und daß Sie vor der Entschließung des Kaisers dieses Schloß nicht verlassen. Herr Marquis von Croiseul!" wandte er sich mit erhobener Stimme an diesen. „Lassen Sie die Thorwachen verstärken, und ein Bataillon Zuaven in das Schloß rücken! Sie, General Beaumarchais, sorgen dafür, daß Patrouillen halbstündlich in der Nacht die Stadt durchziehen und Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten! Als Stellvertreter des Kaisers ertheile ich diese Befehle und verlange prompte Ausführung!"

Nach diesen Worten warf er einen Blick tödtlicher Feindschaft auf Victor Emanuel und verließ hastigen Schrittes den Saal, gefolgt von einigen Cavalieren seiner persönlichen Umgebung.

„Meine Herren!" sagte der König, indem er mit Würde um sich blickte, „die wilde Gemüthsart des Herzogs hat seine Vernunft verwirrt. Ich hoffe, daß Sie Ihre Pflicht, als Soldaten und Edelleute Frankreichs, zu gut kennen werden, um ihm bei seinem gefährlichen Beginnen gegen Unsere geheiligte Person Vorschub zu leisten."

„Wir sind Unterthanen Frankreichs und treue Diener des Kaisers, und müssen als solche unsere Schuldigkeit blindlings thun," erwiderte der Gouverneur finster. „An unseren Bemühungen soll es nicht fehlen, Frieden und Einigkeit zwischen Ew. Majestät und dem Herzog zu stiften, wenn keine Ursache vorliegt, anders zu handeln."

Der Marquis und einige Officiere begleiteten den König mit seinem Gefolge, ohne jedoch ein Zeichen der Ehrerbietung zu vernachlässigen, in die von ihm bewohnten Gemächer. Dann beurlaubte er sich und gleich darauf konnte man das Geräusch der Schildwachen hören, welche auf ihre Posten marschirten, sowie das Kommando der Officiere und den eiligen Schritt derjenigen, welche entferntere Posten bezogen. Endlich wurde Alles still, und der einzige Laut, den der König vernahm, war das Geflüster seiner Cavaliere im

Vorzimmer, welche sich dort so gut es ging einzurichten suchten, da sie es vorgezogen hatten in der Nähe des Königs zu bleiben.

Während dieser Zeit litt ihr Souverain, in der Einsamkeit seines Zimmers, Qualen der Wuth, der Reue und des Hasses. Er ging im Zimmer mit kurzen und ungleichen Schritten auf und ab, stand oft nachdenklich still, und murmelte abgebrochene Worte vor sich hin.

„Karl der Einfältige starb in diesem Schlosse," sagte er plötzlich laut, „und wie wird die Nachwelt Victor Emanuel II. nennen? — Victor der Thor, Emanuel der Alberne, Victor Emanuel der Bethörte, sind alles Namen, viel zu gelind, diese meine grenzenlose Einfalt zu bezeichnen! — Zu denken, daß dieser heißblütige, schlanke Bastard meines Kaiserlichen Freundes, sich würde die schöne Fürstin abjagen lassen. — Zu träumen, daß das wilde Thier der Apenninen nur einen Augenblick sich auf seiner, von Gewalt und blutdürstiger Rohheit ihm vorgezeichneten Laufbahn aufhalten lassen würde. — Zu glauben, daß ich bei diesem Herzog irgend etwas durch Vernunft und Gründe ausrichten würde, ehe ich nicht wußte, in welchen Händen sich Ben Ellinor mit den Damen befand. — Thor, der ich bin, hierher zu gehen, wo das Verhängniß in räthselhafter Weise die gefährlichen Ankläger zusammengewürfelt hat. Ehe hätte ich geglaubt, das Himmelszelt bräche über unsere Häupter zusammen, als zu vermuthen, daß dieser junge, einfältige Cavalier mit der Fürstin nach Chambery flüchten würde. Aber der Erzbischof soll es entgelten, er ist die alleinige Ursache, daß ich hierher ging. Wenn es mir gelingt, die drohende Gefahr zu beseitigen, dann will ich ihm den Kardinalshut von seinem verrätherischen Kopfe reißen, und sollte ich mit dem ganzen Klerus Italiens anbinden müssen. Der nichtswürdige Verräther, mich zum Spielball seiner Pläne zu machen! Ein offener Bruch mit Frankreich in dieser Stunde könnte mir die Hälfte meines Königreichs kosten, denn Oesterreich wittert mein Bündniß mit Preußen und sucht uns einen gefährlichen Feind auf den Hals zu hetzen, den wir unter allen Umständen auf unserer Seite haben müssen. Wenn ich nur wüßte, wie ich es anstelle, eine geheime Depesche an den Grafen von Bismarck-Schönhausen gelangen zu lassen. Er ist der einzige Mann, der die fatale Angelegenheit wieder in Ordnung bringt, denn sein Wort gilt etwas bei dem Kaiser. Ja, ja, Herr Erzbischof! Der Premier-Minister Preußens wird Deinen verruchten Plan zu nichte machen! — O, wie freue ich mich darauf,

den falschen Prälaten noch einmal zu sehen, um ihn zu beobachten, wie er sich gegen seinen Monarchen benehmen wird, den er in diese Noth gebracht hat. Ich werde mich daran ergötzen, das Gefühl des Todes ihm nahen, die Farbe von seinen Wangen entweichen und das Auge sich trüben sehen, welches lachte, während es log. — Nehmt Euren Purpur in Acht, Herr Erzbischof! Selbst Rom soll Euch nicht schützen können!

So verfloß die Nacht im Schlosse zu Chambery. — Als der erste Dämmerungsstrahl in das alte gothische Gemach drang, ließ der König den Grafen Cantelli vor sich rufen, der den Monarchen in seinem Schlafrocke sitzend fand und über die Veränderung erstaunte, welche eine Nacht voll Todesangst in seinem Blicke hervorgebracht hatte. Er war schon im Begriff, einige Besorgniß zu äußern, aber der König unterbrach ihn, indem er ihm eine Depesche an den Grafen von Bismarck behändigte und ihm die verschiedenen Wege und Mittel auseinandersetzte, wie er diese von Turin aus, weiter befördern könnte, sobald es ihm gelingen sollte, aus dem Schlosse zu entkommen. — Nie überraschte diesen Cavalier so sehr die Klarheit der Einsicht des Königs und seine genaue Bekanntschaft mit allen Triebfedern, welche die Handlungen der Menschen veranlassen, als bei dieser merkwürdigen Berathung.

Ungefähr zwei Stunden später erhielt der Graf von dem Gouverneur die Erlaubniß, das Schloß verlassen und einige Aufträge des Königs ausrichten zu dürfen. Er kam nicht wieder zurück und vollführte als treuer Diener seines Souverains mit Schlauheit, Vorsicht und Gewandtheit den gefährlichen Auftrag, wozu ihn das Vertrauen des Königs berufen hatte, und Victor Emanuel, der General Pimodan befohlen hatte, hielt mit diesem eine längere Berathung, deren Ausgang ihm mehr Muth und Vertrauen zu geben schien, als er anfangs gezeigt hatte, so daß er sich von Floridan ankleiden ließ, und des Marquis Morgengruß mit einer Ruhe erwiderte, über welche der Gouverneur im Stillen erstaunte. Denn wenn die Nacht, welche der König zubrachte, angstvoll und bewegt war, so war sie für den Herzog noch unruhiger, der nie seine Leidenschaften regeln konnte. Vergeblich bemühten sich seine vertrautesten Cavaliere ihn zu beruhigen. Ihre Gegenwart war niemals nöthiger, als in dieser Nacht, wo des Herzogs Gemüth, zerrissen von Wuth, Leidenschaft, der Begierde nach Rache und dem Gefühle der Ehre, welches ihm verbot, an den

Monarchen persönliche Rache zu üben, einem Vulkan glich, welcher die verschiedenen Stoffe, die der Berg enthält, zu einer Masse gemischt und verschmolzen auswirft. — Er weigerte sich, seine Kleider abzulegen oder Vorbereitungen zum Schlafengehen zu machen, sondern brachte die Nacht in einer heftigen Abwechselung der leidenschaftlichsten Bewegung zu. Nach und nach wurde er ruhiger und fing an, Berathungen mit dem Gouverneur zu halten, um die Maßregeln festzusetzen, welche in dieser seltsamen Sache getroffen werden mußten.

„Gnädigster Herr", sagte der Marquis von Croiseul, „meine Hand ist mehr mit dem Degen vertraut als mit dem verlockenden Gelde und ich bin weit entfernt zu behaupten, daß der König frei von dem Verdachte sei, die Vorgänge in Piombino veranlaßt zu haben. In wie weit er nun die ursprüngliche Ursache dieser Begebenheiten gewesen ist, vermag uns wohl der junge Cavalier seiner Leibwache allein zu sagen, und bitte ich Sie, Herr Herzog, den jungen Mann hören zu wollen."

„Sie haben Recht, Herr Marquis", erwiderte der Herzog nachdenklich, „lassen Sie den Tollkopf, der es wagt, einen Namen zu führen, der für ihn gefährlich werden kann, in den Saal führen und sorgen Sie dafür, daß die Fürstin in der Nähe ist, wir wollen auch diese sprechen, denn es scheint mir, als habe der König mit diesen Personen unserm Souverain irgend eine Verlegenheit bereiten wollen."

Der Gouverneur verbeugte sich und verließ das Gemach.

„Des Königs Sicherheit und was noch mehr ist, Frankreichs Ehre, ruhen auf einem Wurf", sagte der Marquis zu dem General Beaumarchais, „begeben Sie sich zu dem Monarchen, und vertrauen Sie ihm, welcher Sturm herannaht, er wird am Besten wissen, wie er sein Schiff lenken soll. — Ich hoffe, dieser junge Cavalier wird nichts aussagen, was die Sache noch ärger machen kann, denn wer weiß, welchen geheimen Auftrag er gehabt hat."

„So viel mir scheint, ist er über seine Jahre hinaus klug und besonnen", versetzte der General vertraulich, „wenngleich seine Ansichten über sein Geburtsrecht gefährlicher Natur zu sein scheinen. In Allem, was er mir gesagt, schonte er die Person des Königs, als des Fürsten, welchem er dient. Ich glaube wohl, daß er in Gegenwart des Herzogs nicht anders handeln wird."

„Wenn der König bei seiner Affaire sich nur einer anderen Per-

sönlichkeit und nicht gerade des jungen, für Frankreich unliebsamen Mannes bedient hätte", fügte der Gouverneur kopfschüttelnd hinzu, „dann wäre die Sache lange nicht so schlimm, so aber wird sich der Zorn des Kaisers schwer besänftigen lassen, wenn nicht ein besonderer Umstand auf ihn einwirken sollte. — Ich muß mich jetzt entfernen, um die junge Fürstin aus dem Kloster holen zu lassen."

Die Nachricht, daß der Herzog Ben Ellinor und Aurora von Este selbst sprechen wollte, beunruhigte den König sehr. Er war sich sehr wohl bewußt, daß, wenn sie gewisse Umstände enthüllen würden, aus welchen klar hervorging, daß er in die Rechte des Kaisers eingegriffen habe, ein Zerwürfniß mit Frankreich unvermeidlich sei. Der König unterhielt sich lange und mit großer Besorgniß über diesen Gegenstand mit dem General, der ihm sehr zugethan war.

„Es wird auf jeden Fall von Ew. Majestät gefordert werden", sagte Beaumarchais im Laufe des Gesprächs, „daß der Prinz von Carignan, der seine Neigung der jungen Fürstin von Este geschenkt haben soll, Ew. Majestät Einwilligung zu einer Heirath mit dieser erhält, und daß das erlauchte Paar mit einer solchen Apanage ausgestattet wird, wie sie, verbunden mit den Reichthümern der Fürstin, eine schickliche Einrichtung für einen Prinzen von Italien bilden muß, denn, so viel ich weiß, verzichtet der Herzog auf die Hand der jungen Dame."

„Nimmermehr!" rief der König mit Heftigkeit, „Carignan ist der Verlobte meiner Tochter Angola und darf sein Wort nicht brechen! — Der Herzog scheint in seinem Rachegefühl mir einen empfindlichen Stoß versetzen zu wollen, aber so lange ich lebe, werde ich mich dieser abscheulichen Zumuthung widersetzen."

„Ew. Majestät werden sich diese Sache bei ruhigerem Blute überlegen", entgegnete General Beaumarchais eindringlich. „Jeder einsichtsvolle Mann wird, wenn er ein Felsenstück sich ablösen sieht, von dem hoffnungslosen Unternehmen abstehen, seinen Fall zu verhindern."

„Aber ein braver Mann wird wenigstens sein Grab darunter finden", unterbrach ihn der König in ernstem Tone. „Bedenken Sie, General, daß diese Verbindung der Lieblingsplan meines ganzen Lebens ist, daß ich dafür mit allen Kräften gewirkt habe."

„Ew. Majestät wollen sich versichert halten", sagte Beaumarchais mit Wärme, „daß ich den Kummer eines Vaters zu würdigen weiß.

Doch im Vertrauen gesagt", fuhr er leise fort, „Ew. Majestät können ohne Bedenken die Einwilligung zu der Verbindung des Prinzen Carignan mit der Fürstin von Este geben, denn ich kann Ew. Majestät beweisen, daß die Neigung der edlen Dame so sehr für einen Andern spricht, daß jene Verbindung wahrscheinlich nie zu Stande kommen wird."

Der König schüttelte bedenklich den Kopf und seufzte tief auf.

„Ach", sagte er dann schmerzlich lächelnd, „aus welchem Grabe haben Sie diesen Trost für die Todten geschöpft, General?"

„Ew. Majestät dürften in dem gegenwärtigen Falle den halsstarrigen Muth der jungen Fürstin doch wohl nicht hoch genug anschlagen. Sie stammt aus einem sehr zähen und eigenwilligen Geschlecht, und ich habe von dem Gouverneur erfahren, daß sie eine romantische Neigung für einen jungen bildschönen Cavalier von Ew. Majestät Leibgarde gefaßt hat, der in der That ihr auf der Reise wichtige Dienste geleistet hat."

„Was?" rief der König aufathmend. „Ein Cavalier meiner Leibgarde mit Namen Ben Ellinor?"

„Derselbe", antwortete der General geheimnißvoll.

„Nun, so sei der Himmel gepriesen!" sagte der Monarch lächelnd, „wenn die junge Fürstin eine solche Neigung zu dem allerdings hübschen Cavalier gefaßt hat, daß sie noch dem Willen des Kaisers und den Absichten des Herzogs zu trotzen wagt, so ist dieser junge Mann mir von großem Nutzen gewesen."

„Ich glaube Ew. Majestät versichern zu dürfen", fuhr Beaumarchais im bestimmten Tone fort, „daß der Herr Marquis von Croiseul befürchtet, die Fürstin wird nur zu sehr widerspänstig sein. — Ich habe Ew. Majestät mit dem bekannt gemacht, worauf der Herzog am meisten bestehen dürfte, und bitte ich Sie, ruhig nachzugeben, denn des Herzogs Gemüth ist wie ein gewaltiger Gießbach, der nur dann ruhig fortfließt, wenn seine Wellen kein Hinderniß finden, und was noch kommen mag, seine Wuth anzufachen, läßt sich unmöglich voraussetzen, denn die Person des jungen Cavaliers selbst dürfte manche Verwickelungen herbeiführen, da sein Gehirn mit gefährlichen Ideen und seine Brust mit wahnsinnigen Ansprüchen erfüllt sind. Sollten bestimmtere Beweise für Ew. Majestät Verständniß mit ihm vorliegen, verzeihen Sie mir diesen Ausdruck, denn es ist keine Zeit zu Umschweifen, und ein Einverständniß mit Mo=

rani obwalten, dann möchte der Zorn des Kaisers üble Folgen für Ew. Majestät haben. Es sollen seltsame Nachrichten aus Piombino eingetroffen sein, man behauptet, der wilde Wolf der Apenninen habe die Gräfin von Zini geheirathet."

„Das mag schon wahr sein", versetzte der König düster, „die alte Närrin war so heirathslustig, daß sie des Satans Hand angenommen hätte, aber daß dieses Ungethüm die Alte heirathen würde, konnte Niemand vermuthen."

„Ich hoffe, daß keine schriftlichen Beweise vorliegen, welche über die stattgefundenen Ereignisse zu Ungunsten Ew. Majestät sprechen", fügte der General ernst hinzu.

„O nein", sagte der König auffahrend, „meine Hand ist rein, das düstere Verhängniß hat die grausige Katastrophe in Piombino herbeigeführt. Ich hoffe, der Gouverneur der Provinz Toskana, General San Angeli, wird inzwischen seine Schuldigkeit gethan und den wilden Wolf in seine Berge vertrieben haben. Die Aufrührer von Piombino werden der gerechten Strafe nicht entgehen."

„So kann ich denn nur noch empfehlen", versetzte Beaumarchais zufrieden, indem er sich beurlaubte, „daß Ew. Majestät auf Ihrer Hut bleiben, sich von den Umständen bestimmen lassen, und vor allen Dingen es vermeiden, gegen den Stellvertreter des Kaisers irgend eine Sprache zu führen, oder sich eines Grundes zu bedienen, welcher besser zu Ihrer Würde, als zu Ihrer gegenwärtigen Lage paßte."

„Wenn meine Würde als Monarch mir im Wege sein sollte", entgegnete der König schmerzlich lächelnd, „so werde ich an die finsteren Wolken des politischen Himmels und an mein junges Königreich denken, diese heilen mich so aus dem Grunde, wie ein kaltes Bad ein hitziges Fieber dämpfen würde, und das Anschwellen des Herzens unmöglich macht."

Der General nickte zufrieden mit dem Kopfe und empfahl sich. Victor Emanuel II. blickte ihm lange nach, als er das Zimmer verlassen hatte.

„Jetzt an ein edleres Wild", murmelte er endlich vor sich hin. „Ich muß diesem stolzen Herzog mich entgegenstellen, der angeschwommen kommen wird, das Meer vor sich theilend. Ich muß, wie ein erfahrener Matrose, eine Tonne über Bord werfen und ihn zu belustigen suchen. Aber ich werde doch die Gelegenheit abwarten, um dieser

französischen Gönnerschaft eines Tages eine scharfe Harpune in ihre Eingeweide zu schicken!"

An dem gefährlichen und wichtigen Morgen, welcher der Zusammenkunft des Königs mit dem Herzoge im Staatssaale des Kaiserlichen Schlosses von Chambery voranging, leistete Floridan Riccardi seinem Gebieter alle Dienste eines thätigen und gewandten Geschäftsträgers und gewann dem Könige überall Freunde, sowohl durch Geschenke als durch Versprechungen aller Art, so daß, wenn des Herzogs Zorn in Flammen auflodern wollte, Alle umher bemüht sein sollten, den Brand zu ersticken und nicht noch mehr anzuschüren. Er glitt wie die Nacht von Corridor zu Corridor und von Zimmer zu Zimmer, und auf diese Weise brachte er durch Beaumarchais Vermittelung eine Zusammenkunft zwischen General Pimodan und Ben Ellinor zu Stande, der, seitdem er im Schlosse war, in einer Art von Gefangenschaft gehalten wurde. Privatangelegenheiten wurden als die Ursache angegeben, diese Zusammenkunft zu verlangen, allein es ist wahrscheinlich, daß der Marquis von Croiseul, aus Besorgniß, daß der Herzog zu sehr in Leidenschaft gerathen, und dann etwas gegen den Monarchen unternehmen dürfte, das Frankreich gefährliche Folgen bereiten mußte und das der Kaiser nimmer gut heißen konnte, Pimodan gern eine Gelegenheit gab, dem jungen Officier einige Winke zu ertheilen, welche seinem Herrscher nützlich werden konnten.

Die Zusammenkunft zwischen dem alten General Pimodan und Ben Ellinor war herzlich und sogar rührend.

„Ihr seid ein merkwürdiger Charakter", sagte Pimodan freundlich, indem er dem jungen Manne die glänzenden Locken strich, wie ein Großvater es gegen seinen Enkel thun würde, „wahrhaftig, Ihr habt verteufelt viel Glück gehabt!"

„Es hat mir bei Vollziehung der Aufträge des Königs allerdings genug Hinterlist gedroht, Ew. Excellenz", erwiderte Ben Ellinor vorwurfsvoll, „aber ich habe mit Gottes Hülfe das Glück gehabt, ihr zu entgehen; ob nun Se. Majestät der König bei der Sache schuldig oder unschuldig ist, das überlasse ich Gott und seinem eigenen Gewissen. Er speiste mich, als ich hungrig war. Er nahm mich auf, als ich ein heimathloser Fremdling war. Ich will ihn in seinem Ungemach nicht noch mit Beschuldigungen überhäufen, die vielleicht ungerecht sind, da sie nur aus einem Munde kommen, den ich verachten muß.

„Mein lieber junger Freund!“ rief General Pimodan herzlich, indem er ihn mit Wärme in seine Arme schloß. „Ihr denkt wie ein ächter Edelmann, und vergißt nicht das Gute, was Ihr genossen habt! Mein Segen sei mit Euch!“

Pimodan wollte sich beruhigt entfernen.

„Verzeihen Ew. Excellenz noch einen Augenblick“, sagte Ben Ellinor zögernd, „ich meinerseits versichere zwar als Mann von Ehre, daß es mein fester Entschluß ist, über Alles das, was dem Könige in den Augen des Herzogs und seines Souverains schaden könnte, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, aber wir dürfen nicht vergessen, daß es noch Jemand giebt, der von mir die Umstände erfahren hat, die jetzt zum Heile des Königs verborgen bleiben müssen.“

„Nun wenn die Fürstin um das Geheimniß weiß!“ rief der alte General erschrocken, „so sei uns Gott gnädig! — Sie ist ein Weib und versteht nicht zu schweigen.“

„Glauben Sie das nicht, Excellenz“, versetzte Ben Ellinor mit Wärme, „benutzen Sie vielmehr ihren Einfluß auf den Gouverneur, Marquis von Croiseul, mir eine Zusammenkunft mit der Fürstin zu verschaffen. Ich zweifle nicht, daß es mir gelingen wird, sie zu überreden, unser Geheimniß zu bewahren.“

Pimodan sah den jungen Mann erstaunt an, blickte an die Decke, dann auf den Boden des Gemaches, schüttelte den Kopf und sagte endlich unentschlossen:

„In dem Allen liegt etwas, was ich bei meiner Ehre nicht verstehe! Die Fürstin Aurora von Este! — Eine Zusammenkunft mit einer Dame von ihrer Geburt, Abstammung und Reichthum, und Ihr, ein armer Officier von des Königs Leibwache, scheint Eurer Sache bei ihr so gewiß zu sein! Entweder überschätzt Ihr Euren Einfluß, junger Freund, oder Ihr habt es verstanden, Eure Zeit auf der Reise gut zu benutzen. Nun, ich werde mit dem hochmüthigen Marquis sprechen“, fügte er lächelnd hinzu, „aber ich glaube kaum, daß er Euer Ansuchen erfüllen wird.“

Mit diesen Worten verließ General Pimodan kopfschüttelnd das Zimmer. — Etwa eine halbe Stunde darauf kehrte er zurück. Er schien besonders guter Laune zu sein, lachte vergnügt vor sich hin und rieb sich die Hände.

„Wahrhaftig, junger Freund!“ rief er heiter, „Ihr seid nicht blöde, Ihr werdet nie ein schönes Gesicht aus Schüchternheit ver-

lieren! — Der Marquis würgte Euer Ansuchen hinunter, wie einen tüchtigen Schluck Weinessig, und schwor bei allen Heiligen Frankreichs, daß, wenn nicht das gute Einvernehmen des Kaisers mit unserm Monarchen auf dem Spiele stände, Ihr nicht die Fußspitze der schönen Fürstin zu sehen bekommen solltet! — Eine Fürstin! also auf etwas Geringeres habt Ihr es nicht gemünzt? — Nun, ich muß gestehen, ich weiß nicht, ob ich über Euer Anmaßung Euch schelten soll, oder mich freuen!"

Mit einem Gesicht wie mit Scharlach übergossen, beleidigt und in Verwirrung gesetzt durch die unzarten Bemerkungen des alten Generals, folgte Ben Ellinor seinem Befehlshaber zu dem Kloster, in dessen Sprechzimmer sie den Gouverneur bereits anwesend fanden.

„So, mein junger Herr!" sagte der Marquis mürrisch, „wie es scheint, müßt Ihr die schöne Gefährtin Eurer romantischen Irrfahrten noch einmal sehen?"

„Ja, Herr Marquis", erwiderte Ben Ellinor mit Festigkeit, „und was noch mehr sagen will, ich muß sie allein sehen!"

„Das soll nun und nimmermehr geschehen!" rief der Gouverneur auffahrend. „General Pimodan", wandte er sich an diesen, „ich nehme Sie zum Schiedsrichter an. — Die junge Dame, aus dem fürstlichen Geschlechte der Este, die reichste Erbin Savoyen's, meine schöne Anverwandte, hat gegen mich eingestanden, daß sie diesen jungen . . ., was wollte ich doch gleich sagen?" unterbrach er sich ärgerlich, „kurz, ich wollte sagen, daß sie eine Thörin und dieser junge Officier ein anmaßender Patron ist. Ich werde niemals zugeben, daß sie sich allein sehen!"

„Dann werde ich in Ihrer Gegenwart, Herr Marquis, nicht ein einziges Wort mit der Fürstin reden", entgegnete Ben Ellinor heiter. „Sie haben mir in Ihrer Aufregung etwas gesagt, was ich, bei aller meiner Anmaßung, kaum zu hoffen wagte!"

„Ja, Herr Gouverneur, das ist sehr wahr", sagte General Pimodan lachend, „Sie haben sich etwas unvorsichtig über einen gewissen Punkt ausgelassen, und da Sie mich zum Schiedsrichter bestellt haben, so rathe ich Ihnen, das junge Blut mit ihren Zungen thun zu lassen, was sie wollen. Jenes starke Sprachgitter läßt ja kaum etwas Mehreres zu. Der Frieden Europa's, welcher jetzt an einem Haar hängt, ist doch mehr werth, als was sich zwei junge, unbesonnene Leute einige Minuten lang ins Ohr flüstern? — Kommen Sie,

Herr Marquis, lassen wir zwei Menschen allein, die viel Unglück verhüten können."

Mit diesen Worten zog er den Gouverneur aus dem Sprechzimmer, der ihm nur mit großem Widerstreben folgte, indem er zornige Blicke auf Ben Ellinor warf.

Einige Augenblicke später trat die junge Fürstin von Este auf der andern Seite des Gitters ein. Kaum hatte sie aber den jungen Officier allein im Sprechzimmer erblickt, als sie plötzlich stehen blieb, und das Auge zu Boden schlug, während eine hohe Röthe ihr liebliches Gesicht überzog.

„Weshalb sollte ich undankbar sein", flüsterte sie kaum hörbar, „weil Andere einen ungerechten Argwohn nähren? — Ich begrüße Sie mit Freuden, mein edler Freund und Beschützer!" fügte sie dann in herzlichem Tone laut hinzu, indem sie näher trat und ihre Hand durch das Gitter streckte.

Ben Ellinor, kaum wissend, was er that, ergriff die zarte Hand der schönen Fürstin, hielt sie fest in der seinigen und bedeckte sie mit heißen Küssen, ohne daß Aurora von Este darüber erzürnt wurde.

„Ben Ellinor", sagte sie nach einer Weile vorwurfsvoll, „wenn wir uns je wiedersehen sollten, so würde ich diese Thorheit nicht gestatten."

Endlich zog sie erröthend ihre Hand zurück und fügte in einem verlegenen Tone hinzu:

„Was haben Sie von mir zu erbitten, Herr Cavalier? denn daß Sie ein Anliegen an mich haben, hat mir mein Vetter, der Marquis von Croiseul, bereits mitgetheilt. Wenn es nur billig, nur von der Art ist, daß ich es, ohne meine Pflicht und ohne meine Ehre zu verletzen, gewähren kann, so dürfen Sie der Gewährung gewiß sein. Doch sprechen Sie kein übereiltes Wort, Ben Ellinor", fügte sie ängstlich hinzu, indem sie furchtsame Blicke umherwarf, „etwas, das, wenn man es hörte, uns Beiden zum Nachtheil gereichen könnte, denn ich glaube, daß man unser Gespräch belauscht."

„Fürchten Sie nichts, gnädigste Fürstin", erwiderte Ben Ellinor schwermüthig, „hier kann ich den Abstand, welchen das Schicksal zwischen uns gebildet, nicht vergessen, oder veranlassen, daß Sie sich dem Tadel Ihres stolzen Verwandten aussetzen, der die innigste Liebe eines armen Officiers verachtlich belächelt, obgleich dieser von nicht weniger edler Geburt ist, als er selbst. Lassen Sie, schöne Fürstin,

diese stille, heilige Liebe wie einen nächtlichen Traum für Alle vorübergehen, außer für ein Herz, in welchem sie, selbst als ein Traum, alle bestehenden Wirklichkeiten verdrängt . . ."

„Still, still, mein lieber Freund!" unterbrach ihn die Fürstin unruhig. „Schweigen Sie über diesen Gegenstand und sagen Sie mir, was Sie von mir verlangen."

„Vergebung für Jemand, der aus selbstsüchtigen Absichten sich als Ihr Feind benommen hat", sagte Ben Ellinor mit weicher Stimme, indem ein Blick seines dunklen Auges das Herz der reizenden Fürstin in Aufruhr versetzte.

„Ich vergebe allen meinen Feinden", erwiderte sie schmerzlich bewegt durch die Erinnerungen, an die überstandenen Gefahren. „Aber ach, mein edler, hochherziger Beschützer", fügte sie mit thränenvoller Stimme hinzu, „durch welche Auftritte hat Ihr Muth und Ihre Geistesgegenwart mich glücklich hindurchgeführt. — O, entsetzlicher Anblick! — Jener blutige Saal! — Der gute Fürst von Piombino!"

„Denken Sie nicht daran, gnädigste Fürstin", sagte Ben Ellinor tröstend, der die erhöhte Farbe ihrer Wangen, zu der tödtlichsten Blässe schwinden sah, „blicken Sie nicht zurück, sondern muthig vorwärts, wie alle Diejenigen thun müssen, die auf einer gefährlichen Bahn wandeln. — Hören Sie mich gnädigst an, edle Fürstin", fuhr Ben Ellinor leise fort, „wir kennen das gefährliche Geheimniß des Königs; es zu verrathen, würde auf jeden Fall ein ernstes Zerwürfniß, wenn nicht einen blutigen Krieg zwischen Frankreich und Italien herbeiführen, und vielleicht einen Weltbrand entzünden, denn die Staaten Deutschlands stehen sich kampfgerüstet gegenüber, und der Augenblick für Italien ist so ernst, daß, wenn der Kaiser von Frankreich gegen meinen Souverain auftritt, die Existenz des Königreichs Italien in Frage gestellt werden könnte, ohne zu sagen, in welche Fährlichkeiten Preußen, sein edler Bundesgenosse, gerathen würde. . ."

„Diese Uebel sollen durch mich nicht entstehen, wenn sie sonst verhindert werden können", unterbrach ihn die Fürstin bestürzt, „und in der That wäre schon die leiseste Bitte von Ihnen hinlänglich, mich alle Gedanken an Rache aufgeben zu lassen, wenn diese Leidenschaft in mir läge. Wie konnte ich eher an das Leid, das mir zugefügt wurde, als an Ihre unschätzbaren Dienste denken? — Aber was soll ich thun? Wenn ich vor den verhaßten Herzog erscheine, so

muß ich entweder ganz schweigen oder die Wahrheit reden. Das Erstere würde als Halsstarrigkeit ausgelegt werden, und Sie verlangen auf der andern Seite doch nicht, daß ich meine Zunge zu einer falschen Aussage erniedrige?"

„Keineswegs", versetzte Ben Ellinor hastig, „beschränken Sie Ihre ganze Aussage, was den König betrifft, auf das, was Sie bestimmt wissen, daß es wahr sei, und wenn Sie erwähnen, was Andere berichtet haben, wie glaublich es auch sein möge, so gedenken Sie dessen nur als Gerücht. Der Herzog, als Stellvertreter des Kaisers, kann einem Monarchen nicht die Gerechtigkeit versagen, welche selbst dem gemeinen Manne zusteht. Man muß ihn so lange für unschuldig halten, bis offenbare und hinlängliche Beweise von seiner Schuld zeugen. Was also Ihnen nicht ganz zuverlässig bekannt ist, gnädigste Fürstin, muß mit andern Beweisen, als durch das, was Sie vom Hörensagen wissen, belegt werden."

„Ich glaube Sie zu verstehen, Ben Ellinor", entgegnete Aurora von Este vertraulich, indem sie einen Blick der innigsten Dankbarkeit auf den jungen Mann warf, der nur an die Sicherheit des Königs dachte, und seine eigene Lage gänzlich vergaß.

In diesem Augenblicke hörte man im Sprechzimmer den Schall einer Glocke.

„Dies ist das Zeichen, das wir scheiden müssen", fuhr die Fürstin ernst fort, „scheiden müssen auf immer. — Vergessen Sie mich, Ben Ellinor", fügte Sie mit Wärme hinzu. „Ich werde Ihrer so lange ich lebe, mit ganzer Seele gedenken."

Die junge Fürstin konnte nicht weiter sprechen, denn ihre Gefühle drohten sie zu übermannen. Sie reichte Ben Ellinor noch einmal zum Abschiede tief erröthend die Hand, die er abermals an seine brennenden Lippen drückte. Doch die Fürstin, welche bestrebt war, ihm ihre Hand sanft zu entziehen, kam dadurch so nahe an das Gitter, daß der schöne Cavalier den Muth faßte, das Lebewohl auf ihre Purpurlippen zu drücken. Die stolze Fürstentochter zürnte nicht, — vielleicht war auch keine Zeit dazu, denn der Marquis von Croiseul und mit ihm General Pimodan, welche durch irgend eine verborgene Oeffnung Augenzeugen, wenn nicht auch Ohrenzeugen, des Vorgegangenen gewesen waren, traten in das geräumige Sprechzimmer, der Eine im heftigsten Zorn, der Andere laut lachend.

„In Ihr Zimmer, Aurora von Este!" rief der Marquis der

Fürstin drohend zu, welche ihren Schleier über ihr Antlitz warf und eilig das Gemach verließ, „das Sie eigentlich mit einer Zelle und Wasser und Brod vertauschen sollten, um die tollen Gedanken auszutreiben. Und was Euch, mein junger, schöner Cavalier anbetrifft", wandte er sich wüthend an Ben Ellinor, „der Ihr so verwegen gewesen seid . . . doch genug von diesem Scandal! — so sage ich Euch, daß es wohl niemals wieder vorkommen wird, daß das Interesse eines Monarchen mit Leuten, wie Ihr seid, in so genauem Zusammenhange steht. Ihr sollt übrigens Eure Kühnheit, Euer Bettlerauge zu einer fürstlichen Dame erhoben zu haben . . ."

„Still, still, Herr Gouverneur!" unterbrach ihn General Pimodan rauh, „und Euch, Ben Ellinor, befehle ich zu schweigen. Es ist hier gar keine so große Ursache, Herr Marquis von Croiseul, so herabwürdigende Reden zu führen! Der junge Mann ist ebenso ehrenhaft als der König selbst, wenn auch nicht mit irdischen Glücksgütern reich gesegnet. Er ist von eben so edler Abkunft als ich, oder Sie, Herr Marquis, sind! Deßhalb mäßigen Sie Ihre Zunge und vergessen Sie nicht, daß er sich jetzt nicht gebührend vertheidigen kann."

„Excellenz!" rief der Gouverneur, noch immer heftig erregt, „die Unverschämtheit der Cavaliere Sr. Majestät Leibwache ist sprichwörtlich geworden, und Sie, der General dieses bevorzugten Corps, sollten ihre übermüthigen Launen mehr zügeln, als sie zu beschönigen suchen."

„Herr Gouverneur", versetzte Pimodan ruhig aber im kalten Tone, „ich bin ergraut im Dienste meines Königs und Vaterlandes und habe es bisher nicht für nöthig befunden, mir weder von Italienern noch Franzosen Raths zu holen, wie ich den Oberbefehl über die Leibgarde Sr. Majestät König Victor Emanuels II. zu führen habe. So lange Gott mir das Leben und die Kraft schenkt, werde ich ihn, wie bisher, unbeirrt um die Meinung der Menschen, fortführen."

„Ganz nach Gefallen, Excellenz", erwiderte der Marquis ruhiger werdend. „Ich habe Ihnen auch nichts zur Unehre sagen wollen. Ihr hoher Rang, sowie ihr reifes Alter, geben Ihnen, abgesehen von Ihrer Heftigkeit, einiges Vorrecht. Aber was diesen thörichten jungen Mann und die kindische Fürstin anbetrifft, so kann

ich das Vorgefallene nicht ganz vergessen, ich werde vielmehr Sorge tragen, daß sie einander nie wiedersehen . . ."

„Setzen Sie Ihre Selizkeit nicht dafür zum Pfande, Herr Marquis", unterbrach ihn Pimodan schelmisch lächelnd. „Berge, sagt man, kommen zusammen, und weßhalb nicht menschliche Wesen, die Leben und Liebe, Beine und Hände haben, um alle Hindernisse zu besiegen? — Jener Kuß, Herr Gouverneur, war sehr zärtlich", fügte er laut lachend hinzu, „mich dünkt, er hat bei Beiden etwas Mehreres zu bedeuten."

„Sie wollen mich abermals meine Ruhe verlieren machen, General Pimodan!" sagte der Marquis, vor Wuth erbleichend. „Doch genug davon", unterbrach er sich hastig, „die Zeit drängt, wir müssen nach dem Schlosse zurück, in einer halben Stunde soll die Zusammenkunft, deren Ausgang Gott allein nur wissen kann, stattfinden. — Ich muß die Fürstin nach dem Schlosse geleiten, Sie übernehmen es wohl, diesen jungen Cavalier zurückzuführen."

„Sehr gern", erwiderte der alte General mit einem liebevollen Blick auf Ben Ellinor, „doch den Ausgang dieser Zusammenkunft will ich Ihnen voraussagen, Herr Gouverneur", fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „wenn Sr. Majestät dem König Gewalt oder Ungebührlichkeiten angethan werden, so soll er, so wenig seiner Getreuen auch hier sind und so sehr er von Feinden umgeben scheint, weder allein noch ungerecht gekränkt werden, und es thut mir leid, daß Sr. Majestät eigene Befehle mich verhindern, Maßregeln zu nehmen, mich auf einen solchen Ausgang vorzubereiten."

„Excellenz!" versetzte der Gouverneur bestürzt, „ein solches Uebel voraussehen zu wollen, ist der sicherste Weg, es zu veranlassen. — Gehorchen Sie den Befehlen Ihres Königlichen Herrn, geben Sie nicht dadurch, daß Sie an einer Geringfügigkeit Anstoß nehmen, Gelegenheit zu Ausschreitungen und Sie werden sehen, daß der Tag ruhiger vergehen wird, als Sie glauben."

„Das walte Gott!" sagte Pimodan und schüttelte mit Rührung die dargereichte Rechte des Marquis.

In etwa einer Stunde befanden sich die betheiligten Personen wieder auf dem Schlosse von Chambery. Bei dem ersten Ton der Glocke, welcher die festgesetzte Stunde zu der seltsamen Zusammenkunft verkündete, trat der Herzog von Morny, von einem Theil seines Gefolges begleitet, in die Gemächer des Königs. — Victor

Emanuel, welcher diesen Besuch schon erwartete, ging dem Herzog einige Schritte entgegen und blieb dann mit einer Würde und einer Hoheit stehen, die seiner Person so sehr eigen sind.

In dem gegenwärtigen wichtigen Falle hatte die Fassung, welche sich in seinem Benehmen aussprach, eine augenscheinliche Wirkung auf den Herzog, dessen kurzer und heftiger Schritt, womit er in das Gemach getreten war, sich sogleich in den umgewandelt, wie es sich für einen Abgesandten schickt, der vor einen regierenden Herrscher tritt. Dem Anschein nach hatte der Herzog bei sich beschlossen, dem König wenigstens anfangs mit der Förmlichkeit zu begegnen, welche seinem hohen Range gebührte; zu gleicher Zeit war aber nicht zu verkennen, daß er dabei der heftigen Ungeduld seines Gemüths nicht wenig Gewalt anthat, und kaum im Stande war, das Gefühl des Unwillens und den Drang nach Rache, welche in seiner Brust tobten, zu mäßigen. Daher kam es, daß, obgleich er sich zwang, im Aeußern und zum Theil auch in der Sprache, eine gewisse Höflichkeit und Ehrerbietung anzunehmen, seine Farbe schnell wechselte, seine Stimme kurz, heiser und gebrochen war, daß seine Glieder zitterten, als ob er den Zwang, den er seinem Benehmen anthat, kaum ertragen könne, und daß er finster vor sich hinblickte und sich öfters in die Lippen biß.

Der König sah diesem Streit der Leidenschaft mit ruhigem und festem Auge zu, denn obgleich er aus den Blicken des Kaiserlichen Abgesandten nichts Gutes wahrnahm, so war er doch entschlossen, als ein umsichtiger und geschickter Lootse, sich weder durch Besorgniß noch durch Furcht außer Fassung bringen, noch das Steuer aus der Hand winden zu lassen, so lange noch eine Aussicht vorhanden sei, das Schiff zu retten.

Als der Herzog mit heiserer und gebrochener Stimme etwas von dem Mangel an Bequemlichkeit erwähnte, antwortete der König lächelnd, daß er sich durchaus nicht beklagen könne, das Schloß zu seinem Aufenthalte gewählt zu haben.

„Ich komme", fuhr der Herzog von Morny nach einer Weile fort, „Ew. Majestät ehrerbietigst zu ersuchen, einem Rathe beizuwohnen, in welchem Dinge von besonderer Wichtigkeit, das Wohl Italiens und Frankreichs betreffend, im Auftrage meines erhabenen Monarchen verhandelt werden sollen. Ew. Majestät wollen die

Gnade haben, sich in meiner Begleitung nach dem Prunksaale dieses Schlosses zu begeben."

„Wenn es Ew. Hoheit so beliebt, sehr gern", antwortete der König verbindlich. „Unser Gefolge ist nur klein", fügte er mit Würde hinzu, indem er auf die Wenigen blickte, die sich anschickten, ihm zu folgen, „aber Sie, Herr Herzog, werden es wohl übernehmen, für Uns das Gepränge herzustellen, wenn ein solches überhaupt nothwendig erachtet werden sollte."

Unter Voraustritt der französischen Cavaliere und gefolgt von den Edlen Italiens, verließen die Fürsten die Gemächer und betraten den Schloßhof, auf dem ein Bataillon Zuaven in Paradekleidern und in Reih und Glied aufgestellt war. Das Musikcorps spielte die Nationalhymne Italiens, als der König salutirend die Reihen hinabging. Nachdem man das Ende des geräumigen Hofes erreicht hatte, beschritt man den neueren Theil des Schlosses, in dem sich der Kaiserliche Prunksaal befand.

Unter einem Baldachin stand ein kostbarer Sessel mit dem Wappen Frankreichs geschmückt, den der König einnahm, wogegen der Herzog sich in einen Sessel niederließ, der einige Stufen niedriger aufgestellt war. Die Anwesenden nahmen von beiden Seiten des Baldachins ihre Plätze ein.

Mit einer leichten Verbeugung gegen den König, eröffnete der Herzog von Morny die Sitzung, indem er der Versammluug die Flucht der Fürstin Aurora von Este und ihrer Tante, der Gräfin Zini, die bei einer fremden Macht Schutz fanden, in erregten Worten schilderte. Er erwähnte der Empörung der Bewohner von Piombino und den Mord des Herrschers dieses kleinen Fürstenthums.

„Man hat dem Kaiser, unserm Gebieter, berichtet", fuhr der Herzog mit erhobener Stimme fort, „daß diese letzten Ereignisse nicht allein in der Laune und in den Thorheiten dieser eigensinnigen Damen und in den Anmaßungen rebellischer Bürger, sondern in der Einwirkung einer geheimen Macht und in der Einmischung Sr. Majestät des Königs von Italien ihren Grund haben. — Diesen Umstand zu untersuchen, bin ich von Sr. Majestät dem Kaiser hierher gesandt worden. Sollten sich nun die Berichte als wahr erweisen, so werde ich solche Maßregeln ergreifen, welche die Quelle, aus welcher alle Uebel sich ergossen haben, für immer verstopft!"

Der Herzog hatte seine Rede mit einiger Ruhe begonnen, erhob

Nur wenige Schritte von der Villa befand sich ein kleines Dorf mit einer Kapelle, dorthin führte der Marquis den Brautzug.

aber seine Stimme am Schlusse in einer Weise, die fast alle Anwesende in Zittern versetzte und eine vorübergehende Blässe auf dem Gesicht des Königs verbreitete. Er gewann indeß seine Fassung gleich wieder und redete seinerseits die Versammlung in einem Tone an, worin so viel Unbefangenheit und Selbstvertrauen lag, daß der Herzog, obgleich er sehr geneigt zu sein schien, ihn zu unterbrechen oder ganz zum Schweigen zu bringen, keine paßliche Gelegenheit dazu finden konnte.

Endlich unterbrach er doch Victor Emanuel, indem er sagte:

„Was jetzt erfolgen wird, mag von dem Ausgange der Vernehmung der betheiligten Personen abhängen. Man bringe die Fürstin von Este hierher!"

Als die junge Dame in den Saal trat, auf der einen Seite von der Marquise von Croiseul, welche von ihrem Gemahl zu dem Ende Auftrag erhalten hatte, und auf der andern von der Aebtissin des Klosters geführt, rief der Herzog in seiner gewöhnlichen rauhen Manier:

„So, schöne Ausreißerin, die Ihr kaum Athem genug finden konntet, mir zu antworten, als wir zuletzt zusammen waren und doch genug dazu gehabt habt, einen so langen Lauf zurückzulegen, als nur je ein gejagter Dammhirsch, was meinen Sie zu den fatalen Sachen, die Sie zwischen zwei mächtigen Herrschern angestiftet haben, welcher Ihrer hübschen Larve wegen mit einander in schwere Zerwürfnisse gerathen können?"

Die junge Fürstin stand bleich und bewegungslos da, wie ein von einem Gewitter in Schrecken gesetztes Mädchen, das auf allen Seiten den Donner rollen hört und bei jedem neuen Schlage den Blitz erwartet, der es zerschmettern soll. Die Marquise von Croiseul, eine Frau, deren Geist ihrer Geburt und der Schönheit, welche sie selbst in ihren Matronenjahren noch erhalten hatte, gleich kam, hielt es für nothwendig, einzugreifen.

„Ew. Hoheit wollen gnädigst berücksichtigen", sagte sie im ernsten Tone, „daß die Fürstin hier unter meinem Schutz steht. Ich weiß besser als Sie, Herr Herzog, wie Frauen behandelt werden müssen, und wir werden diesen Saal sogleich verlassen, wenn Sie nicht einen Ton und ein Benehmen an den Tag legen, welche sich mehr für unsern Rang und für unser Geschlecht schicken."

Der Herzog brach in ein lautes Gelächter aus!

„Herr Marquis!" rief er, „Ihre Geduld hat aus Ihrer Gemahlin eine stolze Dame gemacht, aber das geht mich nichts an. Gebt jenen Damen Stühle", fügte er herrisch hinzu, „und berücksichtigen Sie, meine Herren", wandte er sich an die Anwesenden, „daß ich weit entfernt bin, der Fürstin feindselig gesonnen zu sein, der ich die Ehre zugedacht hatte, meine Gemahlin zu werden. Setzen Sie sich Aurora, und sagen Sie mir, wenn es Ihnen beliebt, welcher böse Feind Sie besessen hat, aus Ihrem Vaterlande zu entfliehen und das Gewerbe eines auf Abenteuer ausgehenden Frauenzimmers zu ergreifen?"

Mit vieler Anstrengung, und nicht ohne einige Unterbrechung, gestand die junge Fürstin, daß sie gegen eine Verbindung mit dem Herzog eine entschiedene Abneigung habe, und sie die Hoffnung gefaßt hatte, am Hofe zu Turin Schutz zu finden.

„Nun dieser Schutz war Ihnen von Seiten Sr. Majestät des Königs von Italien ohne allen Zweifel versichert?"

„Ich hielt mich dessen versichert", erwiderte Aurora von Este tonlos, „denn sonst würde ich einen so entscheidenden Schritt nicht gethan haben. Allein mein Wissen von Sr. Majestät Gesinnungen beruhte gänzlich auf dem, was mir meine Tante, die Frau Gräfin von Zini, gesagt hatte, und ihre Ansicht rührte von den Behauptungen und Eingebungen gewisser Leute her, die sich das Ansehen von Bevollmächtigten Sr. Majestät unberufener Weise gaben."

Es entstand eine Pause, während die Fürstin ihre Erzählung fortsetzte, die sie, obgleich sehr kurz sich fassend, von der Zeit anfing, wo sie mit ihrer Tante den Boden Frankreichs verließ, und bis zur Erstürmung des Schlosses von San Rosello und ihrer endlichen Gefangennahme durch den Gouverneur von Croiseul fortführte. — Alle schwiegen, nachdem sie ihren kurzen und abgebrochenen Bericht vollendet, und der Herzog heftete seine flammenden Augen auf den Boden, wie Jemand, der einen Vorwand sucht, seiner Leidenschaft freien Lauf zu lassen, aber keinen findet, der scheinbar hinreichend ist, ihn in seinen Augen zu rechtfertigen.

„Ich möchte doch Se. Majestät hören, warum Allerhöchstdieselben diese Damen an seinem Hofe aufnahmen, wenn sie nicht auf seine besondere Einladung dahin gekommen sind", fragte der Herzog, indem er den König mit einem unendlich bittern Lächeln anblickte, das dieser mit Festigkeit ertrug.

„Ich kann diese junge Dame wohl fragen, ob ihr Empfang herzlich, oder ob er nicht vielmehr von der Art war, daß Beide es bedauerten, meinen Hof zu ihrem Zufluchtsort gewählt zu haben," entgegnete Victor Emanuel mit Ruhe.

„Er war so wenig herzlich," sagte die Fürstin vorwurfsvoll, „daß er mich zu manchem Bedenken veranlaßte, wie es möglich gewesen sei, daß Ew. Majestät die Einladung, welche uns durch Ihre angeblichen Bevollmächtigten zugekommen war, wirklich hatten ergehen lassen können; denn wenn sie dazu beauftragt waren, so mußte es in der That schwer werden, Ew. Majestät Benehmen mit dem zu vereinigen, was sich von einem Monarchen erwarten läßt."

Die liebliche Fürstin richtete, während sie sprach, ihre Augen auf den König, mit einem Blicke, der wahrscheinlich einen Vorwurf andeuten sollte; allein Victor Emanuel's Brust war gegen alles Geschütz der Art hinlänglich gewaffnet. Der Herzog warf inzwischen einen Blick auf ihn, welcher zu sagen schien, daß, wenn er gleich in einiger Hinsicht zum Schweigen gebracht, er doch weit entfernt sei, sich vollkommen befriedigt zu fühlen. Er wandte sich plötzlich zur Fürstin und sagte in höhnendem Tone:

„Mich dünkt, Fürstin Aurora von Este, Sie haben in Ihren Erlebnissen gewisse Liebesverhältnisse oder gewisse Cavaliere zu erwähnen vergessen, von welchen Ihre Reise auf einige Zeit gestört wurde. Mir ist diese Begebenheit zu Ohren gekommen, und ich glaube, Se. Majestät werden damit einverstanden sein, wenn wir für diese herumziehende Amazone — ehe sie noch mehrere Ritter gegen einander in Harnisch bringt — eine paßliche Heirath zu Stande bringen."

Victor Emanuel gab, obgleich er wußte, welch' ein unangenehmer Vorschlag demnächst folgen würde, dem, was der Herzog sagte, ruhig und lächelnd seine Zustimmung, allein der Muth der Fürstin war durch die Spannung ihrer Lage zu einer nie geahnten Höhe erwacht. Sie erhob sich von ihrem Sessel und sagte in festem Tone:

„Ich erkenne meinen Fehler an, mich ohne Erlaubniß Sr. Majestät aus Frankreich entfernt zu haben, und will mir demuthsvoll die Strafe gefallen lassen, die mein Kaiser und Herr mir aufzuerlegen geruhen wird. Ich stelle all' meine Besitzthümer zu seiner alleinigen Verfügung, und bitte nur, mir einen solchen mäßigen Unter=

halt zufließen zu lassen, welcher mir für den übrigen Theil meines Lebens die Aufnahme in ein Kloster sichert, denn ich weise jede Verbindung zurück."

„Was denken Ew. Majestät von der jungen Fürstin Anliegen?" fragte der Herzog forschend.

„Ich halte es für ein heiliges und demüthiges Verlangen, welches offenbar aus der göttlichen Gnade fließt, der man nicht widerstehen oder sich widersetzen soll", antwortete der König.

„Wer sich erniedrigt, der soll erhöhet werden, lehrt die heilige Schrift!" rief der Herzog offenbar in übler Laune. „Der Kaiser, unser erhabener Gebieter, will weder Ihre Besitzthümer, schöne Fürstin, in Beschlag nehmen, noch Ihre Ehre schmälern, sondern im Gegentheil, beide bedeutend vergrößern und erhöhen . . ."

„Gerade diese wohlgemeinte Güte ist es, welche ich mehr fürchte, als das Mißfallen Sr. Kaiserlichen Majestät," unterbrach ihn Aurora von Este wehmüthig.

„Heilige Mutter Gottes!" rief der Herzog wüthend, „soll denn bei jedem Anlaß der Wille Ihres erhabenen Vormundes für Nichts gelten? — Entfernen Sie sich, Fürstin! — Wir werden die Sache so einrichten, daß Sie gehorchen oder sehr schlecht fahren werden!"

Die Marquise von Croiseul warf einen verächtlichen Blick auf den vor Wuth zitternden Herzog und führte in Gemeinschaft der Aebtissin die junge Fürstin, welche wie ein schwaches Rohr hin- und herschwankte, hinaus.

Ben Ellinor wurde jetzt beordert, zu erscheinen. Er trat vor den König und den Herzog, mit der, von schüchterner Zurückhaltung und zudringlicher Dreistigkeit gleich weit entfernten Unbefangenheit, welche einem jungen Manne von guter Erziehung wohl ansteht, der Ehre giebt, wem Ehre gebührt, ohne sich durch die Gegenwart derer, denen sie erwiesen werden muß, blenden oder in Verwirrung bringen zu lassen. General Pimodan hatte ihm die Mittel verschafft, in der kleidsamen Tracht eines Officiers der Königlichen Leibwache zu erscheinen, und seine Gesichtsfarbe, seine Miene und sein Aeußeres überhaupt, paßten zu dem glänzenden Anzuge ganz vortrefflich. Auch seine Jugend erwarb ihm unter den französischen Edlen insgeheim viele Freunde, da Niemand glaubte, daß der scharfsinnige König einen so jungen Mann gewählt haben würde, der Vertraute geheimer politischer Händel zu werden, und zog der König in

diesem, wie in andern Fällen bedeutenden Vortheil aus der seltsamen Wahl seiner Bevollmächtigten und Vertrauten.

Auf den Befehl des Herzogs von Morny, welcher von Victor Emanuel gutgeheißen wurde, begann Ben Ellinor die Erzählung seiner Reise mit den Damen aus dem fürstlichen Hause von Este, indem er ausdrücklich bemerkte, daß er die Damen auf den Befehl des Königs an den päpstlichen Hof führen sollte.

„Ihr übergeht einen Umstand," sagte der Herzog am Schlusse seiner Mittheilungen. „Ihr wurdet auf der Reise von zwei Cavalieren angefallen."

„Es ziemt mir nicht, mich dieser Begebenheit zu erinnern, oder sie namhaft zu machen," erwiderte Ben Ellinor bescheiden erröthend.

„Aber es ziemt mir nicht, sie zu vergessen," sagte der Prinz von Carignan plötzlich mit lauter Stimme, „dieser junge Officier entledigte sich mannhaft seines Auftrages, und vertheidigte das ihm Anvertraute auf eine Art, deren ich lange gedenken werde!"

Der Herzog warf einen finstern Blick auf den Prinzen, und verlangte dann, daß Ben Ellinor ihm die vom Könige erhaltenen schriftlichen Verhaltungsbefehle vorzeigen sollte, was dieser that.

„Befolgtet Ihr diese Befehle buchstäblich?" fragte der Herzog nach einer kleinen Weile im scharfen Tone.

„Nein, Ew. Hoheit!" versetzte Ben Ellinor freimüthig. „Gewisse Umstände machten es nothwendig, daß ich für die Damen Schutz bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Piombino suchte und auch fand."

„Und worin bestanden diese Umstände?"

„Darin, daß ich die Treue eines Führers in Zweifel zu ziehen anfing."

Der Herzog verlangte zu wissen, wer sein Führer gewesen, von wem er ihm zugewiesen, und warum er ihm verdächtig geworden sei.

Ben Ellinor beantwortete jede Frage wahrheitsgemäß, vermied es aber, seine eigene Ansicht von der Sache laut werden zu lassen. —

Der König, der bisher mit gespannter Aufmerksamkeit dem Verhöre zugehört hatte, konnte nicht umhin, tiefer Athem zu holen, als er Ben Ellinor's Antwort vernahm, wie Jemand, dessen Brust auf einmal von einer schweren Last befreit wird. Der Herzog von

Morny blickte abermals verstört und finster auf Victor Emanuel und sagte dann mit einem höhnischen Lächeln:

„Ihr seid ein treuer Diener Eueres Gebieters, Herr Officier! — Aber ich möchte doch behaupten, daß Ihr, indem Ihr des Königs Befehlen gehorchtet, seine Erwartungen so getäuscht habt, daß Ihr dies würdet haben schmerzlich büßen müssen. Nachfolgende Ereignisse haben indessen Euere blinde Treue als gute Dienste erscheinen lassen." —

„Ich verstehe Ew. Hoheit nicht," versetzte Ben Ellinor mit der Miene eines einfältigen Menschen. „Die Befehle Sr. Majestät waren nur ehrenvoller Art, und ich vollzog sie als ein Ehrenmann, wären sie anderer Art gewesen, so würden sie Jemandem meines Namens und meiner Abstammung nicht geziemt haben," fügte er im festen Tone hinzu.

Ein Gemurmel des Beifalls ließ sich unter den Anwesenden hören, das sehr angenehm in Victor Emanuel's Ohr tönte, während es dem Herzog nicht wenig mißfiel. Er warf einen zornigen Blick umher, und die Stimmung, welche die Edlen Frankreichs verriethen, würde ihn vielleicht nicht verhindert haben, seinem heftigen und despotischen Gemüth gegen Ben Ellinor freien Lauf zu lassen, wäre ihm nicht in diesem Augenblicke durch einen dienstthuenden Officier eine Depesche seines Monarchen behändigt worden, die ihm ein rücksichtsvolleres Benehmen gegen den König und gegen Ben Ellinor anbefahl. Im Betreff der Person der Fürstin war ihm dagegen die Anwendung der äußersten Strenge anbefohlen. — Sein erregtes Gemüth wurde durch diese Depesche, deren Ursprung der Leser wohl errathen wird, noch mehr gegen Victor Emanuel eingenommen. Er sann auf Rache und sein intriguanter Sinn fand auch bald den Stachel, der den König tief verwunden sollte.

„Und wie ist denn Euer Name und von woher schreibt Ihr Eure Abstammung junger Held?" fragte der Herzog Ben Ellinor plötzlich, indem er von der Depesche mit einem seltsamen Blicke aufsah.

„Ben Ellinor Napoleon Bonaparte nenne ich mich," antwortete der junge Officier mit einer Ruhe und Festigkeit, die eine lautlose Stille im Saale hervorbrachte. „Ich bin der Enkel des großen Emirs Abd-El-Kader!"

Der Herzog von Morny ließ während der Zeit, in welcher Ben

Ellinor sprach nur „Ha!" oder einen ähnlichen Ausruf vernehmen, ohne irgend eine weitere Bemerkung zu machen, aber der Ton dieser Ausrufung war der, wie man ihn von Jemandem hört, der, wenngleich ergrimmt, doch zuvörderst Alles hören will, was gesagt wird, um sich nicht durch seine Erwiderung eine Blöße zu geben. Zum großen Erstaunen der französischen Cavaliere enthielt er sich auch seiner gewöhnlichen heftigen Geberden. Er hatte sich nur von seinem Platze erhoben, und stand, den Nagel seines Daumes an seine Zähne haltend, eine Lieblingsmanier, wenn er Acht gab, und die Augen auf die Depesche geheftet, bewegungslos da, als ob er die Leidenschaft, welche aus ihm spräche, nicht verrathen wollte.

„Ihr könnt Euch jetzt entfernen, Herr Cavalier!" stieß endlich der Herzog mühsam heraus, und wandte sich dann in hastigen Worten an Victor Emanuel. „Mein erhabener Kaiserlicher Bruder und Herr verlangt, daß Ew. Majestät darin willigen, daß sich der Prinz von Carignan mit der Fürstin Aurora von Este vermähle, da dieser die schöne Unheilstifterin leidenschaftlich liebt!"

„Herr Herzog," sagte der König in ruhigem Tone, „Se. Majestät der Kaiser spannen meine Nachgiebigkeit auf das Aeußerste. Der Prinz ist der Verlobte meiner Tochter Angola."

„Wenn Ew. Majestät das Wiedergutmachen am Herzen liegt, so muß Allerhöchstdero Königlicher Wille jetzt nothwendig über die Hand einer französischen Mündel verfügen. Ew. Majestät muß sie in Ihre eigene Familie aufnehmen, da Allerhöchstdieselben doch einmal damit zu schaffen gehabt haben — sonst ist unsere Berathung zu Ende."

„Wenn ich sagte, daß ich des Kaisers Ansinnen freiwillig erfülle," erwiderte der König leidenschaftslos, „so würde mir es Niemand glauben. Se. Majestät der Kaiser, mein erhabener Freund und Bruder, kann sich deswegen von der Aufrichtigkeit meines Wunsches, ihm gefällig zu sein, überzeugen, wenn ich Ew. Hoheit, und zwar mit Widerstreben erkläre, daß, wenn beide Theile einig sind, und eine Dispensation vom Papste erlangt werden kann, meine eigenen Wünsche dieser Heirath nicht weiter im Wege sein sollen."

„Dies werden wir sehr bald ergründen können," sagte der Herzog in spöttischem Tone, wobei sich auf seinem Gesicht der Triumph eines Teufels malte. „Und im Namen meines Kaisers und Herrn

erkläre ich alle Zerwürfnisse für beseitigt und gelobe ewige Freundschaft und Frieden zwischen Italien und Frankreich."

„Gelobt sei Gott!" rief Victor Emanuel, „der die Herzen der Fürsten in seiner Hand hält, sie zu Frieden und Milde lenkt, und das Vergießen des Menschenblutes abwendet!"

Der Herzog hatte inzwischen befohlen, die junge Fürstin wieder in den Saal zu führen. Sie erschien, und mit ihr die bereits erwähnten beiden Damen, und hörte aus dem Munde des Herzogs von Morny, ohne daß der König, der schweigend und in trübsinnigem Bewußtsein geschmälerter Bedeutsamkeit da saß, etwas eingewandt hätte, daß die Vereinigung ihrer Hand mit der des Prinzen von Carignan von der Weisheit beider Fürsten beschlossen sei, um das unauflösliche Band zu besiegeln, welches in der Folge zwischen Frankreich und Italien bestehen solle.

Der Prinz von Carignan hatte alle Mühe, die Freude zu verbergen, welche er bei dieser Eröffnung empfand, und deren Ausbruch in des Königs Gegenwart das Zartgefühl als unschicklich erscheinen ließ. Es bedurfte seiner angeborenen ehrerbietigen Scheu vor diesem Monarchen, um es ihm möglich zu machen, seinem Entzücken Schranken zu setzen und dem Herzog zu antworten, als er von ihm gefragt wurde:

„Daß seine Pflicht ihm gebiete, seine Wahl dem Willen seines Königs anheimzustellen."

„Mein guter Vetter Carignan", erwiderte Victor Emanuel mit finsterem Ernste, „da ich bei einer unangenehmen Gelegenheit reden muß, so brauche ich Euch wohl nicht daran zu erinnern, daß das Bewußtsein Eurer Verdienste mich dazu bewogen hatte, Euch in meiner eigenen Familie zu vermählen. Da indeß Se. Majestät der Kaiser der Meinung ist, daß eine anderweitige Verfügung über Euere Hand das sicherste Unterpfand der Freundschaft der Kabinette von Paris und Turin sei, so will ich den Wünschen meines Kaiserlichen Freundes gern Rechnung tragen, und ihm meine eigenen Hoffnungen und Wünsche aufopfern."

Der Prinz eilte zu dem Monarchen, beugte sein Knie und küßte, zum ersten Male aus aufrichtiger Zuneigung, die Hand des Königs, welche dieser mit abgewandtem Gesicht ihm hinhielt.

Der Herzog triumphirte in seinem Innern, und kündigte der Fürstin von Este geradezu die beschlossene Vermählung als etwas an,

das weder Aufschub noch Zögerung zulasse, wobei er hinzufügte, das dies eine nur zu günstige Folge ihrer früheren Halsstarrigkeit sei.

„Se. Majestät der Kaiser kann nicht über meine Hand verfügen", sagte die junge Fürstin mit seltsamer Entschiedenheit, indem sie ihren ganzen Muth zusammennahm, „denn er gab mir nicht diese arme verfolgte Gestalt und noch weniger den Geist, welcher mich beseelt — und diese beiden bin ich entschlossen, dem Himmel in dem Kloster unter der Oberaufsicht dieser ehrwürdigen Mutter Aebtissin zu weihen."

Die Wuth und das Erstaunen des Herzogs zu beschreiben, würde schwer sein, wenn wir sie nicht mit dem Erstaunen eines Falken vergleichen könnten, den eine Taube trotzig mit den Flügeln schlagen will.

„Wird die ehrwürdige Mutter Aebtissin Sie ohne Entgelt aufnehmen?" fragte er verächtlich, „denn der Kaiser entzieht Ihnen, Aurora von Este, Ihre sämmtlichen Lehnsgüter, wenn Sie bei Ihrer Halsstarrigkeit verharren!" fügte er drohend hinzu.

„Wenn sie ihrem Kloster für jetzt diesen Schaden anthun will", erwiderte die Fürstin sanft lächelnd, „so hoffe ich, werden die edlen Freunde meines Hauses wohl so viel Barmherzigkeit haben, einen Unterhalt für die arme Waise von Este auszusetzen."

„Es ist ein anderer Grund vorhanden, daß die Thörin Ew. Hoheit Hand ausschlägt", brüllte der Herzog, vor Wuth außer sich, „ein schändlicher Vorwand, irgend eine geheime und unwürdige Leidenschaft zu verbergen. — Aber sie soll die Ihrige werden, Hoheit, und wenn ich sie mit meinen eigenen Händen zum Altar schleppen soll!"

„Ew. Hoheit Heftigkeit reißt Sie zu einer durchaus unwürdigen Sprache hin", sagte die Marquise von Croiseul im ernsten Tone. „Die Hand einer Dame von Geburt kann nicht so mit Gewalt vergeben werden."

„Und es ist der Pflicht eines christlichen Fürsten zuwider", fügte die Aebtissin hinzu, „sich den Wünschen einer frommen Seele zu widersetzen, welche, von den Sorgen und Verfolgungen dieser Welt gebeugt, eine Braut des Himmels werden will."

„Noch kann mein Vetter Carignan mit Ehren einen Vorschlag annehmen, gegen welchen die Dame so öffentlich ihre Einwendungen

geltend gemacht hat!“ rief der Thronfolger Italiens mit erhobener Stimme.

„Wenn mir“, versetzte Prinz Carignan, auf dessen empfänglichen Sinn Aurora's wundervolle Schönheit einen tiefen Eindruck gemacht gemacht hatte, „einige Zeit gegönnt würde, um meine Ergebenheit der Fürstin in einem vortheilhafteren Lichte darzustellen . . .“

„Hoheit!“ sagte Aurora von Este mit Entschiedenheit, „das würde Ihnen nicht helfen; — ich bin fest entschlossen, diese Verbindung abzulehnen, wie weit sie auch über mein Verdienst geht.“

„Auch ich habe keine Zeit!“ rief der Herzog wüthend, „darauf zu warten, bis alle diese Launen sich mit der nächsten Mondveränderung ebenfalls geändert haben werden. Ew. Hoheit sollen noch in dieser Stunde erfahren, daß Gehorsam hier zur Nothwendigkeit wird.“

„Aber nicht zu meinen Gunsten,“ erwiderte der Prinz, der wohl fühlte, daß er nicht mit Ehren den Eigensinn des Herzogs zu seinem Vortheil benutzen könne, „einmal offen und bestimmt ausgeschlagen worden zu sein, ist hinreichend für einen Edelmann. Er kann seine Bewerbung nicht weiter fortsetzen.“

Der Herzog warf einen wüthenden Blick auf Carignan und einen zweiten auf Victor Emanuel, und da er in den Mienen des Letzteren, ungeachtet dieser die äußersten Anstrengungen, seine Gefühle zu unterdrücken, machte, einen geheimen Triumph zu lesen glaubte, so loderte seine Wuth zur verzehrenden Flamme auf.

„Schreiben Sie!“ brüllte er dem Secretair zu, der das Protocoll des Verhörs und der Verhandlung bisher geführt hatte, „meinen Urtheilsspruch nieder. Die Dirne soll in das Zuchthaus, um sich dort denen zuzugesellen, die sie schon durch ihre Unverschämtheit, und durch ihren unsittlichen Lebenswandel zu ihres Gleichen gemacht hat.“

In diesem Augenblicke entstand ein drohendes Gemurmel.

„Herr Herzog!“ sagte der General-Gouverneur von Croiseul im festen Tone, indem er im Namen der französischen Cavaliere das Wort nahm, „diesen Ausspruch wollen Sie noch einmal überlegen. Wir, die Vertreter des Adelstandes dieser Provinz, können und werden es nicht dulden, daß der ganze Adel Frankreichs einen solchen Schimpf erleide! — Wenn die Fürstin etwas begangen hat, so mag sie bestraft werden — aber auf eine Weise, welche ihrem hohen Range und dem meinigen, der ich mit ihrem Hause

durch die Bande des Bluts und der Freundschaft verbunden bin, ansteht!"

Der Herzog von Morny hielt einen Augenblick inne und sah dem Marquis starr in's Gesicht, wie ein Stier, der, wenn der Hirt ihn von dem Wege abtreibt, den er einschlagen will, bei sich überlegt, ob er gehorchen, oder auf seinen Treiber losstürzen und ihn vernichten soll. — Die Klugheit siegte indeß am Ende über die grenzenlose Wuth; der Herzog erkannte, daß eine gefährliche Stimmung unter den beim Kaiser hochangesehenen Officieren herrschte, und daß der Kaiser nichts mehr haßte, als Zwiespalt in der Armee, er fürchtete zuletzt selbst, den Willen seines Souverains bei Weitem überschritten zu haben, und sich dadurch seine Ungnade zuziehen zu können.

„Sie haben Recht, Marquis!" stieß er endlich mühsam heraus, „ich war zu hastig. — Das Schicksal der Fürstin soll weniger schmachvoll ausfallen. Der Kaiser, unser erhabener Monarch, hat den Ausspruch in meine Hände gelegt, da ich der am tiefsten beleidigte Theil bin. Ich will nun Ihr Schicksal nach den Vorschriften des alten Ritterthums entscheiden. Ihre Flucht nach San Rosello hat Morani das Zeichen zum Morde des Fürsten Ludwig von Piombino gegeben. — Wer diese That am wirksamsten rächt, und mir den Kopf des wilden Wolfes der Apeninnen bringt, dem will ich, im Namen ihres Kaiserlichen Vormundes, ihre Hand geben, und wenn die Fürstin Aurora von Este nicht darin willigt, so soll dem Sieger wenigstens ihr Lehn zufallen, und seiner Großmuth es anheimgestellt bleiben, welche Mittel er ihr gewähren will, sich in ein Kloster zu begeben."

„Nein, nein!" rief die junge Fürstin halbohnmächtig, „bedenken Ew. Hoheit, daß eine Dame nach den jetzigen Begriffen niemals als Preis dem Sieger gesetzt werden darf!"

„Ihre Ahnfrau, Aurora von Este, wurde bei einem Turnier gewonnen," versetzte der Marquis von Croiseul stolz, „um Ihren Besitz soll aber bei einem wirklichen Treffen gekämpft werden. Diese Idee ist neu, liegt aber keineswegs aus den Regeln der Ritterschaft vergangener Jahrhunderte. Nur um des hohen Namens wegen, den Sie tragen, Aurora, muß noch bestimmt werden, daß der glückliche Sieger ein Mann von Ehre, von makelloser Geburt und tadellosem Betragen sei, allein, wenn er das ist, so muß auch der Aermste,

der je den Dorn einer Schnalle durch den Riemen eines Degengurtes gezogen hat, wenigstens das Anerbieten Ihrer schönen Hand empfangen."

„Richtig — richtig! Herr Gouverneur!" rief der Herzog vergnügt, dessen Gemüth anfing, sich nach und nach zu beruhigen, wie ein angeschwollener Strom, der sich wieder in seine natürliche Ufer zurückzieht. „So soll es sein!" Er war über den allgemeinen Beifall erfreut, den sein Urtheilsspruch gefunden hatte.

„Ich hoffe," sagte General Beaumarchais lachend, „die französischen Edelleute sind von diesem seltsamen Kampf nicht ausgeschlossen?"

„Behüte der Himmel, Excellenz!" rief der Herzog immer heiterer werdend.

Während die Fürsten und Cavaliere so über das Schicksal der jungen, schönen Fürstin scherzten, suchten die Marquise und die Aebtissin Aurora zu beruhigen, welche sich mit ihnen aus dem Saale entfernt hatte. Die Erstere versicherte sie, daß die heilige Jungfrau auf jeden Versuch, eine fromme Seele dem Schleier zu entreißen, mit Unwillen herabblicken würde, während die Marqnise ihr den weltlichen Trost zuflüsterte, daß kein wahrer Edelmann, welcher das Wagstück bestände, gegen ihre Neigung den Ausspruch des Herzogs für sich geltend machen, und daß vielleicht der glückliche Bewerber gerade ein solcher sein würde, der vor ihren Augen so viel Gnade fände, daß ihr der Gehorsam leicht gemacht werden dürfte. Aurora von Este dachte unwillkürlich an Ben Ellinor. Liebe hält bekanntlich, wie Verzweiflung, sich an einem Strohhalm fest, und so schwach und so unbestimmt auch die Hoffnung war, welche in diesen Trostgründen lag, so flossen doch ihre Thränen milder, indem sie sich ihnen hingab.

Es vergingen nur noch wenige Tage, so empfing der König schon mit dem Lächeln innerer Zufriedenheit die Nachricht, daß das kleine Fürstenthum Piombino von dem Gouverneur, General San Angeli, vollständig cernirt, und der wilde Wolf der Apenninen in diesem Unheil schaffenden Kessel durchaus eingeschlossen sei. Die Abtheilungen Seiner Majestät Leibwache waren aus Turin in Chambery eingetroffen, und man rüstete sich von allen Seiten zu einer schleunigen Abreise nach Livorno, denn Victor Emanuel, und mit ihm viele Officiere der Armee Frankreichs, wollte in Person den

Vernichtungskampf gegen Morani leiten. Er war wieder ganz heiter, denn das drohende Ungewitter hatte sich gänzlich verzogen und er sah auch die Möglichkeit, seinen Heirathsplan zwischen der Prinzessin Angola und dem Prinzen von Carignan, wenn es die Umstände erlauben sollten, wieder aufzunehmen. Auch die Hoffnung, daß er in späterer Zeit sich reichlich dafür entschädigen würde, daß man ihn von Seiten Frankreichs durch den Herzog von Morny so hart begegnet war, fing an, in seiner Brust Raum zu gewinnen.

„Denn der Zufall," sagte er eines Tages zu Riccardo, „mag wohl eine Partie gewinnen, Geduld und Klugheit machen aber am Ende doch das Spiel."

Mit diesen Gedanken beschäftigt, bestieg der König sein Schlachtroß und ritt an der Spitze seiner Leibwache, umgeben von den Prinzen und Cavalieren seines Hauses und gefolgt von den französischen Officieren aus dem gothischen Thore von Chambery, um sich von Turin aus nach Livorno einzuschiffen. Der Abschied zwischen Victor Emanuel und dem Herzog von Morny war äußerlich sehr herzlich, aber Beide fühlten wohl, daß sie unversöhnliche Feinde für das ganze Leben bleiben würden.

Viele von den vornehmen Frauen in Chambery, zeigten sich in den Fenstern ihrer Wohnung, um den prächtigen Zug des Königs zu sehen. Auch Aurora von Este befand sich am Fenster des Boudoirs der Frau Marquise von Croiseul, um den Kriegern durch ein sanftes aber bezauberndes Lächeln Lebewohl zu sagen. Jeder der Cavaliere war bemüht noch einmal das liebliche Antlitz der wunderholden Fürstin zu sehen, und jeder suchte sein Roß in Feuer zu bringen, und setzte sich fest in den Sattel, in dem Augenblicke, wo er vor der schönen Fürstin und vor der Schaar herrlicher Frauen und Jungfrauen vorüberritt, welche die Cavaliere durch Wehen mit ihren Tüchern und Schleiern begrüßten. Die Leibwache des Königs von Italien gewann durch das Kriegerische und Glänzende ihres Aussehens allgemeinen Beifall, und der verzehrende Blick mancher jungen Dame ruhte lange auf der herrlichen Gestalt Ben Ellinor's, der aber nur Aug' und Ohr für die liebliche Fürstin von Este hatte, die er achtungsvoll, aber mit einem anhaltenden Blicke grüßte.

Ein Gedanke, den Aurora bisher als durchaus unglaublich von sich abgewehrt hatte, trat plötzlich mit doppelter Lebendigkeit vor ihre

Seele, als sie Ben Ellinor scheiden sah — scheiden sah, vielleicht für das ganze Leben. Da es der Klugheit der Frauen selten an Mitteln fehlt, so wußte sie es durch die Marquise von Croiseul so einzurichten, daß, ehe sich der Königliche Zug vollkommen in Bewegung setzte, Ben Ellinor von ihr einen Zettel empfing, worauf nur die Worte standen:

„Wer die Waffen Carignan's und Humbert's nicht fürchtete, der wird sich auch als Held zeigen, wenn es der Vernichtung eines Raubmörders gilt!"

Tausend und aber tausend Mal drückt der junge Officier diese Zeilen an seine Brust und küßte sie, denn sie zeigten ihm den Weg, auf dem Ehre, Liebe und Glückseligkeit ihm ihre Belohnung darboten.

Die Fahrt des Königs mit seinen Begleitern war kurz und fand ohne besondere Ereignisse statt. Man erreichte glücklich den Hafen von Livorno. — General San Angeli hatte schon mehrfache Angriffe auf die Stadt Piombino vorgenommen, welche von den Bewohnern äußerst stark verschanzt war, ohne aber einen glücklichen Erfolg zu erzielen, denn Morani leitete die Vertheidigung mit ungemeiner Umsicht und mit großem Geschick. Er hatte die Thürme, die Verschanzungen und die Wälle des Schlosses San Rosello mit allem Eifer wiederherstellen lassen, und eine bedeutende Zahl Abenteurer und Gesindel aller Art, aus dem Kirchenstaat an sich gezogen. Der König wurde bald selbst gewahr, wie gefährlich es sei, eine ansehnliche Stadt anzugreifen, sobald die Einwohner geneigt sind, sie ernstlich zu vertheidigen, denn er konnte sich nicht dazu entschließen, die rebellische Stadt durch ein Bombardement zur Uebergabe zu zwingen. Was nun aber die tapfern Bewohner von Piombino nicht thaten, erzwang der Hunger, dieser Erzfeind aller belagerten Städte. — Piombino fiel, und die Truppen Victor Emanuel's, an der Spitze die todesmuthigen Cavaliere der Königlichen Leibgarde, drangen in die Vorstädte mit dem Feldgeschrei: Nieder mit Morani!

Als die Truppen aber Schritt für Schritt durch die engen Straßen vorrückten, brach ein ansehnlicher Haufen der Einwohner aus einem Hinterhalt, und richtete ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an. Ein heftiger Straßenkampf entbrannte, welcher die Königlichen Truppen, die von vorn, von der Seite, und im Rücken zugleich angegriffen wurden, zum Rückzuge zwang, der in größter Unordnung

stattfand. Der Abend, welcher hereinzubrechen begann, machte die Verwirrung noch ärger.

Als der König diese Nachricht erhielt, gerieth er vor Wuth außer sich, aber die Sache war vorläufig nicht zu ändern. Die rabenschwarze Nacht, welche hereinbrach, ließ einen nochmaligen Angriff nicht zu. Es fiel ein starker, heftiger Regen, der Boden, auf welchem das Belagerungsheer nothwendiger Weise seine Stellung nehmen mußte, war weich und von mehreren Kanälen durchschnitten. Es ist kaum möglich, sich einen Begriff von der Verwirrung zu machen, welche in dem Heere Victor Emanuel's herrschte, wo die Befehlshaber von ihren Soldaten, diese von ihren Fahnen und Officieren getrennt waren, wo Jedermann, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, Obdach und Unterkommen suchte, wie er es finden konnte, wo die Verwundeten umsonst nach Hilfe riefen, und so Manche es wagten, wieder vorzudringen, um sich durch Plünderung zu bereichern.

Gegen Morgen beeilten sich die Heerführer die Ordnung wieder herzustellen, die Reserven heranzuziehen und eine neue Schlachtordnung zu bilden. Der König benahm sich wie ein ruhiger, besonnener Feldherr, der die Gefahr weder aufsucht, noch scheut, und zeigte so viel Selbstbeherrschung, daß die französischen Cavaliere ihm ihre größte Bewunderung zollten. Er ließ einige leichte Batterien vorgehen und den Kampf eröffnen. Das Ganze wurde bald höchst lebendig. Zur Linken der Truppen Victor Emanuel's war die Vorstadt nach einem hartnäckigen Kampfe in Brand gerathen, und des immer mehr um sich greifenden Feuers ungeachtet, stritt man sich um den Besitz der brennenden Trümmer. Im Centrum unterhielt die Artillerie, wenngleich oft von dem Feinde hart bedrängt, ein so ununterbrochenes und lebhaftes Feuer, daß die Häuser der Stadt, so von den Blitzen der Schüsse erhellt wurden, als ob sie Flammenkronen trügen. Zur Linken wogte der Kampf mit abwechselndem Glücke hin und her, je nachdem frische Verstärkungen von Morani herangezogen wurden. Endlich neigte sich das Kriegsglück auf die Seite der Königlichen Truppen. Die Rebellen ließen in ihren Anstrengungen nach und zogen sich zurück. Auch auf dem rechten Flügel und im Centrum erlahmte nach und nach die Vertheidigung, da die Geschützsalven ihnen zu großen Schaden verursachten.

Mit Freuden gehorchten die Cavaliere Sr. Majestät Leibwache

und die französischen Officiere dem Befehl, die Rebellen in der rechten Flanke anzugreifen. Das zunehmende Tageslicht zeigte General Pimodan, unter dessen Befehl die Prinzen Humbert und Carignan kämpften, daß der Feind unablässig aus der Gegend des Schlosses San Rosello neue Kräfte heranführte, um die Schlacht im Mittelpunkt mit Hartnäckigkeit fortzusetzen, oder um die Streiter mit möglichst geringem Verlust wieder aus dem Gefecht zu ziehen. Der alte, erfahrene General wartete den günstigsten Augenblick ab, und mit einem donnernden: „Hoch, Victor Emanuel!" drangen die kühnen Reiter in die rechte Flanke des Feindes. Die Rebellen geriethen in Verwirrung und wandten sich endlich zur Flucht, die so eilig vor sich ging, daß Freund und Feind zu gleicher Zeit den Mittelpunkt der Stadt erreichten, wo der Kampf auf's Neue, und hitziger als zuvor, entbrannte, denn hier stand der Kern von Morani's Schaaren, unter seinem persönlichen Befehl.

Ben Ellinor machte übermenschliche Anstrengungen, den besonderen Gegenstand seiner Verfolgung zu erreichen, der durch Stimme und Beispiel sich bemühte, den Kampf zu erneuern, wobei er von seinen Leuten tapfer unterstützt wurde. Viele Cavaliere hatten sich Ben Ellinor angeschlossen, worunter sich wohl kein Einziger befand, der nicht gern den Preis des Sieges über Morani davongetragen hätte, aber Alle bewunderten die außerordentliche Tapferkeit, welche der schöne, junge Mann an den Tag legte. Selbst Prinz Carignan gerieth zu öftern in Erstaunen, wenn er an den gefährlichsten Punkten des scharfen Kampfes, Ben Ellinor dicht an seiner Seite, und oft ihm weit voraus, fechten sah. Jugend, verzweifelter Muth, und der feste Entschluß, über Morani zu siegen oder zu sterben, hatten ihn fast in die erste Reihe der Kämpfer geführt.

General Morani wurde hart bedrängt, und mußte alle Kraft anwenden, um die vielen Angreifer abzuwehren. Sein schwerer Degen, vor dem Alles zu weichen schien, und er selbst, waren so mit Blut bedeckt, daß es beinahe unmöglich war, seine Kleidung zu erkennen. Doch Ben Ellinor hatte sich zu gut die Gestalt des Henkers gemerkt, er sprang von seinem Pferde, ließ das edle Thier, ein Geschenk des Königs, frei in das Getümmel laufen, und drang kühn und mit der schlangenartigen Gewandtheit eines Indianers bis in den Knäuel der Feinde vor, um sich mit dem wilden Wolf der Apenninen zu messen. Dieser wandte sich, als ob er die Absicht

des jungen Cavaliers errieth, mit gezücktem Degen gegen ihn, und eben waren sie im Begriff, auf einander loszustürzen, als ein furchtbarer Schrei des Triumphes, des Getümmels und der Verzweiflung verkündigte, daß die Rebellen auch im Rücken angegriffen seien. Morani rief bei diesen Schreckenstönen durch die Macht seiner Stimme die verzweifelten Gefährten seines düstern Schicksals um sich, und suchte den Rückzug aus der Stadt zu bewerkstelligen. Ein starker Haufen krieggeübter Leute, entschlossen, da sie nie Pardon gegeben, bildeten in diesem Augenblick der Verzweiflung eine feste Mauer, deren Linie die ganze Breite des Platzes einnahm, von welchem sie sich langsam zurückzogen, wobei sie den Verfolgern häufig die Spitze boten. Es war daher nicht unwahrscheinlich, daß Morani glücklich nach San Rosello entkommen sein würde, wäre er nicht von Ben Ellinor, der ihn nicht aus dem Auge ließ, so unablässig verfolgt worden. Bei jedem Halt, den die Rebellen machten, entspann sich ein furchtbarer Kampf zwischen ihnen und den Cavalieren, die von einzelnen Truppenkörpern unterstützt wurden, und bei jedem Handgemenge suchte Ben Ellinor Morani beizukommen, allein dieser, dessen gegenwärtiger Zweck der Rückzug war, schien des jungen Mannes Absicht vereiteln zu wollen. Die Verwirrung war inzwischen nach allen Seiten hin allgemein geworden. Das Gekreisch und Geschrei der Weiber und Kinder, das Geheul der erschreckten, jetzt allen Ausbrüchen kriegerischer Zügellosigkeit preisgegebenen Einwohner, tönte furchtbar grell zwischen dem Getöse des Kampfes hindurch, — wie die Stimme des Elends und der Verzweiflung, wenn sie mit der Wuth und Gewalt darum kämpft, welche von ihnen am weitesten und lautesten vernommen werden soll.

Gerade in dem Augenblicke, als Morani die Straße nach San Rosello erreichte, und sich vielleicht schon glücklich pries, der Gefahr bis hieher entgangen zu sein, verrieth ihm plötzlich ein heftiges Gewehrfeuer und der Ruf: „Hoch, König Victor Emanuel!“ daß ihm der Rückzug gänzlich abgeschnitten sei.

„Kinder!“ brüllte er mit der ganzen Macht seiner weithinschallenden Stimme, „brecht durch, wenn Ihr könnt — mit mir ist es vorüber! — Ich bin Manns genug, diese edlen Cavaliere Sr. Majestät Leibwache in den Himmel zu spediren!“

Man gehorchte gern dem Befehle des Führers, dessen Glücksstern im Erbleichen war, und suchte sich mit der ausdauerndsten

Tapferkeit den Rückzug zu erzwingen, nur ein kleiner Haufen der besten Leute Morani's blieben ihrem Führer treu, um mit ihm zu sterben.

„Holla, Ihr Herren aus Turin!" schrie Morani wild, indem er seinen Degen schwang, wer von Euch hat Lust, sich die Zähne an dem wilden Wolf der Apenninen zu wetzen, wer will den ersten Streich nach dem Wolfskopf führen?"

Doch noch war nicht der letzte Laut seiner Worte verklungen, da stand schon Ben Ellinor ihm gegenüber, aber Morani, als ob er den jungen Streiter schon erwartet hätte, sprang mit einem Satze, wie ein Tieger, auf ihn los, um ihm den Hirnschädel mit einem gewaltigen Hieb zu spalten. Aber Ben Ellinor, leicht von Fuß und scharf von Auge, sprang schnell zur Seite, so daß der Streich, der, wenn er sein Haupt traf, gewiß tödtlich gewesen sein würde, sein Ziel verfehlte.

Es kam jetzt zum Handgemenge und Beide griffen sich einander an, wie der Wolf und der Wolfshund, während die Leute Morani's mit den andern Cavalieren hinlänglich zu thun hatten. Obgleich nun die Streiche des verzweifelnden Raubmörders wie Hammerschläge auf den Amboß fielen, so gelang es Ben Ellinor dennoch, durch seine schnellen Bewegungen und durch seine Behändigkeit im Fechten, ihnen zu entgehen, und sich mit seiner leichtern Waffe nicht nur zu vertheidigen, sondern auch Morani wirksam zu belästigen, und zwar geschah dies so oft und mit einem solchen glänzenden Resultate, daß die gewaltige Stärke seines Gegners der Ermüdung zu weichen anfing, während die Stelle, wo er stand, ein Pfuhl von Blut wurde. Seine Kräfte schwanden immer mehr und mehr und ein unbedachter Augenblick gab ihm von Seiten Ben Ellinor's den Todesstoß. Er fiel, und verendete mit einem gräßlichen Fluch auf den Lippen.

Man war inzwischen Herr der ganzen Stadt geworden, der König erließ sogleich Befehle, mit der begonnenen Plünderung der Stadt einzuhalten und die zerstreuten Truppen zur Belagerung von San Rosello zu sammeln. Noch an demselben Tage ergab sich die Besatzung des Schlosses auf Gnade und Ungnade Sr. Majestät dem Könige von Italien. Der Monarch begab sich mit den Prinzen seines Hauses und den angesehnsten Cavalieren in die Kathedrale von Piombino, um einem feierlichen Gottesdienst beizuwohnen. Als-

dann versammelte man sich im großen Saale des Rathhauses, um eine Art von Kriegsrath zu halten, und ein Militairgericht zur Bestrafung der Aufrührer einzusetzen. — Bei dieser Gelegenheit brachte der Prinz von Carignan die große Tapferkeit und den Sieg Ben Ellinor's über Morani zur Kenntnißnahme des Königs. Dieser war sehr erfreut, daß das Schicksal einen so kostbaren Preis Jemandem zugewendet, über den er etwas zu vermögen glaubte.

„Ohne seine Klugheit und Treue wäre ich verloren, und mein Thron vielleicht in Frage gestellt gewesen!" murmelte er vor sich hin.

Auf den Bericht Victor Emanuel's an den Kaiser von Frankreich, über die ganze Affaire, schrieb der Herzog im Auftrage seines Monarchen zurück:

„Fortuna hat sich für den jungen Mann zu deutlich ausgesprochen, als daß ich mit ihrer launischen Herrlichkeit mich noch weiter in Streit einlassen sollte. Die Hand der schönen Fürstin von Este sei sein unbestrittener Lohn für seine Tapferkeit, und da ich ihm einige Entschädigung dafür schuldig bin, daß ich an seiner Wahrhaftigkeit gezweifelt habe, so verleiht ihm in Folge meiner Fürbitte, Se. Majestät der Kaiser in Gnaden die Würde eines Fürsten von Este=Nizza, und überläßt ihm die Grafschaft Nizza zum erblichen Lehn. Es muß aber der Form wegen bei der schönen Dame angefragt werden, wie sie gegen den glücklichen Cavalier gesonnen ist."

„Bei dem heiligen Meßopfer!" rief General Pimodan freudig, als er den Inhalt des Schreibens aus dem Munde seines Monarchen vernahm, „ich habe nur zu vielen Grund, zu glauben, daß Ew. Majestät und der Herr General=Gouverneur von Savoyen, Marquis von Croiseul, die schöne Dame viel gefügiger finden werden, als bei früherer Gelegenheit." —

„Nun, warum sollten wir dem jungen Manne sein Glück nicht gönnen, General," sagte Victor Emanuel zu Pimodan in herzlicher Weise, „denn am Ende sind es ja gesunder Verstand, Festigkeit und Tapferkeit, die ihn in den Besitz von Reichthum, Rang und Schönheit gesetzt haben. Das Schicksal hatte ohnehin Veranlassung genug, ihm manch bitt'res Leid zu vergelten."

Ben Ellinor sah sich mit einem Male am Ziele seiner kühnsten Wünsche. Die liebliche Fürstin Aurora von Este belohnte den „braven Cavalier Sr. Majestät Leibwache" mit ihrer Hand, und König Victor Emanuel II., der durch sein S c h w e i g e n und durch

sein besonnenes Benehmen aus einer gefahrvollen Lage, die auch für Deutschland gefährliche Folgen haben konnte, gerettet worden war, verehrte ihn den höchsten Orden seines Hauses.

Ein mächtiges Geschlecht, eine starke Stütze des Thrones Louis Napoleons III. wird aus dieser Vereinigung hervor gehen. Der geneigte Leser wird noch einmal mit dem Fürsten von Este-Nizza zusammentreffen.

Schluß-Kapitel.

In die herrliche Landschaft von Portici führen wir den Leser, und zwar in jene prächtige Villa, in der wir schon einmal flüchtig ein glückliches Paar beobachteten.*) Diese zufriedenen Menschen sind Victorine Dufrois und Conrad Heiduck. Seit etwa einem Jahre glückliche Ehegatten. Friedliche Stille liegt über der ganzen Gegend, nur aus dem im Hintergrunde aufsteigenden Berge dringt feierlich das Rauschen einer herabstürzenden Quelle.

Es war ein heiterer Sommerabend. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten sich in den hohen Fenstern der Villa — feiner, goldener Dunst lag über der schönen Landschaft ausgebreitet. Conrad Heiduck war auf den Balkon getreten; in die weite Ferne hinausblickend, nahm sein Antlitz einen schmerzlichen, wehmüthigen Ausdruck an, und er verharrte in tiefem Sinnen.

Geraume Zeit stand er so in Träumereien versunken da, als Victorine leise zu ihm herantrat und, zärtlich ihren Arm um seinen Nacken schlingend, mit sanfter Stimme ihn anredete:

„Conrad, warum bist Du schon wieder in solches Nachdenken versunken? — Theile mir mit, was Dich von Zeit zu Zeit so traurig stimmt. Dich drückt ein Geheimniß. Schon oft habe ich Dich gebeten, mir die Angst zu nehmen, die ich für Dich hegen muß, wenn ich düstere Wolken sehe, welche Dein Gemüth umlagern und die mir vielleicht Dein Herz entfremden."

---

*) Seite 1272.

„Nein, meine süße Victorine, Du irrst Dich," erwiderte beruhigend Conrad, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr, als wollte er die Falten glätten, welche die aufgetauchten Erinnerungen zusammengezogen hatten.

„O, ich errathe wohl, was so trübe dann und wann aus Deinem Innern emporsteigt," sagte Victorine vorwurfsvoll." Du sowohl als der Vater, beobachteten über einen gewissen Punkt ein geheimnißvolles Schweigen, das mich selbst bedrückt. — Du verheimlichst mir etwas, Conrad, soll ich Dir sagen, was es ist?" —

Conrad lächelte schmerzlich vor sich hin und schwieg.

„Du scheuest Dich, mir zu sagen, was an jenem Abende vorfiel, an dem ich — Oldar zum letzten Male sah," fuhr Victorine im sanften Tone fort. „Nicht wahr, Conrad, so ist es? — O, ich beschwöre Dich, gesteh' es mir!" bat sie, zärtlich den Gatten küssend.

„Laß es ruhen, liebe Victorine, was in Vergessenheit begraben sein sollte," erwiderte Conrad ausweichend.

Aber die liebliche Gattin ließ nicht ab mit zärtlichen Bitten. Sanft zog sie den Gatten auf den Divan des Balkons nieder, und drang so lange in ihn, ihr die Ereignisse jenes Abends in Richmond mitzutheilen, bis sich Conrad dazu entschloß.

„Kurz nachdem man Dich zur Quadrille abgeholt hatte, wurde von rückwärts ein Zettel vor mich hin auf den Tisch geworfen," begann Conrad Heiduck seine Mittheilungen. „Ich sprang auf, um mich nach dem sonderbaren Ueberbringer umzusehen, aber er war schon verschwunden. Der Inhalt des Papiers forderte mich auf, binnen einer Stunde an einem bestimmten Orte zu erscheinen; die Unterschrift war die meines Bruders, Oldar Valori. — Der Vater brachte Dich nach Hause und kehrte dann wieder zu mir zurück, der ich ihn in dem Palmensaal erwartete. Die Adresse führte uns in eines der letzten Häuser einer Vorstadt Richmond's. An der niedrigen Hausthür wurden wir von einem schlecht gekleideten Mann empfangen, der uns in das Hofgebäude wies. Wir mußten eine elende, schmale Treppe hinauf, rechts befand sich eine Thür, die wir öffneten. Wir traten in ein niedriges kleines Gemach. Der Thür gegenüber, neben dem einzigen Fenster, stand ein Tisch, und vor demselben angelehnt, mit verschränkten Armen und mit finster auf den Boden geheftetem Blicke, Oldar Valori. — Bei dem Geräusch, das wir verursachten, blickte er auf, und als er im unsichern Scheine

einer Oellampe, die auf dem Tische brannte, hinter mir, der ich zuerst eintrat, noch Jemand kommen sah, trat er hastig vor. Deinen Vater erkennend, prallte er überrascht zurück.

„Mein Herr!" rief er ungestüm. „Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen! — Meine Aufforderung galt nur Diesem!" Dabei wies er auf mich.

Aber Dein Vater ließ sich nicht so ohne Weiteres abfertigen. Er trat ruhig zu ihm heran, und mit strafendem Blicke ihn ansehend, sagte er drohend:

„Ich habe mit dem Mörder meines Sohnes wohl ein Wort zu sprechen!"

Diese Aeußerung wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Oldar. Er zuckte hastig zusammen und erbleichte. Doch schnell wieder Fassung gewinnend, sagte er im rauhen Tone:

„Nun denn schnell, meine Herren! — Meine Zeit ist gemessen! — Ich habe geliebt — geliebt mit dem heißesten Gefühle, dessen ein Sterblicher nur fähig ist — ich habe lange von der namenlosen Qual der Leidenschaft gelitten! — Und als ich mir selbst erringen wollte, was man mir verweigerte — da hat man mich beschimpft — und wie einen räudigen Hund vor die Thür geworfen! — Damals habe ich Rache — blutige Rache gelobt, bis zum letzten Athemzuge."

Er gerieth in heftige Aufregung. Die blutunterlaufenen Augen funkelten im wilden Feuer und weißer Schaum drängte sich auf die erbleichten Lippen. Sein Anblick flößte uns in der That Entsetzen ein. — Er hatte sich einen Augenblick unterbrochen, doch schnell fuhr er mit erneuerter Wuth fort:

„Ja, ich habe Dir Rache geschworen, alter Mann, dafür, daß Du mich so grausam aus Deinem Hause stießest — und ich habe mich gerächt — nicht wahr? — Dein Sohn ruht mit zerschmetterten Gliedern auf dem Meeresgrund! — Unsere Rechnung ist abgethan — nur mit diesem habe ich noch abzurechnen!" Er zeigte bei diesen Worten auf mich. „Was zwischen uns in New-Orleans vorgegangen, das wissen wir beide, aber was Du mir durch die Militairbehörden zugedacht, das habe ich erst vor Kurzem erfahren", fuhr er ungestüm fort.

Ich verstand ihn nicht, und fragte, was er damit meine?

„Du fragst noch?" rief er außer sich vor Wuth und packte mich

an der Brust. „Du hast also schon vergessen, daß Du verrathen, wer der Anstifter jener That am Potomac und jenes Schauergemäldes bei Memphis war? — Leugne es nicht — in wenigen Minuten stehst Du vor Gottes Richterstuhl!"

Ich betheuerte ihm meine Unschuld. Er sprang aber auf mich zu und drückte mir ein Pistol in die Hand.

„Du leugnest den Verrath? — So fahre zur Hölle mit Deiner Lüge! Wir schießen zugleich!" brüllte er, immermehr in Wuth gerathend.

Dein Vater stürzte auf ihn los, doch mit wilder Kraft schleuderte ihn Oldar von sich, und rief höhnend:

„Zurück, Alter! — Es sind zwei Läufe — wie leicht könnte das Blei Deinen grauen Schädel küssen! Schieß — schieß!" wandte er sich drohend an mich. „Es ist ein ehrliches Duell — ein Mörder und ein Bruderverräther! — Schieß! sage ich! — oder ich drücke los!

Ich hörte den Hahn seiner Pistole knacken. — In diesem entsetzlichen Augenblick polterten Tritte auf der Treppe, ungestüm wurde die Thür aufgestoßen und herein trat — ein Officier, Soldaten folgten ihm. Hinter diesem tauchte eine Gestalt auf, in der ich einen Oberlieutenant, Namens Blount, von der Rebellen-Armee, erkannte.

„Halt ein! — Wahnsinniger!" herrschte Blount meinen Bruder an. „Nicht dieser hat Dich verrathen", er zeigte auf mich, „sondern ich war es, der die Welt von einem Scheusal befreien wollte!"

„Du — Du?" brüllte Oldar mit verzerrten Zügen. „So nimm auch Deinen Lohn dafür, Elender!"

Ein Knall, und mit zerschmettertem Haupte brach Blount zusammen. — Die Soldaten stürzten auf Oldar zu — er wurde ergriffen, vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt — und nach wenigen Wochen erschossen. — Mit einem gräßlichen Fluche gegen mich, hauchte Oldar Valori seine Seele aus, wie mir die Officiere mittheilten, welche die Execution leiteten."

Auf's Tiefste erschüttert, schwieg Conrad, und eine stille Thräne, die über seine Wange rann, galt dem Andenken des Bruders, der ihm stets feindlich im Leben gegenübergestanden, den der Wahn der Leidenschaft von einem Verbrechen zum andern getrieben hatte. — Victorine war schluchzend an die Brust des Gatten gesunken. Der

Mond war inzwischen aufgegangen, und sein bleiches Licht ergoß sich über die schlummernde Erde. Nach einer Pause verließen beide schweigend den Balkon. . . . .

. . . .

Der vergangene Carneval hatte in diesem Jahre noch mehr als früher eine Menge von Fremden nach Venedig gezogen, um an den großartigen Vergnügungen Theil zu nehmen, die zur Feier der Abtretung Venetiens stattfanden. Die hohe Aristokratie aller Länder war vertreten. Unter den Fremden von Distinction bemerkte man den Fürsten von Este-Nizza mit seiner schönen Gemahlin, sowie Don Josè Maria, Telles de Alarcon, Marquis de Posa. Wie erstaunte der Marquis, als bei einem Hoffeste Ben Ellinor plötzlich an ihn herantrat. Im ersten Augenblick glaubte der Marquis sich zu irren, denn der Jude Simon Baroche, hatte als Banquier Hally Robinson, ihm den Todtenschein über das Ableben Ben Ellinor's eingesandt, wodurch die bisherigen reichen Unterstützungen ausblieben, als aber der junge Fürst sprach, da erkannte er sogleich seinen früheren Schützling. Mit inniger Freude, aber auch mit wahrhafter Theilnahme, hörte er die Erzählung der seltsamen Abenteuer Ben Ellinor's an, und pries in seinem Herzen die Gnade Gottes, die den schwergeprüften jungen Mann endlich in den Hafen der Glückseligkeit geführt hatte. Der Marquis versprach im Hotel des Fürsten noch vor seiner Abreise, die schon in wenigen Tagen stattfinden sollte, vorzusprechen. Ein Ereigniß, ganz seltsamer Art, verschob aber die Abreise noch um eine geraume Zeit.

Es war ungefähr um fünf Uhr Nachmittags, des nach dem Hoffeste folgenden Tages gewesen, als der Marquis seine Wohnung am St. Markusplatz verließ, um sich in den Zirkel zu begeben, den er nach seiner Gewohnheit täglich frequentirte, und der nur eine kurze Strecke entfernt war, da gewahrte er plötzlich zu seinem nicht geringen Schrecken, daß er sein Taschenbuch verloren, welches unter Anderem eine bedeutende Summe in Accreditiven und in englischen Banknoten enthielt. Da er so ziemlich gewiß war, das Taschenbuch eingesteckt zu haben, so konnte er sich das Verschwinden desselben nicht erklären, obgleich sein Geist ihn mit allerlei Muthmaßungen bestürmte.

„Wenn ich mich geirrt", sagte er zu sich selbst, „wenn ich das Taschenbuch in der Zerstreuung doch vergessen hätte? — Es wäre

doch möglich — wir wollen sehen, die Summe ist am Ende bedeutend genug, um sich die Mühe zu nehmen, einige Augenblicke zu verlieren und umzukehren."

In seiner Wohnung wieder angelangt, durchsuchte er sämmtliche Zimmer, eilte in sein Arbeitsgemach, leerte alle Fächer, stürzte Alles durcheinander, bis er die Gewißheit erlangte, daß weder Taschenbuch noch Inhalt vorhanden sei.

Schon war er der erfolglosen Nachsuchung müde und versank in ein tiefes Sinnen, indem er sein Gedächtniß zu Rathe zog, ob er das Verlorene vielleicht irgendwo liegen gelassen, als plötzlich heftig die Glocke gezogen wurde. Der Marquis öffnete die Thür, ein alter Mann in ganz dürftiger Kleidung brachte ein zierliches Briefchen, dessen Siegel der Marquis schnell erbrach. Die feinen Schriftzüge ließen auf eine Frauenhand schließen. Er las Folgendes:

Herr Marquis!

Wahrscheinlich in einer Zerstreutheit ließen Sie, als Sie sich von Ihrer Wohnung entfernten, Ihr Taschenbuch fallen, über dessen Verlust Sie nicht wenig beunruhigt sein werden. Geben Sie sich zufrieden; es ist, Dank dem Himmel, von ehrlichen Händen gefunden worden.

Entschuldigen Sie das Oeffnen und Durchsuchen Ihrer Briefschaften; es war das einzige Mittel, den rechtmäßigen Besitzer des Taschenbuches ausfindig zu machen. Es befindet sich sammt seinem ganzen Inhalte in den Händen eines zuverlässigen Mannes, der von mir beauftragt ist, es Ihnen zu behändigen.

Alexandra Heiduck.

Ueberraschung und lebhafte Freude malten sich in den männlich schönen Zügen des Marquis. Er las mehrfach den Namen „Alexandra Heiduck", dann heftete sich sein Blick auf den Greis, welcher unbeweglich und ohne ein Wort zu reden vor ihm stand.

Endlich brach der Alte das Schweigen, indem er sagte:

„Ich bin also am rechten Orte, dieser Brief war an Sie gerichtet, nicht wahr, mein Herr?

„Ja wohl, mein Freund" erwiderte der Marquis freundlich.

„Sie sind der Herr Marquis de Posa?" fragte der Alte weiter.

„Ja, gewiß Alterchen. — Aber warum noch diese Fragen?"

„Weil es sich gehört, wichtige Aufträge gewissenhaft auszuführen," sagte der Greis nicht ohne eine gewisse Würde an den Tag zu legen. Mit diesen Worten zog er das Taschenbuch hervor und fügte treuherzig hinzu: „Man hat mich hierher gesendet, um Ihnen dieses hier zu übergeben, wollen der Herr Marquis gefälligst nachsehen, ob auch nichts darin fehlt!"

Der Marquis öffnete lächelnd das Taschenbuch und nachdem er sich von dem vollständigen Inhalte überzeugt hatte, rief er in heiterem Tone:

„Vortrefflich, Alterchen! — Ihr verdient schon eine Belohnung für die Art und Weise, wie Ihr Euren Auftrag erfüllt habt. Hier sind einstweilen hundert Franken für Euch, Ihr müßt mir aber noch einen Dienst erweisen, wofür Ihr noch eine Belohnung erhalten sollt."

„Und um was handelt es sich, Herr Marquis?" fragte der Alte, indem er mit einem freudigen Blick und höflich dankend, das Geld nahm.

„Ihr sollt mir die Adresse derjenigen Person angeben, welche Euch das Billet und das Taschenbuch übermittelt hat," sagte Posa freundlich.

„Das ist unmöglich," versetzte der Greis mit dem Kopfe schüttelnd.

„Wie so das?" fragte der Marquis erstaunt.

„Weil ich dieser Person versprechen mußte, ihre Wohnung nicht zu nennen."

„So hört, Alterchen," fuhr Posa neugierig fort, „wollt Ihr Euch noch fünfhundert Franken verdienen?"

„Das wäre eine hübsche Summe für arme Leute und wohl mitzunehmen, wenn ich nicht das Versprechen der strengsten Verschwiegenheit gegeben hätte," erwiderte der Greis unentschlossen.

„Wahrhaftig, Ihr seid sehr gewissenhaft, Alterchen," sagte der Marquis halb unwillig: „Ich ehre zwar Eure Standhaftigkeit, so gut als Eure Treue, allein, Ihr werdet doch selbst einsehen, daß diese Gewissenhaftigkeit übertrieben ist. Entscheidet selbst, das Taschenbuch enthält einen bedeutenden Theil meines Vermögens; dieser Person, deren Adresse Ihr mir vorenthalten wollt, bin ich vielen Dank schuldig, Bescheidenheit und Zartgefühl, was beides sehr edeldenkend und lobenswerth ist, haben sie veranlaßt, nicht selbst zu kommen;

jedoch darf ich nicht zugeben, daß sie sich meinem Danke entzieht und Ihr selbst werdet zugeben, daß eine Verschwiegenheit ihrer Adresse hier gar nicht am Platze ist, indem ich dadurch verhindert werde, eine seltene Handlung, wie sie es verdient, zu belohnen."

Der Alte überlegte einen kurzen Augenblick, dann auf einmal als hätte er einen Entschluß gefaßt, sagte er entschlossen:

„Ich habe Ihnen aufmerksam zugehört, Herr Marquis, und finde Dasjenige, was Sie mir so eben gesagt haben, ganz richtig. Die junge Person, welche mich zu Ihnen geschickt, ist ein wenig stolz, denn sie ist adliger Geburt. Ihr wahrer Name ist Alexandra von Delambrowitsch..."

„Was?" rief der Marquis erstaunt, indem er sich noch einmal den Namen nennen ließ, da er wahrscheinlich glaubte, nicht richtig gehört zu haben.

„Wie ich Ihnen sage, Herr Marquis," fuhr der Alte redselig fort, „sie hat nur meinen Namen, Heiduck, um deßhalb angenommen, weil sie sich als Stickerin kümmerlich ernähren muß. Sie lebt in strengster Zurückgezogenheit und verkehrt mit anderen Menschen nur so viel, als sie eben muß. Ja, ja, Herr Marquis," fügte der Alte traurig hinzu, „das Schicksal hat uns beiden hart mitgespielt. Früher wohnten wir in prächtigen Zimmern, jetzt ist ein bescheidenes Dachstübchen unser Asyl und der Kummer macht uns bleich und alt."

Der Marquis hatte aufmerksam den Worten des Greises zugehört, ein Gedanke beschäftigte seine Seele.

„Dann sind Sie wahrscheinlich der Commerzienrath Heiduck aus Dresden, mein Herr?" sagte Posa plötzlich im veränderten Tone.

„Ja Herr Marquis — der — der bin ich!" stammelte der Alte, erschreckt Posa anstarrend. „Aber woher wissen Sie . . ."

„Erzählen Sie mir die Leidensgeschichte der jungen Dame, Herr Heiduck," unterbrach ihn der Marquis plötzlich in hastiger Weise, indem er den Titel des alten Mannes absichtlich wegließ. „Ich muß diese genau wissen, auch die Ihrige wünsche ich zu erfahren, denn es leben Menschen, die ein heiliges Anrecht auf Sie, Herr Heiduck, und vielleicht auch auf jene junge Dame haben, und die sich glücklich schätzen werden, Sie beide in ihrer Mitte aufnehmen zu können."

Der alte Heiduck setzte sich, und erzählte dem Marquis alle

jene Begebenheiten, die wir bereits wissen. Oftmals half der Marquis dem Gedächtniß des Greises durch Querfragen nach.

Bald darauf begab er sich mit Heiduck in die bescheidene Wohnung der armen Stickerin, die nicht wenig erstaunte, den vornehmen Herrn mit dem alten Großvater eintreten zu sehen. Wenige Worte genügten aber, ein vertrauenvolles Einvernehmen herzustellen, und etwa acht Tage darauf treffen wir den Marquis mit seinen beiden Schutzbefohlenen in der traulichen Villa Conrad Heiduck's zu Portici.

Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn, war den Umständen nach, sehr herzlich. Mit keiner Silbe berührte Conrad die Vergangenheit, aber der alte Dufrois theilte dem Commerzienrath in den Abendstunden, die sie gemeinschaftlich vollbrachten, so Manches aus dem vielbewegten Leben seines Sohnes mit, das dem alten Heiduck oftmals die Thränen in die Augen lockte. Der Marquis war ungemein heiter, und lächelte oft so seltsam, wenn er sich in dem Kreise dieser schwergeprüften Menschen befand, die ihm theilweise ihr stilles Glück verdankten, daß sich Mancher von ihnen fragte: welche edle That oder welche Ueberraschung der Marquis noch für sie im Hintergrunde habe, denn daß es auf eine Ueberraschung abgesehen war, ahnte Jedermann. Nur Conrad schien darin eingeweiht zu sein, denn er conferirte oft bei verschlossenen Thüren mit dem Marquis und lächelte mit einem so seligen und vielsagenden Blick, wenn man ihn nach der Ursache fragte, daß Jedermann mit größter Zuneigung zu dem Stifter seines Glückes aufschaute.

Endlich schien die Zeit gekommen, die Allen Aufklärung bringen sollte. Der Marquis hatte Conrad ersucht, dafür Sorge zu tragen, daß die Gesellschaft am nächsten Tage im festlichen Schmucke bereit sei, einem Fest beizuwohnen, das er auf seiner, etwa eine halbe Stunde weiter liegenden Villa veranstalten werde. Gegen Mittag des andern Tages holte Posa die Gesellschaft in einem prächtigen Wagen ab. Klopfenden Herzens und mit neugierigen Blicken, betraten die eine Familie bildenden Menschen, das kleine Feenreich des Marquis, der sie in einen geschmackvoll dekorirten Saal führte. Nachdem man einige Erfrischungen zu sich genommen, und sich der Unterhaltung hingegeben hatte, wurde diese plötzlich dadurch gestört, daß von beiden Seiten des geräumigen Saales sich gleichzeitig die Thüren öffneten. Man sah in dem zur Rechten des Saales belegenen Zimmer, eine

bräutlich geschmückte, aber in einem weißen Schleier dichtverhüllte Dame, während in dem Zimmer zur Linken ein junger Mann in der eleganten Toilette eines glücklichen Bräutigams stand. Die Dame schlug langsam den Schleier zurück und stürmische, freudige Ausrufungen wurden von verschiedenen Seiten hörbar.

„Meine Tochter — meine Anna!“ rief der alte Heiduck mit nassen Blicken, stürzte in das Zimmer und umschlang zitternd die zierliche Gestalt des armen Weibes. „Mein Vater — mein lieber, guter Vater! — Ich habe Dich wieder!“ rief Anna im Ueberströmen der Gefühle.

„Anna — meine süße Anna!“ rief August Graf, denn er war der geschmückte Bräutigam.

„August — August! — Du lebst?“ schrie Anna und eilte in die Arme des Heißgeliebten und Todtgeglaubten, der sie stürmisch an seine Brust drückte.

„Aber Anna, hast Du mich den ganz vergessen?“ sagte eine Stimme aus dem Hintergrunde des Saales, nach einer kleinen Pause.

„O, mein Gott — mein Gott!“ rief Anna ungestüm. „Zu viel — zu viel des Glückes auf einmal! — Conrad, mein theurer Bruder! — Herr Marquis, Gott segne Sie, für diese Stunde des unaussprechlichen Glückes!“

„Ja, Gott segne ihn!“ riefen die Anwesenden wie aus einem Munde. Nur eine wohllautende Stimme sprach in feierlichem Tone: „Amen! Amen! Amen!“

„Himmel, Ben Ellinor!“ sagte Anna, indem sie ihrem Zögling mit mütterlicher Liebe die Hand reichte.

Lächelnd, aber mit einem Blicke, der nicht der Erde anzugehören schien, stand der Gründer des Wiedersehens dieser glücklichen Menschen da, während Randal Stanton, der unzertrennliche Gefährte des Marquis, sich die Augen trocknete, die ihm wider Willen feucht geworden waren.

„Und nun zur Kirche, meine Lieben!“ rief plötzlich der Marquis, indem er sich aus seinem seligen Entzücken aufraffte. „Herr Commerzienrath, nur Ihre Einwilligung zu einer Verbindung Anna's mit August Graf fehlt noch, Alles Andere ist beschafft, der Priester wartet am Altar, wollen Sie diese geben.“

„Von ganzem Herzen! — Gott gebe seinen Segen zu Euerer

Verbindung, meine Kinder!" rief der alte Heiduck und drückte dem Marquis in der Fülle seiner stürmischen Gefühle, herzlich die Hand.

Nur wenige Schritte von der Villa befand sich ein kleines Dorf mit einer Kapelle, dorthin führte der Marquis den Brautzug, und kaum eine halbe Stunde darauf, standen sich August und Anna als Ehegatten für dieses Leben gegenüber. Aber noch noch einmal wiederholte sich diese Scene, denn nach Verlauf von etwa einem Monat, nachdem Jeder seine Erlebnisse mitgetheilt hatte, führte Randal Stanton die verschämte Alexandra von Delambrowitsch als seine Gattin in den Kreis der glücklichen Menschen.

Verlassen wir die Umgegend von Portici und eilen wir im Geiste nach Louisiana, zu dem Besitzer von „Klein-Maryland" — Delores Marqeulla, den wir lange Zeit aus dem Gesicht verloren haben.

Es war Abend, eben ging der Mond auf, als Delores das Herrenhaus verließ, um in Begleitung seines neuen Ober-Aufsehers, in dem wir Burt Fielden erkennen — einen Spaziergang zu machen.

Der heutige Tag hatte eine schwere Last auf seine Seele gewälzt, denn seine begüterten Nachbarn hatten ihn öffentlich als Denjenigen bezeichnet, durch dessen Verrath die Spaltung des Südens mit dem Norden ein so schmäliches Ende genommen hatte, und Delores glaubte zu erkennen, daß es das Beste sei, sein unbewegliches Eigenthum entweder zu verkaufen, oder unter Burt Fielden's Leitung zu belassen und sich mit seiner beweglichen Habe unter einen ruhigeren Himmel Nord-Amerika's zurückzuziehen, um eine sturmfreiere Zeit für „Klein-Maryland" abzuwarten.

Sie hatten so eben den Saum eines kleinen Gehölzes erreicht, als Burt plötzlich stehen blieb und Marqeulla durch eine Bewegung am Weitergehen verhinderte. Ein Wink seiner Hand bedeutete Delores stehen zu bleiben und einen Blick durch die Oeffnung des Gehölzes zu werfen. Der Besitzer von „Klein-Maryland" folgte dem Fingerzeig seines Ober-Aufsehers mit den Augen und er sah Whida, den Ben-Ellinor von London aus wieder nach Lousiana geschickt hatte, da seine damaligen Verhältnisse ihm nicht gestatteten einen Diener zu halten, in wilder Eile daherstürmen, er sah eine seiner früheren Sklavinnen, welche gerade von der Arbeit zurückkehrten, dem jungen Mann mit lautem Jubel entgegen fliegen.

„Whida! — zu früh — zu früh! — Warte die Mitternacht ab!“ schrie die Negerin, Whida umschlingend.

Ihre Stimme verrieth Medula. Whida versuchte sich loszuringen, doch das Weib drückte ihn fester an die Brust und schrie in wilder Begeisterung den anderen Negerinnen zu:

„Seht, das ist er! — Meine Brust hat ihn gesäugt! — Mein Auge hat für ihn gewacht! Und ich werde die erste sein, die er aufhebt, wenn unser ganzes Volk auf dem Angesicht niedergeworfen liegen wird, vor seiner Hoheit!“

„Weib, um Gotteswillen beschwör ich Dich, hör' auf mit Deinen unsinnigen Worten!“ rief der Königsenkel außer sich. „Sage mir lieber, was sind das für neue Entwürfe, welche das Dunkel dieser Nacht zur Reife bringen soll?“

Medula schien antworten zu wollen, aber das glühende Auge Burt Fielden's, das die trockenen Zweige der Gebüsche entzünden zu wollen schien, traf ihren Blick, und machte ihren Mund verstummend. Sie legte hastig den Finger auf die Lippen und entlief mit ihren Genossinnen. Whida starrte ihr eine Weile sinnend nach und setzte dann schnell seinen Weg fort, ohne Marqeulla und Fielden bemerkt zu haben.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Delores, erstaunt den Ober-Aufseher betrachtend.

„Etwas Gutes sicher nicht,“ antwortete dieser mit bleichen Zügen. „Ich werde Whida unbemerkt nachschleichen, und Ihnen Nachricht von seinem Treiben bringen. — Verfügen Sie sich ruhig in das Herrenhaus zurück.“

Mit diesen Worten trennten sie sich. Fielden folgte Whida aus der Ferne.

„Nun heilige Gottesmutter!“ rief Whida, als er sich außerhalb des Augenbereichs der Negerinnen sah, „nun sei mir gnädig und hülfreich! — Schicke mir Deinen heiligen Engel, der mich lehrt, was ich thun soll! — In dieser Nacht droht das Verhängniß über das Haupt meines Wohlthäters loszubrechen — und er ist ungewarnt — ungerüstet zur Flucht.“

Fielden hörte diese Worte. Er sah, wie Whida in ein Tau gespannt, mühsam ein schweres Boot stromaufwärts zu ziehen begann. Einige Minuten beobachtete er ihn verstohlen, dann eilte er zu Marqeulla. Dieser wurde bleich als der Ober-Aufseher ihm die Mittheilung seiner

Wahrnehmungen machte und daran die Bemerkung knüpfte, daß er Whida schon seit einiger Zeit beargwöhne, sich auf einem sehr verdächtigen Wege zu befinden und horchte mit steigender Besorgniß auf die Beweise, durch welche Fielden seine Angaben unterstützte. Delores Marqeulla selbst sanken plötzlich die Schuppen von den Augen, er entsann sich, daß ihm die Verstörtheit des Jünglings schon öfter und besonders bei einer Gelegenheit aufgefallen war, als dieser ihm den Rath ertheilte, seine Gelder in Sicherheit zu bringen. Er entsann sich, daß seit Whida's Rückkehr aus England, sein Verkehr mit den inzwischen frei gewordenen Sklaven häufiger geworden war.

„Was soll ich beginnen?" sagte er zu Burt Fielden. „Der Bube verräth mich!"

Da richtete Miß Mary Harringen ihre Augen vorwurfsvoll auf den Gebieter von „Klein-Maryland", und sagte im ernsten Tone, „Whida verräth Sie niemals! — denken Sie an Alice!"

Ein demüthigendes Schamgefühl röthete Delores Wangen, Whida's liebevolles, keiner Verstellung fähiges Herz lag mit all' seinen ihm dargebrachten Opfern vor den Blicken des leicht täuschbaren Mannes da, und mit Reue über seine undankbare Leichtgläubigkeit, rief er endlich:

„Nein, Whida ist kein Verräther! — Was er auch im Geheimen unternehmen mag, er thut es zu unserem Besten."

Das Herz Burt Fielden's kannte nicht das Gefühl der Dankbarkeit, er schüttelte den Kopf und sagte:

„Ist er denn weniger ein Verräther, wenn er in der Absicht, für Ihr Bestes zu wirken, ein Einverständniß mit den von Ihren Feinden aufgehetzten Negern unterhält und diese betrügt?"

Während dieses Gesprächs hatte Mary Harringen unbemerkt das Zimmer verlassen, welches sie nach wenigen Minuten wieder betrat, ihr folgte Whida.

„Da bringe ich Ihnen den Verräther. Ich habe ihn rufen lassen, und er ist sogleich gekommen", sagte die frühere Erzieherin der Tochter Marqeulla's zu dem Gebieter von „Klein-Maryland".

„Du bist ja so durchnäßt, Whida; wo bist Du gewesen?" fragte Delores liebreich den ängstlich dastehenden Jüngling.

„Am Wasser", antwortete dieser etwas zögernd.

„Und was hast Du denn dort zu schaffen gehabt?" fiel Burt Fielden in rauher Weise ein.

Whida verstummte und blickte flehend in die milden Züge der Miß Mary Harringen.

„Du scheinst Dich nicht besinnen zu können", fuhr der Ober-Aufseher fort, „ich will Deiner Erinnerung zu Hülfe kommen. Vor etwa einer guten Stunde lagst Du in Medula's Armen und sprachst mit ihr von neuen Entwürfen, welche diese Nacht zur Reife bringen solle; — was sind dies für Entwürfe?"

„Bei den Strafen Gottes — ich weiß es nicht!" rief Whida betheuernd.

„Mein Sohn, hüte Dich, die Wahrheit zu umgehen", sagte Delores Marqeulla im väterlichen Tone zu Whida. „Denn Du mußt wissen, daß Dein geheimer Verkehr mit den unzufriedenen Negern, uns nicht fremd geblieben ist, daß wir Dich seit einiger Zeit beobachtet, und deutliche Spuren einer Treulosigkeit entdeckt haben. Ich will jedoch Deine Jugend berücksichtigen, und Dich nur für einen Verführten halten, wenn Du durch ein offenes Bekenntniß Dich meiner väterlichen Milde würdig zeigst."

Whida's Brust schien von einem schweren Geheimniß hart bedrückt. Er stöhnte tief auf, schluchzte heftig, und sank endlich zu Marqeulla's Füßen nieder.

„Ja!" flüsterte er tonlos, „treulos habe ich werden wollen, aber nur an dem Volke meines Blutes, nicht an meinem Wohlthäter!"

„Whida, sieh mich an", sagte Delores gütig. Der Jüngling erhob das thränenvolle Auge, und Marqeulla fuhr in ruhigem Tone fort: „Ich mißtraue Dir nicht Whida, ich will vielmehr alles Dasjenige glauben, was Du mir sagen wirst. Entdecke mir ohne Rückhalt, was Dein Gemüth bedrückt — was giebt es unter den Negern?"

„Die fünf Millionen farbigen Männer, denen man die Freiheit gegeben hat, sehnen sich nach einem eigenen Reiche", sagte Whida leise, „meine Abstammung aus dem Herrscherhause der Könige von Whida, giebt Ihnen die Veranlassung, mich als Ihren Herrscher anzusehen. Man will sich der Reichthümer der Weißen bemächtigen, um die Mittel zur Erreichung des Zweckes zu haben. Um Ihnen nun nützlich sein zu können, habe ich die Verbindung mit meinem Volke erhalten . . ."

„Aber warum verschwiegst Du mir diesen Umstand?" unterbrach ihn Marqeulla vorwurfsvoll.

„Weil die leiseste Aeußerung der Unruhe, die behutsamste Vorsichtsmaßregel, zu welcher meine Mittheilung Sie veranlassen konnte. mich des Vertrauens der Neger, und mithin der Mittel beraubt haben würde, Ihnen im Augenblick des Eintritts der Gefahr nützlich zu werden.“

„Du hast viel gewagt,“ sagte Burt Fielden rauh. „Hast mehr Vertrauen in Deine Einsicht gesetzt, als es einem Diener geziemt . . .“

„Ich bin kein Diener!“ unterbrach ihn Whida mit überraschender Würde. „Seit ich diese Hand für das Kind meines Wohlthäters hingegeben, seit ich mich fähig erkannt, für ihn zu sterben, seit jenem Augenblick fühle ich mich ihm ebenbürtig. Ich bin niemals sein Sklave oder sein Diener gewesen. — Ich bin der Sohn dieses edlen Mannes und der Bruder der Verstorbenen!“

Mary Harringen hatte die verstümmelte Hand Whida's emporgehoben, gleichsam zur Bekräftigung seiner Worte, aber sie ließ diese Hand hastig wieder sinken und rief in erschrecktem Tone:

„Whida — Deine Hand blutet!“

Marqeulla richtete seinen Blick auf die verkrüppelte Hand, und wirklich drang in großen Tropfen das Blut durch die zerrissene Haut welche fein und zart Whida's fleischlose Hand überspannte.

„Was ist das?“ rief Delores erschreckt, „was hast Du mit Deiner Hand begonnen?“

„Ich habe Ihre Flucht vorbereitet und mich vielleicht an dem rauhen Tauwerk verletzt, als ich das große Boot in die Bucht hinter der Zuckerrohrplantage zog. Von dieser Seite ist eine schnelle Flucht, wenn diese nöthig werden sollte, am b sten zu bewerkstelligen. Doch es schlägt elf!“ unterbrach er sich unruhig. „Gott sei mit Ihnen! — Ich muß fort, man erwartet mich! Sollte der böse Geist unbeschwörbar um sich gegriffen haben, dann werde ich — um Sie zu retten, mein edler Wohlthäter — zum Verräther an meinem Volke!“

Whida eilte hinaus.

„Halt, halt!“ schrie Marqeulla dem Eilenden nach.

„Lassen Sie ihn gehen, aber nicht unbeaufsichtigt,“ sagte Burt Fielden, Delores zurückhaltend. „Hat es ein Schwarzer erst bis zu diesem Trotze gebracht, dann steht Vieles von ihm zu befürchten. Die Diener müssen ihm nachschleichen.“

„Nicht doch!“ erwiderte Marqeulla hastig. „Dieses Jünglings

Selbstgefühl ist kein Trotz! Ich mache mir Vorwürfe, daß ich einen Augenblick lang an seiner Treue und Ergebenheit zweifeln konnte."

„Mit gleicher Zuversicht bauen aber auch die Neger auf seine Treue," versetzte der Ober-Aufseher eindringlich, indem er das Zimmer hastigen Schrittes verließ, um die Diener zu beordern, die einen Signalschuß geben sollten, wenn Gefahr drohte.

Die Mitternacht schlich vorüber, und immer lichter wurden die folgenden Stunden; aber Whida kehrte nicht zurück, und das gefürchtete Zeichen wurde von den Dienern nicht gegeben.

Endlich brach der junge Tag an, da fanden die Diener sich wieder ein und berichteten: Whida nirgends entdeckt zu haben. Nun trat die Besorgniß um das Schicksal Whida's an die Stelle der Sorge Marqeulla's um seine eigene Sicherheit. Er bot alle seine Leute auf, um Whida's Spur zu suchen; aber bald kehrten die Leute mit der Nachricht zurück, daß man außer Whida noch etwa fünfzig Neger vermisse.

Marqeulla erschrack und begab sich in sein Arbeitszimmer, während Burt Fielden Medula anhielt, welche im Begriff war, bei ihm vorüber in das Haus zu schlüpfen.

„Weißt Du, daß wir Whida vermissen?" fragte er.

„Ja, ich weiß es," erwiderte Medula mit leuchtenden Augen, indem sich ihr Mund zu einem scheußlichen Lächeln verzog.

„Und Du lachst bei dem Verlust Deines Herrn?" fragte er erstaunt.

„Warum soll der Knecht nicht lachen, wenn er gewinnt, was der Herr verliert!" erwiderte Medula in einem eigenthümlichen Tone: „Fürchtet nichts für Whida, seine Freunde lieben ihn, und er weiß, daß er ein Königsenkel ist, den sein Volk auf Händen tragen wird!"

„Schändlich, niederträchtig!" rief Burt Fielden, sich heftig ereifernd. „Also freiwillig ist die Schlange abgefallen von dem Herzen des Mannes, der ihn aus dem Staube emporhob und zu einem denkenden Menschen erziehen ließ!"

„Schilt ihn nicht!" sagte Medula heftig. „Ihr erzählt ja so schön von Moses, dem Manne Gottes, der seinem Wohlthäter das Haupt zertrat, um sein Volk zu retten. — Was that denn Whida Schlimmeres? Er wird der Herrscher seines Volkes werden!"

„Schweig, Weib!" schrie Burt, in Wuth gerathend, „Du sollst diese Worte mit dem Tode büßen!"

„Was giebts denn?" fragte die Stimme Marqeulla's von oben herab, der durch den Lärm herbeigezogen wurde.

Medula entschlüpfte, und der Ober-Aufsehr theilte dem Gebieter ihre Worte in erregter Weise mit.

„Sehen Sie, daß ich Recht hatte," sagte er am Schlusse, „der Bube ist ein Verräther!"

„O, nein," versetzte Marqeulla lächelnd, „Seit er mich beschämt hat in der Erkenntniß des Herzens, seit er sein Kindesrecht an mir behauptete, kann ich nicht mehr an den Adel seiner Seele zweifeln. Whida ist zu hochherzig, um mich für alle Kronen der Erde zu verrathen, und zu verständig, um sich durch den Reiz der Herrschaft über jene Halbmenschen zu einer Frevelthat verführen zu lassen."

„O, hören Sie auf meine Worte, ehe es zu spät ist!" rief Burt Fielden eindringlich. „Ihr Entschluß, zu fliehen, steht ja ohnehin fest, beschleunigen Sie die Ausführung! Nehmen Sie Ihr bewegliches Eigenthum zusammen und fliehen wir, denn auch ich fürchte für mein Leben!"

„Nun, denn, so wollen wir fliehen," erwiderte Delores seufzend. „Helfen Sie mir meine Gelder und Kostbarkeiten einpacken."

Ein teuflisches Lächeln stahl sich unbemerkt über die Züge Burt Fielden's als er diese Worte vernahm. Sein lüsternder Sinn sehnte sich nach dem Besitz der Schätze seines gütigen Herrn, der den obdachlosen Fremdling eines Tages aus Mitleid aufnahm, und ihn nach kurzer Zeit zum Ober-Aufseher seiner Arbeiter ernannte.

Delores Marqeulla war mit dem treulosen Fielden beschäftigt, die werthvollsten Gegenstände in Kisten und Koffer zu verpacken, um diese von den Dienern nach dem Schiffe schaffen zu lassen, das Whida in die Bucht gezogen hatte, als plötzlich ein furchtbares Geheul an ihr Ohr drang und ihre Seele mit Grausen erfüllte. Marqeulla öffnete schnell ein Fenster und sah seine Vorrathsspeicher in Flammen stehen. Die Neger von dreizehn Plantagen waren im Laufe der Nacht gegen ihre Herren aufgestanden und hatten sich den Besitzungen Marqeulla's zugewälzt. Sie hatten die Rumfässer zerschlagen und sich mit viehischer Lust berauscht. Endlich wandten sich einige Hundert der Neger dem Herrenhause zu, um dasselbe ebenfalls in Brand zu stecken, und um ihre Raublust zu befriedigen. —

Immer drohender, immer vernehmbarer wurde das Geheul, immer heller leuchtete die glühende Wolke, die sich mit rasender

Schnelligkeit auf das von allen Seiten von den wilden Negern umschlossene Herrenhaus daher wälzte, und dasselbe zur lebhaftesten Flamme entzündete. Das Feuer brach im Dachwerk zuerst aus und griff mit entsetzlicher Eile um sich. Man hatte die Thore geschlossen, und versucht, nach der Wasserseite einen Ausweg zu gewinnen, aber Delores erkannte sogleich, daß ihm auch dieser Rückzug abgeschnitten war.

„Alles, was ich besitze, soll Euer sein!" rief er aus einem Fenster den Negern zu, „wenn Ihr mich mit meinen weißen Dienern frei abziehen läßt!"

Ein wieherndes Gelächter antwortete ihm.

„Sie her, Du weißer Satan!" brüllte ein riesiger Neger, in dessen Stimme er Haruk, den Wilden, zu erkennen glaubte. „Wie Du jetzt in Angst um Dein elendes Leben bangst, so hat Haruk's Schmerz gerast in seinen Adern, als Dein Weib mein Kind zu einem Krüppel mit Füßen trat. — Vernichtet diese weiße Brut! — Sein Eigenthum gehört uns, wir sind seine Erben!"

Mit wüthendem Gebrüll schleuderte man brennbare Stoffe in das Haus, aus dem man die Angreifer durch Flintenschüsse fern hielt. In diesem Augenblicke der höchsten Noth, drang mit dem Donnerruf:

„Ungeheuer, was treibt Ihr für ein höllisches Spiel!"
eine riesenhafte Gestalt in den Kreis der berauschten Neger, welche sprachlos die ideale Kriegsrüstung des Fremden anstarrten, dessen nackte Haut bunt bemalt und dessen Hals und Brust mit einer zehnfachen Schnur zusammengereihter Feuerkäfer behangen waren. Ein ungeheurer Busch von Flamingofedern bedeckte sein Haupt und gab seiner Gestalt den Anschein einer riesenhaften Größe.

„Whida! — Whida! — Unser König!" jauchste Medula mit der Freude einer Rasenden. „Unser König!" brüllte der trunkene Haufe.

Aber Whida achtete nicht auf die wilden Freudenausbrüche der Neger. Er ergriff einen gewaltigen Feuerbrand und ließ ihn auf das Gesicht Haruk's niederfallen, der mit dem Geschrei:

„Meine Augen — meine Augen! — Ich bin blind!"
beide Hände auf sein verletztes Gesicht drückte.

„Was soll das? — Wohin, Whida?" schrie ein Neger, ihm den Weg vertretend, und zahllose Stimmen heulten hinter ihm her,

als er den Schmuck seines Körpers von sich warf und in das brennende Haus stürzte, in dem sich sein Wohlthäter befand. — Mit Grauen sahen die Neger den letzten Sproß des uralten Herrschergeschlechts von Whida, durch ein Fenster verschwinden, aus dem die gierige Flamme mit unwiderstehlicher Gewalt drang. Ein Wehegeschrei der bestürzten Neger erfüllte die Luft, während der todesmuthige Jüngling seinen Weg nach den Gemächern Marqeulla's nahm, die er nach vielen Anstrengungen erreichte.

„Whida, mein Sohn!" schrie Delores, indem ein Thränenstrom seinen Augen entstürzte. Er konnte nicht weiter reden, krampfhaft drückte er den schluchzenden Jüngling an seine Brust und küßte seine brennende Stirn mit einer Innigkeit, welche mehr und deutlicher sprach, als es Worte vermocht hätten.

Whida aber gewann zuerst die Sprache wieder und drängte zum Aufbruch, denn der Rauch war unerträglich geworden und die Flamme züngelte durch das Gemach. Ein gefährliches Knistern ließ sich vernehmen. Schon ergriff Whida eine Chatoulle mit Kostbarkeiten, schon nahm Marqeulla einen Beutel mit Geld, während Burt Fielden die nothwendigsten Kleider ergriff, schon trugen die Diener gewichtige Koffer in den Kellerraum und eben war man im Begriff die Schwelle des brennenden Zimmers zu überschreiten, da, plötzlich geschah ein furchtbares Krachen, das ganze stolze Gebäude schien in seinen Grundmauern zu wanken, ein tausendfältiger Schrei wurde hörbar und unter Trümmern, Staub und Asche begraben, lagen die Bewohner des Herrenhauses von „Klein-Maryland" und mitten unter ihnen der schwarze Königsenkel von Whida. —

Alles war todtenstill geworden. Die Neger waren voll Entsetzen von der Stätte des Unglücks geflohen, auf welcher der Todesengel sich niedergelassen hatte.

Der Raum gestattet uns nicht das weitere Leben unser liebgewonnenen Bekannten zu verfolgen. In einem neuen Roman, der nicht zu lange auf sich warten lassen wird, werden wir mit ihnen wieder zusammen treffen, und mit ihnen die ereignißreiche Zeit des letzten Jahres durchmachen.

Der Marquis de Posa steht noch vereinsamt da, er verfolgt mit gewohnter Ausdauer sein Ziel. Von Zeit zu Zeit, wenn die schlangengleiche Politik des englischen Kabinettes sich einschläfert und vergißt den Samen der Zwietracht unter die Völker des Weltalls zu

streuen, dann verständigen sich die Nationen: ein allgemeines Gemurmel des Unwillens erhebt sich; eine düstere Wolke thürmt sich drohend am britischen Horizonte auf. — Das ist der Untergang der Sonne, die sich hinter einer Wolke verbirgt, — und bisweilen scheint es uns, als ob mitten aus diesem Wetter furchtbar und stark, in der Hand den Blitz, der Genius des Sturmes — Moses Benjahie — Der Sohn des jüdischen Volkes — Der Kämpe eines unsterblichen Hasses, ersteht. Der Namenlose kann diesen mächtigen Hebel nicht brechen, wie ein gewöhnliches Werkzeug, durch den grausigen Schmerz, sein einziges Kind verloren zu haben, er wiegt in der Wage so viel als ein ganzes Reich. Manchmal häuft sich die Lava um den Krater des gährenden Vulkans und ein Funken entzündet sie wieder zur vernichtenden Gluth. Die Zeit ist ernst, wir erkennen den unermüdlichen Kämpfer in den welterschütternden Ereignissen. Aufrecht stehend, den Fuß auf der Brust des besiegten Feindes, schwingt er das Racheschwert zum Wohle der Menschheit. In der Stunde des Gerichts, werden wir mit ihm vereint sein.

Ende.

Druck von W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstr. 34.